Ger. Lit. D

Deutsche Rundschau

Herausgegeben von Bruno Hake

Band CLXVI

(Januar — Februar — März 1916)

164402
29/8/21

Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. — **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Gesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. — **Petersburg**, Gesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krabe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama**, Geiser & Gilbert. Winckler & Co. — **Zürich**, Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel & Wurzel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.166

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertſechsundſechzigſten Bande (Januar — März 1916).

Seite

Ernſt Günther Herzog zu Schleswig-Holſtein. Selbſtverwaltung und Kriegswirtſchaft. a

Franz Fromme. Zur engliſchen Entwicklung. Eine warnende Betrachtung germaniſcher Wege 1

Karl Toth. Fürſt Karl Joſeph von Ligne. (1734—1814.) Der arbiter elegantiarum des achtzehnten Jahrhunderts 17

Auguſt Strindberg. Der Friedloſe. Trauerſpiel in einem Akt . . 37

Hans von Müller. Drei Arbeiten Ernſt Theodor Hoffmanns aus den erſten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III. 57

Hermann Freiherr von Egloffſtein. Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß. IV (Schluß) 86

H. Prehn-v. Dewitz. Yuan Schi Kai 116

Graf Ilja Tolſtoi. Meine Erinnerungen. (Fortſetzung) IV . . 126

A. von Janſon. Das Volk in Waffen einſt und jetzt 140

Heinz Amelung. Scharnhorſts Briefe 152

Literariſche Notizen 155

Literariſche Neuigkeiten 159

Franz Fromme. Die Bedeutung einer vlämiſchen Hochſchule 161

Joachim Kühn. B. V. Ephraims Pariſer Geheimſendung von 1790/91. Das Ende einer politiſchen Legende 171

Gottfried Fittbogen. Klopſtock der Patriot und Revolutionär 192

Carl Buſſe. Krupski. Eine Erzählung aus dem Kriege. I 217

Wolfgang Stammler. Aus Gellerts Briefwechſel 237

Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P. Nordamerikas imperialiſtiſche Beſtrebungen 250

Graf Ilja Tolſtoi. Meine Erinnerungen. V (Schluß) 266

Guſtav Erneſt. Berliner Muſikleben 292

Harry Mayne. Eine neue Biographie Gottfried Kellers . . 305

Literariſche Notizen 307

Literariſche Neuigkeiten 319

(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

Alfredo Hartwig. Japan und Nordamerika 321
Ernst Müsebeck. E. M. Arndt in den politischen Strömungen nach den Freiheitskriegen 346
Carl Busse. Krupski. Eine Erzählung aus dem Kriege. II (Schluß) . 363
Mathieu Schwann. Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten 383
Josef Krauter. Die Politik Österreichs im griechischen Freiheitskampfe 1822—1829. I 400
Berthold Litzmann. Goethes „Euphrosyne". Ein Erlebnis und seine Gestaltung 414
Hermann Freiherr von Egloffstein. Erinnerungen an den bulgarischen Hof 439
Gottfried Fittbogen. Vom Preußentum 466
Literarische Notizen 472
Literarische Neuigkeiten 479

Selbſtverwaltung und Kriegswirtſchaft.

Von

Ernſt Günther Herzog Schleswig-Holſtein.

Der Weltkrieg, welcher die Völker zu einer Anſpannung aller ihrer Kräfte in einer Weiſe gezwungen hat, wie dies noch nie der Fall war, hat auch Forderungen an uns geſtellt und Geſichtspunkte in den Vordergrund treten laſſen, welche uns vordem minder wichtig ſchienen, auch bisher nicht der öffentlichen Behandlung unterlagen. Es wird ja wohl von keiner Seite beſtritten, daß unſere wirtſchaftliche Rüſtung nicht annähernd der militäriſchen Vorbereitung und unſerer Mobiliſierung entſprochen hat. Ich will an dieſer Stelle nicht näher darauf eingehen, worauf dieſer Mangel zurückzuführen iſt. Nach dem Kriege wird ſich hierfür noch genügend Gelegenheit finden, ſowohl im Wege der Erörterung in der Preſſe wie auch im Parlament. Nur auf das eine möchte ich hinweiſen, wie beſonders auffallend es iſt, daß in unſerem wohlgeordneten deutſchen Reich, wo faſt jeder Zweig unſerer Volkswirtſchaft eine beſondere reſſortmäßige Vertretung hat, und wo meiſt nicht nur *eine* Behörde, ſondern vielfach eine ganze Reihe von Behörden ſich mit derſelben Angelegenheit zu befaſſen hat, für die eigentliche wirtſchaftliche Vorbereitung zum Kriege die beſtimmte verantwortliche Stelle nicht vorhanden war.

Unſer wirtſchaftliches und politiſches Leben findet, außer in Parlament und Preſſe, in den ſtaatlichen Organen, in der Provinzialverwaltung und ferner in der Selbſtverwaltung der Städte und der Kreiſe ſeinen Ausdruck. Der Begriff der Selbſtverwaltung iſt uns in erſter Linie von England überkommen. Der 13. Dezember 1872 bezeichnet dann die Geburt unſerer jetzigen Preußiſchen Kreisordnung. Die Preußiſche Städteordnung geht auf den 19. November 1808 zurück; ferner fanden 1831, 1853 und 1867 Reviſionen beziehungsweiſe Neuordnungen ſtatt.

Wenn wir nun die Entwicklung unſeres Wirtſchaftslebens an Hand dieſer Körperſchaften betrachten, ſo iſt die größte Umwälzung der früheren Verhältniſſe wohl durch die Abwanderung der Bevölkerung vom flachen Lande und ein Zuſammenſtrömen in die Städte hervorgebracht worden. Die Stein-Hardenbergſche Geſetzgebung und die weitere Entwicklung hatten ja natur-

gemäß hierzu geführt; Gemeinden, welche außerhalb ihrer nächſten Umgebung faſt unbekannt waren, wuchſen in phantaſtiſcher Weiſe an. Sie erlangten den Charakter als Städte; kleine Landſtädtchen entwickelten ſich zu ungeahnter Größe, und die Stadtvertretungen ſelbſt ſahen ſich Aufgaben gegenüber, deren Möglichkeit jeder vor kurzem noch bezweifelt hätte. Natürlich ward dieſe Entwicklung durch den induſtriellen Aufſchwung begünſtigt.

Wie verhielten ſich nun Staat und Gemeinden gegenüber dieſen Aufgaben? Auf dem Gebiet der Armenpflege, der Schulen, der Kanaliſation, des Verkehrsweſens uſw. wurde gewiß viel geleiſtet; ein Gebiet, und eines der wichtigſten, blieb aber lange Zeit hindurch faſt unbeachtet: es war dies die Verpflichtung der Kommunen zur Anlage von Kleinwohnungen, mit anderen Worten: die Unterbringung der zuſammenſtrömenden Maſſen. Frankfurt a. M. unter ſeinem verdienſtvollen Oberbürgermeiſter, ſpäteren Miniſter von Miquel war eine der erſten Stadtvertretungen, die mit Energie an dieſes Problem herantrat und dem Recht der Städte auf Nutzung der Kräfte dieſes Zuſtroms und ihrer Fähigkeit als Steuerobjekt die Pflicht gegenüberſtellte, für geſunde Wohnungen zu ſorgen, welche auch zu einem erſchwinglichen Preiſe den betreffenden Bewohnern Angemeſſenes bieten konnten.

Im Anfang hatte man dieſes Gebiet ausſchließlich dem Spekulantentum überlaſſen. Die Beſitzer von Grundſtücken errichteten auf denſelben Mietskaſernen, meiſt nur geleitet von dem Geſichtspunkt der möglichſt hohen Verwertung und Ausnutzung ihrer Grundſtücke. Der Grundſtücksmarkt erzielte fabelhafte Gewinne; die nächſte Umgebung dieſer Städte warf den Beſitzern oder Grundſtücksſpekulanten mühelos Millionen in den Schoß, und dabei ſpotteten die ſanitären und ſittlichen Verhältniſſe vielfach jeder Beſchreibung. Allmählich rafften ſich Staat und Gemeinde zu geſetzlichen und Verwaltungsmaßregeln auf, indem ein gewiſſer Luftraum vorgeſchrieben wurde im Verhältnis zur Bewohnerzahl, das Schlafſtellenweſen beſchränkt werden ſollte und baupolizeiliche Vorſchriften nach Möglichkeit zur Abhilfe herangezogen wurden. Doch auch jetzt noch bleibt auf dieſem Gebiete ſehr viel zu tun übrig. Vor dem Kriege, in der Zeit des induſtriellen Aufſchwungs, wäre es vielleicht möglich geweſen, auf den induſtriellen Unternehmer einen Teil dieſer Laſten abzuwälzen, indem ſtaatlicherſeits von demſelben gefordert worden wäre, daß bei der Schaffung eines neuen induſtriellen Betriebes der Nachweis der genügenden Kleinwohnungen, welche auch den ſanitären Anforderungen entſprächen, erbracht wird. Nach dem Kriege und nach Durchführung unſerer ſozialen Geſetzgebung wird eine derartige Anforderung ſich kaum verwirklichen laſſen. Denn es iſt klar, daß neben den ſonſtigen Vorteilen dieſe Geſetzgebung jetzt ſchon für unſere Induſtrie den Konkurrenzkampf gegenüber anderen Ländern ſchwieriger geſtaltet, wo die Produktionskoſten, namentlich im Hinblick auf das Menſchenmaterial, geringer ſind als bei uns. Und es iſt ein Trugſchluß, wenn man annimmt, daß dieſe Belaſtung ſich ohne

weiteres hinaufschrauben läßt. Sie trifft in ihrer letzten Konsequenz den erwerbenden Arbeiter selbst. Sieht sich der industrielle Unternehmer Löhnen oder Produktionskosten gegenüber, welche ihm einen Gewinn nicht mehr als möglich erscheinen lassen, so wird er mehr und mehr den Versuch machen, die menschliche Kraft durch Maschinen zu ersetzen, um dadurch seinen Betrieb mit weniger Menschen fortzuführen; und so bleiben den Betrieben nur die Spezialisten der Arbeiter, die hoch verlohnt werden, und die billigere Arbeitskraft der ungelernten Arbeiter erhalten, während der mittlere Stamm des durchschnittlich gut bezahlten Arbeiters mehr und mehr verschwindet. Das führt in letzter Konsequenz zur Abwanderung dieses Arbeiterelements, das gerade für den Staat und die Gemeinde von allergrößter Wichtigkeit ist.

Werfen wir nun einen Blick auf die sonstige Entwicklung der Kommune in wirtschaftlicher Beziehung. Viele unserer Städte verfügen seit altersher über einen großen Grundbesitz. Derselbe ist aus den verschiedensten Ursachen entstanden. Bei einem großen Teil der östlichen Städte besteht derselbe in ausgedehnten Wäldern, bei anderen wiederum in landwirtschaftlich genutzten Flächen. Außerordentlich wenige dieser Städte betreiben die Landwirtschaft in eigener Regie. Nur die Hauptstadt Berlin und einige andere Großstädte machen hiervon eine Ausnahme, hauptsächlich geleitet durch die Notwendigkeit von Kanalisationsanlagen, Entwässerung oder der Abfuhr ihrer Fäkalien.

Das Kriegsjahr 1914/15 hat uns gezeigt, welche Schwierigkeiten sich der schnellen Zuführung der landwirtschaftlichen Produkte nach den Großstädten entgegengestellt haben. Welchen Verlauf hätte nun die Entwicklung genommen, wenn jene Städte ihren Besitz selbst bewirtschaftet hätten? Und wie wäre die Preisbildung beeinflußt worden, wenn nicht nur die Städte, sondern der größte Grundbesitzer, der Staat und das Kronfideikommiß, die in seiner Hand befindlichen Güter und Domänen selbst genutzt haben würden, anstatt dieselben durch die Bank zu verpachten? Die Möglichkeit war dann gegeben, daß sowohl der Staat, das Kronfideikommiß und die Städte in einer Zeit der allgemeinen Anspannung und Teuerung auf einen Teil ihrer Renten verzichteten, um der Bevölkerung billigere Nahrungsmittel zuzuführen und die Versorgung der großen Städte, namentlich der eigenen Stadt, schneller in die Wege zu leiten, als dies jetzt auf dem umständlichen Wege geschehen ist, den wir durch die Reichsgetreidegesellschaft und die sonstigen ad hoc geschaffenen Stellen beschreiten mußten.

In Friedenszeiten würde einem derartigen künstlichen Preisdruck gegenüber die Anschauung des unlauteren Wettbewerbs nicht auszuschließen sein, denn eine Reihe Existenzen könnten durch denselben vernichtet werden. Es ist aber die Frage wohl in bejahendem Sinne zu beantworten, ob während des Krieges, abgesehen von den sonstigen Vorteilen, das Nationalvermögen bei solcher Entwicklung nicht in höherem Maße erhalten geblieben wäre,

als dies jetzt in den beiden Kriegsjahren der Fall gewesen ist; denn erstens wurde, wie dies wohl allgemein zugestanden wird, die Ware auf dem Wege der Reichsgetreidegesellschaft naturgemäß bedeutend verteuert, und das Hin- und Herschieben derselben von Ost nach West und innerhalb der einzelnen Provinzen hätte nicht in dem Umfang zu erfolgen brauchen, wie dies jetzt geschehen ist. Es ist natürlich nur durch eine genaue statistische Berechnung festzustellen, ob ein Eingreifen der Reichsregierung trotzdem notwendig gewesen wäre, indem das Quantum der Ernten bestimmt würde, welches aus dem Domänen- und dem Kronfideikommißbesitz, sowie dem der Städte jährlich gewonnen wird. Diese Errechnung müßte erbracht werden aus den vorerwähnten Besitzungen Preußens und der Bundesstaaten; desgleichen müßte der Verbrauch der größeren Städte ermittelt werden. Es steht ferner zur Erwägung, ob hierdurch die Beschlagnahme und die Festsetzung der Höchstpreise hätte vermieden werden können.

Auf dem Gebiet der Regalien des Kohlenbergbaues wird angenommen, daß der Staat preisregulierend wirken soll, und beim Kalibergbau greift derselbe ebenso als größter Besitzer und Unternehmer in den Welthandel ein. Demgegenüber bleibt die Tatsache überraschend, daß auf dem wichtigsten Gebiet, der Versorgung des Volkes mit Lebensmitteln, eine Wirtschaftsrichtung verfolgt wird, welche den Staat jedes Einflusses sowohl auf diesen Handel wie auch auf die Ernährung des Volkes beraubt und seine Wirtschaftsart nur nach fiskalischen Gesichtspunkten leitet.

Es soll hier nicht etwa einer Vernichtung des außerordentlich tüchtigen Domänenpächtertums das Wort geredet werden, eines Standes, der wie jeder andere seine volle Berechtigung hat und der zweifellos besonders tüchtige deutsche Staatsbürger hervorbringt. Das Richtige liegt, wie so oft, wahrscheinlich in der Mitte, indem es wünschenswert erscheint, daß solche Domänen oder städtische Güter, welche den Großstädten am nächsten gelegen sind, vom Staat oder den Städten selbst verwaltet werden, während in den dünnbevölkerten Gegenden das Bedürfnis in dieser Beziehung geringer ist. Ich glaube aber, daß auch vom agrarischen Standpunkt aus in Friedenszeiten ein Preisdruck, welcher durch den Staat und die Kommunen in Zeiten der Teuerung ausgeübt werden sollte, kaum unter dem Gesichtspunkt des unlauteren Wettbewerbs betrachtet würde. Denn der Landwirtschaft liegt meist nichts oder verhältnismäßig wenig an hohen Preisen, die Landwirtschaft wünscht in erster Linie konstante Preise; und ebenso würden Staat und Kommune schon in Zeiten eines rapiden Fallens auf eine Stabilisierung dieser Preise einwirken können.

Die industriellen Betriebe werden nach den Erfahrungen dieses Krieges wahrscheinlich zu einer Art Juliusturm der Rohstoffe und der für den Kriegsfall notwendigen Produkte kommen, also voraussichtlich dahin, daß der Nachweis eines bestimmten Lagers von den Industriellen verlangt wird, vielleicht

unter einer mäßigen Zinsgarantie des Staates. Würden nicht die städtischen und staatlichen Domänen sich in erster Linie dazu eignen, auch landwirtschaftlich größere Läger zu halten, die nur im Falle der Teuerung oder im Kriegsfall sich öffneten? Unsere Staatseisenbahnen verfahren ja auch dementsprechend mit ihren Kohlenreserven. Doch dies sind Zukunftsprobleme, und wir wollen uns jetzt in erster Linie mit den wirtschaftlichen Gesichtspunkten der Selbstverwaltung befassen.

Zweifellos ist es heutigen Tags auch für die Städte nicht immer leicht, das städtische Budget balancieren zu machen, und würde der Weg, der hier skizziert worden ist, gerade in Kriegszeiten zu einer erheblichen Belastung der Städte führen müssen. Aber auch die Wirtschaftspolitik, welche wir in den beiden letzten Kriegsjahren verfolgt haben, hat außerordentliche Anforderungen an die Städte gestellt. Ich erinnere nur an die zwangsweisen Kartoffelankäufe, sowie an die Schweinebeschaffung und -abschlachtung. Diese Maßregeln wirkten viel einschneidender, und ein viel größeres Quantum des Nationalwohlstandes ist hierdurch verdorben und verloren gegangen. Dies wäre nicht geschehen, wenn schon im Frieden erprobte Einrichtungen hätten als Grundlage für den Kriegsfall dienen können.

Eine Selbstbewirtschaftung wird in vielen Fällen für den Staat und für die Kommune teurer sein, als eine Verpachtung. Im Prinzip ist dies an sich nicht notwendig, doch de facto würde die Selbstbewirtschaftung die Kosten meist erhöhen, da die gegen den Besitzer gestellten Ansprüche gewöhnlich höher sind, als die, welche dem Pächter gegenüber geltend gemacht werden. Auf der anderen Seite aber wird bei einer Selbstbewirtschaftung oft der Grund und Boden zu einer größeren Blüte und intensiveren Ausnutzung gelangen, weil größere Investierungskapitalien zur Verfügung stehen und Anwendung finden.

Es ist so oft das Schlagwort des Latifundienbesitzes geprägt worden, welches bei uns eine ganz falsche Anwendung findet. Der Begriff der Latifundien ist dem früheren römischen Staat entnommen, wo sehr oft der einzelne Besitzer überhaupt nicht auf seinem Grund und Boden wohnte, denselben Generalpächtern überließ, welche diesen wiederum in Afterpacht weitergaben und hierdurch der Erpressung Tür und Tor öffneten. Derartige Verhältnisse kommen ja zum Glück bei uns fast gar nicht vor. Aber im Vergleich zu dem Privatbesitzer, der doch meist einen Teil selbst bewirtschaftet oder seinen Besitz vielfach direkt in kleinen Parzellen vergibt, erscheint der Staat und die Stadt in höherem Maße als Latifundienbesitzer dem Privatmann gegenüber, denn Staat und Stadt verpachten fast immer, sie stehen also in einem viel geringeren Kontakt mit ihrer ländlichen Bevölkerung.

Die Kriegsjahre haben bei dem schönen, allgemeinen patriotischen Aufschwung des Volkes doch wiederum manche Begriffsverschiebung gezeitigt. Die Landwirtschaft hat es sich ohne weiteres als notwendige Maßregel ge-

fallen laſſen, daß ihre Ernte und damit ihre ſo notwendigen Futtervorräte beſchlagnahmt werden zugunſten der Ernährung der ſtädtiſchen Bevölkerung. Und der Städter hat im allgemeinen dieſe Maßregel als natürlich angeſehen, weil er das Recht auf Ernährung vom Staate fordert, ein Recht, welches der ſtädtiſchen Bevölkerung zweifellos zuſteht. Nur fragt es ſich, ob dieſe Pflicht nicht in erſter Linie von der Kommune und vom Staat verlangt werden kann und nicht, wie dies geſchehen iſt, auf Koſten des ländlichen Privatbeſitzes. Wie würde dem Städter das Verlangen erſcheinen, wenn die ländliche Bevölkerung in Kriegszeiten das Anſinnen an die Städte ſtellte, daß die Herren Stadtverordneten, Staatsbeamten, Geheimräte uſw. und diejenigen Beamten und Induſtriellen, welche vom Militärdienſt als unabkömmlich reklamiert ſind und infolgedeſſen ihrer Heerespflicht nicht genügen können, einige Tage der Woche für die ländliche Bevölkerung den Acker beſtellen müßten, um die notwendigen Feldfrüchte für die Ernährung herbeizuſchaffen? Ein derartiges Petitum würde als Hirngeſpinſt einer kranken Phantaſie angeſehen werden. Und dennoch hätte dieſe Anforderung vielleicht mehr Berechtigung, — auf Grund deſſen, daß durch unſere Entwicklung die ländlichen Elemente durch Jahrzehnte in die Städte gefloſſen ſind, — als das Begehren, im Kriegsfall die ländlichen Produkte des Privatbeſitzers ohne weiteres zugunſten der Kommune zu beſchlagnahmen, ohne Rückſicht darauf, ob der Landwirt in Zukunft ſein Vieh ernähren kann oder nicht.

Die anormalen Verhältniſſe dieſer Kriegsjahre haben ja auch derartige Zwangsmaßregeln gerechtfertigt erſcheinen laſſen. Aber wir möchten für die Zukunft doch dem Recht der Bevölkerung auf eine billigere Ernährung die Verpflichtung des Staates und der Kommune entgegenſtellen, für dieſe in erſter Linie zu ſorgen. Zweifellos iſt es für die Stadtvertretungen nicht angenehm, wenn die Klage über hohe Fleiſch- oder Brotpreiſe ſich direkt gegen ſie als Erzeuger richtet. Die Stadt iſt aber in mancher Beziehung leichter befähigt, bei einer ſparſameren Beaufſichtigung ihrer Abfälle große Schweinemäſtereien einzurichten, als dies dem Privatmann gelingen dürfte. Es iſt ja ſowohl in der Preſſe, wie auch innerhalb vieler wirtſchaftlicher Verbände der Streit darüber entſtanden, ob die Landwirtſchaft trotz dieſer Verhältniſſe in den Kriegsjahren erhebliche Gewinne durch die Preisſteigerungen der Lebensmittel erzielt hat. Und dieſer Streit hat an manchen Stellen trotz des Burgfriedens wenig erfreuliche Formen angenommen. Die Steuerveranlagungen der nächſten Jahre werden hierüber Klarheit ſchaffen. Es iſt ja möglich, daß gewiſſe Betriebe, welche vor allen Dingen auf den Einnahmen aus Getreide und Kartoffeln baſieren, Vorteile erzielt haben, namentlich die ſogenannten „viehloſen" Wirtſchaften. Aus meinen eigenen Beſitzungen kann ich konſtatieren, daß diejenigen Wirtſchaften, welche im weſentlichen auf Weidebetrieb baſieren und im Winter einen ſehr großen Zuſchuß an Kraftfutter beanſpruchen, mit einer ſehr bedeutenden Unterbilanz abgeſchnitten haben, die

gemischten Betriebe mit einem verhältnismäßig schwächeren Viehstand und der normalen Zahl von Acker und Wiese bezüglich der Rente das ähnliche Bild zeitigten, wie vor dem Kriege. Dabei ist natürlich die Entwertung nicht zum Ausdruck gekommen, welche durch den geringeren Düngungszustand und die Mindererernährung des Viehstapels hervorgebracht wird. Diese läßt sich nur nach dem Kriege annähernd schätzen.

Unsere Bodenreformer sehen ja das Heil des Staates vielfach in erster Linie in einer Aufteilung des größeren ländlichen Privatbesitzes in Bauernland. Zweifellos bildet der Bauer das Rückgrat des Staates, und ein blühender Bauernstand muß nach wie vor eine der ersten Sorgen der Regierung und derjenigen sein, die am öffentlichen Leben mitarbeiten. Doch dürfte die ausschließliche Schaffung von Bauernland gleichfalls Nachteile zeitigen, und es gibt auch eine Kehrseite der Medaille. Es fehlt an Vorbildern für eine intensive Bodenbewirtschaftung durch Maschinen; das Genossenschaftswesen kann sich nicht in dem Maße entwickeln, und namentlich gelangt die Führerschaft meist in Hände, welche mit den ländlichen Verhältnissen in einem loseren Zusammenhang stehen; vielfach ersetzt der Advokat in der Stadt die politische Leitung, abgesehen von mancherlei anderen Nachteilen. So wäre es im Osten ein entschiedener Fehler, wenn der mittlere Grundbesitz vollständig verschwinden würde. Die östlichen Verhältnisse haben sich historisch ganz anders entwickelt, als es im Westen der Fall ist; und wenn auch in manchen Gegenden ein politischer Gegensatz zwischen bäuerlichen und Großgrundbesitzern besteht, so ist doch der wirtschaftliche Kontakt auf dem Lande meist ein viel innigerer, als dies nach außen hin erscheint. In den letzten Jahren sind verschiedentlich Domänen aufgeteilt und der Ansiedlung erschlossen worden. Es ist dies gewiß verdienstvoll und vorteilhaft, namentlich in solchen Gegenden, wo es gelingt, ein tüchtiges Ansiedlertum hervorzubringen und auf der Scholle mehr lebensfähige Existenzen zu schaffen, als dies vordem der Fall war. Trotzdem wäre es ein Fehler, in allen Fällen in dieser Richtung fortzuschreiten, schon aus den Gründen, die ich vorher ausgeführt habe, ferner mit Rücksicht auf die Ernährung der städtischen Bevölkerung.

Wie schon vorher erwähnt, besitzt der größte Teil der östlichen Städte ausgedehnte Kommunalwaldungen. Es dürfte sich entschieden empfehlen, daß manche dieser Städte sich eines Teiles dieser Waldungen entledigten und dafür landwirtschaftliche Güter erwürben. Die Ausdehnung der Waldungen übersteigt vielfach fünftausend Hektar; es gibt sogar kommunale Waldungen, welche zwanzig- und fünfundzwanzigtausend Hektar übersteigen. Wenn man die Waldung als Lunge der Stadt betrachtet, so ist dieselbe naturgemäß für die Stadt sehr vorteilhaft, und die Schönheit der Gegend muß gleichfalls in Betracht gezogen werden. Hierfür genügen aber Waldungen von zweitausend Hektar Größe schon vollauf; solche, die dieses Maß über-

steigen, werden vom allgemeinen Gesichtspunkte aus nicht als notwendig angesehen werden können.

Die städtischen Waldungen werden ja meist von den Städten selbst administriert, und die Einnahme aus denselben ist einigermaßen sicher, stellt aber keine außerordentlich hohe Verzinsung dar. Vom rein fiskalischen Standpunkt des städtischen Budgets könnten Landgüter gegebenenfalls eine höhere Verzinsung geben, als die Einnahmen aus den Wäldern gewähren. Ein besonderer Grund, warum die Städte sich nicht von einem Teil dieser Waldkomplexe trennen sollten, dürfte nicht vorliegen.

Wenn wir einen Blick werfen auf die Selbstverwaltung der Kreise und der ländlichen Gemeinden, so dürfte sich hierüber ja auch außerordentlich viel sagen lassen. Natürlich sind auch auf dem Lande die Verhältnisse vielfach nicht ideal, namentlich mit Bezug auf die sanitären Anforderungen wie Wasserentnahme, Wasserleitung und Abflüsse in die Wasserläufe; alle diese Dinge liegen oftmals sehr ungünstig. Der hohe Steuersatz bei vielen kleinen Gemeinden, welcher jetzt schon oft zweihundert Prozent beträgt, macht dieselben unfähig, Verbesserungen nach dieser Richtung vorzunehmen. Und nur mit Hilfe des Staates oder der Provinz kann eine Änderung erreicht werden; doch hierfür fehlen meist die öffentlichen Fonds. Trotz alledem ist die Fülle an frischer Luft und die verhältnismäßige Billigkeit des Grund und Bodens ein Heilmittel gegenüber den hier auftretenden Schäden im Gegensatz zu den übervölkerten Arbeiterquartieren der großen Städte.

Mit größter Anerkennung muß man der Leistungen der Gemeindevorsteher gedenken. Es ist geradezu erstaunlich, welche Arbeit denselben zugemutet wird und was sich tatsächlich als Leistung ergibt. Denn ihre Bildung ist doch in den meisten Fällen die eines mittleren Volksschülers, und es werden Fragen an sie gestellt, welche das Hirn eines durch viele Examinationsstufen der hierarchischen Laufbahn gebildeten Beamten ausgeklügelt hat. Hiermit müssen sie sich abfinden. Der Schullehrer ist meist ihr einziger Berater, und trotzdem marschiert unsere Selbstverwaltung, und der gestrenge Landrat erhält ein Produkt zurück, mit dem er selbst die Regierung und die Herren Ministerialräte befriedigen kann. Das alles erscheint selbstverständlich, und daß der betreffende Gemeindevorsteher neben diesen schriftlichen Arbeiten, welche die Bildung eines Abiturienten mindestens voraussetzen, noch seine Wirtschaft besorgen muß und seinen Acker bestellen soll, darüber zerbrechen sich die Vorgesetzten am allerwenigsten die Köpfe. Es kommt daher ja auch außerordentlich oft vor, daß sich in einer Gemeinde keiner finden will, welcher die Bürde des Gemeindevorstehers auf sich nimmt. Doch schließlich wird es nach wie vor erreicht, und die materielle Belastung ist im Verhältnis zu der Leistung eine außerordentlich geringe.

Ich will mich hier über Amtsvorsteher, Kreistag und Kreisausschuß nicht weiter auslassen. Auch hierüber ließe sich natürlich viel sagen. Wäre der

Gutsbesitzer im Osten nicht vorhanden, so würde es äußerst schwer sein, geeignete Persönlichkeiten in genügender Zahl zu finden, welche diesen Körperschaften in der bisherigen Weise angehörten oder vorständen.

Eine wichtige Aufgabe in der weiteren Entwicklung der Städte besteht in der richtigen Gewährung von Kartoffel- und Gemüseland an die minder bemittelte städtische Bevölkerung. Fast um alle unsere Großstädte dehnt sich ein Kreis von sogenannten Lauben aus. Dieselben folgen meist nicht einem lange vorher bezeichneten Plan, sondern Grundstücksbesitzer und Unternehmer suchen durch die Laube eine Verzinsung und Ausnutzung ihrer Bauterrains, die sich für die ländlichen Bearbeitungen im Großbetriebe nicht mehr eignen, oder weil sie wünschen, einen möglichst kurzfristigen Pachtkontrakt abzuschließen. Doch gerade hierin liegt auf der anderen Seite eine große Gefahr. Es ist vielfach aufgeschütteter Boden, Land, welches sich ohne weiteres landwirtschaftlich gar nicht nutzen läßt, Terrains, denen erst eine Ackerkrume zugeführt werden muß, um von ihnen einen Ertrag wieder zu erlangen. Der kleine Mann rechnet sich nicht seine eigene Arbeit; er schleppt oft von weither Boden und Düngungsstoffe herbei, ebenso die Erfordernisse zur Errichtung einer Laube, einer Bewässerung und Sonstiges, welches ihm den Aufenthalt dort erträglich macht. Der Drang des Städters, doch ein Stückchen Boden zur Bearbeitung zu haben, zeitweise sich außerhalb der engen Straßen aufzuhalten, und vielleicht auch die Erinnerung an frühere Zeit, da er noch als Landarbeiter in innigerem Konnex mit der Scholle stand, lassen diese Laubenkolonien in erster Linie entstehen. Denn der Preis, welchen der Betreffende für sein Laubengrundstück zahlt, steht oftmals in keinem Verhältnis zu dem Ertrag, welchen er aus demselben erzielt. Trotzdem kann es ja nur mit Freuden begrüßt werden, daß der Drang, ein solches Stück Land zu bearbeiten, noch bei den deutschen städtischen Arbeitern und Kleinbürgern vorhanden ist. Denn in gesundheitlicher Beziehung und aus ideellen Gründen ist eine derartige Abwechslung gegenüber dem täglichen Tagewerk natürlich vorteilhaft. Meist werden derartige Pachtungen, wie schon gesagt, außerordentlich kurzfristig abgeschlossen. Die Kündigung kann vielfach jederzeit Platz greifen, und die Räumung und der Abbruch des Laubengrundstücks muß dann meist möglichst schnell erfolgen. Das macht natürlich bei den davon Betroffenen oft sehr böses Blut. Abgesehen von dem wirklichen materiellen Verlust, welchen der kleine Mann hierdurch erleidet, ist der ideelle in seinen Augen oft noch ein viel größerer. Denn es ist seiner Hände Werk, welches im Umsehen zerstört wird; manche liebe Erinnerungen haben sich mit demselben verknüpft.

Wenige Maßregeln dürften soviel zu dem Umsichgreifen der Sozialdemokratie beitragen, als gerade die scheinbare Ungerechtigkeit, welche hiermit verknüpft ist. Warum erheben die Herren Sozialdemokraten, welche in manchen Stadtverwaltungen schon die Majorität erlangt haben, nicht hier-

gegen ihre Stimmen? Iſt es darum, weil ſie ſich bewußt ſind, daß gerade hierdurch ſo mancher in ihre Reihen geführt wird? Wenn ſie es aber mit der Vertretung des kleinen Mannes ernſt nehmen, ſo müßten ſie doch die erſten ſein, welche auf dieſe Schäden hinweiſen! Gerade die Bauſpekulation, welche mit eiſernem Griff unſere Städte umgibt, zeitigt in erſter Linie ſolche Verhältniſſe, denn ihr iſt natürlich daran gelegen, jederzeit ein Grundſtück bebauungsfähig zu erhalten.

Auf dem Lande würde eine derartige Verpachtungsart ſich von vornherein ausſchließen. Es würden ſich auch gar keine Reflektanten finden, abgeſehen von der Ungerechtigkeit, welche von ſeiten des Vorpächters und des Pächters in einem ſolchen Abſchluß geſehen würde. Und nur der Landhunger nach kleinen Stellen bei der minderbemittelten ſtädtiſchen Bevölkerung macht derartige Zuſtände möglich.

Die Kriegsjahre 1914/15 haben ja auch auf dieſem Gebiet eine bedeutende Erweiterung hervorgebracht. Fiskaliſche Gelände, welche für die Öffentlichkeit unberührt mit dem eiſernen Wall der Unantaſtbarkeit durch viele Jahre gelegen haben, öffneten ſich plötzlich der Allgemeinheit und wurden glücklicherweiſe vielfach der ärmeren Bevölkerung unentgeltlich zum Zweck des Kartoffelbaues überlaſſen. Auch ſelbſt in den von uns eroberten polniſchen Landesteilen ward von den Städten unter dem Druck der Verhältniſſe oder aus eigenem Antrieb der Bevölkerung derartiges Terrain überlaſſen. Ja ſelbſt Wälder ſind niedergelegt worden, um den Eingeſeſſenen die Möglichkeit zu geben, den Anbau von Gemüſe und Kartoffeln ſelbſt zu betreiben. Es dürfte zweifelhaft ſein, ob in allen Fällen ein Erfolg erzielt iſt, denn der Boden, welcher durch Jahrzehnte, ſoweit es ſich um Exerzierplätze handelte, feſtgetreten oder mit einer dicken Grasnarbe bedeckt war, läßt ſich nur mit großer Anſtrengung in kurzer Zeit urbar machen, und ſind hierzu Quanten von Dünger notwendig, die vielfach nicht zu Gebote ſtanden. Trotzdem wird es intereſſant ſein, wie in der Zukunft mit dieſem Lande verfahren wird; ob auch hier der kleine Mann gezwungen werden wird, das, was er an mühevoller Arbeit geleiſtet hat, in einigen Jahren wieder aufzugeben, ohne daß ihm eine Entſchädigung für ſeine Arbeit zuteil wird. Der pekuniäre Geſichtspunkt kann ja natürlich nicht außer acht bleiben. Denn die Anforderungen, die an den Staat geſtellt werden bei der Verzinſung unſerer Kriegsanleihe und den ſonſtigen Notwendigkeiten nach dem Kriege, ſind ja vorläufig noch nicht auszudenken. Trotz alledem erſcheint es wohltuender, wenn geleiſtete Arbeit ihre Entſchädigung findet, als wenn unter dem Deckmantel der ſozialen Fürſorge der arbeitsſcheue Drückeberger durch den Staat und die Allgemeinheit, alſo auf Koſten der anderen, unterhalten wird. Bei allen Vorzügen unſerer ſozialen Geſetzgebung kann dieſe Möglichkeit vielfach nicht ausgeſchloſſen werden, und das iſt beſonders bedauerlich. Denn ebenſo hilfreich, wie vielfach gerade der kleine Mann der wirklichen Not gegenüber ſich bewährt, ebenſo

scharf verurteilt er und erbittert ihn eine Prämiierung der absichtlichen Faulheit eines anderen, der ihm auf der sozialen Leiter nahe steht.

In den modernen Massenquartieren sieht ja fast jede Familie der anderen in den Kochtopf. Die tausenderlei Kleinigkeiten des Lebens haben hier eine viel größere Bedeutung; sie unterliegen der allgemeinen Kritik und werden an den eigenen Verhältnissen gemessen. Daher auch die große Schwierigkeit der Fürsorge bei allgemeinen Kalamitäten. Jede Ungleichheit erregt den Zorn und Neid des anderen. Der Politiker ist so oft geneigt, große allgemeine Fragen als Motive von Volksbewegungen zu sehen; und es sind so oft die kleinen Miseren des Lebens, welche viel ausschlaggebender sind.

Die großen Gesichtspunkte werden oft von außen durch die Presse, durch die Agitatoren und Sonstiges erst hineingeworfen. Um so größer die Bedeutung der eigenen Scholle und des Einfamilienhauses. Ist eine Familie von der unmittelbaren Beobachtuug des Nachbars befreit, so wird die Reibungsfläche unwillkürlich verkleinert und die Anlässe zum Zwist und zur Unzufriedenheit vermindern sich.

Natürlich ist ein Ideal niemals zu erreichen. Alkohol, Tanzvergnügen und Sonstiges werden nach wie vor viele Existenzen ruinieren. Aber es ist selbstverständlich, daß das Bedürfnis nach Sauberkeit, nach Erhaltung der Gegenstände und des Besitzes größer ist beim dauernden Eigentum; Familien, welche vielleicht bei jedem Zinstermin umziehen, verlieren um so leichter das Interesse am eigenen Besitz, je schwerer es ist, denselben zu erhalten gegenüber den hieraus sich ergebenden Beschädigungen und der Unbequemlichkeit der Mitnahme.

Zur englischen Entwicklung.

Eine warnende Betrachtung germanischer Wege.

Von

Franz Fromme.

Wer in Deutschland zu Beginn des Krieges den Mut hatte, am Charakter des Engländers neben den dunklen Seiten auch die hellen zu erwähnen, dessen Absicht und Gesinnung konnte und mußte vom deutschen Volke mißverstanden werden; wer sich heute an eine ähnliche Darstellung wagt, kann die gefährliche Illusion wecken, an die Möglichkeit eines dauernden Friedens, einer wirklichen Versöhnung zwischen Briten und Deutschen zu glauben. Aber weit bedenklicher ist eine andere beliebt gewordene Selbsttäuschung: die Tüchtigkeit des Gegners zu leugnen und die Augen zu verschließen vor der harten Tatsache, daß die größte Gefahr uns gerade von einer verwandten Entwicklung droht. Diese klare Erkenntnis kann uns nur kommen bei einer ruhigen Betrachtung derjenigen Nation, die durch den Lauf der Dinge unser Feind geworden ist und wahrscheinlich auch bleiben wird. Und besonders bei der Frage gilt es länger zu verweilen, inwiefern die Engländer Germanen sind; nicht um verwandtschaftliche Sentimentalitäten zu wecken, auch nicht um die Glut des Verwandtenhasses zu schüren, sondern weil vor allem auf dieser Grundlage sich das Wesen ihres Staates erklärt und daraus einige Notwendigkeiten für unsere weitere Entwicklung gefolgert werden können.

In den beiden letzten Jahren vor dem Kriege tuschten emsige Pinsel und Federn jenes Bild von der englischen Nation nach, das unserem Volke seit Jahrzehnten vor Augen stand; diese Schilderer (voran unsere offiziöse Presse) ließen die Schattenseiten unberührt und malten die Lichtseiten dafür um so deutlicher und heller; solch ein Abbild der englischen Nation entsprach nicht ganz der Wirklichkeit, war aber anschaulich und sympathisch. Bald nach der englischen Kriegserklärung verwischten sich die Farben und Umrisse; die Haßgesänge, der augenblicklichen Volksstimmung angepaßt, ertönten, dazu die Schlagworte vom „cant", vom „Krämergeist" und vom „Mephistopheles Grey"; man erhob sogar Einwände gegen die Rassenverwandtschaft; aus dem Bilde der englischen Nation verschwand der Gegensatz von Hell und Dunkel, es verlor jede Tiefe, jede Greifbarkeit, und es ist heute nur noch ein undeutliches Zerrbild voll Haß und Überdruß.

Es mag uns ein wohlfeiler Troſt ſein, daß man jenſeits des Kanals ein mindeſtens ebenſo verzerrtes Bild von uns verbreitet und hegt. Wenn zwei Parteien darauf angewieſen ſind, nebeneinander im ſelben Hauſe zu leben und ein wichtiges Streitobjekt zwiſchen einander haben, iſt es gewiß töricht und unwürdig, wenn jede ſich die Karikatur des Gegners an die eigenen vier Wände malt und ſich ſo lange daran weidet, bis das Bild der Wirklichkeit aus Auge und Erinnerung geſchwunden iſt. Es wird vielmehr derjenige der Überlegene ſein, der es verſchmäht, ſich Phantaſien, trügeriſchen Vergleichen und Stimmungen hinzugeben, hingegen den Widerpart ſo im Auge behält, wie er wirklich beſchaffen iſt und ihn bei ſeinen Schwächen und bei ſeinen Tugenden zu packen verſteht, ſo wie es die Fehde oder der Friede gebietet.

Neben den Narrenhänden, die mit billigen Zerrbildern die eigenen Wände bemalen und ihrem Volk damit ſchlechte Dienſte erweiſen — hüben wie drüben — ſind andere, von unerſchütterlichem Geiſt geleitete Hände feſt geblieben und haben in dem bis zur Unkenntlichkeit entſtellten Abbild der anderen Nation immer wieder einige der verwiſchten Linien nachgezogen: die Grundlinien der britiſchen Politik, wie ſie ſeit Cromwell beſtehen. Dank ihnen weiß das deutſche Volk heute, was britiſche Politik bedeutet.

Um ſo undeutlicher iſt aber das Geſamtbild geworden, und völlig verwiſcht ſind alle Linien und Farben, Lichter und Schatten der engliſchen Volksſeele, verzerrt das Bild des engliſchen Individuums, unklar, ja, unkenntlich die Wechſelwirkungen zwiſchen dem britiſchen Einzelmenſchen und der britiſchen Staatspolitik.

Im Vordergrunde ſteht die Behauptung, die Engländer ſeien keine Germanen. Der hiſtoriſche Beweis dafür iſt ebenſo unſicher wie ſeine Widerlegung: In welcher Anzahl ſich Sachſen, Angeln, Frieſen und Jüten in Großbritannien niedergelaſſen, wie viele Dänen zur Zeit Knuts des Großen, vorher und nachher hinübergekommen, wie groß die Zahl der Normannen unter Wilhelm dem Eroberer war und wie viele Nordgermanen ſich ſonſt, zum Beiſpiel an den ſchottiſchen Küſten, in Großbritannien angeſiedelt — läßt ſich nach den Überlieferungen ebenſowenig feſtſtellen, wie der Grad der Vermiſchung, die ſie mit den keltiſchen Elementen etwa eingegangen ſind, oder der Grad der Vernichtung, der die verſchiedenen Völkerſchaften unterlagen oder entgingen. Wieviel Allzumenſchliches Erzählern und Weitererzählern widerfährt, wieviele Übertreibungen, Irrtümer und Mißverſtändniſſe jeder mündlichen Überlieferung anhaften, wie Gerüchte entſtehen, verbreitet und geglaubt werden — das alles haben wir in dieſem Kriege ſo empfindlich am eigenen Leibe, mit eigenen Zungen und eigenen Ohren erfahren, daß wir gegen alles Überlieferte ein gründliches Mißtrauen hegen dürfen. Wann und wo auch immer die Leidenſchaften des Kampfes wüten — und haben ſie nicht in dem mittelalterlichen Jahrtauſend, in dem ſich die engliſche Nation bildete, faſt ununterbrochen geflammt oder doch geglüht? — da iſt die menſchliche Fähig-

keit zu ſachlichen Angaben (ohnehin eine ſeltene Erſcheinung!) bei allen Völkern auf ihr Minimum herabgemindert. Und nirgends leiſtet ſich die menſchliche Leidenſchaft ſolche Verkennung, ſolche (bewußte oder unbewußte) Entſtellung des Tatſächlichen, als bei Angaben von Zahlen. Und wie heute wohl keine Partei ſo töricht oder übermenſchlich unparteiiſch iſt, die wahre Zahl ihrer Streitkräfte anzugeben, wie ſich gerade in denjenigen Teilen des Weltkriegſchauplatzes die unwahrſten Ziffern ergeben, wo ſich die naivſten Völker meſſen, ſo wird uns ſchwerlich eine auch nur annähernd zutreffende Zahl überliefert ſein, wo es ſich um die Menge hinüberfahrender Schiffe, ausgerotteter Kelten oder angeſiedelter Germanen handelt. Bald wird eine zu kleine Zahl überliefert ſein (bei Angaben über die eigene Partei, um ihren Kampf deſto heldenhafter erſcheinen zu laſſen), bald eine zu große (wo es ſich mehr um die Schilderung friedlicher Blüte und um Schmeichelei gegenüber den Mächten handelt). Und wir haben keinen Grund, an die größere Wahrhaftigkeit oder gar die übermenſchliche Objektivität früherer Erzähler zu glauben, wenn auch die Menſchen damals offenere, unbefangenere Augen hatten als unſere durch Bücher und Schulweisheit verbildeten, durch Zeitungen verhetzten Zeitgenoſſen.

Denjenigen, die an der Hand irgendwelcher überlieferter Zahlen das Germanentum der Engländer anzweifeln, kann man daher das Germanentum der Engländer nur ſchlecht beweiſen, wenn man ihnen Zahlen entgegenhält, die glaublicher klingen, aber ſich ebenfalls nur von Mund zu Mund oder Buch zu Buch durch die Irrwege menſchlicher Überlieferung zu uns hingeſchleppt haben. Alle ſolche Wahrſcheinlichkeits- und Unwahrſcheinlichkeitsgründe aus der Vergangenheit ſind ja bedeutungslos, verglichen mit dem Befunde, den uns heute noch unſere Sinnesorgane, Augen, Ohren und Geruchſinn, unmittelbar, ungefälſcht durch irgendwelche Übermittlung liefern. Das Gefühl der Raſſenverwandtſchaft, das in einem Augenblick aus hundert, einzeln kaum aufzählbaren Wahrnehmungen aufſteigt, beweiſt mehr als noch ſo viele, noch ſo ſorgfältig geſichtete Überlieferungen geſchichtlicher Art. Und dies Gefühl beſtand gerade zwiſchen den reinſten Germanen unter den Deutſchen, den Anwohnern der Nordſee, und den Engländern am ſtärkſten. Einige der Gemeinſamkeiten mag man aus dem gemeinſamen Klima, der gemeinſamen See herleiten. Allen Anwohnern nördlicher Meere eignet eine gewiſſe Schwerfälligkeit, und es fehlt ihnen die Fähigkeit, ſich anzupaſſen, ebenſoſehr wie die Neigung, ihr Weſen offen an den Tag zu legen; ſie ſind ſchwerfällig, eigenköpfig und verſchloſſen. Aber ganz gewiß hätten ſich Menſchen, die nicht raſſeverwandt, nicht nahe verwandt wären, kaum zu ſo ähnlicher Weſenart entwickelt wie der Nordweſtdeutſche und der Engländer, zu der gleichen Verſchloſſenheit und Schamhaftigkeit, zu der gleichen Abneigung gegen langatmige Höflichkeitsformeln und gegen tönende Phraſen, ja, gegen muſikaliſche Äußerung überhaupt, und zu der gleichen Wohnregel: „My house is my

castle" — ganz zu schweigen von der vorhandenen körperlichen Ähnlichkeit. Ebensowenig ist es nur der Einfluß von See und Luft oder gar nur eine Wirkung des Zufalls, daß in der englischen Volkssprache gerade die germanischen Bestandteile die häufigst gebrauchten sind und daß sie bei allen volkstümlichen Äußerungen des Gemüts und der Seele vorherrschen: Im englischen Vaterunser kommen insgesamt nur fünf Wörter vor, die nicht germanischer Herkunft sind; in Liedern und Gedichten überwiegt, nach Laut und Sinn, das germanische Element fast noch auffallender. Und gibt es kräftigere, rassigere Vertreter germanischen Geistes als Shakespeare und Byron, als Carlyle und Ruskin?

Diese Tatsachen germanischer Zugehörigkeit, die uns allmählich in Fleisch und Blut übergegangen ist, leugnen oder gar hinwegbeweisen zu wollen, wäre ein verkehrtes (und zudem wahrscheinlich vergebliches) Beginnen. Wohl ist die Erregung über das Unrecht, das uns in Wort und Tat von dorther zugefügt wurde, begreiflich und berechtigt; gerade sie beweist ja eigentlich den Grad der Verwandtschaft; unter nicht verwandten Völkern würde sich die Entrüstung nicht so äußern. Soll sie uns aber den Blick trüben für die Wirklichkeit? Blindheit ist noch nie einem Volk von Nutzen gewesen. Es ist vielmehr unsere Pflicht, die Augen klar und offen zu halten, besonders auf diese Tatsache: Gerade diese germanische Beschaffenheit ist, neben der „splendid isolation", ein Grundelement von Englands mächtigem Sein und Werden; und wenn man sie hinwegleugnet, verschließt man sich dem Verständnis des Britentums und damit der Möglichkeit, den Kampf dagegen erfolgreich kämpfen zu können.

Nur dann wird die bittere Auseinandersetzung der zwei führenden Nationen Europas ein klares Ergebnis bringen, wenn diese zwei Grundbestandteile der britischen Machtentfaltung erprobt und allgemein anerkannt sind: Aus der Inselnatur und -lage des Landes und aus seinen germanischen Einzelmenschen erwuchs dieser Staat, der seinen eigenen Angehörigen so unerhört viele Rechte gewährte und alles Außerenglische so unerhört oft außerhalb des Rechtes stellte.

Wir sind gewohnt, den Hang zum Besonderen, zum Individuellen als ein germanisches Erbteil anzusehen, hingegen den Drang zum Allgemeinen, zum Generellen als ein Erbe römischen Geistes. In diesem Sinne stellen wir Shakespeare und Goethe, die bis zur Zersplitterung beim einzelnen und bei der Einzelheit verweilen, gegen Dante und Corneille, die das Persönliche dem allgemeinen Gesetz der Form unterordnen. In diesem Sinne halten wir das Deutsche Reich und den nordamerikanischen Staatenbund, ferner die Vielfältigkeit protestantischer Bekenntnisse und Sekten für den Ausdruck germanischen Geistes, dagegen die starke Konzentration Frankreichs und der katholischen Kirche für eine Bekundung des Römertums. Und wir bringen — vielleicht sehr subjektiv — auch die Verschiedenheit des Rechtes damit in Zusammenhang, indem wir im römischen eine Festlegung und Begrenzung nach Begriffen, im germanischen Recht ein stetes Weiterfließen und Sich-Ergänzen der Gewohn-

heiten und Bräuche sehen. Wir sind gewohnt, das ursprünglich Germanische im freiheitlichen Nebeneinanderwirken, das überlieferte Römische in der zwingend logischen Unterordnung und Einordnung zu erblicken.

Wenn es zutrifft, daß diese Gegensätze zum anerkannt Römischen wirklich germanische Eigentümlichkeiten sind (und nicht etwa Entwicklungszustände, die jede Rasse überwinden oder beibehalten kann), so muß zugegeben werden, daß in diesem Sinn der englische Einzelmensch innerhalb seines Staates ein germanischeres Dasein bewahrt hat. Wohl niemals hat ein Staat seinen Angehörigen solche Freiheiten verbrieft wie der britische. Welche Linie sich von der Magna charta libertatum zur Petition of Rights und zu den Habeaskorpusakten durch die englischen Jahrhunderte zieht, welche Freiheit des Wettbewerbs dort bis zu diesem Kriege möglich war, bedarf hier keiner Erörterung. Es ist bekannt, daß dieser Staat dem einen die Freiheit gab, reich zu werden und üppig zu leben, und dem andern die Freiheit ließ, zu verhungern — jedem nach seiner Veranlagung, nach seiner ererbten Stellung oder Vermögenslage; dieser Staat griff nicht ein, um den zarteren oder schwächeren im Kampf ums Dasein zu unterstützen; es war sein Grundsatz, niemanden zu bevormunden, keinen zu versorgen; er überließ alles der privaten Initiative. Er behinderte nicht das freie Spiel der Kräfte, jedenfalls nicht unmittelbar; Hemmnisse oder Förderung bereiteten der einzelnen Persönlichkeit nur die sozialen, traditionellen und gesellschaftlichen Verhältnisse und Mißverhältnisse, die der Staat duldete.

In diesem System liegt etwas wie Glaube an die Vollkommenheit des menschlichen Einzelwesens, an die Unbeschränktheit des freien Willens, während im preußischen und neudeutschen an die Vollkommenheit des staatlichen Gesamtwesens geglaubt wird. Damit hängt zusammen, was vor dem Kriege oft zum Vergleiche des englischen und preußischen Systems gesagt wurde: In England würde jeder Einzelmensch von vornherein als tadelfrei und vollkommen angesehen und behandelt, bis etwa seine Unvollkommenheit, Minderwertigkeit und Strafbarkeit erwiesen sei; in Preußen hingegen würde der Mensch zunächst als unvollkommen und verdächtig betrachtet, bis er durch staatlichen Ausweis als tadelfrei legitimiert sei. Beide Methoden haben den unvermeidlichen Mangel, daß sie Menschliches, Allzumenschliches als vollkommen voraussetzen; aber beide sind doch an ihrem Platze die gegebenen und besterprobten. Der germanische Sondergeist, das Streben nach Absonderung und Zersplitterung, findet auf deutschem Boden so verhängnisvoll günstige Daseinsbedingungen, daß unsere Nation überhaupt nicht mehr bestünde, wenn die altgermanischen Freiheiten bei uns in Geltung wären wie in England. Mit der Trennung in zwei Konfessionsgruppen, mit dem Auseinanderstreben in Landschaften, Provinzen und Einzelstaaten hat uns unsere Vergangenheit so belastet, von stoßkräftigen und kriegerischen Nachbarn sind wir noch heute so ungeschützt umgeben, daß nur die straffste Organisation, nur

der feſteſte Glaube an die Vollkommenheit des Staates das Deutſche Reich zuſammenhält und imſtande iſt, die Aufſaugung unſeres Volkes durch fremde Nationalitäten zu verhindern. Die engliſche Nation iſt von Geſchichte und Geographie freundlicher bedacht. Als unſere Zerriſſenheit am größten und es keiner Perſönlichkeit möglich war, uns zu einigen; als alle Nachbarn in Nord und Weſt unſer Vaterland verheeren, entkräften und zerkleinern durften, erſtand dem engliſchen Volke der Mann, der ſtark genug war, dort des religiöſen Haders Herr zu werden, ja, infolge religiöſer Wirrungen zu dieſer Macht zu kommen und den Grund zum Bau des britiſchen Weltreiches zu legen — dabei begünſtigt, vielleicht gar erſt inſtand geſetzt durch die Inſelnatur und -lage Großbritanniens.

Seit Cromwell — oder doch bald nach ihm, nach der endgültigen Vertreibung der Stuarts, jedenfalls infolge ſeiner Wirkſamkeit — ſcheint uns dies merkwürdige Staatsgebilde bis zum Weltkriege unſerer Tage in ſeinen Grundzügen unverändert geblieben zu ſein, an Maſſe ungeheuer wachſend, an Beſchaffenheit hintanbleibend, innen vom Römertum gereinigt und doch mit ſeinem „Divide et impera“ nach außen hin das Römertum überbietend, innerlich von Rom befreit und doch für die übrige Welt ein neues Rom.

Seit Cromwell läßt ſich dieſer Widerſpruch im engliſchen Staate beſonders deutlich verfolgen: Es gibt kaum eine Politik, die unmenſchlicher, unmoraliſcher und haſſenswerter ſein kann als das Verhalten Englands zu den übrigen Völkern, und doch gibt es kaum eine zweite Nation, deren Angehörige, als einzelne Charaktere genommen, menſchlich ſo hoch ſtehen, ſo moraliſch und vertrauenswürdig ſind wie der einzelne Engländer.

In der Tat wird jeder, der viel mit Engländern verkehrt hat, ſich der Erfahrung rühmen können, daß er es mit ſittlich hochſtehenden Menſchen zu tun hatte, die ein feſteres Rückgrat beſaßen als etwa Franzoſen und Italiener. Wer, von vertrauenswürdigen Perſonen eingeführt, den Engländer im eigenen Lande kennen lernte, wurde mit Vertrauen behandelt, konnte ſicher gehen, auch ſein Vertrauen nicht an Unwürdige zu vergeuden und erfuhr manchen Beweis von Beſtändigkeit, Zuverläſſigkeit und von wahrhafter Ritterlichkeit. Auch vornehme Geſinnung und ungeheuchelte Herzlichkeit äußerte ſich nicht nur in Worten, ſondern auch in Taten. Wenn dabei jeder Engländer gewiſſe Falten ſeines Weſens — man nenne es je nach den Umſtänden Schamhaftigkeit oder auch Prüderie — nicht jedem, vor allem nicht jedem Fremden öffnet, ſo ſteht er mit dieſer Art Verſchloſſenheit nicht allein; den übrigen Germanen iſt dies Extrem weſensverwandter als die ſchamloſe Offenheit anderer uns ferner ſtehender Völker und Raſſen. Die fortwährend das Wort „Heuchler“ im Munde führen, vergeſſen, daß viele Engländer dem Ideal edler Menſchlichkeit nachgeſtrebt und ihr ganzes Leben dem hingegeben haben, und daß dieſe Menſchen dort noch keineswegs ausgeſtorben ſind.

Ehe man die Frage ſtellt, warum dieſe humanen Elemente allezeit ſo

wenig Einfluß auf die äußere Politik ihres Landes hatten, tut man gut, eine sprachliche Betrachtung einzuschalten. Wie die englische Sprache im Schatz ihrer volkstümlichsten und tiefsten Wörter germanischen Geist offenbart, so zeigt ihre Schreibweise eine weitere germanische Eigenschaft, das zähe Festhalten am Überlieferten (wie anders die italienische Orthographie!), an der überkommenen Form — mag auch Klang und Inhalt sich längst im Lauf der Jahrhunderte geändert haben. Es entspricht das ganz der englischen Neigung, alte, längst veraltete Vorschriften nicht abzuschaffen, obwohl sie niemand mehr benutzt und befolgt. Bekannt ist das Beispiel des gesetzeskundigen Verurteilten, der noch im neunzehnten Jahrhundert unerwarteterweise die längst vergessene letzte Instanz, das — Gottesurteil, anrief und allen Ernstes die Gegenpartei vor Gericht zum Zweikampf forderte; bekannter noch, daß die Parlamentssitzungen geheim sind (obwohl ihnen faktisch jeder Zuschauer beiwohnen kann), und daß ein irischer Abgeordneter mit seinem „I see strangers" sämtliche Zuschauer hinausbefördern konnte, einschließlich des nachmaligen Eduard des Siebenten, den der Abgeordnete zu seinem Mißfallen dort erblickt hatte. Der auffallendste englische Charakterzug aber, den die Sprache verrät, ist die geschlechtslose Sachlichkeit. Auch hier ist wieder der Gegensatz zu den Franzosen und Italienern der schärfste; diese Romanen erfassen alle Dinge nur mit dem parteiischen Instinkt des Geschlechtswesens; ihre Sprache kennt nur Maskulina und Feminina, ein drittes gibt es nicht; Neutra, sächliche Wörter fehlen diesen romanischen Sprachen ebenso, wie ihren Menschen die Fähigkeit zu sachlicher, geschlechtlich unparteiischer Betrachtung der Dinge. Auch der Deutsche beseelt viele Dinge mit dem Unterschiede des männlichen und weiblichen Geschlechts; der schützende Wald und der drohende Fels erscheinen ihm als Männer, die unbeschützte Wiese und die unbeständige See als weibliche Wesen; daneben aber hat er einen Reichtum an sächlichen neutralen Wörtern. Weiter nach Norden wird die Auffassung der Dinge bei den Germanen noch sächlicher und sachlicher; dem Deutschen ist der Krieg ein Mann, dem Schweden „kriget" ein Ding, ein Ereignis. Keine Sprache aber scheidet die geschlechtslosen Dinge und die geschlechtlich bestimmten Personen so scharf wie das Englische; die Bezeichnungen für den Mann sind männlich, für das Weib weiblich, und alles übrige ist, mit wenigen Ausnahmen, sächlich; selbst die Tiere, deren Schicksal ihm doch keineswegs gleichgültig ist, rechnet er zu den Sachen. Auffallend und bezeichnend ist, was er von dieser Sachlichkeit ausnimmt: das Schiff und die See.

In dieser auffallenden Beseelung liegt die Grenze seiner Sachlichkeit angedeutet: wo Meer und Schiffahrt beginnen, hört sein sachliches, unparteiisches Denken auf. Es bildet die dunkle Kehrseite seiner glänzenden Inselentwicklung, daß der Engländer zu einer sachlichen Betrachtung der Dinge und Völker, die sich außerhalb seiner Insel befinden, unfähig ist. Darum blieb jene Form der Seeräuberei erlaubt, die er „Right of Capture" nennt. Ohnehin so

konſervativ, wie vielleicht nur germaniſche Anwohner der See ſein können, hat er an dieſer Gewohnheit feſtgehalten aus einem ſichern Inſtinkt des Selbſtſchutzes und mit jenem Beharrungsvermögen, das auch manchen andern Stamm germaniſcher Raſſe diesſeits der Nordſee kennzeichnet.

Aber dieſe Beſchränktheit allein, die den „foreigner“ außerhalb ſachlicher Beurteilung ſtellt, erklärt jenen Widerſpruch zwiſchen engliſcher Privatanſtändigkeit und britiſcher Eroberungspolitik nur zum Teil. Man ergänzt dieſe Erklärung um ein weſentliches, wenn man abwägt, wie ſehr ſich die Wechſelwirkungen zwiſchen den engliſchen Einzelmenſchen und ihrem Staate mit dem Gange der letzten Jahrzehnte entwickelt und vervielfältigt haben.

In jedem ſtaatlichen Organismus wirkt, wie in jedem andern Lebeweſen, der doppelte Trieb, ſich zu erhalten und ſich zu vermehren. Die angelſächſiſch-normanniſchen Gemeinweſen haben unter ihrem Drang, ſich auszudehnen und ihre Macht zu mehren, von jeher die übrigen Völker beſonders leiden laſſen. Wie konnten in neuerer Zeit die engliſchen Verantwortlichen dieſen Trieb ihres Staates befriedigen, ohne dabei ſtets in Konflikt mit der chriſtlichen Privatmoral ihrer Staatsbürger zu kommen?

In den erſten Zeiten der Koloniſation war es einfach. Sie geſchah zum Teil unter der nahezu abſolutiſtiſchen Herrſchaft der Tudors und Stuarts und unter dem faktiſch noch ſelbſtherrlicheren Regiment Oliver Cromwells. Öffentliche Meinung oder Volksgewiſſen redete nicht darein. Dann erlaubte der Spielraum, den die engliſche Verfaſſung ihren Staatsangehörigen gewährt, Privatleuten ihre Eroberungszüge in fremder Herren Länder zur Gewinnung von Kolonien zu machen. Von Lord Clive, dem Beamten der East India Company, bis Dr. Jameſon, dem Unternehmer der Chartered Company, iſt es kein weiter Weg, wenn auch anderthalb Jahrhunderte dazwiſchen liegen. Übernahm ſpäter der Staat die Kolonie, ſo ermöglichte das parlamentariſche Syſtem ſtets die Ausſchaltung ſolcher verantwortlicher und unverantwortlicher Unternehmer, die das moraliſche Mißtrauen zu zahlreicher ehrenwerter Engländer und damit der öffentlichen Meinung erregt hatten. Es muß zur Ehre des engliſchen Einzelmenſchen geſagt werden, daß faſt bei jedem Unrecht, das Englands Politik andern Nationen antat, mutige Engländer aufſtanden und dagegen Einſpruch erhoben.

Widerhall und Wirkung rief freilich ſolcher Einſpruch einzelner nur ſelten in der Maſſe der Nation hervor; ſie lebte zu ſehr auf ihr Inſelreich beſchränkt, zu ſelbſtgenügſam ihrer Staatsbürgerſchaft, zu verſtändnislos gegenüber jeder Sorte von „foreigners“. So konnte das Syſtem, durch das vormals Spanien und Holland zu Fall gebracht waren — rückſichtsloſes „Seebeuterecht“ und kluge Ausſpielung der Kontinentalmächte gegeneinander — auch den gefährlichen Nebenbuhler Frankreich erledigen und Rußland von den Weltverkehrsſtraßen fernhalten, ja, nachdem einmal die Selbſtändigkeit der Vereinigten Staaten hatte anerkannt werden müſſen, wurde auch dieſe

nahe verwandte Macht von dem ehemaligen Mutterland mit der gleichen Skrupellosigkeit ausgeplündert und ausgespielt, je nachdem die politische Konstellation das eine oder das andere im Interesse des englischen Imperiums erheischte.

So war England in den Besitz Kanadas, Indiens und Australiens gelangt, hatte sich nach seinen östlichen Kolonien eine Etappenstraße (Sierra Leone, Goldküste, Südafrika, Mauritius) gesichert und eine zweite (Gibraltar, Malta, Aden) zu bauen begonnen. Es hatte Irland erbarmungslos zertreten und angegliedert und hatte auf Erden nirgends einen Rivalen neben sich, nirgends einen Richter über sich zu fürchten.

Es schien, als ob die Vorsehung dies Land vor allen übrigen in der Welt auserkoren hatte; sie schenkte ihm zu den Vergünstigungen seiner Inselage noch die Schätze des Bodens. War es ein Zufall, daß hier, im Lande der Steinkohle, der praktische Sinn des Menschen die Dampfmaschine erfand? Lag die Gelegenheit zu einer solchen Erfindung so zwingend nahe, daß sie hier, nur hier oder zuerst hier, gemacht werden mußte? Es ist leicht und billig, heute rückschauend zu sagen: das war natürliche Entwicklung; diese Entdeckung mußte aus inneren Notwendigkeiten heraus dort gemacht und für Industrie und Verkehr in gleicher Weise ausgebaut werden, in Großbritannien; aus der Kargheit des Bodens, der vielfach, besonders im Norden, nur Schafzucht gestattet, folgte mittelbar die Wollerzeugung, und diese mußte sich mit Naturnotwendigkeit zur Textilindustrie entwickeln, weil die Kohle im Lande war; und wegen eben dieses Bodenschatzes *mußte* dies reisige Inselvolk, einmal an entscheidenden Stellen des Ozeans seßhaft geworden, die Dampfschiffahrt begründen und zur ersten, herrschenden Handelsnation der Welt werden.

Dies mächtige Wachstum, das Großbritannien während und seit der Zurückdrängung Frankreichs — trotz gelegentlicher Rückschläge — nach innen und außen erfahren hat, ist in der Tat so wunderbar, daß man es wohl verstehen kann, wie dies Volk, im dogmatischen Bibelglauben aufgewachsen und daran festhaltend, in den Schranken seiner glänzenden Inselstellung dazu kam, sich als ein von der Vorsehung auserwähltes Volk zu fühlen und zu gebärden, und selbstzufrieden von andern Völkern nichts wissen noch lernen konnte, sondern sich nur durch die empfindlichsten eigenen Erfahrungen — zum Beispiel den Freiheitskrieg der Vereinigten Staaten — belehren ließ.

Die Eroberungen draußen hätten die führenden Engländer nicht erzielt ohne Ausschaltung aller sittlichen Privatbedenken. Es lag nahe, daß sich derselbe skrupellose Geist auch bei den technischen und finanziellen Eroberungen im Inlande betätigte. Während aber das Unrecht, das sie außerhalb Englands gegen Fremde begingen, zu richten keiner die Macht oder die Vorurteilslosigkeit besaß, fanden die Ungerechtigkeiten, die derselbe Staat im Inland an den Einheimischen zuließ, ihre mächtigen Richter. Da hatte England sein Gewissen, das sich regte: im freien Spiel seiner Kräfte waren

die ethiſchen Perſönlichkeiten nicht die ſchwächſten. Das viktorianiſche Zeitalter war noch reich an echten Männern, die ſolche Macht des Geiſtes und Charakters beſaßen, daß ſie ſogar die Politik beeinfluſſen konnten. Dickens, Carlyle, Ruskin, Wilberforce, Kingsley und auch Macaulay gehören zu ihnen. Wohl haben ſie ungleich gewirkt und verſchiedenen Erfolg gehabt, wohl haben gerade die beſten unter ihnen ſchwer kämpfen müſſen, ehe ſie ſich oder ihre Forderungen durchſetzten, wohl beſeitigten Sir Robert Peels Reformen mehr die Veranlaſſungen der allgemeinen politiſchen Unzufriedenheit denn die Urgründe von Mißſtänden; aber es läßt ſich doch nicht beſtreiten, daß viele engliſche Männer aus tiefſter Überzeugung das Elend der Armen, die Intoleranz gegen Andersgläubige, die Ungerechtigkeit von Privilegien und hundert andere Übelſtände ehrlich bekämpft haben und daß Geiſt von ihrem Geiſte auf ihre Zeitgenoſſen übergegangen iſt.

War aber der Einfluß ſolcher Männer und ſolcher Beſtrebungen ſtark genug, um den Geiſt des Staates und ſeiner Politik wirklich zu ändern?

Auf die Wandlungen des Wirtſchaftslebens konnte das engliſche Staatsweſen ſich in kurzer Zeit einſtellen. Übergang von Landwirtſchaft zu Handel und Induſtrie, Aufhebung der Kornzölle, Freihandel, Manceſtertum ſind in ihrer Wechſelwirkung leicht zu verſtehen; ihre wichtigſte politiſche Folge iſt die, daß die eigentliche Ariſtokratie von kapitaliſtiſcher Plutokratie durchtränkt oder verdrängt wird. Die Geldbarone aus Induſtrie und Handel vertreten einen ſehr zweifelhaften Fortſchritt gegenüber dem Adel der Abſtammung, der Tradition und der ſtaatsmänniſchen Fähigkeit; zudem bedeuten ſie für die Harmonie eines Volkes und für die Freiheit des Individuums die größere Gefahr. Dennoch haben in England unter ihrer Herrſchaft die menſchlichen Ideale jener edlen Männer — anfangs wenigſtens — mehr Anhänger erworben als vorher; ja, der ſelbſtverſtändlichen Rechte, die der Engländer nach ſeiner bisherigen Gewohnheit nur dem Engländer im engſten Sinne gönnte, begann man allgemach auch andere Sterbliche für würdig zu halten; die Forderung „Homerule für Irland" ſetzte ſich im Laufe der nächſten Jahrzehnte durch und wuchs im Unterhaus von einer anfänglichen Minderheit zu immer anſehnlicherer Mehrheit. Überdies brachte der ungeheuer zunehmende Weltverkehr den Engländer immer mehr und ſchließlich, nach 1900, auch immer näher mit andern Nationen in Berührung. Das veränderte zwar ſeine nationalen Vorurteile nur wenig, erzeugte aber eine Mannigfaltigkeit der perſönlichen Anſchauungen. Und dieſe Meinungsmannigfaltigkeit, die ſich zunächſt bei inneren Fragen einſtellte, mußte der Staat berückſichtigen, weil er in ſeinem Beharrungsvermögen dem Grundſatz der perſönlichen Freiheit treu blieb.

Wie ſollte dieſer Staat, der doch eigentlich nur das ungezwungene Nebeneinander freier Individuen ſein will, ſolche auseinanderſtrebenden Meinungen und Perſönlichkeiten noch zu einheitlichem Wirken nach außen hin zuſammenhalten? In der inneren Politik durfte der Staat die Moral

und das Rechtlichkeitsgefühl der Bürger nicht außer acht laſſen; in der äußeren, gegen die fremden Völker, mußte derſelbe Staat, in ſeiner imperialiſtiſchen Beharrung, dieſelben Grundſätze der Moral und Gerechtigkeit mißachten. Und doch entſtand nie eine Kriſis aus dieſem inneren Widerſpruch; nie hat das Parlament einem engliſchen Staatslenker Schwierigkeiten bereitet, wenn er gegen ein kleines Volk Maßregeln ergriff, die dem Menſchlichkeitsgefühl der ganzen Welt und auch zahlreicher Engländer ſpotteten.

Wenn man dieſen Widerſpruch damit reſtlos zu erklären glaubt, daß man die Engländer durchweg als Heuchler bezeichnet, ſo verkennt man die Tatſachen.

Wohl konnte der Staatslenker, der ſich hier am Ruder halten wollte, nur ein Mann mit doppelter Moral oder einer mit weitem Gewiſſen oder einer mit den engen Vorurteilen altbritiſchen Inſelhochmuts ſein; wie war er ſonſt fähig, die entrechtende Eroberungspolitik mit dem Rechtsempfinden der inneren engliſchen Strömungen zu vereinen? Und je „demokratiſcher" der Lauf der inneren Politik wurde, um ſo mehr erforderte die Staatslenkung derartige Charaktere: Opportuniſten, die es mit ihren Worten möglichſt allen recht zu machen wiſſen, wie Asquith; ſtolze Diplomaten wie Edward Grey, die in aller Unverbindlichkeit die Formen ſicher beherrſchen und ſich im überlieferten Handwerk auskennen, außerhalb dieſes engen Horizontes ſich aber verrechnen und andere Völker unterſchätzen, weil ſie ihre Sprachen und ihr Weſen nicht verſtehen; oder ſchlagfertige Schauſpieler wie Winſton Churchill, die wirkſam und volkstümlich über alles reden und ſchreiben können.

Aber ſchon unter dieſen kann man zum Beiſpiel dem Sir Edward Grey nicht gerade Heuchelei nachſagen; niemals hat er ſich beſonders deutſchfreundlicher Geſinnung gerühmt; nie hat er ſich derart geäußert, daß wir bei ihm „herzliche Intimität" vermuten durften; aus allen ſeinen ſorgfältig abgewogenen Erklärungen ſpricht eine ſtets große Vorſicht und Zurückhaltung, größer noch als bei andern Diplomaten. Jeder Deutſche hat Grund, dieſen Gehilfen und Vollſtrecker Eduards des Siebenten zu verdammen; aber nicht Heuchelei hat man ihm vorzuwerfen, ſondern beleidigende Geringſchätzung unſerer Nation und verderbenbringende Unkenntnis deſſen, was er durch ſeine Einkreiſungsarbeit und Franzoſenfreundlichkeit auf Europa herabbeſchwor. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er hoffte, mit der „deutſchen Gefahr" ohne Krieg fertig zu werden.

Und vollends dem Durchſchnittsengländer liegt es nicht, in dieſer Frage Komödie zu ſpielen. Er iſt von ſeinem Rechte genau ſo überzeugt wie wir von unſerem. Gerade jene Gentlemen, die man nicht in Anführungsſtriche zu ſetzen braucht, die von Rechtlichkeit und Fairplay nicht nur redeten, ſondern auch danach handelten, ſind bei faſt allen britiſchen Staatsaktionen, bei denen Macht vor Recht ging, felſenfeſt vom Recht ihres Staates überzeugt geweſen; gerade dieſe haben *nicht* etwa zugegeben, daß Moral und Recht in der Politik etwas anderes ſein müſſe als im Privatleben;

noch weniger haben ſie bewußt geheuchelt. Eben weil im engliſchen Volke noch ein ſtarkes Rechtsgefühl lebt, haben ja die engliſchen Staatsmänner nötig, die Motive ihrer eigenen Eroberungspolitik zu verſchleiern und den Blick ihrer Wähler und Volksvertreter abzulenken auf die Rechtsverſtöße anderer Nationen, um mit dem Splitter in ihres Nächſten Auge die moraliſche Entrüſtung des engliſchen Publikums rege und einmütig zu halten; nur ſo konnten ſie ſeines Beifalls und ſeiner Stimmen ſicher ſein, ohne es mit dem Balken im eigenen Auge bekannt zu machen. Die meiſten Briten dürften weniger heuchleriſche Macher, als gutgläubige Opfer ihrer Staatspolitik ſein.

Wem anders erlagen dieſe Enggläubigen als dem germaniſchen Vertrauen auf das Gemeinweſen, als deſſen freie Angehörige ſie ſich ſtolz fühlten? Dies Gemeinweſen aber war nicht mehr ein Tummelplatz freier Kräfte, die Vertrauen verdienten; es war ein Weltreich geworden, in dem ſeit den Erfolgen des Mancheſtertums nicht mehr der Freieſte, Stärkſte, Tüchtigſte, ſondern der Gelderwerbsfähigſte den Kampf ums Daſein am ſiegreichſten beſtand; derjenige, der am ſchnellſten und beſten die Konjunkturen erkannte und ſie am klügſten und gewiſſenloſeſten auszunützen wußte. Und je größer das Weltreich wurde, je feſter und einträglicher die moderne Technik die Verbindung mit ſo vielen Neuländern für das Mutterland machte, um ſo höher ſtieg die Macht dieſer kapitaliſtiſchen Erwerbspolitik.

Hand in Hand damit ging die wachſende Zentraliſation. Und unterm Zeichen dieſer Zentraliſation und der immer mehr zur Demokratie ſtrebenden Verfaſſung erwuchs ein neuer kapitaliſtiſcher Erwerbszweig, der verderblichſte von allen: die Allerweltszeitung, die keine eigene Meinung ausdrückte, ſondern ſich allen aufzuſchmeicheln und aufzudrängen ſuchte, um lediglich durch die Maſſe Geld zu verdienen — der einzige Zweck, neben dem alle andern verſanken. Ein Menſchenalter zuvor hatte noch die „Daily News" entſtehen können, unter Mitwirkung von Dickens, zum Dienſte edler Menſchlichkeit, zum Schutze der Armen, zur Aufdeckung und Linderung himmelſchreiender Not; der „Mancheſter Guardian" war vielleicht in weniger idealiſtiſcher Abſicht gegründet, übertraf die „Daily News" aber durch größere Sachlichkeit und freieren Blick; jetzt gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts zeitigte die Hochflut von Imperialismus und Zentraliſation eine andere Preſſe. „Daily Mail" und ihresgleichen verfochten Grundſätze darum, weil ſie geeignet waren, die Verbreitung des Blattes und ihre Inſerenten zu mehren; man pflegte ſorgfältig alles, was der Eitelkeit möglichſt vieler Leſer ſchmeichelte; was eignete ſich mehr dazu, als der überlieferte, allen teure Nationalſtolz und die überlieferten, beliebten Vorurteile gegen „those continental people"! Anſtatt die Millionen von Leſern zum Verſtändnis anderer Nationen zu führen, wie es das wahre Intereſſe Englands geboten hätte, hetzte ſolch ein Tageblatt ſie noch tiefer in die dumpfe Enge der „splendid isolation" zurück. Und als der Reichtum dieſer Zeitungsherren ſo geſtiegen war, daß ſie andere,

auch ausländiſche Blätter ankaufen und ihre Macht in ganz ungeahnter Fülle ausüben konnten, als Harmsworth gar Lord Northcliffe geworden war, wurde die Verhetzung unwiderſtehlich.

Auch bei uns hat die Zentraliſation ja ähnliche Früchte getragen. Aber diejenigen Berliner Zeitungen, die durch Nachgiebigkeit gegen die Inſtinkte der Menge ihr Geſchäft machten, mußten einer ganz andern Richtung huldigen als ihre engliſchen Verwandten; war es beim Engländer die hochmütige Inſelbeſchränktheit, ſo war (und iſt!) beim Deutſchen das ſubalterne Zerfließen nach allen Seiten die gefährliche Nationalneigung, der ſolche Blätter in dienſtfertigem Wettlauf mit ihrem Publikum entgegenkamen. Man hatte infolgedeſſen bei uns für das engliſche Verhalten ſeit der Einkreiſung volles Verſtändnis, und gerade der deutſche Kaufmann war es, der ſeinen engliſchen Kollegen damals ſo rechtfertigte: Wir ſind anpaſſungsfähiger als die Engländer, wir lernen leichter die fremden Sprachen, unſere Organiſation iſt beſſer; wir verdrängen ihn aus allen Abſatzgebieten, aus Handel und Induſtrie; dürfen wir uns wundern, wenn der engliſche Geſchäftsmann ſeinen Staat zum Kriege gegen den läſtigen Konkurrenten drängt?

Wann hätte ſich mit einem ähnlichen Verſtändnis der Engländer in unſere Lage verſetzt? Norman Angell hatte im Februar 1913 immerhin den Mut, der „Daily Mail" eine Erwägung „What the German said" zu ſchicken: Der Deutſche, eingeengt zwiſchen dem ungeheuren jungen Feinde Rußland und dem unverſöhnlichen Feinde Frankreich benötigt ſeine ſtarke Rüſtung aus Gründen der Selbſterhaltung, zur Verteidigung, nicht zu Eroberungen. Aber was vermochte ſolch eine einſame Stimme gegen das Geſchrei von „German Invasion" und „An Englishman's Home", das dieſelbe Zeitung faſt tagtäglich pflegte unter fortwährenden Verdächtigungen und Entſtellungen unſeres Volkscharakters? Es haben ſich ja bis tief in dieſen Krieg hinein drüben immer wieder einige kühne Stimmen der Vernunft erhoben — im Gegenſatz zu Frankreich — mit einer Hartnäckigkeit, die Achtung verdient; doch es ſind nur immer dieſelben Tropfen auf den gleich heißen Stein.

Aber es iſt nicht allein die vertrauensvolle Hingabe an ſeine imperialiſtiſche Hauptſtadtpreſſe und den Gang der öffentlichen Meinung, die den Engländer ſoweit gebracht hat; auch nach einer andern Richtung iſt er ein Opfer ſeiner Enggläubigkeit geworden. Nur derjenige Fremde kann ja ſein Vertrauen erringen, der gut eingeführt iſt; und der Fremde, der durch einen tonangebenden „gentleman", durch Eduard den Siebenten, ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung, beharrlich und mit kluger Berechnung eingeführt wurde, war der Franzoſe. Der überlegene Weltmann und Politiker wußte — wie wir es heute alle wiſſen, und wie es vielleicht ſogar in Frankreich jetzt gewußt wird —, zu welchem Zweck er, ſchon als Thronfolger an galliſchen Verbindungen reich, den alten Erzfeind des deutſchen Konkurrenten taktvoll und unaufdringlich zu ſich lud. Doch wenn auch in dieſem Bunde der Engländer

der kühler berechnende war und das beſſere Geſchäft zu machen hoffte — nicht in jeder Beziehung war er der Überlegene. Es hat ſich dadurch ein Strom ſchillernder franzöſiſcher Kultur über England ergoſſen, und die Briten, beſonders die große Maſſe der Halbgebildeten, ſind dieſem Einfluſſe faſt ebenſo wehrlos erlegen wie die Germanen des Feſtlandes. Franzöſiſche Auffaſſung iſt ſacht in die Lebensführung des Engländers geſickert und in die Mode der Engländerin; und gerade während des letzten Jahrzehnts ſind viele franzöſiſche Wörter für alltägliche Beziehungen in die engliſche Umgangsſprache eingedrungen. Wie überall iſt hier das Franzöſiſche der Träger, Verbreiter und Vertiefer des Deutſchenhaſſes geweſen. Man hört manchmal äußern, daß ein beſſer organiſiertes Schulweſen als das engliſche einen ſo verflachenden und verhetzenden Einfluß hätte mildern können; vielleicht wäre ein ſolches im Gegenteil noch ein weiterer Gehilfe, ein ſyſtematiſcherer Verbreiter franzöſiſcher Denkart geworden. So ſehr beherrſchten die Gemächte der imperialiſtiſchen „öffentlichen Meinung" das „freie" Spiel der Kräfte, daß keine Einrichtung, auf eine noch ſo werbende menſchliche Idee geſtellt, ſich dagegen halten oder durchſetzen konnte.

Auch für dieſe Erſcheinung, daß die alte und tiefe engliſche Kultur ſo leicht verflacht wurde und verſandete, hat das Glück der engliſchen Weltpolitik den Boden vorbereitet. Die ungeheure, unaufhaltſame Ausdehnung des britiſchen Weltreiches, ſeiner Induſtrie und ſeines Handels hat nicht allein die Gefahren heraufbeſchworen, die mit der großſtädtiſchen Zentraliſation zuſammenhängen; ſie hat nicht nur mittels dieſer Zentraliſation jene Art von Hauptſtadtpreſſe ins Leben gerufen, den Nationalſtolz überſpannt, das Volk irregeführt und die befruchtenden Unterſchiede der Gaue und Grafſchaften dem Erdboden gleichzumachen begonnen; auch unmittelbar hat ſie der engliſchen Nation die beſten Kräfte ausgeſogen. Ungeheuer iſt die Zahl derer, die in den letzten hundertfünfzig Jahren das britiſche Mutterland verlaſſen haben; unſchätzbar waren und ſind ja auch die Kräfte, die jedes der vielen Tochterlande für ſich benötigte; es gab keine Handhabe für den Staat, dieſen Kräfteverbrauch aufzuhalten; im Gegenteil, er war im eigenen Intereſſe gezwungen, viele ſeiner tüchtigſten Kräfte zur Verwaltung und Nutzbarmachung der Kolonien fortzuſchicken; einen größeren Schwarm noch zog Abenteuerluſt, Wanderdrang und Ausſicht auf wirtſchaftliche Verbeſſerung ins Neuland. Stellenweiſe war dies „freie" Spiel der Kräfte gleichbedeutend mit dem Zwang der Latifundienpolitik, die ein Teil des Hochadels durchführte, indem er die Landbevölkerung austrieb, um große Jagdgebiete zu gewinnen. Selbſt in den letzten Jahrzehnten hat ſich der Abfluß wertvoller Kräfte fühlbar gemacht, den der Staat nicht hindern konnte.

Der Verluſt wog der Zahl nach ſchwer, noch ſchwerer faſt durch die Beſchaffenheit des Verlorenen. Die Erſchöpfung des Mutterlandes äußerte ſich weniger in Erſcheinungen, die ſich unmittelbar wahrnehmen ließen. Der

ſchöpferiſche Geiſt der Nation war es, der am meiſten litt. Was hatte dies Volk einſt hervorgebracht an großen Werken der Wiſſenſchaft und Literatur, an Erfindungen der Technik, bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts! Noch die reiche Geſtaltungskraft eines Dickens ſteht kaum hinter der Shakeſpeares zurück. Indeſſen in den letzten Jahrzehnten, und gar nach 1900, ſcheint die natürliche Schöpferkraft des engliſchen Geiſtes abzuſterben. Der unparteiiſche Beobachter hat die Empfindung, als ob nur noch ein Reſt von Gehirn da iſt für Sport und für kaufmänniſches Geſchäft und für ein mattes Nachempfinden früherer Schöpfungen. Die Hauptwerke des letzten Jahrzehnts, in denen noch etwas wie friſches Leben grünt, zum Beiſpiel die phantaſtiſchen Erzählungen von Wells, muten einen an wie die „geilen Reiſer" am Stamm eines alten Baumes, deſſen friſches Grün ſonſt nur noch in einigen Zweigen ſeiner ausgebreiteten Krone gedeiht; nur wo etwas vom verjüngten Saft der Tochterländer in das Stammgebiet zurückfließt, zum Beiſpiel in den indiſchen Erzählungen und ſüdafrikaniſchen Gedichten von Kipling, quillt die ſchöpferiſche Kraft ſcheinbar ungeſchwächt fort. Das ausgepreßte Irland, das zwei ätzende Geſtalter, Wilde und Shaw, hervorbrachte, ſcheint von dieſer Kraft weniger eingebüßt zu haben als das ſiegreiche England, deſſen Blut teils in die entlegenſten Gefäße dieſes Rieſenkörpers, des Weltreiches, entſtrömt iſt, teils ſich in den Schlagadern am Herzen, um London, aufſtaut. Brach aber und verödet liegt das Land, das vormals ſeine großen Beſitzer zu Nutz und Frommen eines beſſeren Wildſtandes entvölkert haben, und das nun Weltherrſchaft und Großſtädte völlig leer ſaugen, indem ſie auch den letzten Bauern mit ihrem Handel, ihrer Induſtrie und ihrem ganzen Leben an ſich locken.

Dies iſt das Bild des engliſchen Staates, der ſich am Weltkrieg beteiligt: Eine Menge ſcheinbar freier, rechtlich denkender Germanen von guter Raſſe, von tüchtigen Eigenſchaften des Körpers und des Charakters; in Unwiſſenheit herangewachſen durch den Stolz auf ihre inſulare Sonderſtellung, und in ihrer Unwiſſenheit befeſtigt von den imperialiſtiſchen Machern und Dienern der öffentlichen Meinung, irregeleitet durch Staatsmänner, die vor allem die Intereſſen der Induſtrie, des Handels und des Kapitalismus wahrten und meiſt durch das geprieſene „reinparlamentariſche" Syſtem ans Ruder gekommen ſind; eine Nation, die ſich der Weltpolitik hingegeben hat, ihre beſten Kräfte auf den Imperialismus ablenkte und in ſeinem Dienſt verausgabte, ſich auf Handel und Induſtrie großſtädtiſch zentraliſierte und darum eigentlich kein Vaterland, ſondern nur ergiebige Gelderwerbsplätze beſaß; ein Land, das verödet iſt, kaum noch Bauern und daher nur ungleiches Menſchenmaterial für den Krieg zu eigen hat und längſt beſiegt ſein würde, wäre ſeine Bevölkerung nicht durch Sport geſtählt und verſtünden ſeine Diplomaten nicht, immer neue Fremdvölker zur Schlachtbank zu führen.

Aber dies iſt nicht allein das Bild Englands. Es iſt zugleich das un-

verschönte Bild des Ideals, dem unsere deutschen demokratischen Imperialisten zustrebten. Nur geringe Abweichungen sind da, meist Abweichungen zugunsten des englischen Imperiums, zum Beispiel das erprobte Gefüge des diplomatischen Dienstes, das unser junger Staat sich noch nicht geschaffen hat, das eine Demokratie aber noch viel weniger aus der Erde stampfen kann.

Als der Krieg ausbrach, befand sich ja das Deutsche Reich schon auf einer ähnlichen Bahn, wie sie das britische vollendet hat. Nur hatte sich seine Entwicklung vom Landwirtschaftsstaat zum Handel- und Industriestaat schneller und ungesunder vollzogen. Bei uns war es weniger die Lage, die uns zum Handel verhalf; von Natur liegt unsere Zukunft nicht auf dem Wasser, sondern auf dem Lande; die Enge unserer Grenzen, das Wachstum unserer Bevölkerung, der Zug der Zeit und vielleicht auch der — Fluch der fünf französischen Milliarden drängte uns zur Industrie und zum Handel, in die großen Städte und auf die See.

Schon für England war es eine Gefahr, solcher imperialistischen Entwicklung sich hinzugeben — um so mehr für uns. Ihm ist es ein Leichtes, wenigstens nach außen hin, seinen nationalen Bestand zu schützen bei seiner Insellage und der Unerbittlichkeit seiner Staatsmänner; wenn es die Wehrpflicht einführt — wohl nicht die allgemeine, aber eine beschränkte, abgestufte, individualisierte —, wird es nur angreifbar sein für Nationen, die sich durch Appelle an die Humanität nicht rühren lassen. Wir, durch natürliche Grenzen weniger geschützt, sind von mehr Feinden umringt: England wird uns befehden, solange wir seine Kreise stören, und uns noch geraume Zeit wegen des Krieges hassen, den es mit uns begonnen hat (und nichtswürdig wären wir, wollten wir vergessen, was es uns angetan!); ewig wird Frankreich unser Feind sein; und ein gefährlicher Feind, denn seine schwindende Manneskraft wird wettgemacht durch seine unversiegliche Werbekraft; es wird nicht nur vlämische und elsässische Germanen auch weiterhin zu seiner Verjüngung heranlocken, es wird sogar seine farbigen Bundesgenossen zur Rassenauffrischung nicht verschmähen; am allergefährlichsten aber wird uns das jugendkräftige russische Volk sein. Ihrer aller werden wir uns künftig nur erwehren können, wenn unsere Volkskraft ungeschwächt bleibt, wenn sie nicht von jener imperialistischen Entwicklung bis aufs Mark ausgesogen wird, die sich im Anschwellen der Haupt- und Großstädte und im Geburtenrückgang äußert. Wir können Fürsorge tragen, wenn die Organisation, die sich vor allen andern als unsere Rettung erwiesen hat, zur rechten Zeit die rechten Männer an die rechten Stellen drängt und im Verein mit unsern Bundesgenossen neue Grundlagen für ein gesundes wirtschaftliches Gleichgewicht Mitteleuropas legt und dabei der Richtschnur folgt, daß die Rücksicht auf die Gesundheit unseres Volkes obenan stehen muß, turmhoch über den Rücksichten auf kapitalistische Unternehmungen.

Fürſt Karl Joſeph von Ligne (1734—1814).

Der arbiter elegantiarum des achtzehnten Jahrhunderts.

Von

Karl Toth.

Es iſt etwas wie ein ſchmerzvoller Genuß, ſich aus dieſen von allen Muſen und Grazien verlaſſenen Tagen in eine Epoche hineinzuleben, wo jenes leichtgeſchürzte Völkchen unter den Beſten wenigſtens unumſchränkt zu walten ſchien. Aus einer Zeit hinweg, die das rein Menſchliche, zwiſchenvölkiſches Leben und verſtehende Gerechtigkeit ſo mit allen Wurzeln ausgeriſſen hat wie keine zuvor. Auch das achtzehnte Jahrhundert kennt einen Krieg, der den alten europäiſchen Boden mit Waffen pflügt und mit dem Blut der Beſten düngt, auch damals ſchüttelt ſich ein junges Volk unter dem Anſturm einer halben Welt. Aber Voltaire darf den großen Friedrich zum Kotillon von Roßbach beglückwünſchen, und die geiſtigen Bande knüpfen ſich feſter denn zuvor. Wir haben zuſehen müſſen, wie Romain Rolland den lebenslang mühſam und kunſtreich zum Deutſchtum herübergeſponnenen Faden mit grober Hand zerriß, wie Maurice Barrès in myſtiſchen Tollhausphantaſien ſich mit dem Mädchen von Orléans zum Haß vermählte, wie Anatole France die Maske lächelnder Skepſis von der häßlichen Faunfratze ſtreifte, ja wie Bourget Goethe ins Geſicht ſpie. Daß der Spott Friedrichs von Preußen über die fleurs blanches der Pompadour, den Ehrennachtdienſt der Kavaliere bei Eliſabeth von Rußland, über den Zahnſtocher des Fürſten Kaunitz und die viertauſend Weſten des Grafen Brühl den Siebenjährigen Krieg entfacht und ſiebenhunderttauſend Streiter für die Ehre jener Damen und die Laune dieſer Herren auf den Plan geführt hat, mögen Treppenwitze der Weltgeſchichte ſein. Sie zeichnen darum nicht minder auch objektiv ihr Jahrhundert, und künftige Zeiten werden für unſere Tage, wo fetter Materialismus ſeine ſchmierigen Fäuſte aus den Taſchen gezogen hat, um den vermeintlich Schwächeren zu würgen, nicht einmal zu Treppenwitzen den Mut aufbringen. Die auch äſthetiſche Größe dieſer Kämpfe, freilich nur auf der einen Seite, das, was man das Schilleriſche in dieſem ungeheuren Ringen nennen könnte, bleibt eindrucksgewaltig beſtehen; aber die aufgeriſſenen Tiefen klaffen auseinander und für immer ſcheint Zierlichkeit, Rittertum und Frauengunſt, jenes

Gaukeln der Falter über den Abgründen, dahin. Damit auch das ariſtokratiſche Lebensideal der Cheſterfield und Nivernais, der Lebensinhalt des Fürſten von Ligne.

Ein Voltigieren von Blume zu Blume, wie ſein Leben ſind auch die Schriften dieſes merkwürdigen Mannes. Oder ein Luſtgarten wie das engliſch-franzöſiſche Feenreich ſeines Schloſſes Beloeil. Leicht hingeworfen, aus dem Augenblick geboren, ſcheinbar einförmig und nur dem Blick über das Ganze zu genießen ein großer Teil: der engliſche Park. Dazwiſchen kokett verſteckt, dann in luxuriöſen Sträußen und Beeten hervorquellend Girlanden des Witzes und der Laune: der franzöſiſche Garten. Die Arbeit des Ordnens und Aneinanderfügens aber muß der Leſer leiſten, denn wahllos und reich wie die Natur iſt die Stoffmaſſe, die in den 34 Bänden ſeiner Mélanges militaires, littéraires et sentimentaires, Wien und Dresden 1795 ff. (Nachlaß, 6 Bände, 1817) lagert. Mancher Herausgeber hat das ſchon verſucht. Mme. de Staël hat 1809 tantenmäßig zimperlich in Gedanken und Briefen des Fürſten geſtöbert. Eine fünfbändige Auswahl von 1827 f., Paris, Dupont, bringt manches vom franzöſiſchen Standpunkt und mit franzöſiſcher Sorgloſigkeit. Leſcure in einem für die société des bibliophiles beſtimmten Bändchen bietet nur die ſaftigſten Stücke für den Gaumen des Feinſchmeckers, mit der eleganten Geſte einer liebenswürdigen Einleitung dargereicht. Leben und Schriften des Mannes müßten eigentlich als ein Werk vorgeſtellt werden. Dennoch wiegt in den Lebensbetrachtungen das Anekdotiſche vor. Graf Lagarde in ſeinem Wiener Kongreß 1843 ſchreckt auch vor den intimſten Lächerlichkeiten eines Greiſes nicht zurück, der nicht alt werden will, die Landsleute des Fürſten, Baron Reiffenberg 1845 und Petermanns 1857, ſind zu ſchwerfällig für den ätheriſch leichten Stoff, Ste-Beuve begleitet die Teilausgabe von Lignes Mémoires durch die Revue Nouvelle (1846) mit recht farbloſen Randgloſſen, Graf Thürheim gar ſetzt ſich in dem einzigen deutſchen Werk über den Gegenſtand (1876) in die altmodiſche Poſitur des Kriegers und Ariſtokraten. Das Buch der Perey über die Maſſalska gibt häusliche Details weiblich geſehen, und Victor du Bled geht in ſeiner bekannten Weiſe auf die Materie ein, um ſeinen Geiſt glänzen zu laſſen. Die Hauptſache iſt alſo noch zu tun. Die Erinnerungen des Fürſten harren wohlverwahrt in Cottas Händen der Veröffentlichung, zu wohlverwahrt vielleicht, denn der in Ausſicht genommene Herausgeber, Baron Blittersdorf, ſieht durch maßloſe Geldforderung des Beſitzers ſeine Arbeit gefährdet; eine Ligne-Geſellſchaft hat ſich (wie mir Gugitz mitteilt) in Belgien gebildet. Zum hundertſten Todestag, 13. Dezember 1914, waren Feſtlichkeiten in Beloeil geplant und eine große, würdige Ausgabe des Wertvollen iſt im Werden — all dem hat der Krieg ein vorläufiges Ende geſetzt.

Kein Ende aber der Anziehungskraft und dem Perſönlichkeitszauber des Fürſten. An ſeiner Wiege ſchon haben alle Huldinnen geſtanden. Sproß

eines uralten, bei Ath in Belgien reich begüterten Geſchlechtes, von einem Liebreiz, dem ſich die Zeitgenoſſen beugen, phantaſiebegabt und beſtrickend liebenswürdig, ſcheint der Knabe zu allem Höchſten beſtimmt. Aber die Mutter, eine Prinzeſſin Salm, ſtirbt zu früh, und der Vater, der öſterreichiſche Marſchall Klaudius Lamoral von Ligne, legt den rauhen Maßſtab des Kriegsmannes an den frühreifen, lebenshungrigen Jüngling. Die Erziehung wird ſeigneurial-ſorglos vernachläſſigt, mit ſiebzehn Jahren tritt Prinz Karl Joſeph als Fähnrich in das Regiment ſeines Vaters; Vorſtellung am Wiener Hof, Lagerleben und Weibergeſchichten jagen einander, bis die alte Hoheit grimmig Halt gebietet. Aber die erhoffte Panazee, die Vernunftheirat mit einer Prinzeſſin Liechtenſtein 1755, wird nur „le meilleur des mariages dos à dos". Und dabei lechzt der Prinz nach Liebe; bei der Geburt eines Sohnes Karl 1759 fließt ihm das Herzblut in die Feder, mit knabenhaftem Übermut wird er das Kind zur Feuertaufe im Siebenjährigen Krieg vor ſich aufs Pferd nehmen, und der vorzeitige Soldatentod des jungen Mannes in den erſten Revolutionskämpfen ſchlägt dem Vater die tiefſte, nie mehr heilende Herzenswunde. Seinem bei aller Flatterhaftigkeit muſterhaften Familienleben hat der Fürſt in Beloeil bei Brüſſel nach dem Tode Klaudius Lamorals 1766 einen fürſtlichen und koketten Rahmen geſchaffen. Über die gediegene, ernſte Pracht des Schloſſes, der Jagdhäuſer, Parke und Gärten ſeines Vaters breitet der Sohn den phantaſtiſchen Reichtum heiterſter Rokokolaune. Gäſte von nah und fern, der Graf von Artois, Prinz Heinrich von Preußen, Guſtav der Dritte von Schweden, wollen das wirklich gewordene Märchen miterleben: Tafeleien, Jagden und Ritte in den mächtigen Forſten von Baudour, Segelfahrten auf dem Schloßteich drängen einander, verſteckte Waldpfade locken zu ausgelaſſenen Nachtfeſten im Holländerdorf, zu ſüßer Zwieſprach im Orangenhain und Roſengarten, zum Freibad hinter duftendem Jasminvorhang. All das vornehmlich, ſeit Prinz Karl die ſchöne, heißblütige Polin Helene Maſſalska 1779 nach Beloeil heimgeführt hat, die den Lebensdurſt mit dem Schwiegervater, die ernſte Kunſtbegeiſterung mit dem Gatten teilt, das Stumpfnäschen auch wohl manchmal in den Setzkaſten der Schloßdruckerei ſteckt oder auf der Liebhaberbühne ein blaublütigſtes Publikum zu diskretem Beifall entzückt. Dann und wann ſcheint Beloeil gar zum Vorzimmer des Brüſſeler öſterreichiſchen Hofes oder das Oeil-de-Bœuf von Verſailles geworden zu ſein, etwa wenn Fürſt Ligne von einer ſeiner zahlloſen Reiſen nach Brüſſel oder Paris zurück iſt, die Polignac, die Coigny, die Vaudreuil mit ſich führend, mit dem ſonnigſten Lächeln ſeiner Königin Marie Antoinette im Herzen.

Zwei Religionen trägt dieſes Kind ſeines gottloſen Jahrhunderts in der Bruſt: Die Religion der Schönheit und die Hingabe an Ruhm und Kriegerglanz. Der zehnjährige Knabe hat fliegenden Atems dem Kanonendonner von Fontenoy gelauſcht, damals mag ſich für ihn der Lebensberuf entſchieden

haben. Halb Kind noch faßt er mit seiner Schrift „Aux commençants“ alle Begeisterung des geborenen Soldaten in die doppelte Forderung: „l'alliance de l'abnégation et d'une émulation glorieuse.“ Seine militärische Schriftstellerei füllt mehrere Bände der Mélanges, und ihr allein hat er ein Anrecht auf die Nachwelt zugestanden. Wir urteilen anders und bestätigen den Instinkt seines Jahrhunderts, das diesem leidenschaftlichen, aber phantastischen Kavalier nie eine führende Stellung im Krieg gegönnt hat. Denn bei aller ungestümen Tapferkeit, bei aller Einsicht in die tiefsten Probleme der Kriegskunst war diesem Weltkind das wildeste Schlachtgetümmel „un flux et reflux comme au parterre de l'Opéra“. Kein Wunder, daß 1759 Maria Theresias Wahl gerade auf den Obersten Karl Joseph von Ligne fiel, um die Kunde vom Finkenfang bei Maxen an den Operettenhof der Pompadour zu tragen. Dieser erste Pariser Aufenthalt wie alle folgenden sind denn auch Siegeszüge für den Weltmann und glänzenden Offizier. Zwar vor dem Pariser Straßenschmutz hält er sich nach so viel andern empört die Nase zu, und nur der Seitenblick auf Venedig, dessen politische Freiheit sich darin erschöpft „de faire ses ordures sur le bel escalier de marbre du doge“ löst den Zorn zu befreiendem Lächeln. Aber der an Kriegsgreueln Ersättigte fürchtet „de ne pas avoir assez de plaisir avant de mourir“, und so stürzt er sich denn mit allen Sinnen in den Strom des Genusses. Nicht lange fesseln freilich kann ihn der Hof Ludwigs des Fünfzehnten, der ihn selbst durch alberne Fragen aus der Fassung bringt, der emphatischen Geschwätzigkeit der Pompadour geht er mit Sarkasmus aus dem Wege, wie bei einem späteren Aufenthalt den Potiphargelüsten der ältlichen Damen Luxembourg und Mirepoix. Die berufene Anmut des französischen Menuetts erscheint ihm „une grâce stupide“, der französische Esprit eine Geisteskrankheit, weil aller Natürlichkeit bar. Welch letztere Aufrichtigkeit ihm die blinde Eule Du Deffand nachmals mit Zinsen der Bosheit zurückgegeben hat, wenn sie ihn den Gilles, das ist Hanswurst des Salonhelden Boufflers nennt. Und der Renegat und neugebackene Baron Grimm möchte dem altadeligen Eindringling am liebsten die Tür der Pariser Gesellschaftszimmer vor der Nase zuschlagen. Welche Keckheit auch von dem Prinzen, an dem Präsidenten Hénault und an Marmontel nur die unersättliche Freßlust zu bestaunen, Duclos einen bissigen Pedanten zu nennen, Crébillon fils gar seine weiche Sofaecke im wollüstigsten Boudoir nicht zu neiden! Für ihn sind die Gäste der Du Deffand und Geoffrin die gehorsamen Diener dieser Damen, die Literaten, außer etwa Arnault und Voisenon, sind Rüpel, in edlem Savoir-vivre reicht ihm kein großer Herr an den Herzog von Nivernais heran. Von manchen dieser Dreitagsgrößen hat der Fürst glänzende Momentbilder aufgenommen, so zart und flüchtig, daß sie dem energischen Betrachter unter den Augen zerflattern; so schlagkräftig zugleich, daß sie neben den literarischen Porträts der Du Deffand, den Indiskretionen des verkannten Genies Senac de Meilhan und den Nadelmalereien Chamforts

und Rivarols mit Ehren beſtehen. Den Modephiloſophen der Zeit und ihren Roturiergelüſten ſteht Ligne mit der feinen Witterung des Edelmanns gegenüber, und allen Ernſtes empfiehlt er, ein paar dieſer Volksfreunde zu Baronen zu machen, um ſie gründlich zu bekehren. Vor Voltaire allerdings und Rouſſeau hat auch dieſer Spötter ſeine tiefe Reverenz gemacht. Den Alten von Ferney ſucht er 1763 das erſte Mal heim zu achttägigem Aufenthalte, deſſen teils zwerchfellerſchütternde Zwiſchenfälle eine ſeiner glänzendſten literariſchen Eulenſpiegeleien feſtlegt. Der Jubelgreis zeigt bereits alle Eigenheiten einer zimperlichen alten Jungfer, bekommt faſt Vapeurs, wenn er zu entdecken glaubt, man habe eines ſeiner Werke nicht geleſen, muß ſich trotz politiſcher Orakelei von dem jungen Mann ſagen laſſen, die engliſche Verfaſſung danke ein gutes Teil ihrer Dauer der Inſellage dieſes Reiches, ſtößt die drallen Schweizer Mägde, die ſommerlich-nymphenhaft in ein höchſt angeregtes Geſpräch hineinplatzen, wütend zur Tür hinaus: „Gorge par-ci, gorge par-là, allez au diable!“ und verſchafft dem nächtlich ſpionierenden Beſucher den Ohrenſchmaus der von höchſt irdiſcher Muſik begleiteten Geburt einer ſublimen Tragödie. Trotz all dieſer Menſchlichkeiten aber zollt Ligne der graziöſen Leichtigkeit dieſes Geiſtes, der alle Meiſter der Weltliteratur auf ihren eigenſten Gebieten zu ſchlagen ſcheint, rückhaltloſe Bewunderung. Völlig verleugnet aber hat der Fürſt den grand seigneur im Verkehr mit Rouſſeau. Wie ein Dieb ſchleicht er ſich namenlos und mit falſcher Adreſſe in die Dachſtube des verbiſſenen Menſchenfeindes, geht dem widerhaarigen Poſeur ſchlau um den Bart, und in einem berühmten Brief hat er ihm gar Beloeil zu freieſtem Aufenthalt angeboten. Denn für ihn iſt der Fall Rouſſeau wie für moderne Pſychiater das Schickſal des dem Wahnſinn verbrüderten Genies, und mit dieſem Beiſpiel hat er in einem ſeiner glänzendſten Paradoxe unſer Recht, andere durch Wohltaten zu beläſtigen, in Frage geſtellt.

Den Höhepunkt der geſellſchaftlichen und menſchlichen Erfolge des Fürſten bezeichnet ſein Eintritt in den Kreis von Trianon 1776. Marie Antoinette kennt den glänzenden Kavalier vom Wiener Hofe her, wo ſelbſt ihre ſtrenge Mutter ſich ſeiner entwaffnenden Liebenswürdigkeit nicht ganz hat entziehen können. Inmitten der Beſenval, Vaudreuil und Adhémar, der Coigny und Ségur ſtellt ſich de Ligne denn auch bald an den gebührenden Platz, die Damen dieſes Liebeshofes, die leichtblütigen Gräfinnen Polignac, die ernſte Lamballe ſind mit ihrer Königin eins im Ruhme des unvergleichlichen Geſellſchafters. Bei den koketten Märchenfeſten in dem Tragantſchlößchen Gabriels, den Schäferreigen durch Park und Hameau war der Fürſt der Königin zur Seite, und jahrelang iſt er Zeuge des kindlichen Frohſinns der unſeligen Frau geweſen bei den nächtlichen Schwärmereien durch die verſchwiegenen Laubgänge, den Elfentänzen auf Mondſcheinwieſen, hinter denen die Verleumdung immer lauter herziſchelte. Alle tyranniſche Hofſitte freilich hatte man da hinten im ſtarren Verſailles gelaſſen, auch den ſchwer-

fälligen König, den „gros serrurier“, für den der Fürſt nur Achſelzucken übrig hat. Zog es ihn aber nach einem Kreis, wo das geiſtreiche Wort völlig hüllenlos glänzen durfte, ſo ſchlüpfte der Schwerenöter hinter die Kuliſſen der Pariſer Theater, guckte der ſchnippiſchen Mme. Favart in die ſchwarzen Augen, improviſierte zum hellen Ergötzen der Zuſchauer mit dem diable au corps Sophie Arnould ein Federballſpiel des Witzes oder weckte am Arm der Dubarry das verwunſchene Schlößchen Luciennes und ſeinen Park zu kurzem Scheinleben auf. Dazwiſchen Reiſen nach Brüſſel, Reiſen nach Wien, ſeit 1780 Reiſen durch ganz Europa. Geldintereſſen ſeiner Schwiegertochter Helene Maſſalska geben den Vorwand zu einer halbjährigen Fahrt an den Hof Katharinas der Zweiten. Ein eingeſchobener Aufenthalt von zwei Wochen in Berlin bringt zwei der geiſtreichſten Männer ihrer Zeit einander nahe. Der Preußenkönig kennt den Fürſten ſchon von der Monarchenzuſammenkunft in Mähriſch-Neuſtadt her, wo der Schalk zum Ergötzen der Herrſcher ſeine Lebensweisheit in die ſpieleriſchen Sätze gefaßt hat: „Je voudrais être une jolie femme jusqu'à 30 ans, puis un général d'armée fort habile et fort heureux jusqu'à 60, enfin cardinal jusqu'à 80.“ Auf gleichen Ton ſind die Unterhaltungen in Sansſouci geſtimmt. Von militäriſchen Gegenſtänden ſpringt das Geſpräch auf alte und neue Gartenkunſt über, ergeht ſich einen Augenblick in geiſtreichem Unſinn, ſchweift zur Literatur ab, zu Kunſt, Philoſophie, Moral, um in Anekdoten und Bonmots auszuklingen. Dabei ſteht der Beſucher unter dem Bann der großen, klaren Augen des Königs, ſeiner ſanften, leiſen Stimme und des leichten Fluſſes wohlabgewogener Rede. Ganz anders, doch nicht minder eindrucksvoll iſt der Zauber, den Catherine le Grand (wie er ſie nennt) auf den leicht Entzündlichen ausübt. Lange Betätigung abſoluten Willens hat bei ihr die einſtige Schönheit durch Majeſtät erſetzt, die ihr trotz des kleinen Wuchſes wohl anſteht, blendender Teint und ſchöne Büſtenform locken den Blick des Kenners. Neben Maria Thereſias edler Frauenwürde freilich verblaßt dieſer Reiz des Augenblicks. Von tauſend Aufmerkſamkeiten überhäuft, fühlt ſich der Gaſt an dieſem entlegenen Hof ſo wohl, daß er den eigentlichen Gegenſtand ſeiner Reiſe ganz vergißt. Nur nebenbei ſoll eine Zuſammenkunft der Zarin mit Joſeph dem Zweiten in der Krim beſprochen worden ſein, die denn auch ſechs Jahre ſpäter in Cherſon ſtatthaben wird. Als „jockey diplomatique“ macht der Fürſt die märchenhafte Dnjeprfahrt auf der kaiſerlichen Galeere mit, vor deren Pracht die Phantaſie einer Kleopatra verblaßt wäre. In Kanew gönnt die Zarin dem einſtigen Liebling Poniatowski, König von Polen, ein letztes Stelldichein voll kalten Prunkes, einen Vorboten ſeines ſchon beſchloſſenen Sturzes. Am ſagenhaften Felstempel der Iphigenie ſetzt eine reizende Geſte der Selbſtherrſcherin den Griechenfreund Ligne in den Beſitz des Felſens mit angrenzendem Gelände, und tollkühn ſoll der alſo Begabte geſtiefelt und geſpornt in den Dnjepr geſprungen ſein, um vor den Augen der Spenderin Hand an dieſen „rocher

de Ligne“ zu legen. In Cherſon endlich wird mit Joſeph dem Zweiten der türkiſche Krieg beſchloſſen. Die Eröffnung der Kämpfe aber bringt dem Fürſten eine ſchwere Enttäuſchung. In ruſſiſchem Dienſt muß er bei der berechneten Schwerfälligkeit Potemkins in Jaſſy liegen bleiben, wenig hilft ihm brennende Kampfesluſt, die Bewunderung für alle paſſiven Tugenden des ruſſiſchen Soldaten, und wären nicht die hübſchen Bojarenfrauen der Moldau, breithüftig und mollig nach türkiſchem Ideal, in deren Geſellſchaft der Schwärmer altgriechiſche Liebestexte mit deſpektierlichem Seitenblick auf weſteuropäiſchen Gelehrtendünkel enträtſelt, der Ruheloſe müßte verzweifeln. Glanzvolle Teilnahme an der Erſtürmung von Belgrad unter Laudon 1789 trägt dem Überraſchten ein kaltes Dankſchreiben ſeines vergötterten Kaiſers ein, der inzwiſchen den Neidern ſeines Günſtlings ein Ohr geliehen und ihn für die Unruhen in Flandern mitverantwortlich gemacht hat. Der Fürſt muß ſich beeilen, den ungerechten Argwohn zu zerſtreuen, denn wenige Monate darauf erliegt der unſelige Monarch den Kriegsmühen und dem Lebensekel, und mit ihm gehen alle Hoffnungen Lignes zu Grabe. „Je suis mort avec Joseph II“, wird er Jahrzehnte ſpäter dem Grafen Lagarde geſtehen.

„Une perpétuelle envie d'éternuer“ hat der ſcharfſichtige Weltmann dem Lord Malmesbury gegenüber einmal das Herrſcherleben Joſephs genannt, und damit umſchreibt er unfreiwillig das eigene Schickſal. Wenigſtens das äußerliche. Jetzt freilich kam die Löſung, aber zu tiefſtem Leid. Mißtrauiſch und mit wachſender Bitterkeit ſieht Ligne den Revolutionsſturm am Horizont heraufrücken, die Emigrantenwogen davor herſpülen, mit beißendem Hohn begleitet er die Gliederverrenkungen der franzöſiſchen Nationalverſammlung: „La Grèce avait des sages, mais ils n'étaient que sept; vous en avez douze cents à 18 francs par jour.“ In der unterſchiedloſen Anſprache „Monsieur“ für Königsſohn und Straßenkehrer ſieht er das ſicherſte Zeichen nationalen Verfalles. Und mit dem ſouveränen Ekel des Edelmannes wendet er ſich von den geſchmackloſen Schlächtereien der Schreckensherrſchaft ab: „On peut remettre le trône en France, mais le goût jamais.“ In den Revolutionskämpfen auch des Jahres 1792 kommt über ihn der einzige tiefe Schmerz ſeines Lebens, unter deſſen Laſt der alternde Mann ſich nie mehr zu voller Größe emporgereckt hat: ſein Sohn Karl fällt als öſterreichiſcher Oberſt beim Aufklärungsritt gegen Dumouriez' Vortruppen in den Argonnen, und ſo grimmig iſt das Leid, daß der Greis ſich dareinhüllt wie in ein Leichentuch: „Il y a une manière terrible d'être supérieur aux événements. Cela s'achète par un grand malheur de sensibilité,“ ſchreibt er nach der Schlacht bei Jemappes, die Belgien und damit faſt ſein ganzes Vermögen in Franzoſenhand liefert.

Längſt iſt er innerlich vom Franzoſentum abgerückt. Vor deutſchem Tiefſinn hat er immer den Hut gezogen, der deutſchen Literatur ſagt er ihre große Zukunft voraus, wie dem Drama der Franzoſen und ihrer Schauſpiel-

kunſt den Verfall. Gegenüber der freien Natürlichkeit des deutſchen Walzers, der wilden Pracht öſtlicher Tänze ſcheint ihm, es gebe nichts Alberneres als den franzöſiſchen Reigen. „Bête comme un danseur“ wird ihm zum geflügelten Wort und ſelbſt den künſtleriſchen Wert der Menuettpoſen für die Malerei zögert er nicht, zu beſtreiten. In ſeinen Schriften ſteht eine lange Abhandlung darüber, daß die Revolution der franzöſiſchen Sprache ihre europäiſche Geltung gekoſtet hat, ein pikantes Gegenſtück zu den aufgeblaſenen Phraſen Rivarols in Beantwortung einer Preisfrage der Berliner Akademie. Mit ingrimmigem Humor gar variiert der Fürſt das berühmte Wort von Duclos: „Le Français est l'enfant de l'Europe“ zu dem vernichtenden Urteil: „Il n'y a que cette nation qui à la cruauté de l'enfance joint celle de tous les âges“; und: „S'ils ne sont plus chantants et dansants et galants, les Français deviendront des fous furieux.“ Ausſprüche, denen manche Erſcheinungen der Gegenwart poſthume Beſtätigung gebracht haben.

1794 iſt der raſtloſe Wanderer zu relativer Ruhe nach Wien gekommen. Auf dem Leopoldsberg hat er ſich ein phantaſtiſch-heimeliges „refuge“ in dem alten Kloſter voll ſchwerer hiſtoriſcher Erinnerungen eingerichtet, und mehrmals der Woche können die Wiener die Pendelbewegung der altmodiſchen Karoſſe mit den ſtadtbekannten hagern Schimmeln vom Leopoldsberg zu den luftigen Kolonnaden der Kahlenbergvilla, von da im Trott zu dem engbrüſtigen, roſenroten Haus auf der Mölkerbaſtei und wieder zurück verfolgen. Sein Papageibauer hat er das Stadthäuschen manchmal launig genannt, mit wehmütigem Spott über die altjüngferliche Koketterie des „Hôtel de Ligne“, das zwar in allen Stockwerken nur je ein Zimmer barg, gegen die Baſtei aber reſpektheiſchend zwei ſchmächtige Säulchen vorſchob. Denn das ehemals fürſtliche Vermögen iſt durch ſchrankenloſen Lebensgenuß, Sorgloſigkeit und Kriegsläufte völlig zerrüttet. Seinen Gäſten, die ſich täglich zu Dutzenden um dieſen Repräſentanten einer verſchwindenden Epoche drängen, oft von weit hergeeilt, wie Mme. de Staël 1807, kann der Greis kaum mehr als den Ohrenſchmaus ſeiner Unterhaltung bieten, die Bibliothek im Oberſtock iſt Empfangsraum und Standort des Feldbettes zugleich, und mehr als einmal haben ſelbſt Souveräne auf Strohſeſſeln um das Bücher- und Schriftengewirre des Arbeitstiſches herum Platz genommen. Der Aufzug des Mannes gar, der einſt in Verſailles und Trianon in Geſchmacksdingen kein Urteil über dem ſeinen hatte zu dulden brauchen, ſinkt zu immer betrüblicherer Vernachläſſigung herab, und was die Damen ſich von der Perücke des Alten ins Ohr geflüſtert haben, wenn ſie geblendet und ernüchtert zugleich nach einem Neugierbeſuch im Hôtel de Ligne die ſteilen Stufen hinabtrippelten, gibt an grotesker Symbolik den letzten Schickſalen Caſanovas in Dux kein Titelchen nach.

Den großen Zeitereigniſſen folgt der Fürſt mit reſignierter Trauer. Einmal ſcheint ihm die Hoffnung aufzublitzen, als dürfte er endlich, endlich die jahrzehntelang aufgeſpeicherte Erfahrung des Kriegsmanns, Klugheit und

mannhaften Entſchluß in Italien an dem würdigſten Gegner erproben, Napoleon, dem er erſt auf Elba mitfühlend den Namen Robinſon Cruſoe geben wird. Wieder iſt es nichts damit, die Verleihung der Marſchallwürde 1808 kommt um Jahrzehnte zu ſpät, und ſo verwühlt ſich der Enttäuſchte immer tiefer in ſeine Erinnerungen. Wien, das ihm allmählich ans Herz wächſt, und deſſen Schönheit er ein Preisgedicht gewidmet hat, verläßt er nur mehr, um in Teplitz bei ſeiner Tochter, Fürſtin Clary, ſich alter Familienbande zu entſinnen, gelegentlich in Karlsbad das eigene entſchwindende Lebensideal an dem zeitloſen Goethes zu meſſen oder in Dux Arm in Arm mit dem weſensverwandten Caſanova aus Bibliotheksſtaub und Gegenwartsroheit in die ſonnigſten Zeiten des Rokoko zu flüchten. Mit ſeinem Fragment sur Casanova hat er denn auch dieſem Phänomen und ſeinem Jahrhundert ein kokettes Denkmal geſetzt.

Der Wiener Kongreß weckt den Achtzigjährigen zu einem letzten zerflatternden Scheinleben auf. Etwas wie einen Haushofmeiſter der herbeigeſtrömten „rois en vacances“ hat er ſich ſelbſt bezeichnet, dem Grafen Lagarde gegenüber ſpottet er, wie ihn einer dem andern als Merkwürdigkeit weiterreicht. Alle Feſtlichkeiten dieſes wieneriſch-leichtſinnigen Jahrmarkts hat er mit Rat und Witz begleitet, und ganz Europa klatſcht Beifall, wenn er zierlich mit Worten ſpielt: „Le tissu de la politique est tout brodé de fêtes,“ oder Talleyrand zur Weitergabe zuwirft: „Le congrès ne marche pas, il danse.“ Der Beläſtigung der allzuvielen, die ihn, „le dernier des chevaliers français“, begaffen wollen, weiß er ſich mit jugendlicher Leichtfüßigkeit zu entziehen, um ſo energiſcher lebt er im Kreiſe ſelbſtgewählter Vertrauter auf, wenn man dem geſchwätzigen Lagarde glauben darf. Der auch zeichnet eine Szene von erſchütternder Eindruckskraft zwiſchen dem greiſen Marſchall und dem frühreifen Sohne Napoleons in Schönbrunn. Leibhaftig ſehen wir da die ſchwerfällige, graue Karoſſe des Fürſten in den Schloßhof rumpeln, auf fliegt der Schlag mit der Deviſe des Hauſes: „Quo res cumque cadunt, semper stat linea recta,“ dann ſteigt der Alte in ſteifer Würde die Freitreppe hinan, geräuſchlos ſchlagen ſich die Türen auseinander, tiefes Neigen der Dienerſchaft durch die Zimmerflucht, und der Greis ſteht in einem mäßigen Raum, aus deſſen einer Ecke das blaſſe Geſichtchen eines feingliedrigen Knaben vom Spiel mit tauſend Zinnſoldaten auf und dem Ankömmling entgegenſchaut. Freudiges Erkennen, ſchmeichelndes Anſchmiegen des Kindes an den Greis, der plötzlich wie unter einer Eingebung ruft: „Allons, mon prince, à la manœuvre!“ Einen Augenblick ſtutzt der Kleine, dann ſtellt er ſich leuchtenden Auges neben ſein bewegliches Spielzeug, der Marſchall mit gezogenem Degen tritt vor, Kommando folgt auf Kommando, auf der Stelle pünktlich ausgeführt, und ſo ſcheint ſich das Zucken einer Wimper lang reife Vergangenheit und im Keim geknickte Zukunft zu einen zur Gruppe ergreifendſter Symbolik. Die Szene mag erfunden ſein, ſie zeichnet darum nicht

minder das letzte Schickſal des Fürſten. Wie Caſanova hat auch er nie an die Möglichkeit des Alterns für ſich geglaubt: „Heureux celui qui par le prix qu'il met et par le goût qu'il prend aux plus petites choses, prolonge son enfance. Les jours les plus heureux sont ceux qui ont une grande matinée et une petite soirée." Gegen die Bevorzugung verdienſtloſer Jugend bäumt er ſich auf, Erinnerungen ſind ihm harte Mahner an glücklichere Tage, und ſelbſt den tyranniſchen Launen der Liebe glaubt er ſich bis zuletzt gewachſen. Lagarde bringt den grotesken Auftritt mit dem hagern Alten, der in eiſiger Winternacht gleich dem Geiſt von Hamlets Vater am Kärntnertor auf und ab ſchreitet, der ſchönen Griechin Panam gewärtig. Hier auch ſoll er ſich den Keim zur Todeskrankheit geholt haben, gegen die er erſtaunt und mit allen Kräften ankämpft. Wie fern lag ihm aber auch aller Gedanke an Tod!

Ci-gît le prince de Ligne,
Il est tout de son long couché.
Jadis il a beaucoup péché,
Mais ce n'était pas à la ligne —

hatte Marquis de Bonnay über ſein Grab ſetzen wollen, und lachend pflegte der Fürſt den Vers anzurufen als ſichere Gewähr unbegrenzter Lebenskraft. Und wenn's ſchon ans Sterben ging, dann ſollte es in Schönheit ſein, wie das Ende jenes Petronius, dem an der Seite der Geliebten bei Zimbelklang und im Rauſch volltönender Verſe das Leben aus den Adern floß. Statt deſſen umgaben ſchreckensbleiche Geſichter der Freunde, weinende Frauen und aller düſtere Apparat der Kirche dieſes letzte Lager. Wie Caſanova iſt dieſer Schüler Voltaires vor der Verſehglocke ins Knie geſunken.

Der Leichenzug des Marſchalls am 15. Dezember 1814 war ein glänzendes Schauſtück in dieſem Gedränge rauſchender Feſte. Alles, was Namen hatte, folgte der Bahre in die Schottenkirche, reicher militäriſcher Prunk war aufgeboten, und ſelbſt die Souveräne ließen ſich's nicht nehmen, aus Fenſtern und von Baſtionen das Schauſpiel zu genießen, wie man ein Jahrhundert zu Grabe trug. Ein paar Schritte unter ſeiner Kahlenbergvilla hat man ihn nach eigenem Wunſch zur Erde gebracht, ein ſchlichtes Denkmal bezeichnet die Stätte. Heute iſt der luftige Bau des Schlößchens verſchwunden, die protzige Maſſe des Kahlenberghotels iſt in breiter Selbſtgefälligkeit darüber gelagert, und es greift dem Beſucher kalt ans Herz, wenn er vor dem einfachen Grabſtein ſteht, darüber hochgewachſene Bäume ſich wiegen, und vom nahen Gaſtbetrieb das Jauchzen der Kinder, luſtige Wiener Weiſen und das Stimmengewirr pokulierender Philiſter herübertönt. Ein Mekka für alle Schönheitsſucher hätte nach der Erwartung der Zeitgenoſſen dieſe Stätte werden ſollen, und von allem Glanz eines reichen Lebens, aller Ruhmeshoffnung, allem Planen von Volksbeglückung durch Schönheit kennen auch nur die Wiener — kaum ein Grab.

Gleich mit dem Titel ſeiner geſammelten Schriften hat der Fürſt ſich ſo an eine beſondere Stelle gerückt, daß er eine Erläuterung für nötig hält: „Je sais très bien qu'on pourra critiquer mon titre de Mél. sentimentaires... Mais j'ai voulu exprimer sentiment de sensibilité et sentiment d'opinion. C'est un composé que j'ai fait et qu'on pourra me pardonner." Hat er hier ſouverän in den Geiſt der Sprache eingegriffen, ſo ſchüttelt er anderswo mit der Sorgloſigkeit des grand seigneur jede Selbſttäuſchung über den Wert der Schriftſtellerei überhaupt und der moraliſierenden im beſondern von ſich: „On dit que c'est pour s'occuper qu'on écrit; cela n'est pas vrai. On espère occuper après soi... On se fait des portraits charmants de ceux qui nous laissent leurs ouvrages." Labruyère, heißt es weiter, hat etwa fünfzig Typen gezeichnet, aber mit Bleiſtift und in Paris. Das iſt eine armſelige Ausbeute. „On devrait défendre d'écrire morale, caractères, hommes, femmes, philosophie, législation à ceux qui n'ont pas beaucoup voyagé, et qui n'ont pas été dans les grandes aventures." Dann erſt müßten die Moraliſten uns mit Gemeinplätzen verſchonen, ihre Schriften würden zu Stechbüchern werden, die man an beliebiger Stelle öffnen könnte, um nach ein paar Seiten Lektüre die gepreßte Seele in heiterer Meditation ſich auflöſen zu laſſen. Arme Teufel übrigens, dieſe Moraliſten, der Hufſchlag eines Eſels kann ſie fällen; es iſt faſt ergötzlich zu ſehen, wie hochnäſig die Welt an ihnen vorüberſtreift, und wären nicht die Frauen, die die zierlichen Duodezbändchen ſtatt der Fächer kokett zu gebrauchen wiſſen, ein Predigen wär's in der Wüſte. Es iſt aber auch gar zu leicht, den Leutchen in die Karten zu ſchauen: „Nous autres moralistes, nous ne valons pas mieux que ceux qui nous lisent. Nous sommes cette classe entre la nourrice et la bonne qu'on appelle garde d'enfants." Und Kinder lieben es, ihre Wärterin zu prügeln.

Nimmt man freilich eines der Duodezbändchen des Fürſten zur Hand, ſo wird man bald gewahr, daß der Autor mit dieſer Selbſtverſpottung ein wenig für die Galerie geſprochen hat. Denn ſchon nach ein paar Seiten hält man halb geblendet von dieſem Gedankenfeuerwerk inne, zugleich von widerſtrebenden Gefühlen hin und her geworfen. Die paradoxen Einfälle drängen ſich, überpurzeln ſich faſt in übermütigem Gewirre, ein ausgelaſſener Stil ſchießt ſeine Witzpfeile darein, Madame Grammaire ſteht grollend und ſchmollend beiſeite. So keck und ſorglos iſt dieſes Gedränge, daß Damen den Fürſten zu ſeinem Ergötzen mit den eigenen Gedanken früherer Werke haben ſchlagen können. Nur zuweilen bleibt der eilende Blick an Sätzen haften, die gleich edlem Geſchmeide aus der ſchmeichelnden Hand eines Meiſters hervorgegangen ſcheinen. Hier hat die Lebenskunſt mit ruhigem Griff in die Wirrnis gelangt.

Mme. de Staël, deren Spürſinn für rein menſchliche Züge manchmal überraſcht, hat den Rat gegeben, beim „style parlé" de Lignes ſich das ſchöne, ausdrucksvolle Antlitz des Sprechers, ſeine unerſchöpfliche Lebhaftigkeit vorzuſtellen, um dieſe Perſönlichkeit auch in den Schriften voll zu genießen.

Der Vorſchlag iſt gut und geiſtreich für die Zeitgenoſſen. Wir armen Nachgeborenen können ihn nur ſo weit befolgen, als wir etwa einem Montaigne durch Rekonſtruktion auch des Menſchen in die Nähe zu kommen trachten. Und doch wird das der einzige auch für uns gangbare Weg bleiben, die literariſchen ſind alle Sackgaſſen. Man hat, nicht ohne einen Schein von Recht, dem Fürſten fein ſäuberlich ſein Plätzchen anweiſen wollen, mit Vauvenargues zur Linken, Duclos zur Rechten. Mit beiden teilt er denn auch trotz gelegentlicher Schwarzſeherei den unverwüſtlichen Optimismus; aber lebenslanges Verweilen auf den oberſten Sproſſen der ſozialen Leiter läßt ihn ein freieres Gebiet überſchauen als jene beiden, ſein Stil bewegt ſich von der dem Schmerz abgerungenen Männlichkeit Vauvenargues' hinweg über die feinziſelierte Gedankenarbeit von Duclos zum ſorgloſen Reichtum des grand seigneur, und er ſelbſt hat in einem funkelnden Aperçu ſich boshaft lächelnd beiſeite poſtiert: „Si Labruyère avait bu, si Larochefoucauld avait chassé, si Chamfort avait voyagé, si Vauvenargues avait aimé, si Théophraste avait été à Paris, ils auraient bien mieux écrit encore.“ Du Bled hat recht: „Son genre est unique.“ Und wenn Duclos von ſich ſagen durfte: „Mon talent à moi, c'est l'esprit,“ ſo hätte der Fürſt heiter variieren können: „Mon génie à moi, c'est la grâce.“

Was ſo vielen Ratſchlägen Lignes zur Lebenshaltung ihren beſonderen Wert verleiht, iſt, daß, wie bei Caſanova, wirkſamſte Lebenserfahrung dahinterſteht. Wir dürfen ihm gleich vertrauensvoll lauſchen wie dem Herzog von Nivernais, wenn dieſer vor dem jungen Grafen Giſors den ſchweren Beruf des Hofmanns vorſichtig abwägend auseinanderlegt, oder Lord Cheſterfield in den erfahrungsſatten Briefen an ſeinen Sohn. Über Lignes Leben könnte man die Worte ſetzen, die er gelegentlich als Motto zu ſeinen Schriften in Anſpruch nimmt: „Calme avec soi-même, bien vivre et bien mourir.“ So wenig programmäßig auch das Sterben abgelaufen iſt. Und Mme. de Staël ſcheut nicht die überſchwenglichen Sätze: „Le prince de Ligne est un véritable phénomène, ... On dirait que la civilisation s'est arrêtée en lui à ce point où les nations ne restent jamais ... Peut-être est-il le seul étranger qui, dans le genre français, soit devenu modèle, au lieu d'être imitateur.“

Wie nun hofft dieſer Hauptvertreter einer Höhenkultur kommende Geſchlechter zu noch reinerem Lebensglück führen zu können?

Bei der körperlichen Erziehung des Kindes muß die Arbeit einſetzen: „Je ne crois pas aux précepteurs, ni aux collèges, ni aux couvents. Mais je crois aux nourrices et aux bonnes,“ mahnt der Schüler Rouſſeaus. Die Formung des Geiſtes ſoll mehr vom Gefühl her gefördert werden: „Pourquoi n'y a-t-il pas une école de bonheur, au lieu des écoles de latin et de droit: Qu'on y apprenne le régime de son âme.“ Aber beileibe keine Lehrbücher der Moral, ſo kräftig anderwärts der Wert guter Lektüre herausgeſtellt wird. Das Beiſpiel allein kann helfen, und wär's das böſe, denn es

öffnet weit Augen und Herz für das, was uns frommt und ſchadet. Weg auch mit aller wohlmeinenden Täuſchung von der Kindesſeele! „Qu'est-ce que les principes d'éducation? On ne fait que tromper les enfants ... On leur dit: fuyez le plaisir. Qu'on leur en donne plutôt, ils ne le désireront pas autant ... Le père, le gouverneur ne disent jamais à un jeune homme: Vous serez amoureux. Le jeune homme de qui l'on a éloigné toute idée licencieuse, est enivré dès qu'il en trouve l'occasion.“ Nichts Neues unter der Sonne! Paulſen und ſeine Schule hätten dies Hauptprinzip vernünftiger Lebenshaltung draſtiſcher als bei Rouſſeau im zwölften Bändchen dieſer flüchtigen Damenlektüre finden können. Aber Ligne greift weiter und über ſein Jahrhundert hinaus. Das Lebensglück darf nicht Privileg einer privilegierten Kaſte bleiben. Daß die Dienerſchaft in eigenen Schulen ſorgfältig zu ihren Pflichten angeleitet wird, mag noch im Intereſſe des großen Herrn liegen. Aber hinaus auf die Dörfer ſoll der Volksbeglücker ziehen und mit dem Segen des Bauern trüge er das eigene Glück nach Haus. Hier ſpricht nicht mehr bloß der weitblickende Schloßherr und Gebieter über viertauſend Seelen, es klingt da etwas von den jüngſten Bemühungen etwa des Dürerbundes an, der durch geſunde ländliche Freuden das Heimatgefühl ſtärken will.

Dieſen und manchen ähnlichen Anregungen mag der Einfluß Rouſſeaus die letzte und tiefſte Originalität benehmen. Dem grand seigneur aber war es vorbehalten, energiſch den unerſetzlichen Wert ſchöner äußerer Erſcheinung für den einzelnen wie für die Völker ins Licht gerückt zu haben. Mit Petronius weſensverwandt hat er ſich zeitlebens gefühlt, jenem Römer, der „inter paucos familiarum Neroni assumptus est, elegantiae arbiter, dum nihil amoenum et molle affluentia putat nisi quod ei ille approbavisset.“ Wie Petron will er unter ſanfter Muſik beim Schmeicheln ſchöner Verſe in den Armen der Freunde hinüberträumen. Wie der Römer wird er beim Amt des arbiter von imponierendem Auftreten und peinlicher Sorgfalt der Kleidung unterſtützt. Die Größe und Wucht ſeiner Geſtalt wird durch müheloſe Gewandtheit der Bewegungen gemildert, lange, wenig gepuderte Haare umrahmen ein raſſiges Geſicht, beherrſcht von mächtigen Augen, dem etwas zu großen Mund ſtehen alle Nuancen von der Güte bis zur Bosheit zu Gebote. All ſeinem Sehnen nach ſchöner Geſtaltung des äußeren Lebens hat der Fürſt in ſeinem belgiſchen Landſitz Ausdruck verliehen. „Belœil tout à la fois magnifique et champêtre,“ flötet der Abbé Delille in ſeinen „Jardins“, und Menſchenhand und Natur haben denn auch hier eine ſelbſt für jene Zeit ſeltene Einheit auferbaut. In dem glänzenden Rahmen aber lebt ohne Unterlaß das glänzendſte Geſellſchaftsbild, denn wie Caſanova hat der Fürſt lange den Reiz der Einſamkeit verſchmäht, Leben muß um ihn tollen und wär's auch nur die Poſſierlichkeit der Tiere. Echtem Naturgefühl nähert er ſich erſt im bittern Alleinſein auf dem Leopoldsberg, vom Brauſen des Meeres möchte er ſich da in der Phantaſie zu einem majeſtätiſchen Werk begeiſtern laſſen, der Kunſt und dem

Genuß des Reisens hat er drei Gesänge voll altmodischer Liebenswürdigkeit gewidmet. Auch theoretisch läßt ihn das Problem des Geschmackes nicht los. Mit Diderotschem Sarkasmus weist er an Völkerbeispielen die Relativität aller Geschmacksanschauungen nach. Seine eigene Begriffsbestimmung ist unsicher und leisetreterisch: „Le goût est l'absence de tout ce qui est choquant dans tous les genres." Zur Festlegung dieses ungreifbarsten aller Geistestriebe wünscht der Sohn seines kosmopolitischen Jahrhunderts einen zwischenvölkischen Areopag. Ein Austausch von Vertretern der verschiedenen Völker soll die nationalen Härten abschleifen, den Blick weiten und die Charaktere glätten. Freilich darf der Erfolg nicht törichte Nachahmung fremder Fehler sein. Und hier gießt der scharfe Beobachter die volle Schale seines Spottes über die Franzosen aus, „la seule nation mal habillée," wobei die deutsche Nachtreterei ihr wohlgemessen Teil abbekommt, zerpflückt unbarmherzig die ärmliche Grazie der Modefranzösin, der er ganz im Sinne jüngster Beobachtungen schon damals papageimäßige Wiederholung weniger Lebensbetätigungen vorwirft, und weist prophetischen Geistes auf die nordischen und orientalischen Völker hin, deren Farben und Formensinn unerschöpflich sei wie die Natur. Übersättigung an jahrzehntelang gewohnter Lebensart scheint den Fürsten hier über sein Jahrhundert hinausgewiesen, seine osteuropäische Odyssee ihm die Augen weit geöffnet zu haben. Wir hören da von Farbensymphonien, die die menschlichen Ansiedlungen mit der Landschaft aufführen sollen, vom Einfluß des Farbtons der Wohnung auf den Volkscharakter, vom schönen Gliederspiel zumal der Frauen in freier, natürlicher Gewandung. Ja, ästhetische Baupolizei und Schutz der Denkmäler wird hier mit vernehmlicher Stimme gepredigt, Hygiene des Städtebaus bis in alle Einzelheiten zergliedert. All das greift über die Modereaktion vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts weit hinaus. Allermeist aber die Schonungslosigkeit, mit der französische Tafelgenüsse ihres Nimbus entkleidet werden. Jedes Raffinement sei verbannt, reichlich und gut aber müsse die Nahrung sein, denn mit der ganzen Nacktheit Diderotschen oder Feuerbachschen Materialismus wird der Einfluß des Essens auf die Geisteshaltung herausgestellt: „L'esprit, l'humeur, la santé, l'estomac, la digestion, l'influence du beau temps! Voilà une dépendance nécessaire, à laquelle je défie de rien comprendre."

Vom Materiellen her also tritt dieser Realpolitiker des Geschmacks an das Problem des Lebensglückes heran. Auf die bange Frage aber: „Was ist Glück?" schüttelt er lächelnd den Kopf: Ihr, die ihr fieberhaft nach dem Glücke sucht, prüft euch auf Herz und Nieren; wenn ihr je glücklich gewesen seid, so war's, weil eure Wünsche unerfüllt blieben. Vergebens auch fleht ihr ins Leere um die Gnade eines großen Glückes oder tiefen Schmerzes. Ein Auf- und Abtrippeln von kleinem Glück zu kleinem Mißgeschick ist der volle Inhalt des Lebens: „On n'a que des bonheurs d'enfants ... Je ne connais pas de carrière plus heureuse que la mienne; mais de vrais bon-

heurs, je n'en ai jamais eu que 4 jours: Celui où j'ai mis la première fois mon uniforme; le soir de la première bataille où je me suis trouvé; le jour où l'on m'a dit pour la première fois qu'on m'aimait; et celui où je suis sorti après ma petite vérole." Bei aller Ironie liegt etwas vom milden Abendglanz Goetheſcher Weisheit über dieſen Worten. Großer Schmerz iſt Göttergeſchenk und kann zum Stab werden, an dem man aufrechter noch durchs Leben ſchreitet; die Tücke des Objektes aber neckt und quält und bringt zu Falle. Dazu die Fühlloſigkeit der Natur, die Bäume, Gräſer und Muſcheln mütterlicher bedacht hat als den Menſchen, deſſen Leib vom dreißigſten Jahr dahinſiecht, und deſſen Frohſinn wilden und finſtern Leidenſchaften weichen muß. Dreimal glücklich die Dummen, denn bei ihrer Grobſinnigkeit drückt ſie die Laſt des Daſeins kaum. Wär's da nicht klüger, ſich am Morgen den Mut- und Kraftaufwand des Unkleidens zu ſparen? Nichts da! Dieſes iſt die Panazee: „Étourderie jusqu'à 25 ans, légèreté jusqu'à 46, philosophie ensuite et vous vous tirerez d'affaire." Die wahre Philoſophie aber, und hier ſchaut dem Freunde das Weltkind Caſanova über die Schulter, die wahre Philoſophie iſt die Luſt mit Pflichtgefühl verſetzt. Nur Fröhliches zu denken gilt's, ſingend muß man den Morgen einleiten, um etwas vom Vogelgezwitſcher der Frühe durch den Tag mitzuführen, des Schlimmſten muß man mit den Candide und Scarmentado gewärtig ſein, des erfüllteſten Glückes mit den Leibnitz, Shaftesbury, Bolingbroke harren. Und dann: Man muß das leere Blatt des Tages mit ſechs Glücksverheißungen beſchreiben: „1. Puis-je faire plaisir à qn'aujourd'hui? 2. Comment pourrai-je m'amuser? 3. Qu'aurai-je à dîner? 4. Pourrai-je voir un homme aimable ou intéressant? 5. Paraîtrai-je tel à M^me^ une telle qui me plaît beaucoup? 6. Avant de sortir, lirai-je ou écrirai-je quelque vérité neuve, piquante, utile ou agréable?" Denn ſchwankendes Sichtreibenlaſſen iſt die wahre Krankheit des Gemütes, und wer die Zeit totſchlagen will, den ſchlägt ſie langſam tot. Unerbittlicher als der Selbſtmord der Nutzloſen, der wenigſtens den Willen bekundet, mit einer Geſte an das Schickſal von der Bühne zu treten.

Willſt du dich aber dieſes tätigen Lebens freuen, ſo jage die Leidenſchaften aus deinem Herzen. Vom Faulen ſollſt du lernen, der nur geſchäftig iſt aus Liebhaberei. Das Glück der Namenloſigkeit mach dir zu eigen, entrinne aus dem Babel der Begierden in die Stille des Landes, auch von der Süßigkeit der Liebe darfſt du nur den leiſen Nachgeſchmack mitführen. Weg vor allem mit der Torheit der Neidiſchen und Ehrgeizigen: „L'envie est la maladie honteuse de l'âme." Nur ſelten geſtatte dir den prickelnden Genuß der médisance, wenn du im Freundeskreis deine Seele aufſchließeſt oder ſchöne Frauenaugen an deinen Lippen hangen. Den Ehrgeiz aber flieh als den Todfeind deiner Ruhe: „On se fait des devoirs, on se fait des chagrins; on se fait des affaires, on se fait des ennemis, on se fait des maux; on se fait des voyages, on se fait des amours, on se fait des mariages, on

se fait ... que ne se fait-on pas?" Bleib deſſen eingedenk, daß der Ruhm ein Buhlknabe iſt, daß Poſtkutſcher und Perückenmacher ihn gründen und ſtürzen können und daß Geburts- und Geiſtesadel ſeiner entraten dürfen. Haſt du den Ruhm aber am Weg gefunden wie eine Liebe des Augenblicks, dann kehr ihm entſchloſſen den Rücken, ehe er dir eine Fratze zieht. Schweigende Pflichterfüllung in beſchränktem Berufskreis, Wolluſt des Leidens für andere und beſcheidenes Selbſtgenügen können dich noch eher der Ruhe verſichern. Zurückhaltung vor allem in Geſellſchaft. Denn nichts vergißt ſich ſchwerer, als zur Rolle des Zuhörers gedemütigt worden zu ſein. Und wer ſich ſelber zuhört beim Reden, beim Prunken mit Bücherweisheit, der lauſcht einem Toren. Glaub auch nicht, daß die Dummköpfe da ſind, vor die Stirn geſtoßen zu werden. Wärſt du ein Ausbund von Geiſt, ehe du dich deſſen verſiehſt, biſt du in den Abgrund ihrer Dummheit hineingefallen, und der Sturz iſt tief und ſchmerzlich. Von der großen Welt hege keine kindlichen Erwartungen. Biſt du reich, ſo wirſt du über Nacht Sklave all ihrer Launen; gehſt du nach Seelenadel, ſo findeſt du drapierten Egoismus. Alle Eitelkeit aber wirſt du von dir tun, wenn du im Geiſt Mann und Weib den Faltenwurf vom Leibe ziehſt. Der Zyniker Voltaire hat recht: „Le lit découvre tous les secrets."

Was alſo, ſtaunt der Schüler ernüchtert, ſoll mir durch dieſes Labyrinth der Nichtigkeiten als bejahendes Lebensziel voranleuchten? Die Liebenswürdigkeit, lautet die Antwort, die vom Herzen kommt. Nicht jene kalte Höflichkeit, die den Sklaven der Sitte zwingt, in Paris ein Glas Waſſer an der Tür des Freundes zu trinken, in Wien, ſich in Gala zu werfen, wenn man Tantchen zur Ader läßt, in Venedig, mit dem Taſchentuch fein ſäuberlich der Geliebten die Schokolade aus den Mundwinkeln zu wiſchen, in Warſchau, den Neuankömmling in die Wade zu kneifen ... Nein, jene Liebenswürdigkeit, die zu meiſtern ein langes, reiches Leben zu kurz wird. Sie iſt ein Kunſtwerk unabläſſiger, ernſteſter Arbeit an ſich ſelbſt, zugleich eine Gabe des Himmels. Wer ſich ſcheut, mit ſich ſelbſt allein zu ſein, wird ſie nie erlangen; unerreichbar bleibt ſie dem, der's nicht verſteht, die Menſchen mit Güte an ihrer Eitelkeit zu führen, wie dem, der nicht fühlt „que le plus grand art pour plaire est de n'en pas avoir". Und wie zur Illuſtration ſeiner Geheimwiſſenſchaft holt der Adept ein funkelndes Ding aus verborgenſtem Schubfach hervor und läßt es liebevoll in der Sonne ſpielen, daß die tauſend Facetten einen Lichtertanz in die geblendeten Augen gaukeln: „La vie du chevalier Macare" (Μακάριος ſelig). Vor allen Genüſſen iſt dieſer Glückliche an der Tafel des Lebens geſeſſen, in das wilde Jauchzen des Krieges hat er nicht minder hingebungsvoll eingeſtimmt als er jetzt der Schäferſchalmei auf ſeinem Landgut an der Rhone lauſcht. Leſen und Schreiben hat er nie gelernt, das Leben iſt zu kurz für zeittötende Pedanterei. Als Maltheſerritter darf er nicht heiraten. Alles, was orientaliſche Phantaſie an Üppigkeit je erträumt hat, vereinigt ſich in ſeinem Schloß um ihn. Kaum öffnet er des

Morgens die Augen, ſo trägt ihn ſanfte Muſik und Tanz reizender Kinder ſeines Dorfes aus der Selbſtvergeſſenheit in den hellen Tag. Er ſteht auf und erletzt ſich einen Augenblick an der Anmut der jungen Bewegung inmitten ſchwellender Blütenpracht der Gartenparterre. Dann ſteigt er ins Roſenbad, um die Schlafesträgheit von den Gliedern zu reiben und langſam das Frühſtück zu ſchlürfen. Folgt abermals eine Ruhe von zwei Stunden, dann ein Spaziergang durch das Gut mit liebhabermäßiger Freude an Natur und Menſchenfleiß. Inzwiſchen hat ſich eine kleine Geſellſchaft im Speiſeſaal zuſammengefunden, des Diners gewärtig. Um drei Uhr wird für jeden auf geſonderten Tiſchen aufgetragen. Schmeichelnde italieniſche Weiſen begleiten den Gaumengenuß und führen in die traumhafte Sieſta hinüber. Gegen Abend trägt eine Barke den Glücklichen mit ſeinem Sekretär auf dem Fluß nach einem entfernten Teil des Parkes, wo in einem Tempel den Muſen und Grazien geopfert wird. Voltaire, Montesquieu, Lafontaine kommen da zu Worte, Jean Jacques in ſeinen Herzensgeſchichten und vornehmlich Montaigne mit dem befreienden Lachen der Unwiſſenheit. Um ſieben Uhr iſt Aufführung im Schloßtheater, dann Tanz der Liebespaare aus dem Dorfe. Wieder begleiten Inſtrumente das Abendeſſen und folgen dem Schloßherrn am Arm des anmutigſten Mädchens ins Schlafzimmer.

In dieſem Traum eines liebenswürdigen Nichtstuers iſt das Problem „Weib" von ſeiner leichteſten Seite gefaßt, gleichſam aller Realität entkleidet. Aber nur dem traumhaften Wunſche nach. Denn vielgeſtaltig und betörend im Leben, mit magiſcher Kraft im Denken umſtrickt ihn dieſes bitterſüße Rätſel, und zu ſeiner Entwirrung hat er alle Erfahrung des Weltmanns, allen funkelnden Geiſt des Moraliſten aufgerufen. Dabei rückt er gleicherweiſe weit ab von der trockenen Bitterkeit Larochefoucaulds, von der Tyrannei ungeſtillter Sinne bei Rouſſeau, vom ſatten Zynismus eines Chamfort. In vorſichtiger Abſchätzung der Schwierigkeit, Feinſinn und Gerechtigkeitsgefühl ſteht er neben Senac de Meilhan und Ségur, im Enthuſiasmus und der Amoralität des großen Herrn neben dem Künſtler Caſanova.

Wie ſeinem Jahrhundert ſind auch ihm die Frauen das Alpha und Omega aller Dinge: „Les femmes font les mœurs, quand même elles les déferaient quelquefois. Les hommes qui s'éloignent de leur société, cessent d'être aimables, où ne peuvent plus le devenir." Wen die Frauen in weichen Händen geformt haben, dem fliegen die Herzen zu und dieſes Gnadengeſchenk iſt auch mit dem Opfer des halben Lebens nicht zu teuer erkauft. Und dann: Kein Schauſpiel in dieſer unendlich vielgeſtaltigen Welt wiederholt ſich unerſchöpflicher neu als das Spiel der Geſchlechter: „Il y a quatre mille ans qu'on dit: Je vous aime; mais deux amants bien épris créent tous les jours du neuf, et il y a des expressions et des élans qui n'ont jamais existé." Aus Eitelkeitskitzel und Wolluſtverlangen ſetzt ſich dem Kind ſeines Jahrhunderts, dem Schüler Buffons und Chamforts die Liebe zuſammen;

dahinter aber verbirgt ſich das tiefſte Rätſel mit unzähligen Löſungen: „On nomme toujours l'amour, comme s'il n'y en avait qu'un; il y en a des centaines de milliards de milliards, car chacun a le sien.“ Und auch dem einzelnen kann ſich das Ideal „Weib“ erſt aus vielen Erfahrungen geſtalten. Denn ohnmächtig vor der ſchweren Aufgabe, die jedem geſtellt iſt, bleibt ſein Leben lang, wer nur einmal geliebt hat. Langſam und geduldig muß der Liebende das Moſaikbild ſeines Traumes zuſammenſetzen. Die erſte Geliebte gibt ihre Seele her, die andere den Geiſt, von der dritten bleibt ihm die Treue im Herzen haften, die vierte leiht dem himmliſchen Meiſterſtück den Strahlenkranz der Schönheit. So formt ſich nach der Methode des Apelles jene Madonnengeſtalt der Unerreichbaren, die den Schwärmer in der dürren Wirklichkeit erlaben ſoll. Auch die Ehe könnte aus einer ſinnloſen Quälerei zur Glücksbürgſchaft werden, wenn Mann und Weib in freier Vereinigung das vom Schickſal Beſtimmte ſuchen dürften. Denn die gütige Natur, freundliche Genien ſind allenthalben am Werke, die zur gegenſeitigen Ergänzung Erleſenen endlich doch einander zuzuführen. In einer furchtbar eindrucksvollen Szene aber hat dieſer Prophet ſchönen Menſchentums den Schleier von der nackten Häßlichkeit einer konventionellen Brautnacht geriſſen, in einer andern geißelt er die modemäßige Vernachläſſigung der Kinder bis aufs Blut. Mit ſubtilſter Seelenzergliederung geht er den Grenzen des Erlaubten, ja nur Erträglichen in einer Begriffsſcheidung von „débauche“ und „libertinage“ nach, nur ſein Jahrhundert hat er nicht ganz verleugnen können, wenn er ſchließt: „La débauche est l'aristocratie du vice, et le libertinage en est la démocratie.“

Zur Liebe nun, die hier ſo mit feſten Schranken der Dezenz umgürtet wird, ſind alle Menſchen geboren. Die Schönen wie die Häßlichen. Denn Liebe verſchönt und erhebt über ſich ſelbſt. Im Zwiegeſpräch von Mann und Weib wachſen dem Geiſte Flügel, das Auge ſieht durch roſigen Schleier, der Fehler wird zur Tugend. Und ſtets iſt der Mann im Nachteil. Ein Blick der Frau, der Tonfall ihrer Stimme, eine Bewegung verwirren den kälteſten Beobachter; das Gefühl der Ohnmacht, eigene Mängel zu verhüllen, entwindet ihm die ſicherſte Waffe. Wehe ihm aber, wenn er die Quelle der Zärtlichkeit, die in ihm fließt, verſanden läßt! Härte, Mißtrauen und Menſchenhaß kriechen in ſein Herz, „son âme devient un ossement.“ Ebenſo fern freilich bleibe vom ſchönen Spiel die aufwühlende Leidenſchaft. „L'homme aux passions se perce tous les jours le cœur à coups d'épingles, jusqu'à ce qu'il en entre une assez profondément pour expirer.“ Die liebenswürdige Schwäche des Weibes kommt ja dem Mann auf halbem Weg entgegen. Sagt eine Frau, ſie langweile ſich, ſo ſprechen ihre Augen: „Personne n'est amoureux de moi.“ Manch eine ſcheint in Dornröschenſchlaf der Sinne verſenkt, ehe der Ritter kommt, der ſie zu lebendigſtem Leben wachküßt. Andere wieder hätten wir beſeſſen, wäre der Tag nicht zu kurz geworden: „‚Sta sol!‘ et elles seraient à vous.“ Hier nun holt der Schüler der Diderot

und Laclos ein paar erprobte Mittelchen aus ſeinem Liebesdrogenkaſten hervor: Da iſt einmal die Muſik: „Le joli moyen pour attendrir une inhumaine!“ Und mit ſchelmiſchem Augenaufſchlag werden da eiferſüchtige Gatten, ſorgliche Mütter vor dem Tanz zu zweien, vierhändigem Klavizimbelſpiel, Geſangduetten ihrer Schutzbefohlenen mit kunſtfertigen Dritten gewarnt: „Les duos des cœurs sont souvent une suite des autres.“ Oder ein anderes Liebesparfüm: Sei nicht der Tor, deine Genußfähigkeit durch Tänzerinnenverhältniſſe zu vergeuden. Die Frommen und Tugendhaften ſuch dir aus für den Liebesdienſt. Aber hüte dich, den tugendhaften Frauen von Tugend zu ſprechen, du hätteſt alſobald verſpielt. Denn Begierde, zu gefallen, iſt der Lebensnerv der Frau, wie Galanterie der des Mannes. Und nur die Lumpe ſind beſcheiden und die Häßlichen. Und ſo iſt's in der Ordnung. Denn die Blume duftet und lockt den Schmetterling, das Tier läßt Grazie und Gliederpracht vor dem Begehrten ſpielen, und dem jugendfriſchen Weib, zu Luſt und Augenweide geboren, ſollt es verwehrt ſein, ſich auszuleben? Keine Sorge auch um ſeine Zartheit! Geht's um Lieben und Geliebtſein, ſo iſt das Weib zweimal ſo ſtark als der Mann. Dem ſchneidendſten Sturme trotzt es auf toller Schlittenfahrt, der Sonnenhitze im franzöſiſchen Garten, ja, könnte man die Frauen des Liebesgetändels und der Toilettenkünſte in den Laufgräben verſichern, ſie zögen mit in den Krieg.

Iſt nun eine echte Liebe im Werden, ſo gilt es, ſie mit aller Sorgfalt zu umgeben wie ein zartes Pflänzchen, das zur Wunderblume erblühen ſoll. Langſamkeit des Wachstums iſt Lebensbedingung, und untrügliche Zeichen begleiten es: „On a chaud, on a froid en même temps. On est du même sentiment ... On approuve les mêmes choses, on a les mêmes goûts; on aime les mêmes gens. On aime les lieux où on a commencé à s'aimer, et tout cela sans qu'on s'en doute.“ Es drängt dich, dein Gefühl in Verſe auszuſtrömen, im Briefe möchteſt du die leibliche Gegenwart der Geliebten bannen. Biſt du unternehmend geweſen, ſo fällt die Keckheit ab von dir wie ein Kleid und du wirſt zum Kinde, das genießt, weil es nicht wagt: „La délicatesse est comme une rose qu'on peut sentir, mais qu'il ne faut point toucher.“ Welche Wonneſchauer beim erſten Geſtändnis der Frau, das doch nur die erſte von den ſieben Pforten der Erfüllung öffnet! Welches Staunen über die eigene Ruheloſigkeit, da du dich Herrn der Situation wähnteſt! „On n'est jamais plus amoureux que quand on ne croit pas l'être.“ Und dann geht's an ein Spüren in den verliebten Briefen nach dem einen Gefühl, das der geſchärfte Blick hinter jedem tändelnden Wort, hinter der Haſt der flüchtigen Sätze zu entdecken vermeint. Ein Ausbund aller Vollkommenheit iſt dir das Weib deines Begehrens geworden: „Le petit doigt de celle pour qui on a une véritable passion, fait plus de plaisir que la personne entière de celle qu'on n'aime qu'à demi.“ Und im Traum der Nacht wirſt du den Beſitz der Erſehnten wütend dem Gatten oder Nebenbuhler ſtreitig machen.

Iſt aber die ſtrahlende Erfüllung gekommen, dann, Glücklicher, bleib der drohenden Wahrheit eingedenk: „La solitude est la pierre de touche des amants.“ Haſt du das Weib deiner Wünſche als Gattin heimgeführt, ſo umgib ſie mit allem Zartſinn des Liebhabers, laß die Nachtmütze im Schlafzimmer, wenn du ſie des Morgens begrüßt, tu deine Launen ab, ſo oft du in ihr Boudoir trittſt. Dann und wann ſollſt du dich von ihr entfernen, damit platte Gewohnheit das Allzumenſchliche nicht doppelt öde mache. Beſonders aber hüte dich vor der Eiferſucht, ſie macht dich lächerlich und leiht dem Genuß der Ehebrecher erſt die Würze. Zugegeben, der Bruch einer Liebesehe iſt eine abſcheuliche Untat. Aber ſag: Wo ſind die wahrhaft Liebenden? „Qu'est-ce qu'un amant? Je ne vois que des amoureux.“ Auch du, Ausnahmemenſch, wirſt die bittere Wahrheit koſten: „Hélas! l'amour se soutient d'abord par l'aveuglement, et puis par la flatterie.“ Der Tag wird kommen, wo du neben der Geliebten in die Ferne träumen wirſt, ſtatt an ihren Augen zu trinken, wo du in die Gaſſe horchen wirſt, ob nicht das Rollen eines Wagens die Ankunft eines erlöſenden Beſuches verſpricht, wo du auf Toilettetiſchchen oder in Sofaecken verzweifelt nach einem Buch ſuchſt. Dann wirſt du der Geliebten ins Geſicht ſchauen und wirſt mit eins entdecken, daß dieſe Augenbrauen einen vulgären Zug haben, daß dieſer Mund eigentlich zu groß iſt für das Bild deiner Träume. Und du wirſt ſeltſam höhniſch deinen ſchlechten Geſchmack belächeln. Das arme Weib wird deine Pein fühlen, es hat ſie ſchon gefühlt, ehe ſie dir ins Bewußtſein ſtieg. Es wird liebenswürdiger werden, zu liebenswürdig, als daß du's ertragen könnteſt. Da gibt es denn nur einen Entſchluß: Du nimmſt ihre Hände in die deinen, und wie du ihr erſtmals deine Leidenſchaft geſtanden haſt, beichteſt du ihr, daß du nicht mehr liebſt. Und die Tränen, die ſie weint, werden Tränen der Erlöſung ſein: „Jamais de perfidie! Qu'on exclue à jamais dans le charmant commerce de l'amour tout ce qui aurait le cachet du vice, de la séduction et de la trahison!“

Das etwa iſt in raſcher Überſchau der Lebensinhalt wohl des vornehmſten Vertreters einer entſchwundenen Kulturepoche ohnegleichen. Es iſt ſo vielfach das Lebensideal des Ariſtokraten, ein Lebensideal für wenige, das Lebensideal der Millionäre. Aber manchmal, vor Bücherſtaub und Alltagsgedränge flüchtig langt auch der ſtille Gelehrte die „baigneuse“ von Falconet von der Schreibtiſchecke an ſich heran, folgt liebenden Auges, mit den Händen nachfühlend, der ſchlanken Grazie der Glieder und glaubt ein ganzes Zauberreich ſorgloſer Schönheit ſich ſchattengleich aufbauen zu ſehen. Nur einen Augenblick, dann iſt die Viſion zerflattert, er ſetzt das Marmorbild wieder an ſeinen Platz, und mit einem Seufzer des Bedauerns und der Befreiung zugleich kehrt er zur ſtrengen Arbeit zurück.

Das iſt das Gefühl, mit dem der Fürſt von Ligne uns Gegenwartmenſchen entläßt.

Der Friedloſe.

Trauerſpiel in einem Akt[1])

von

Auguſt Strindberg †.

Perſonen: Thorfinn; Walgerd, ſein Weib; Gunlöd, ſeine Tochter; Gunnar; Orm; Nebenperſonen.

Die Handlung ſpielt auf Island um 1100.

Schauplatz: Eine Hütte. Tür im Hintergrunde. Die Dachluken ſind mit hölzernen Läden verſchloſſen. Wandfeſte Bänke mit dem Hochſitz auf der linken Seite. Die Pfoſten des Hochſitzes ſind mit Bildern von Odin und Tor geziert. Feuer im Herd mitten im Raum. In der Decke Rauchfang. Die Wandbalken mit Sax-Schwertern, Äxten und Schilden behängt. Am Hochſitz eine Harfe.

(Gunlöd ſteht an der offenen Dachluke und blickt hinaus. Durch die Dachluke ſieht man das Meer, das vom Nordlicht beleuchtet wird. Walgerd ſitzt am Herde und ſpinnt.)

Walgerd: Schließ die Dachluke!

Gunlöd (ſchweigt).

Walgerd: Gunlöd!

Gunlöd: Du haſt geſprochen, Mutter?

Walgerd: Was tuſt du?

Gunlöd: Ich ſehe aufs Meer.

Walgerd: Wann wirſt du vergeſſen lernen?

Gunlöd: Nimm mir alles — aber laß mir die Erinnerung!

Walgerd: Sieh vorwärts, ſonſt fällſt du!

Gunlöd: Wer ſchilt den ſtarken Wiking, daß er zurückſieht, wenn er ſeinen Strand verläßt!

Walgerd: Drei Winter haſt du gehabt, um Abſchied zu nehmen.

Gunlöd: Du haſt recht — drei Winter — denn hier wird es nie Sommer.

Walgerd: Wenn das Treibeis ſchmilzt, wird es Frühling!

Gunlöd: Das Nordlicht ſchmilzt kein Eis!

Walgerd: Und deine Tränen auch nicht.

Gunlöd: Du haſt mich nie weinen ſehen.

Walgerd: Ich habe es gehört — und ſolange du weinſt, biſt du ein Kind.

[1]) Ein Jugendwerk des Dichters aus dem Jahre 1871; bisher in deutſcher Sprache nicht erſchienen; aus dem Schwediſchen überſetzt von Emil Schering.

Gunlöd: Ich bin kein Kind mehr.

Walgerd: Willſt du Weib werden, ſo leide ſtill.

Gunlöd: Ich will mir den Kummer aus dem Sinn ſchlagen, Mutter.

Walgerd: Nein, nein, verbirg ihn, er iſt das Beſte, was du haſt. Das Korn darf nicht oben auf der Erde liegen, wenn es Ähre und Kern werden ſoll. Du haſt einen tiefen Kummer: er wird großen Frieden und große Freude tragen.

Gunlöd (nach einer Pauſe): Ich werde vergeſſen —

Walgerd: Alles?

Gunlöd: Ich will's verſuchen!

Walgerd: Willſt du deines Vaters Härte vergeſſen?

Gunlöd: Die habe ich vergeſſen!

Walgerd: Willſt du vergeſſen, daß es eine Zeit gab, als dein Elternhaus am Strande Schwedens ſtand — daß der Südwind im Eichwald ſeine Lieder ſang, wenn das Eis aufbrach; daß die Fichte duftete und die Finken in der Linde zwitſcherten und Kamillen dich auf der grünen Wieſe in den Schlaf wiegten — willſt du das vergeſſen, wenn du jetzt die Taucher auf den nackten Inſeln klagen und die Schneeſtürme des Nordens um die verkrüppelten Zwergbirken heulen hörſt?

Gunlöd: Ja!

Walgerd: Willſt du vergeſſen, daß du einen Jugendfreund gehabt haſt, von dem dein Vater dich fortriß, um dich vorm weißen Chriſt zu retten?

Gunlöd (mit Verzweiflung): Ja! Ja!

Walgerd: Jetzt weinſt du!

Gunlöd (verwirrt): Es ging jemand im Gange — vielleicht iſt Vater heimgekehrt!

Walgerd: Willſt du jetzt täglich daran denken, ohne Tränen, daß wir im Land des Eiſes wohnen — aus Schweden geflüchtet und hier gehaßt von den Chriſten — obwohl wir nicht opfern — weil wir uns nicht taufen und nicht die Hand des Biſchofs küſſen wollen. Haſt du mit einem von den Chriſten geſprochen, ſeit wir hierher gekommen ſind?

Gunlöd (nach einer Pauſe): Nein! — Sag, Mutter, iſt es wahr, daß Vater auf Island Jarl werden ſoll?

Walgerd: Laß dich das nicht kümmern, Kind!

Gunlöd: Ach! dann fürchte ich, wird er übel mit den Chriſten verfahren.

Walgerd: Fürchteſt du?

Gunlöd: Es geht jemand draußen.

Walgerd (unruhig): Haſt du den Drachen heute morgen im Fjord geſehen?

Gunlöd: O ja, das iſt eine ſeltene Freude!

Walgerd: Trägt er Thorfinns Zeichen?

Gunlöd: Das konnte ich nicht erkennen!

Walgerd: Nimm dich in acht, Mädchen!

Gunlöd: Darf ich heute abend ausgehen?

Walgerd: Morgen — das weißt du.

Gunlöd: Mutter!

Walgerd (indem ſie geht): Sieh nach dem Feuer!

Gunlöd (ſieht der Mutter einen Augenblick nach; darauf holt ſie vorſichtig ein Kreuz mit dem Jeſusbild hervor, ſtellt es auf den Hochſitz und fällt auf die Knie): Chriſt! Chriſt! verzeih mir die Lüge, die ich ſagte! (Springt auf, als ſie die Bilder auf den Pfoſten des Hochſitzes erblickt.) Nein, ich kann nicht beten, wenn die garſtigen Bilder mich anſehen. (Sie ſucht einen anderen Platz.) Heiliger Sankt Olof und heilige ... ach, daß ich mich nicht erinnere, wie der Biſchof ſie nannte! Gott! Gott! — Wirf mich nicht ins Fegefeuer dieſer Sünde wegen. — Ich will das ganze, lange, ſchwere Gebet in der Mönchsſprache beten — credo — credo — in patrem — ach, ich habe es ja auch vergeſſen — ich will fünf große Wachslichter für den Altar der Mutter Gottes ſtiften, wenn ich das nächſte Mal in die Kapelle komme — credo in patrem omnipotentem. (Küßt eifrig das Kreuz.)

(Geſang draußen, von Zitherſpiel begleitet.)

Der Ritter nun pilgert ins Morgenland,
zu beten fürs Jungfräulein ſein:
o Chriſt, ihre Seele nimm in die Hand
und führ ſie zum Himmelreich ein.
Ich komme zurück, wenn die Fichte blüht.

Drei Sommer lang hat er dort zugebracht,
die Nachtigall ſingt, o, ſo hell!
Am Heiligen Grab hält er Tag wie Nacht
die Meſſe wohl in der Kapell'.
Ich komme zurück, wenn die Fichte blüht.

Doch knoſpen die Palmen am Jordanſtrand,
dann fleht er zu Gott betend laut:
o dürft er zurück in ſein Heimatland,
daheim zu umarmen die Braut.
Ich komme zurück, wenn die Fichte blüht.

Gunlöd (die aufgeſprungen iſt, als das Lied begann, und in Verwirrung darauf gelauſcht hat, geht, als es zu Ende iſt, nach der Tür, um den Riegel vorzuſchieben, tut dies aber ſo langſam, daß Gunnar eintreten kann.)

Gunnar (tritt ein, als Kreuzritter gekleidet, mit der Zither auf der Achſel): Gunlöd!

(Umarmung.)

Gunlöd (reißt ſich los und geht nach der Tür).

Gunnar: Du haſt Angſt vor mir — was iſt das, Gunlöd?

Gunlöd: So haſt du mich früher nicht umarmt.

Gunnar: Wir waren damals Kinder!

Gunlöd: Du haſt recht — wir waren damals Kinder. Was bedeutet der ſilberne Falke, den du im Schilde trägſt? Ich ſah ihn heute morgen auf deinem Drachenſchiff.

Gunnar: Du ſahſt meinen Drachen — du erkannteſt mein Lied, und du wollteſt doch die Tür vor mir ſchließen — wie ſoll ich dich verſtehen, Gunlöd?

Gunlöd: Ach! Frage mich nicht — mir iſt ſo ſeltſam zumut — aber ſetz dich und laß mich mit dir ſprechen!

Gunnar (ſetzt ſich): Du ſchweigſt ja —

Gunlöd: Du ſagſt ja auch nichts.

Gunnar (drückt ſie in die Arme): Gunlöd! Gunlöd! iſt der Schnee ſo dicht gefallen, daß die Erinnerung erfroren iſt — ſelbſt der Feuerberg draußen kann ja Feuer weinen — und du biſt kalt wie ein Schneewind — aber ſprich — ſprich! Warum biſt du hier — was iſt geſchehen?

Gunlöd: Schweres iſt geſchehen, Schlimmeres kann geſchehen, wenn du länger bleibſt — (ſpringt auf) geh, ehe Vater kommt.

Gunnar: Glaubſt du, ich laſſe dich jetzt — wo ich dich lange Jahre geſucht habe? Als ich dich in der Heimat nicht finden konnte, wollte ich dich im Kampf mit Sarazenen und Blaumännern jenſeits des Grabes ſuchen — aber meine Zeit war noch nicht gekommen, und als es zum vierten Male Frühling wurde, hörte ich von Wäringsmännern, daß du hier ſeiſt. Jetzt habe ich dich — und du willſt, daß ich dich allein laſſe in dieſem heidniſchen Dunkel.

Gunlöd: Ich bin nicht allein!

Gunnar: Dein Vater liebt dich nicht — deine Mutter verſteht dich nicht, und beide ſind Heiden.

Gunlöd: Ich habe chriſtliche Freunde!

Gunnar: Du biſt alſo Chriſtin geworden, Gunlöd, die heilige Jungfrau hat mein Gebet erhört.

Gunlöd: Ja! Ja! O, laß mich das Kreuz küſſen, das du auf deiner Achſel trägſt — das haſt du doch beim heiligen Grabe bekommen?

Gunnar: Und jetzt gebe ich dir den chriſtlichen Bruderkuß, den erſten, Gunlöd, den du von mir bekommſt.

Gunlöd: Du darfſt mich nie mehr küſſen!

Gunnar: Aber ſag mir, wie wurdeſt du Chriſtin?

Gunlöd: Zuerſt glaubte ich an meinen Vater — er war ſo ſtark — dann glaubte ich an meine Mutter — ſie war ſo gut — zuletzt glaubte ich an dich — du warſt ſo ſtark und ſo gut und — ſo ſchön; und als du fortfuhrſt — ſtand ich ſo einſam da — an mich ſelbſt habe ich nie glauben können — ich war ſo ſchwach. Da erinnerte ich mich deines Gottes — du hatteſt mich ſo oft gebeten, ihn zu lieben — und ich betete zu ihm.

Gunnar: Und die alten Götter —

Gunlöd: An die habe ich nie glauben können, obwohl Vater es mir befahl — die ſind ſo boshaft.

Gunnar: Und wer lehrte dich das Bekenntnis und gab dir das Kreuz mit dem Chriſtusbilde?

Gunlöd: Der Biſchof.

Gunnar: Und das weiß niemand?

Gunlöd: Nein, niemand — denn ich habe meine Mutter belügen müſſen, und das beunruhigt mich oft.

Gunnar: Und dein Vater hat dich hier verborgen, auf daß die Chriſten dich nicht ſehen ſollten?

Gunlöd: Ja — und jetzt kommt er von Norwegen zurück, wo er Leute geworben hat — denn er will Jarl auf der Inſel werden.

Gunnar: Das verhüte Gott!

Gunlöd: Ja — ja — aber du darfſt nicht weilen; man erwartet ihn heute abend.

Gunnar: Nun denn — dort hinter der Hjörlefsnaſe liegt mein Drache — Aufs Meer hinaus! Es weht Landwind, und vorm erſten Hahnenſchrei ſind wir außer Sehweite.

Gunlöd: Ach ja!

Gunnar: Bald ſind wir in Schweden — wo der Sommer noch grünt — dort ſollſt du auf meiner Burg wohnen, die ich gebaut habe, wo deines Vaters Hof lag!

Gunlöd: Steht er nicht mehr?

Gunnar: Nein — er wurde verbrannt.

Gunlöd: Von den Chriſten?

Gunnar: Du biſt ſo eifrig, Gunlöd!

Gunlöd: Dann möchte ich lieber Heidin ſein!

Gunnar: Was ſagſt du, Mädchen?

Gunlöd: Verzeih mir! Verzeih mir! Ich bin ſo wild — und wenn ich ſehe, wie die frommen Chriſten vorgehen, ſo —

Gunnar: Töte deinen Gedanken, Gunlöd — er iſt gottlos. Siehſt du dieſen Kranz?

Gunlöd: Wo haſt du ihn her?

Gunnar: Du kennſt dieſe Blumen, Gunlöd?

Gunlöd: Sie ſind im Garten meines Vaters gewachſen — bekomme ich ſie?

Gunnar: Gern — aber was brauchſt du ſie, wenn wir reiſen?

Gunlöd: Ich werde ſie anſehen, wenn der lange Winter kommt — die Fichte wird mich an das Grün des Waldes erinnern und die Anemonen an den blauen Himmel.

Gunnar: Und wenn ſie verwelkt ſind — —

Gunlöd: Daran dachte ich nicht!

Gunnar: Darum folge mir aus dieſem furchtbaren Lande dahin, wo wir unſere Kindheit verlebten! Dort biſt du ſo frei wie der Vogel unter Blumen und Sonnenlicht und Wärme — dort brauchſt du dich nicht zum Tempel des Herrn zu ſchleichen, wenn die Glocke zum Sabbath ruft. O! Du wirſt die neue Kirche mit der gewölbten Decke und die hohen Pfeilergänge ſehen; du wirſt den Geſang der Knaben hören, wenn der Biſchof

Weihrauch am Hochaltar anzündet; dort wirſt du deinen Gottesdienſt mit den Chriſten feiern, und du wirſt ſehen, daß dein Herz von der Sünde gereinigt wird.

Gunlöd: Soll ich von meiner Mutter fliehen?

Gunnar: Das wird ſie dir einſt verzeihen.

Gunlöd: Aber mein Vater wird mich feige nennen, und das darf er nicht.

Gunnar: Das mußt du deines Glaubens wegen leiden.

Gunlöd: Thorfinns Tochter war niemals feige.

Gunnar: Dein Vater liebt dich nicht und wird dich haſſen, wenn er von deiner Bekehrung erfährt.

Gunlöd: Das mag er tun — aber er ſoll mich nicht verachten.

Gunnar: Jetzt biſt du feige, Gunlöd!

Gunlöd: Nein! Iſt es nicht größer, ſeinen Haß zu ertragen, als ſeine Verachtung zu fliehen?

Gunnar: Du handelſt mit deiner Liebe, Gunlöd.

Gunlöd: Liebe?! — Ich erinnere mich — es war eine Jungfrau — ſie hatte einen Freund, der fuhr fort — ſeitdem war ſie nie mehr froh — ſie ſaß nur da und nähte Seide und Gold — was ſie nähte, bekam niemand zu ſehen, und wenn man ſie fragte, ſo weinte ſie — und wenn man fragte, warum ſie weine, antwortete ſie nicht, ſondern weinte nur — dann wurde ſie blaß um die Wange, und ihre Mutter bereitete das Bett. —

Da kam eine alte Frau daher, und die ſagte, das ſei Liebe, Gunnar — ich habe nicht geweint, als du fortfuhrſt, denn Vater ſagt, weinen ſei eine Schande; ich habe nicht Seide und Gold genäht, denn das hat Mutter mich nicht gelehrt — hatte ich denn nicht die Liebe?

Gunnar: Du haſt oft an mich gedacht während dieſer langen Jahre?

Gunlöd: Ich habe ſo oft von dir geträumt, und als ich heute morgen an der Dachluke ſtand, wo ich ſo gern weile, und aufs Meer hinausblickte und deinen Drachen im Oſten auftauchen ſah, wurde ich ſo unruhig; aber ich wußte ja nicht, daß es dein Drache war —

Gunnar: Warum ſiehſt du ſo gern aufs Meer hinaus?

Gunlöd: Du fragſt ſo viel!

Gunnar: Warum wollteſt du die Tür vor mir ſchließen?

Gunlöd (ſchweigt).

Gunnar: Warum ſchweigſt du?

Gunlöd (bricht in heftiges Weinen aus).

Gunnar: Du weinſt, Gunlöd, und du weißt nicht warum? Ich weiß es — du haſt die Liebe! (Nimmt ſie in die Arme und küßt ſie.)

Gunlöd (reißt ſich los): Du darfſt mich nicht küſſen, geh!

Gunnar: Ja — und du wirſt mir folgen.

Gunlöd: Ich nehme kein Gebot von dir an. Ich will dir nicht gehorchen.

Gunnar: Der Berg wirft Feuer — darum erliſcht er.

Gunlöd: Du haſt meinen Frieden geſtört — für immer — geh und laß mich dich vergeſſen.

Gunnar: Willſt du wiſſen, was der ſilberne Falke mit dem Bande bedeutet? Das iſt das wilde Mädchen, das ich zähmen will.

Gunlöd: Du! — Geh, ehe ich dich haſſe! Mich hat noch niemand gebeugt.

Gunnar: Wildes Blut, noch ſiedet es vom Wikingerfeuer, aber es wird erlöſchen. Gunlöd, einen Tag warte ich auf dich, und du wirſt kommen, mild wie die Taube, wenn ſie Schutz ſucht, obgleich du jetzt dem Falken gleich über die Wolken fliegen willſt. — Ich halte das Band feſt — das iſt deine Liebe — und das kannſt du nicht zerreißen. Wenn der nächſte Abend dämmert, kommſt du. Bis dahin lebe wohl! (Geht nach der Tür, wo er ſtehenbleibt.)

Gunlöd (ſchweigt).

Gunnar (indem er geht): Lebe wohl!

Gunlöd: Werden ſehen, du ſtolzer Ritter, wer zuerſt kommt. — Wenn dieſer Kranz wieder grünt, komme ich. (Wirft den Kranz aufs Feuer. Während er brennt, bleibt ſie gedankenvoll ſtehen; als er verbrannt iſt, bricht ſie in ungeſtümes Weinen aus und fällt auf die Knie.) Gott! Gott! Beuge meinen harten Sinn — ach, daß er gehen mußte! (Eilt zur Tür, indem kommt Walgerd herein und geht an Gunlöd vorbei zum Feuer.)

Walgerd: Warum haſt du nicht das Feuer beſorgt?

Gunlöd (ſchweigt).

Walgerd (legt Gunlöd ihre Hand aufs Herz): Du haſt ein Geheimnis.

Gunlöd: Ja, Mutter, ja!

Walgerd: Verbirg es wohl.

Gunlöd: Nein, ich muß ſprechen — ich kann nicht länger.

Walgerd: Haſt du eine Mutter geſehen, die nicht das Geheimnis ihrer Tochter wußte?

Gunlöd: Wer hat dir meines geſagt?

Walgerd (rauh): Trockne deine Tränen!

(Pauſe.)

Gunlöd: O, laß mich hinausgehen — auf den Berg — an den Strand — hier iſt's ſo ſchwül!

Walgerd: Geh auf den Boden, dort biſt du allein.

Ein Leibeigener (kommt).

Walgerd: Was willſt du?

Der Leibeigene: Die Hörner des Jarls ſind vor den Schären zu hören, und der Sturm iſt gewachſen.

Walgerd: Iſt die Dunkelheit gekommen!

Der Leibeigene: Ja, und eine ſchreckliche Dunkelheit.

(Pauſe.)

Gunlöd: Schicke eine Schnigge hinaus — zwei — ſo viele wie da ſind!

Der Leibeigene: Alle Schniggen ſind auf der Jagd!

Gunlöd: Zünde Feuerzeichen an!

Der Leibeigene: Das Holz iſt ſo feucht, daß wir nicht ſo viel wie einen Span den ganzen langen Abend auf dem Herde gehabt haben.

Walgerd: Geh!

Der Leibeigene: Was ſoll aus dem Jarl werden?

Walgerd: Kümmert dich das?

Der Leibeigene (geht).

Gunlöd: Du haſt deine Beſchimpfung nicht vergeſſen.

Walgerd: Und nicht meine Rache — man legt nicht Hand an eine Jarlstochter!

Gunlöd: Wohlan! Jetzt iſt der Augenblick gekommen — nimm deine Rache — hier ... ich will ſie dich lehren! (Nimmt eine Kienfackel.) Steck dieſe Fackel in die rechte Dachluke, ſo verleiteſt du — Steckſt du ſie in die linke, ſo geleiteſt du ...

Walgerd: Gib mir den Kien, und geh deiner Wege!

Gunlöd: Du haſt ein Opfer, das deine Götter beſänftigen kann — opfere deine Rache. (Geht.)

Walgerd (nimmt die Fackel und geht ſchnell an die linke Dachluke, die ſie öffnet. Von draußen ſind Hörner zu hören.) Du ſchlugſt mich, Thorfinn — ich ſchwur, mich zu rächen — ich will dich wenigſtens durch eine Wohltat demütigen.

Gunlöd (die, ohne daß Walgerd es gemerkt, wiedergekommen iſt, fällt ihr um den Hals): Danke, Mutter!

Walgerd (verlegen): Biſt du nicht gegangen ...

Gunlöd: Jetzt kann ich gehen. (Geht.)

Walgerd (allein bei der Luke): Du rufſt um Hilfe, du ſtarker Mann, der immer ſich ſelber half ... (Hörnerſtöße.) Wo iſt nun deine Kraft — wo iſt dein Königreich geblieben — (Ein Windſtoß packt die Luke und löſcht die Fackel. — Walgerd fährt erſchrocken auf und zündet die Fackel von neuem an.) O! Er kommt um, was ſoll ich tun! Beten? Zu wem? Odin? Njord? Ögir? Ich habe ſie viermal zehn Jahre angerufen, aber nie haben ſie geantwortet! Ich habe geopfert, aber nie haben ſie geholfen. — Du, Gott — wie du auch heißen magſt — du Mächtiger, der du die Sonne auf- und niedergehen läſſeſt, du Gewaltiger, der über Land und Waſſer herrſcht, zu dir will ich beten — dir will ich meine Rache opfern, wenn du ihn retteſt!

Orm (kommt unbemerkt): Guten Abend, Frau Walgerd! Nehmt euern Mantel um, die Luft iſt ſcharf!

Walgerd (verlegen, ſchließt die Luke und nimmt die Fackel fort): Willkommen, Orm!

Orm: Danke, Frau.

Walgerd: Wie geht es dir, Orm?

Orm: Erträglich, da man ans Feuer kommt!

Walgerd (ungeduldig): Wie war die Fahrt, meine ich.

Orm: Das iſt eine lange Geſchichte!

Walgerd: Mach ſie kurz!

Orm: Ja, wie Ihr wißt, wollten wir nach Norwegen fahren, um Leute und Bauholz zu holen.

Walgerd: Orm!

Orm: Frau Walgerd!

Walgerd: Du haſt nicht ein Wort vom Jarl geſagt.

Orm: Habt Ihr mit einem Worte nach Euerm Gatten gefragt?

Walgerd: Wo iſt er? Lebt er?

Orm: Ich weiß nicht.

Walgerd: Du weißt nicht? Du, ſein Pflegebruder? Wo haſt du dich von ihm getrennt?

Orm: O, weit draußen auf dem Fjord. Da war es luſtig, das könnt Ihr mir glauben. — Ihr hättet ihn ſehen ſollen, wie er ſchwamm mit meiner Harfe in der Hand. — Auf die wollte er achten; der Meertang hatte ſich in Haar und Bart gewunden, ſo daß man glauben konnte, es wäre der Neck ſelbſt. — Da kam eine Woge — groß wie ein Haus — —

Walgerd: Und dann?

Orm: Dann — ſah ich meine Harfe nicht mehr!

Walgerd: Orm! Du treibſt Scherz, während dein Herr und Bruder vielleicht draußen umkommt. Ich befehle dir: geh ſofort und ſuche ihn! Hörſt du!

Orm: Was ficht Euch an? Sonſt fragtet Ihr nie viel nach Euerm Gatten? — Jetzt könnt Ihr Euch die Zeit nehmen, mir einen Trunk Bier zu geben, ehe ich gehe!

Walgerd: Wärme deine Knie am Herde, ich werde gehen — ich will Woge und Sturm trotzen.

Orm (faßt ihre Hände): Weib! Weib! — Ihr ſeid alſo doch Weib!

Walgerd (zornig): Laß meine Hand!

Orm: Jetzt iſt der Jarl gerettet!

Walgerd: Gerettet?

Orm: Ja, er hat Euch wiedergefunden — und das gerade iſt jetzt ſein Wunſch. (Geht.)

(Thorfinns und Orms Stimmen ſind von draußen zu hören, Thorfinn lacht laut.)

Walgerd: Der Jarl kommt — er lacht — das habe ich noch nie gehört. — O, hier iſt etwas Furchtbares im Gange! (Sie ringt ihre Hände.)

(Thorfinn und Orm treten ein.)

Thorfinn: Das war ein prächtiger Anblick —

Orm: Ja, das will ich meinen!

Walgerd: Willkommen zu Hauſe, Gatte!

Thorfinn: Danke, Frau! Biſt du draußen im Regen geweſen — deine Augen ſind feucht!

Walgerd: Du biſt ſo luſtig.

Thorfinn: Luſtig — ja! ja!

Walgerd: Was wurde aus deinen Drachen?

Thorfinn: Die ſind geſunken bis auf einen.

Walgerd (zu Thorfinn): Und du kannſt noch fröhlich ſein?

Thorfinn: Es wächſt viel Bauholz in Norwegen!

Orm: Jetzt wäre es vielleicht an der Zeit, etwas zu ſich zu nehmen!

Thorfinn: Du ſprichſt wohl! Hole Bier, Frau, wir wollen munter ſein.

(Walgerd geht hinaus.)

Orm: Und dann danken wir den Göttern, daß ſie uns gerettet haben.

Thorfinn: Wann wirſt du dieſen Märchen entwachſen ſein, Orm?

Orm: Warum willſt du Frau und Tochter zwingen, an ſie zu glauben?

Thorfinn: Weiber müſſen Götter haben.

Orm: Wer hat dir denn draußen geholfen?

Thorfinn: Das habe ich ſelbſt getan!

Orm: Und doch haſt du zu Tor geſchrien, als die große Woge dich verſchlang!

Thorfinn: Das lügſt du!

Orm: Orm lügt nie!

Thorfinn: Orm iſt Dichter.

Orm: Thorfinn hat wohl zu viel Meerwaſſer geſchluckt, als er um Hilfe ſchrie, da er ein ſo ſalziges Mundwerk hat!

Thorfinn: Halt deine Zunge im Zaum, Orm!

Walgerd (kommt mit Hörnern): Hier, Pflegebrüder! Ich trinke auf eure Einigkeit und auf beſſeres Glück zum nächſten Seezuge!

Thorfinn: Ich verbiete dir, mehr davon zu ſprechen!

(Sie trinken.)

Thorfinn (ſetzt plötzlich das Horn vom Munde und fragt): Wo iſt das Kind?

Walgerd (unruhig): Sie iſt auf dem Boden!

Thorfinn: Ruf ſie her!

Walgerd: Sie iſt nicht wohl!

Thorfinn (blickt Walgerd ſcharf an): Sie ſoll kommen!

Walgerd: Das willſt du nicht!

Thorfinn: Haſt du mein Wort gehört?

Walgerd: Das iſt nicht dein letztes!

Thorfinn: Der Mann hat nur eins, aber das Weib muß immer das letzte haben!

Walgerd (weich): Du verhöhnſt mich.

Thorfinn: Du biſt zornig, glaube ich.

Walgerd: Du lachſt ſo viel heute abend! (Geht.)

Thorfinn: Orm, ich habe einen Gedanken!

Orm: Iſt er groß — ſo verbirg ihn. — Es iſt jetzt eine ſchlimme Zeit für große Gedanken!

Thorfinn: Haſt du meine Frau angeſehen?

Orm: Ich ſehe nie die Frauen anderer Männer an.

Thorfinn: Wie freundlich und mild ſie war.

Orm: Sie fand, daß es ſchade um dich iſt!

Thorfinn: Schade um mich?

Orm: Ja — denn der Kummer, der lacht, iſt ein Todeskummer, dachte ſie.

Thorfinn: Ein Weib kann nicht denken.

Orm: Nein — nicht mit dem Kopfe, aber mit dem Herzen — darum hat ſie einen kleinen Kopf, aber eine größere Bruſt als wir!

Thorfinn: Böſe Ahnungen quälen mich!

Orm: Armer Thorfinn.

Thorfinn: Mein Kind! ... Orm! wenn ſie kommt, wirſt du ihr gebieten, aus dem Horn auf Odin zu trinken.

Orm: Der Fuchs wittert gegen den Wind — ich verſtehe.

Thorfinn: Sei bereit, ſie kommen.

Orm: Sei nicht hart gegen das Kind, Thorfinn! Dann haſt du's mit mir zu tun!

(Walgerd und Gunlöd kommen; die letzte ſcheint ſchlaftrunken zu ſein.)

Gunlöd: Willkommen, Vater!

Thorfinn: Iſt das wahr?

Gunlöd (ſchweigt).

Thorfinn: Du biſt krank, nicht wahr?

Gunlöd: Ich bin nicht recht wohl!

Thorfinn: Ich fürchte es.

Orm: Gunlöd — jetzt mußt du ein geweihtes Horn auf Odin leeren, der deinen Vater aus Seenot gerettet hat. (Nimmt das Horn, führt es über das Feuer und reicht es Gunlöd. Alle leeren ihre Hörner, nur Gunlöd nicht.)

Thorfinn (bebend): Trinke, Gunlöd!

Gunlöd (wirft das Horn auf den Boden, geht vor und legt ihren Kopf auf Thorfinns Knie): Höre mich, Vater — ich bin Chriſtin — mach mit mir, was du willſt — meine Seele kannſt du doch nicht verderben — Gott und alle Heiligen werden ſie ſchützen!

Thorfinn (außer ſich vor Schmerz und Zorn, ſteht auf, ſchiebt Gunlöd fort und will ſprechen; die Worte laſſen ihn im Stich; er ſetzt ſich ſtill auf die Bank nieder).

Orm (geht zu den Frauen und ſpricht leiſe zu ihnen).

(Die Frauen gehen nach der Tür, als Gunlöd zurückeilt und ſich vor Thorfinn ſtellt.)

Gunlöd: Nein! ich gehe nicht, ich muß ſprechen, damit du nicht, mein Vater, mit einer Lüge ins Grab gehſt — denn dein ganzes Leben iſt eine Lüge geweſen! Ich will die kindliche Ehrfurcht opfern — die Liebe habe ich nie empfunden — und dir zeigen, welche unerhörte Schuld du auf dein Haupt geladen haſt — wiſſe! Du haſt mich haſſen gelehrt — denn wann gabſt du mir Liebe — du lehrteſt mich den großen Jarl Thorfinn fürchten, und es iſt dir gelungen, denn ich bebe vor deiner Härte, und ich hege Ehrfurcht vor deinen vielen Wunden und deinen großen Taten; aber du lehrteſt mich niemals

meinen Vater lieben — du ſtießeſt mich jedes Mal fort, wenn ich zu dir kommen wollte — du haſt meine Seele vergiftet — jetzt aber ſiehſt du Gottes Strafe — du haſt mich zu einer Verbrecherin gemacht, denn das bin ich in dieſem Augenblick, aber ich kann nicht anders — Warum haſſeſt du meinen Glauben? — Ja, er iſt die Liebe, und deiner iſt der Haß! O Vater! Vater! ich möchte die Wolke von deiner Stirn küſſen, ich möchte deine weißen Locken liebkoſen, um dich die Sorgen vergeſſen laſſen, die ſie gebleicht haben — ich will dich ſtützen, wenn deine Schritte einſt zu ſtraucheln anfangen — o, vergiß, was ich geſagt habe — öffne deine Arme (kniet nieder) und heb mich auf. Sieh mich mild an — ein einziges Mal — ehe es zu ſpät wird — Sag ein Wort — — — (ſpringt auf). O! ich friere tot vor deinen Blicken! Du willſt nicht! Ich werde um Kraft bitten, damit ich dich lieben kann! (Bricht in Tränen aus und geht; Walgerd folgt ihr.)

(Orm tritt an Thorfinn heran.)

Thorfinn: Sing, Orm!

Orm: Orm ſingt nur Lügen!

Thorfinn: Dann lüg!

Orm: War die Wahrheit ſo bitter?

Thorfinn: Was ſagſt du?

Orm: O ja, du ſollſt mehr von mir hören — ſpäter —

Thorfinn: Orm, du biſt mein Freund!

Orm: Hm — muß es wohl!

Thorfinn: Ich verlange nach Ruhe.

Orm: Es gibt zwei Arten, Ruhe zu finden: entweder nie tun, was man bereut — oder nie bereuen, was man tut!

Thorfinn: Und wenn man ſchon getan hat, was man bereut?

Orm: Thorfinn! Du bereuſt alſo deine Härte gegen das Kind?

Thorfinn (heftig): Ich bereue nie etwas — und was das Kind angeht — ſo halte deinen Mund!

Orm: Höre, Thorfinn — haſt du nie an dein zurückgelegtes Leben gedacht?

Thorfinn: Denken magſt du tun, handeln war mein Leben!

Orm: Was gedenkſt du jetzt zu tun?

Thorfinn: Was ich jetzt zu tun gedenke?

Orm: Ja!

Thorfinn (erſchüttert, ſchweigt).

Orm: Siehſt du, wie der kleine Gedanke dich traf — bedenke, wenn ein großer Gedanke an dich herantritt. — Warum wagſt du nicht zurückzublicken? Ja, du haſt Angſt, ein ſchreckliches Geſicht zu ſehen!

Thorfinn: Laß die Vergangenheit begraben ſein!

Orm: Nein! ich will die Leichen aus ihren Hügeln reißen, und ſie ſollen dich mit ihren leeren Augen anſtarren, bis du vor Schauder und Angſt zuſammenfällſt — und dann wirſt du ſehen, daß du mit all deiner Kraft kein Mann warſt!

Thorfinn: Was ſchwatzeſt du, Wahnwitziger!

Orm: Schrei nur — du biſt doch nur ein Junge! Ja, du, ich habe große, lange Kinder mit buſchigem Bart und ergrautem Haar und krummen Rücken auch geſehen.

Thorfinn: Halt den Mund, Orm!

Orm: Schrei, daß die Hütte einſtürzt — die Wahrheit kannſt du doch nicht überſtimmen.

Thorfinn: Schweig, oder ich ſchlage dich!

Orm: Schlag zu — ſchlag mich tot — reiß mir die Zunge aus dem Munde — die Wahrheit wird doch mit kupfernen Hörnern dir in die Ohren rufen: „Dein Leben war eine Lüge"!

Thorfinn (mit erſticktem Zorn und Schmerz): Orm, ich bitte dich — ſprich nicht mehr.

Orm: Doch, Thorfinn, ich will ſprechen! Fühlſt du, wie der Boden unter dir wankt — das bedeutet Erdbeben! Die ganze Welt bebt in dieſen Tagen, denn — ſie will gebären — ſie will gebären, unter furchtbaren Schmerzen, einen herrlichen Helden. Öffne deine Augen und ſieh! Siehſt du, wie die Völker des Oſtens mit denen des Weſtens kämpfen? Das iſt der erſte Streit der Liebe, — der neue Gedanke zittert vor den Umarmungen des alten, er kämpft und leidet — aber bald wird er ſich freuen — und Fackeln werden zu Tauſenden angezündet werden, und die ganze Erde wird ſtrahlen vor Friede und Freude, denn es ſoll geboren werden der junge, der ſtarke, der ſchöne Herrſcher, der über alle Völker herrſchen wird — deſſen Zepter Liebe heißt, und deſſen Krone Licht heißt — und deſſen Name die neue Zeit iſt! — Thorfinn, erinnerſt du dich an die Sage von Tor bei dem Rieſen Loke? Die Katze hob er ſo hoch, daß der Rieſe erbleichte — das Horn trank er ſo tief aus, daß der Rieſe erbebte — als ihn aber das alte Weib auf die Knie warf — da lachte der Rieſe! Das war die Zeit, die ihn beſiegte, und die Zeit iſt es, gegen die du gekämpft haſt, und die dich geſchlagen hat — es iſt der Herr der Zeit — Gott hat dich vernichtet!

Thorfinn: Ich habe nie einen anderen Gott gekannt als meine eigene Kraft, und an dieſen Gott glaube ich!

Orm: Du kennſt ihn nicht — du, der ſo lange mit ihm in Fehde lag. Er, er hat dich aus deinem Vaterlande vertrieben, und du glaubteſt, ihm zu entfliehen — er, er hat deine Schiffe zerſchlagen und dein Königreich ertränkt, und deine Macht war aus — er hat dir dein Kind entriſſen, und du behaupteſt, du verlangeſt nach Ruhe — er —

Ein Bote (kommt): Biſt du Jarl Thorfinn?

Thorfinn: Der bin ich.

Der Bote: Du biſt im vorigen Frühjahr am Reyd-Fjord gelandet?

Thorfinn (unerſchütterlich): Das habe ich getan!

Der Bote: Du haſt Hallfreds Hof auf Thorvalla in Brand geſteckt?

Thorfinn: Ja!

Der Bote: Dann biſt du deines Weges gefahren.

Thorfinn (ſchweigt)

Der Bote: Jetzt hat das Allthing dich für friedlos erklärt und dir den Namen Frevler gegeben. Dein Hof ſoll niedergebrannt werden, und jeder kann dein Leben nehmen. — Die Feinde ſind über dir — darum flieh, ſolange es Zeit iſt — flieh in dieſer Nacht! (Geht.)

(Pauſe.)

Orm: Weißt du, wer das war?

Thorfinn: Danach magſt du fragen!

Orm: Das war ein Bote von dem alten Weibe — der Zeit!

Thorfinn: Du ſprichſt wie ein Weib!

Orm: Die Zeit will nicht Gewalt! Du haſt ſie verletzt, und ſie ſchlägt dich.

Thorfinn: Die Zeit hat keine Kraft — darum verehrt ſie Schwäche.

Orm: Thorfinn! Als du zur Inſel kamſt, ſchwurſt du Friede — du haſt deinen Eid gebrochen, du haſt deine Ehre verletzt — darum ſtirbſt du als Frevler!

Thorfinn: Nennſt du mich auch Frevler!

Orm: Ja!

Thorfinn: Wagſt du es, einen Eid zu brechen — wagſt du es, Frevler genannt zu werden!

Orm (ſchweigt).

Thorfinn: Armer! Du, du feſſelſt mich, wo ich fliegen will — du windeſt dich wie eine Schlange um meine Beine — laß mich.

Orm: Ich habe Waffenbrüderſchaft geſchworen.

Thorfinn: Die breche ich.

Orm: Das kannſt du nicht!

Thorfinn: Dann jage ich dich fort!

Orm: Es wird unſer Tod!

Thorfinn: Biſt du ein Mann, Orm?

Orm: Ich wurde nur Dichter!

Thorfinn: Darum biſt du auch nichts geworden!

Orm: Ich wußte, was ich wollte, konnte aber nicht. Du konnteſt alles, aber du wußteſt nicht, was du wollteſt!

Thorfinn: Lebe wohl!

Orm: Wer wird dein Todeslied ſingen?

Thorfinn: Die Krähen wahrſcheinlich!

Orm: Wagſt du zu ſterben, Thorfinn?

Thorfinn: Ich wage mehr als zu ſterben — ich wage vergeſſen zu werden!

Orm: Du warſt immer ſtärker als ich! Lebe wohl! Wir ſehen uns wieder! (Geht.)

Thorfinn: Allein! Allein! Allein! ..... (Pauſe.) Ich erinnere mich, es war eines Herbſt, der Sturm der Tagundnachtgleiche fuhr gewaltig über

Englands Meer. Mein Drache ward zerſchmettert, und ich wurde auf eine Schäre geworfen, allein! Dann wurde es ſtill. — O! welch langer Tag! Nur wolkenfreier Himmel über mir und endloſes, tiefblaues Meer um mich! Kein Laut eines lebenden Weſens! Keine Möwe weckte mich mit ihrem Schreien! Nicht einmal ein Windſtoß ließ die leichte Welle gegen einen Stein ſchlagen. Es kam mir vor, als wäre ich tot; ich ſprach laut, ſchrie, aber die Stimme erſchreckte mich, und der Durſt band meine Zunge. Nur der gleichmäßige Schlag des Herzens erinnerte mich daran, daß ich lebte! Als ich aber eine Weile auf ſeinen Laut gelauſcht hatte, hörte ich ihn nicht mehr. Da fuhr ich auf und erbebte; und das wiederholte ſich, bis ich in Ohnmacht fiel. Als ich ſchließlich wieder erwachte — hörte ich neben mir Schläge wie von einem Herzen, hörte das Schnaufen eines Mundes, der nicht mein war, und der Mut wuchs wieder in meiner Seele. Ich ſah mich um, es war ein Seehund, der ſich ausruhte, er ſah mich an mit Augen, die ſo feucht waren, als habe Mitleid mit mir ſie gefüllt. Jetzt war ich nicht mehr allein. Ich ſtreckte meine Hand aus, um ſeinen rauhen Körper zu ſtreicheln; da floh er, und ich war doppelt einſam. Nun ſtehe ich wieder auf der Schäre — Was fürchte ich? Die Einſamkeit! Was iſt denn die Einſamkeit? Das bin ich ſelbſt! Wer bin ich denn, daß ich mich fürchte? Bin ich nicht Jarl Thorfinn der Starke, der tauſend Willen unter ſeinen beugte? Der niemals Freundſchaft oder Liebe ſuchte, ſondern ſelbſt ſeine Sorgen trug! Nein! Nein! ich bin ein anderer! Und darum fürchtet Thorfinn der Starke Thorfinn den Schwachen! — Wer ſtahl mir die Kraft? Wer ſchlug mich? Vielleicht war es das Meer? Schlug ich nicht das Meer auf dreimal zehn Reiſen, und es ſchlug mich nur einmal — dann aber bis zum Tode. Es war alſo ſtärker. Es iſt ein Gott. Aber wer ſchlug das Meer, daß es ſtill dalag, während es eben noch raſte? Wer? Wer? Wer? Das war der Stärkſte! Wer biſt du denn, der Stärkſte? O, antworte, daß ich dir glauben kann! — — — Er antwortet nicht! — Alles iſt ſo ſtill! — Jetzt höre ich wieder den Schlag des Herzens! O Hilfe! Hilfe! Ich bin ſo kalt, ich friere — (Geht zur Tür und ruft) Walgerd!

Der Leibeigene (kommt). Ihr habt gerufen, Jarl!

Thorfinn (beruhigt ſich). Du haſt dich verhört!

Der Leibeigene: Darf ich denn gehen, Herr?

Thorfinn (legt ihm die Hand auf die Achſel): Nein; du ſollſt einen Augenblick hier bei mir bleiben. Zünde Fackeln an — viele Fackeln; hier iſt es ſo dunkel — und leg Holz auf den Herd; mich friert.

Der Leibeigene (nachdem er Holz aufs Feuer gelegt und Fackeln an den Wänden angezündet hat): Wollt Ihr weiter nichts?

Thorfinn: Du ſollſt noch einige Befehle ausrichten.

Der Leibeigene: Ja, Herr!

Thorfinn: Wie ſtark ſind wir?

Der Leibeigene: Oh — drittehalb Stiege — glaube ich!

Thorfinn: Haſt du Angſt vorm Sterben, Knecht?

Der Leibeigene: Wie ſollte ich das, ich glaube ja, ſelig zu werden. (Schlägt das Kreuz.)

Thorfinn: Was bedeutet das?

Der Leibeigene: Das hat der Biſchof uns gelehrt!

Thorfinn: Ich vergaß, daß du Chriſt biſt!

Der Leibeigene: Aber wollt Ihr als Heide mich im Dienſt behalten?

Thorfinn: Ich will zeigen, wie wenig ich darauf gebe, was man glaubt. — Wir müſſen doppelte Riegel vors nördliche Tor legen!

Der Leibeigene: Ja, Herr, aber der Glaube iſt ſtärker als hundert Riegel.

Thorfinn: Habe ich dich gefragt! (Pauſe.) Wie iſt es zugegangen, daß ihr hier auf der Inſel Chriſten geworden ſeid?

Der Leibeigene: Oh — es war viel leichter, als man denkt. Sie goſſen nur Waſſer auf uns, während der Biſchof aus einem großen Buche vorlas — und dann bekam jeder ein weißes Hemd!

Thorfinn: Du ſagſt den zwölf Stärkſten, daß ſie ihre neuen Äxte nehmen — hörſt du?

Der Leibeigene (will gehen): Ja, Herr!

Thorfinn: Du darfſt noch nicht gehen! (Pauſe.) Erinnerſt du dich, was in jenem großen Buche ſtand?

Der Leibeigene: Sehr viel habe ich nicht behalten; aber ich entſinne mich, es war die Rede von zwei Miſſetätern, die zuſammen mit Gottes Sohn ans Kreuz geſchlagen wurden — aber der eine kam in den Himmel.

Thorfinn: Wurde er auch mit Waſſer begoſſen?

Der Leibeigene: Nein, das ſagte der Biſchof nicht!

Thorfinn: Weißt du, ob wir Pferde im Stall haben?

Der Leibeigene: Sie ſind ſicher draußen auf der Weide, ich werde nachſehen.

Thorfinn: Du darfſt nicht von mir gehen — bleib! (Pauſe.) Kannſt du heute nacht ruhig ſterben?

Der Leibeigene: Ja, wenn ich nur erſt ein Gebet ſprechen kann.

Thorfinn: Findet man dann Ruhe?

Der Leibeigene: Ach ja, Herr!

Thorfinn (ſteht auf und nimmt einen Becher): Du ſollſt dieſen Becher haben, wenn du für mich beteſt.

Der Leibeigene: Das iſt zu wenig!

Thorfinn: Du ſollſt zehn haben — wenn du aber ein Wort davon erwähnſt — nehme ich dein Leben!

Der Leibeigene: Es hilft nicht, auch wenn Ihr mir hundert gebt. Ihr müßt ſelber beten!

Thorfinn: Ich kann nicht! Aber ich befehle es dir!

Der Leibeigene: Ich werde gehorchen — aber Ihr werdet ſehen, daß es nicht hilft. (Betet.) Jeſus Chriſtus, erbarme dich über dieſen armen Sünder, der um Gnade bettelt!

Thorfinn: Das iſt Lüge — ich bettle nie um etwas!

Der Leibeigene: Seht Ihr, es hilft nicht!

Thorfinn: Nimm mir die Brünne ab und hilf mir.

Der Leibeigene (hilft ihm): Ihr ſteht ja nicht ſtill — ich kann die Schnallen nicht aufknöpfen!

Thorfinn: Du biſt ein Tropf!

Der Leibeigene: Aber Ihr zittert am ganzen Körper.

Thorfinn: Das lügſt du!

(Walgerd und Gunlöd kommen.)

Der Leibeigene: Darf ich jetzt gehen?

Thorfinn: Geh! (Der Leibeigene geht.)

Walgerd (tritt vor): Du haſt mich gerufen!

Thorfinn: Das iſt nicht wahr!

Walgerd: Deine Feinde ſind über dir!

Thorfinn: Was geht dich's an?

Walgerd: Rüſte dich — ich habe gehört, was geſchehen iſt!

Thorfinn: Dann iſt es am beſten, daß ihr euch auf dem Gange verbergt.

Ein neuer Bote (tritt ein): Thorfinn Jarl — wir ſind hier! Willſt du dich der Übermacht ergeben?

Thorfinn (ſchweigt).

Der Bote: Du antworteſt nicht! Dann laß deine Frauen gehen — denn das Haus werden wir in Brand ſtecken!

Thorfinn (ſchweigt).

Der Bote: Deine Antwort!

Gunlöd (die an der Tür geſtanden hat, tritt vor und nimmt eine Axt von der Wand): Ich werde dir die Antwort geben! Schlecht müßte Jarl Thorfinn ſeine Tochter erzogen haben, und wenig müßte ſeine Frau ihn lieben, wenn ſie ihn jetzt im Stich ließen. Da haſt du die Antwort! (Wirft ihm die Axt vor die Füße.)

Der Bote: Du biſt ſtärker, als ich glaube, Thorfinn. Deiner Tochter wegen darfſt du als Held und nicht als Frevler fallen! Mach dich bereit zu offenem Kampf — draußen auf freiem Felde. (Geht.)

Thorfinn (zu Walgerd): Schäme dich, feiges, treuloſes Weib! Schlecht haſt du meinen Schatz gehütet. Du haſt mein Kind zu meiner Feindin gemacht!

Gunlöd: O Vater! Bin ich deine Feindin?

Thorfinn: Du biſt Chriſtin! Doch es iſt noch nicht zu ſpät! Willſt du den weißen Chriſt verleugnen?

Gunlöd: Niemals — aber ich will dir in den Tod folgen!

Walgerd: Thorfinn! Du nennſt mich feige! Das muß ich leiden — aber treulos — damit tuſt du mir unrecht! Wenn ich dich nicht ſo warm

geliebt habe, wie die Frauen des Südens lieben ſollen — ſo bin ich dir doch ein ganzes Leben hindurch treu geweſen, und ich habe geſchworen, dir in den Tod zu folgen — das iſt ja alte Sitte — ſieh, hier habe ich mir das Grab bereitet (öffnet eine Luke im Boden) — hier will ich ſterben — unter dieſen berußten Balken, welche die Zeugen meines Kummers geweſen ſind — zuſammen mit dieſen Hochſitzpfoſten, die uns den Weg hierher gezeigt haben — will ich in Flammen aufgehen, und mit dem Rauch ſoll mein Geiſt gen Himmel ſteigen und zu Klarheit und Frieden kommen!

Gunlöd: Soll ich denn allein bleiben! O, laßt mich euch folgen!

Walgerd: Nein, Kind — du biſt jung — du kannſt noch umgepflanzt werden unter einer milderen Sonne — aber die alte Föhre ſtirbt auf ihrer Wurzel!

Gunlöd: Vater! Vater! du darfſt nicht ſterben! Ich werde dich retten!

Thorfinn: Du?

Gunlöd: Dein Vetter Gunnar liegt hinter Hjärleifsnäs mit ſeinen Leuten; ſende einen Leibeigenen auf Umwegen hinaus, und er kommt!

Thorfinn: Aus der Quelle ſchöpfſt du deinen Mut. Behalte deine Hilfe und geh, wenn du willſt!

Gunlöd: Du darfſt mich nicht feige nennen — ich folge dir, Mutter, du kannſt mich nicht hindern!

Thorfinn (geht nach der Tür, um ſeine Bewegung zu verbergen).

Walgerd: Nein, bleibe, Thorfinn, und öffne ein einziges Mal deine große Seele, damit ich deine dunkeln Runen leſen kann!

Thorfinn: Glaubſt du, ich ſtehe da und deute dir meine Runen. Willſt du ſie nicht deuten lernen, ſo mögen ſie erlöſchen, wenn der Stein verwittert!

Walgerd: Du biſt nicht der harte Stein, der du ſcheinſt — du haſt Gefühle — zeige ſie — laß ſie ausſtrömen — das wird dir Friede ſchenken!

Thorfinn: Meine Gefühle ſind mein Herzblut — willſt du es ſehen?

(Man hört, wie draußen gekämpft wird. Wie Thorfinn das hört, will er gehen.)

(Das Kämpfen iſt zu hören, bis Thorfinn zurückkehrt.)

Walgerd: O, bleib und ſag ein Wort zum Abſchied!

Thorfinn: Weib, du reißeſt mit deinen Gefühlen meine Kraft nieder. Laß mich gehen! Das Spiel hat begonnen!

Walgerd: Sag ein Lebewohl wenigſtens!

Thorfinn (mit Anſtrengung ſeine Bewegung verbergend): Lebe wohl, Kind! (Geht.)

Walgerd: Dieſen Mann beugt niemand.

Gunlöd: Gott tut es!

Walgerd: Seine Härte iſt groß.

Gunlöd: Gottes Gnade iſt größer!

Walgerd: Leb wohl, mein Kind!

Gunlöd: Wagſt du es, mich allein zurückzulaſſen?

Walgerd (umarmt ſie): Biſt du bereit?

Gunlöd: Die heilige Jungfrau bittet für mich!
Walgerd: Ich hoffe auf den Gott, der die Liebe iſt.
Gunlöd: Und auf Gottes Mutter.
Walgerd: Die kenne ich nicht.
Gunlöd: Du mußt an ſie glauben!
Walgerd: Dein Glaube iſt nicht meiner!
Gunlöd: Verzeih mir!

(Umarmung.)

Walgerd: Auf deinen Platz jetzt!
Gunlöd (öffnet die Dachluke und ſchaut hinaus).
Walgerd (ſtellt ſich mit einer Fackel an die Luke im Boden).
Gunlöd: Der Kampf iſt ſcharf, Mutter!
Walgerd: Siehſt du den Jarl?
Gunlöd: Er ſteht mitten im Torweg.
Walgerd: Wie ſieht er aus?
Gunlöd: Alles weicht vor ihm.
Walgerd: Iſt er müde?
Gunlöd: Noch hält er ſich gerade. — — Sieh, was für ein furchtbares Nordlicht!
Walgerd: Sind viele gefallen?
Gunlöd: Ich kann es nicht unterſcheiden — ſie ziehen aus dem Hof hinaus. — O, der Himmel iſt rot wie Blut!

(Pauſe.)

Walgerd: Sprich — was ſiehſt du?
Gunlöd (mit lebhafter Freude): Der ſilberne Falke!
Walgerd: Was ſiehſt du?
Gunlöd: Ich ſehe einen Falken!
Walgerd: Das bedeutet etwas Schlimmes!
Gunlöd: Vater kommt!
Walgerd: Iſt er verwundet?
Gunlöd: O, jetzt fällt er!
Walgerd: Schließ die Tür — und dann in Gottes Namen!
Gunlöd: Nein, noch nicht — einen Augenblick noch!
Walgerd: Biſt du feige?
Gunlöd: Nein! Nein! (Geht zur Tür.)

(Der Kampfeslärm nimmt allmählich ab.)

Thorfinn (kommt, bleich und verwundet): Wartet!
Walgerd (geht ihm entgegen).

(Pauſe.)

Thorfinn (ſetzt ſich auf den Hochſitz): Kommt her!

(Walgerd und Gunlöd gehen zu ihm; Thorfinn ſtreichelt Gunlöds Locken, küßt ihre Stirn, darauf faßt er Walgerds Hand.)

Thorfinn: Jetzt ſiehſt du mein Herzblut! (Küßt ſeine Frau.)

Walgerd (ſteht auf, um die Fackel zu holen): Jetzt haben wir Abſchied genommen!

Thorfinn: Bleib mit deinem Kinde leben!

Walgerd: Mein Eid!

Thorfinn: Mein ganzes Leben war ein gebrochener Eid — und ich hoffe dennoch — — — Es iſt größer zu leben — — —

Orm (kommt, verwundet, bleibt in der Tür ſtehen): Darf ich kommen?

Thorfinn: Komm!

Orm: Haſt du jetzt Ruhe?

Thorfinn: Bald! Bald! (Liebkoſt die Frauen.)

Orm: Dann ſind wir bereit für die Fahrt?

Thorfinn (ſieht Walgerd und Gunlöd an): Noch nicht!

Orm (ſetzt ſich auf eine Bank): Beeile dich, wenn du Geſellſchaft haben willſt!

Thorfinn: Orm, biſt du Chriſt?

Orm: Danach magſt du fragen!

Thorfinn: Was biſt du denn — — — Rätſel?

Orm: Ich war alles — ich war nichts — ich war Dichter.

Thorfinn: Glaubſt du etwas?

Orm: Ich bekam einen Glauben!

Thorfinn: Wer gab ihn dir?

Orm: Zweifel — Unglück — Kummer.

Thorfinn (zu Walgerd): Walgerd, gib mir deine Hand! So, halt feſt — kräftiger, du darfſt nicht eher loslaſſen — als bis es zu Ende iſt!

(Gunnar kommt, bleibt in der Tür ſtehen.)

Thorfinn: Wer iſt das?

Gunnar: Du kennſt mich!

Thorfinn: Ich kenne deine Stimme, aber meine Augen ſehen dich nicht!

Gunnar: Ich bin dein Vetter — Gunnar!

(Pauſe.)

Thorfinn: Tritt näher!

Gunnar (bleibt ſtehen und ſieht Gunlöd forſchend an).

Thorfinn: Iſt er hier?

Gunlöd (ſteht auf; geht mit langſamen Schritten und geſenktem Kopfe auf Gunnar zu, nimmt ſeine Hand und führt ihn zu Thorfinn, wo ſie auf die Knie fallen).

Thorfinn (legt ſeine Hände auf ihre Köpfe): Ewiger — ſchaffender — Gott . . .

(Stirbt.)

Ende.

Drei Arbeiten Ernſt Theodor Hoffmanns
aus den erſten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms III.

Mit einem Anhange über Hoffmanns Beziehungen zu Auguſt Wilhelm Iffland und Johann Samuel Hampe.

Von

Hans von Müller.

Die zahlreichen Verſuche Ernſt Theodor Hoffmanns[1]) auf dem Gebiete der bildenden Kunſt, der Muſik und der Dichtung, die bis zum Frühjahr 1796 in Königsberg entſtanden, ſind mehr oder weniger bekannt aus den 21 (meiſtens langen) Briefen aus dieſer Zeit, die Hippel auszugsweiſe mitgeteilt hat[2]). In den folgenden ſechs Jahren, die Hoffmann vor der definitiven Anſtellung im Juſtizdienſt (und vor der Gründung eines eigenen Hausſtandes) in Glogau, Berlin und Poſen verlebte, werden ſeine brieflichen Mitteilungen an Hippel immer ſpärlicher an Zahl und immer zurückhaltender im Inhalt. Erſt Anfang 1803 ſetzt wieder eine regere Korreſpondenz mit dem Freunde ein, die alsbald durch anderweitige Briefe und durch Tagebuchaufzeichnungen ergänzt wird; und 1804 lernt Hitzig Hoffmann kennen, um ihn hinfort — im Gegenſatz zu Hippel — nie mehr ganz aus den Augen zu verlieren. Bei dieſem Stande der Überlieferung gewinnen auch minder wichtige Leiſtungen Hoffmanns aus jener dunklen Zwiſchenzeit von 1796 bis 1802, von denen wir durch vereinzelte Zeugniſſe Kunde erhalten, an Intereſſe für die Freunde des merkwürdigen Mannes. In dieſem Sinne berichten wir im folgenden über je eine Arbeit Hoffmanns aus den genannten drei Stationen ſeines Junggeſellentums und hoffen damit den Leſern der Deutſchen Rundſchau ein nicht unwillkommenes Seitenſtück zu bieten zu den Mitteilungen aus Hoffmanns Herzensleben während derſelben Jahre 1796—1802, die im November 1908 hier erſchienen ſind. Übrigens hat, wie man ſehen wird,

[1]) So nennt er ſich noch 1808 in Berlin (auf dem geſtochenen Titel der 'Trois canzonettes' und dem von Schreiberhand auf den 'Trank der Unſterblichkeit' geſetzten); „E. T. A." erſcheint zuerſt 1809 (auf dem handſchriftlichen Titel des Miserere). Vgl. 'Die Muſik', Jahrg. I (1902), S. 1659 (sub 2) und S. 1665 (sub I 5 und II 5; die dort zu II 1 und 4 zitierten Titel ſind nachträglich von fremder Hand auf die Partituren geſetzt). Hoffmann hat ſich alſo erſt in Bamberg Mozarts Vornamen angeeignet. Von ſeinem dritten Taufnamen („Wilhelm") hat er unſeres Wiſſens nur in einer Urkunde Gebrauch gemacht, deren Gültigkeit davon abhing, nämlich in ſeinem Teſtament.

[2]) Siehe 'Hoffmann und Hippel. Das Denkmal einer Freundſchaft' (Berlin, Gebrüder Paetel, 1912; künftig hier zitiert „Hippel") S. 41—113 und (Regiſter) S. 332—336.

jede der drei Arbeiten den jungen Hoffmann in eine — wenn auch recht loſe — Beziehung zum preußiſchen Königshauſe gebracht, deſſen Feſttage ſeine letzten Bühnenwerke verherrlicht haben[1]).

I. Der Tempel des Äskulap.

Dekoration für eine Kantaten-Aufführung. (Glogau 1798.)

Im Juni 1796 ſiedelte der elternlos gewordene Hoffmann bekanntlich aus dem Hauſe ſeines Onkels Otto Wilhelm Doerffer in Königsberg in das ſeines Onkels Johann Ludwig Doerffer in Groß-Glogau über. Wie er am 18. Juli Hippeln berichtet, verweilte er in Marienwerder zwei Stunden; „in Poſen", fährt er fort, „mußte ich mich der Poſt, nicht meiner Müdigkeit wegen von Sonnabend früh bis Montag ſpät um 6 Uhr" — vom 11. bis zum 13. Juni — „aufhalten. Da lebte ich in einem vortreflichen Hotel [am 'Ringe'], bey Madam Speichert, recht luſtig. Mittwoch d. 15. Junius früh 6 Uhr ſtand ich Stirn gegen Stirn mit meinem Onkel". In einer Nachſchrift vom 20. Juli heißt es: „Eben kehre ich aus der JeſuiterKirche zurück — ſie wird neu gemahlt, und ich habe den exzentriſchen Einfall zu helfen — das wird mir wahrſcheinlich juriſtiſcher Seits[2]) übel genommen werden!"

Es iſt bekannt, daß Hoffmann dieſe Anteilnahme am Ausmalen der Kirche zwanzig Jahre ſpäter dargeſtellt hat in dem „Nachtſtück" 'Die Jeſuiterkirche in G.'. Hier beſtreicht ein ehemaliger Landſchafts- und Hiſtorienmaler die Kalkwände der Kirche ſo, daß ſie wie gelber Marmor erſcheinen, und bekommt es fertig, in eine „halbrunde Blende", alſo eine halbkreisförmige Vertiefung, einen ſcheinbar hervorſpringenden Altar zu malen. Der Erzähler leiſtet ihm bei dieſem Kunſtſtück Handlangerdienſte, aber verſchweigt ihm

[1]) Bekanntlich erſchien der 'Taſſilo' im Opernhauſe zum vierten Zentenarium des Hohenzollernhauſes (am 22. Oktober 1815), die 'Undine' im Schauſpielhauſe am ſechsundvierzigſten Geburtstage des Königs (dem 3. Auguſt 1816). Als erſter hat der Freiherr Carl von Ledebur 1861 in dem ausgezeichneten Hoffmann-Artikel ſeines 'Tonkünſtler-Lexicons Berlins' dieſe beiden Daten mitgeteilt; zwei Jahre darauf beſtätigte ſie Dingelſtedt aus Teichmanns Literariſchem Nachlaß und 1886 dann abermals die Jahrhundertſtatiſtik der 'Königlichen Theater in Berlin' von C. Schäffer und C. Hartmann. Nur vorübergehend ſind ſie dann wieder in Vergeſſenheit geraten (Griſebach z. B. gab 1899 für beide Aufführungen falſche Monate an).

[2]) Solange Hoffmann überhaupt im preußiſchen Staatsdienſt war, alſo von 1795 bis 1806 und von 1814 bis 1822, war er ausnahmslos an Obergerichten tätig, niemals an Untergerichten oder in der allgemeinen Verwaltung. Die preußiſchen Obergerichte führten bis 1808 noch ihre alten Namen von der Zeit her, in der ſie auch mit Verwaltungsgeſchäften befaßt waren; in den meiſten Provinzen hießen ſie Regierungen, in Schleſien Oberamtsregierungen, in der Kurmark Kammergericht. Infolgedeſſen führte Hoffmann hintereinander die Titel Regierungs-Auskultator, Oberamtsregierungs-Auskultator beziehungsweiſe (dritthalb Monate lang) Referendar, Kammergerichtsreferendar, Regierungsaſſeſſor, Regierungsrat (21. Februar 1802 bis 30. April 1816) und Kammergerichtsrat. Die Verwaltungsbehörden hießen dagegen von 1723 bis 1808 Kriegs- und Domainen-Kammern.

nicht, „daß Ihr zu etwas beſſerem taugt, als Kirchenwände mit Marmorſäulen zu bemalen: Architektur-Malerei bleibt doch immer etwas untergeordnetes".

Im November und Dezember 1796 vervollkommnete Hoffmann ſich dann im Umgange mit dem Miniaturmaler Molinari, der ſich drei Monate lang in Glogau aufhielt, im Porträtieren; er gefiel ſich in dem Gedanken, ſich künftig ganz der Malerei zu ergeben. Im April 1797 bittet er Hippel im Falle einer kleinen Erbſchaft um ein Plätzchen für ihn und ſeinen Tiſch: „ich widmete mich allenfalls der Mahlerey, die ich vielleicht durch die Uebung eines Jahrs zu einiger Vollkommenheit bringen könnte, und flöge zuweilen aus mit dieſem Talent in die Welt und kehrte dann wieder zurück in das Aſyl Deiner Freundſchaft!" Im Auguſt ſchreibt er: „Noch giebt es Stunden, die ich in glücklicher Vergeſſenheit meiner widrigen Verhältniſſe der Kunſt widme, und hier werde ich volle Befriedigung erwarten können, wenn ſich meine Werke ſelbſt belohnen und ich im Gefühl eines Grades der Vollkommenheit ſie werde achten können. Der Muſik werde ich entſagen müſſen... Morgen wird mein Clavier fortgeſchaft". Im ſelben Briefe wünſcht er ſich aus der vom Geheimrat von Hippel dem Neffen hinterlaſſenen Gemäldegalerie „die 'Andacht' von der Theerbuſch zum kopiren". Als man dann im Februar 1798 in Glogau einen Maler für eine ganz ähnliche Aufgabe brauchte, wie ſie bei Hoffmanns Ankunft in der Jeſuitenkirche vorgelegen hatte, griff er gern zu[1]), um ſo lieber, als er hier Hand in Hand mit einem Freunde arbeiten konnte.

Im ſelben Jahre wie Hoffmann war nämlich der Muſiker Johann Samuel Hampe nach Glogau verſetzt worden[2]).

Hampe war am 11. November 1770 in dem Kirchdorfe Luzine (nordweſtlich von Öls und nordöſtlich von Breslau) geboren; die muſikaliſche Begabung hatte er von ſeinem Vater geerbt, der Organiſt und Lehrer war und den Sohn mit ſolchem Erfolge unterrichtete, daß derſelbe ſchon als Knabe interimiſtiſch die vakant gewordene Organiſtenſtelle in einem Nachbardorfe verſehen konnte. Dann wurde er zur weiteren Ausbildung nach Breslau geſchickt; er ging dort mit tüchtigen Muſikern um und iſt offenbar auch ſpäter gern beſuchsweiſe dahin zurückgekehrt. Die zehn Jahre von 1786 bis 1796

[1]) Es iſt bekannt, daß Hoffmann auch im Frühjahr 1806 in Warſchau ſeinen Mann ſtellte, als es galt, den durch Feuer beſchädigten ehemals Muiſzekſchen Palaſt als Heim der Muſikaliſchen Geſellſchaft auszugeſtalten, und daß er 1811 und 1812 in Bamberg für ſeinen Gönner Marcus, für das Kaſino und für das Theater in gleicher Richtung tätig war. Bei der Erſchließung von Hoffmanns künſtleriſchem Nachlaß, die über kurz oder lang erfolgen wird, wird davon im Zuſammenhange zu reden ſein.

[2]) Wir benutzen im folgenden für Hampes Leben, ſoweit nicht andere Vorlagen angegeben werden, den anonymen Artikel in Schillings 'Univerſal-Lexicon der Tonkunſt' (Bd. 3 [1836], S. 433–435), der beſonders für Hampes Jugend und ſeine Liegnitzer Zeit auf gute Quellen, vielleicht auf perſönlichen Verkehr, zurückzugehen ſcheint. Minder zuverläſſig iſt die Glogauer, recht kurz die Oppelner Periode dargeſtellt. Ein älterer biographiſcher Artikel über Hampe iſt mir nicht bekannt (insbeſondere enthält Schmidts Nekrolog für 1823 nichts, ebenſowenig die Schleſiſchen Provinzialblätter dieſes Jahres); die ſpäteren Muſikerlexika ſchreiben lediglich Schilling aus.

verbrachte er jedoch in Oberſchleſien, unweit der polniſchen Grenze: zunächſt ſechs Jahre als Hauslehrer bei einem Kammerherrn v. Zimiecki in der Nähe von Tarnowitz, die übrige Zeit in dieſer Stadt ſelbſt, als Kanzleibeamter bei der Steuerbehörde. 1796 wurde er als Regiſtrator an die Akziſe- und Zolldirektion in Glogau verſetzt. Er errichtete dort ein Singinſtitut und leitete es mehrere Jahre lang „mit vielem Eifer, großer Aufopferung und gründlicher Kenntniß der Sache".

Bald hatten der ſechsundzwanzigjährige Muſiker und der einundzwanzigjährige angehende Maler ſich gefunden; Hoffmann ſchloß ſich um ſo enger dem neuen Freunde an, als Hippel ſeit ſeiner Verlobung am 5. April 1797 kaum mehr dazu kam, an Hoffmann zu ſchreiben. Etwa um dieſe Zeit, im Frühjahr 1797, verabredeten die Glogauer Freunde eine Fußwanderung nach Hampes geliebtem Breslau, das Hoffmann noch nicht kannte; wie Hoffmann jedoch am 23 April klagt, wurde nichts daraus: anſcheinend hatte der Onkel ihm die Reiſe nicht bewilligt[1]). Im Sommer war Hampe abermals in Breslau; Hoffmann, der vor dem Bruche mit der Hatt ſtand, hatte niemanden, dem er ſich anvertrauen konnte: „Um 7 Uhr", ſchreibt er am 29. Auguſt abends um zehn an Hippel, „lief ich heute im ſchönſten HerbſtAbende herum und ſuchte Erholung — Ein unausſprechliches Gefühl der Leere treibt mich umher, und in jedem fallenden Blatte ſah ich meine geſtorbenen Freuden — Hampe[2]), der einzige der hier es der Mühe werth findet ſich mir anzuſchmiegen, iſt in Breslau — ich bin alſo jetzt ganz allein — was iſt man elend ohne ein theilnehmendes Herz".

Anfang 1798 — kurz nach dem (am 16. November 1797 erfolgten) Regierungsantritt des jungen Königs — ergab ſich nun für beide Freunde eine Gelegenheit, ihre Kunſt zu zeigen. Karl Friedrich Klöden berichtet in ſeiner 'Lebens- und Regierungsgeſchichte Friedrich Wilhelms III.' (Berlin, Plahn, 1840) S. 69: „Gegen Ende des Januar bekam der König die Maſern und brachte die vier letzten Nächte des Monats ſehr unruhig zu. Die Maſern traten indeſſen gut heraus, und er litt nur bedeutend an den Augen, welche verdunkelt und geſchwächt waren. Gegen Ende des Februars war die Krankheit aber beſeitigt, und an mehreren Orten wurden Feſte zur Feier ſeiner Wiedergeneſung veranſtaltet." Zu dieſen Orten gehörte auch Glogau. Die von Streit und Zimmermann in Breslau redigierten 'Schleſiſchen Provinzialblätter' brachten bereits in ihrem Heft vom März 1798 einen authentiſchen

[1]) „Ich glaube Dir geſchrieben zu haben, daß ich mit einem guten Freunde auf 8 Tage eine Fußreiſe nach Breslau machen wollte — dieſe Reiſe iſt jetzt der Gegenſtand der bitterſten Kränkung . . ." Das folgende hat Hippel geſtrichen, und Hitzig hat dann die ganze Stelle (wie auch alle Tagebuchſtellen über Hampe — denn um dieſen handelt es ſich jedenfalls) fortgelaſſen.

[2]) Hippel bringt wie bei faſt allen Namen nur den Anfangsbuchſtaben; Hitzig (I 198) ergänzt das ſtillſchweigend in Holbein! Ob dieſer überhaupt zuſammen mit Hoffmann in Glogau geweſen iſt, iſt ungewiß (er ſelbſt berichtet jedenfalls kein Wort darüber); ſein einziger dortiger Freund iſt er ſicherlich nie geweſen.

Bericht über die „Feyer der Wiedergeneſung Friedrich Willhelm des Dritten zu Gros Glogau“; wir können es uns nicht verſagen, ihn in ſeinem weſentlichen Teile herzuſetzen und insbeſondere den relativ kurzen Text des aufgeführten Feſtſpiels wiederzugeben, da die beredteſte Beſchreibung nicht imſtande wäre, die ganze rührende Weltfremdheit des vorjenaiſchen Deutſchen und die ganze Künſtlichkeit der ihm aufgepfropften Bildung ſo zur Anſchauung zu bringen wie dies beſcheidene Dokument. Ohne die leiſeſte Ahnung von den Erforderniſſen der inneren oder gar der äußeren Politik verlangte der Bürger von ſeinem Monarchen ſchlechterdings nichts, als daß er menſchenfreundlich und tugendhaft ſei; an dem Vorgänger hatte man nichts vermißt als eben die Tugenden des Familienvaters. Ebenſo charakteriſtiſch wie dieſe Tendenz iſt aber die Einkleidung des Feſtſpiels. Der „Dichter“ der Kantate iſt zwar von Berufs wegen Feldprediger, in ſeinen Mußeſtunden bewährt er ſich aber als treuer Schüler des „klaſſiſchen“ Berliner Meiſters der Kantate, des Profeſſors und Akademiemitgliedes Karl Wilhelm Ramler (der übrigens erſt ſieben Wochen nach dem Glogauer Feſt geſtorben iſt): wo er als Dichter redet, da iſt er nicht wie im Dienſt ein Preuße — denn was hätte Horaz ſich bei dieſem barbariſchen Namen denken können? —, ſondern ein Brennusſohn oder kurzweg ein Brenne; und als Dichter dankt er für die Geneſung ſeines Königs nicht der chriſtlichen Gottheit, mit der er amtlich zu tun hat, ſondern dem zuſtändigen klaſſiſchen Gott, alſo Äskulap. Mithin hatte unſer Freund, dem die Sorge für die Dekoration zufiel, nicht eine Kapelle zu malen, ſondern das Innere eines Äskulaptempels. Doch hören wir nun den Bericht aus der genannten Monatsſchrift (Bd. 27, S. 260—266)[1]:

> Die Nachricht von der Geneſung Sr. Majeſtät des Königs Friedrich Willhelm III. verbreitete in Gros Glogau allgemeine Freude, und kaum hatte eine Geſellſchaft im Gefühl derſelben beſchloſſen, öffentlich ein Feſt der Geneſung des allgemein geliebten Königs zu feyern, als der Plan dazu von dem Herrn Hauptmann Nothardt vom hochlöblichen von Grävenitziſchen Regiment entworfen und von ihm in kurzer Zeit mit eben ſo vielem Eifer als edelm Geſchmack ausgeführt ward.
>
> Dieſes geſchah am 20. Febr. d. J. auf dem Redoutenſaale.
>
> Im Hintergrunde deſſelben war eine Decoration angebracht, die das Innere eines dem Aeskulap geweihten joniſchen Tempels vorſtellte. In der Mitte der halbrunden Wand deſſelben ſtand die Bildſäule dieſes Gottes mit ſeinen gewöhnlichen Kennzeichen, dem Stabe, dem Hahne und der Schlange. Außer den Wandpfeilern, die das Geſimſe trugen, war der Tempel mit Basreliefs, die zwiſchen den Pfeilern theils antike Opfer, theils die Apotheoſe des Aesculaps vorſtellten, und mit bronzirten Figuren über den beyden Seitenthüren decorirt[2]). An den Platfond des Saals ſchloß ſich eine rothe Drapperie,

[1]) Interpunktion und Abſatzbildung, geſperrte und fette Schrift ſowie die Einteilung in vier Nummern ſind von uns eingeführt beziehungsweiſe modifiziert; Wiederholungen von Verſen haben wir nur angedeutet.

[2]) Ähnlich faßte Hoffmann 1806 in Warſchau das Bibliothekzimmer mit [gemalten!] „Hautreliefs in Bronze“ ein: Hitzig I 297 Mitte.

die erſt das ganze verdeckt zu haben und jetzt hinaufgezogen zu ſeyn ſchien. Vor der Bildſäule des Aesculaps ſtand ein einfacher Marmoraltar, mit einem Feſton von dem dieſem Gotte heiligen Lorbeerlaube geziert [1]).

In dem ganzen Redoutenſaale, ſo zahlreich und gedrängt auch dieſen Abend die Verſammlung war, herrſchte die feyerlichſte Stille, als gegen 7 Uhr eine Menge griechiſcher Prieſter und Prieſterinnen, von einem Herold (welcher der Kr[iegs-] und Dom[ainen]Rath Hr. Graf v. Sandreczky war) geführt, in den Saal paarweiſe zog, das hinter der Decoration befindliche Orcheſter das erſte [d. den erſten] Chor der Opfergeſänge als **Marſch** ſpielte und damit ſo lange fortfuhr, bis ſämmtliche Prieſter und Prieſterinnen ſich vor dem Altare in einen Halbzirkel geſtellt hatten, worauf denn die **Chöre** in die Melodie einſtimmten:

(1)

Chor der Prieſter: Hinauf zum heiligen Altare!
Zum Lebensſchöpfer Aesculap
Hinauf, Voruſſia! — Die Jahre
Der Erde ſchützt ſein Götterſtab.

Chor der Prieſterinnen: Hinauf zu Phöbus großem Sohne
Begleit' uns, frohes Vaterland!
Um deine Stirn des Lorbeers Krone,
Den frommen Weihrauch in der Hand.

Beyde Chöre [wiederholen die erſte Strophe].

(2)

Der OberPrieſter (Hr. v. Vitzthum auf Ziefern) hielt dann mit [dem] Ausdruck wahrer Freude das **Dankgebet:**

Hör' auf deinem Sternenthrone, höre,
Menſchenretter Aesculap!
Freudetrunken preiſen unſre Chöre
Dich, der Ihm Geneſung gab.
Friedrich, den wir mit Entzücken nennen
Schon als Jüngling ſtarker Mann,
Wollte Atropos den Faden trennen,
Den die Schweſter köſtlich ſpann.

Schnell verhüllten hochgethürmte Wetter
Unſern Sonnenſtrahl dem Blick,
Und wir bangten — ſahen ohne Retter
Traurig in die Nacht zurück.
Aesculap! da ward von deinem Stabe
Unſers Fürſten Haupt berührt:
Er genas! — Heil Dir! Du haſt dem Grabe
Seine ſchönſte Beut' entführt.

Er trat nun näher zum Altare und opferte:
Dir ſey dieſe Schaale hingegoſſen,

Die OberPrieſterin (die regierende Fürſtin von Carolath):
Dir der Weihrauch aufgeſtreut!

[1]) Dieſer Altar war — im Gegenſatze zu der dahinter befindlichen „Bildſäule" — nicht gemalt, ſondern dreidimenſional vorhanden, wenn auch der „Marmor" jedenfalls durch Hoffmanns Pinſel hergeſtellt war.

Beyde, ſich zu den Prieſtern und Prieſterinnen wendend:

Opfert eure Herzen ihm, Genoſſen,
Der die Herzen euch erfreut.

Sämtliche Prieſter und Prieſterinnen gingen unter einem hierzu geſetzten **Marſch**, im Geſicht die Freude, in der Ordnung um den Altar und goſſen ihre Opferſchaalen aus.

(3)

Nach Beendigung des Opfers traten zwei Prieſter und zwei Prieſterinnen vor den Aesculap und ſangen, vom Orcheſter unterſtützt, das **Arioſo:**

Hör' auf Deinem Sternenthrone, höre,
Fürſtenretter Aesculap!
Jauchzend, jauchzend preiſen unſre Chöre
Dich, der ihm Geneſung gab.

Beyde Chöre ſtimmten dann in die letzten Zeilen des Textes

Jauchzend, jauchzend ꝛc.

ein.

(4)

Nun wendeten ſich beyde Prieſter und [beyde] Prieſterinnen zu den übrigen mit dem **Wechſelgeſange:**

Jubel! ſteiget über unſre Sphäre!
Tönet hell von Pol zu Pol!
Daß der Sonne lauſchend Ohr euch höre
Laut verkünden Friedrichs Wohl!

Alle [wiederholen das letzte Diſtichon].

OberPrieſter: Brennusſöhne, kennet keine Grenze [!]
Eurer Freude! — Er genas!

OberPrieſterin: Preußentöchter! eilet! windet Kränze!
Feyert Reigen! — Er genas!

Alle [wiederholen die vier Zeilen].

Einer: Wer ſagt euch von tauſend jungen Fürſten
Einen, der Ihm gleich regiert?
Nationen, die nach Freyheit dürſten,
Neiden uns von Ihm geführt.

Alle [wiederholen das letzte Diſtichon].

Einer: Auf der Zeiten ungeſtümen Meere
Steuert Er voll Kraft dahin;
Nicht der Lüſte, nicht der Schmeichler Heere
Beugen Seinen hohen Sinn.

Alle [wiederholen das letzte Diſtichon].

Einer: Ernſte Wahrheit, unbeſcholtne Milde
Leiten ihn den hehren Pfad,
Zeigen in des großen Enkels Bilde,
Was Sein großer Ahne that.

Alle [wie oben].

Einer: Welchen König, Mitwelt! kannſt du nennen,
Der ſich ſelbſt Geſetze ſchrieb?
Der, wie Friedrich ſeinen treuen Brennen,
Muſter jedem Bürger blieb?

Alle [wie oben].

Einer: Wer erwog auf ſeinem goldnen Throne
Auch des Bettlers Gut und Blut?
Friedrich! Friedrich! Deine Herrſcherkrone
Iſt der Freyheit ächter Hut.

Alle [wie oben].

Einer: Lebe, lebe deutſcher Neſtor! freue
Dich der Herzen Eigenthum!
Und Louiſens, Deiner Einen Treue
Lächle Dir Elyſium!

Alle [wie oben].

*

Der Eindruck einer ſo feyerlichen, mit aller dem edlen Zwecke angemeſſenen Würde ſo glücklich und geſchmackvoll ausgeführten Handlung läßt ſich nicht beſchreiben. Alle Anweſende waren von Freude äußerſt gerührt und beſeelt und überließen ſich dem beglückenden Gefühl, Preußen zu ſeyn.

Die Opfergeſänge ſind von dem Hrn. Feldprediger Rentſch [des] v. Grävenitzſchen Regiments,

die Muſik dazu iſt von dem Acciſe- und ZolldirectionsRegiſtrator Hrn. Hampe;

der OberamtsregierungsReferendarius[1]) Hr. Hoffmann iſt der Verfertiger der Decoration...

*

[Es folgt dann (S. 266 f.) der Text des Gedichtes aus der Feder eines Hrn. v. Fink, „welches bey dieſem Feſte ausgegeben wurde" und, zum Schluß, alphabetiſche Liſten der 29 Herren und der 20 Damen, die aufgetreten waren. Die Darſteller des Herolds, des Oberprieſters und der Oberprieſterin ſind ſchon genannt. Als Prieſter traten ferner auf der Fürſt von Carolath, der Graf von Nayhauß, ſiebzehn Officiere des Regiments v. Grävenitz (Hauptmann v. Capeller und ſechzehn Lieutenants), ſechs weitere Beamte der Kriegs- und Domainen-Kammer (drei Räte, ein Referendar, zwei Sekretäre), der Stadtdirector Holtze und Hampe. Die Beamten der Oberamtsregierung, alſo auch Hoffmann, wirkten dagegen nicht mit im Chor, ebenſo wenig der Vater der ganzen Idee, der Hauptmann Rothardt, und der Dichter des Textes. Unter den auftretenden Damen wird dagegen „Mamſell Dörfer" genannt, die Tochter des Oberamtsregierungsrats Doerffer, Hoffmanns Couſine und Braut.]

Fünf Tage nach der Aufführung, am 25. Februar 1798, ſchrieb Hoffmann an Hippel, der ihm nach überlangem Stillſchweigen ein Billet geſchickt hatte. Es iſt ein Zeichen auffallender Reife des Zweiundzwanzigjährigen,

[1]) „Verfrüht": Hoffmann ſchreibt am 30. Juni 1798 an Hippel, er ſei „erſt vor 3 Wochen" [alſo um den 10. Juni] „mündlich examinirt und" ſei „daher erſt jetzt ins Referendariat eingeſchritten".

daß er in dieſem Briefe mit keinem Worte der Gelegenheitsarbeit gedenkt[1]), auf die wir nur deshalb eingegangen ſind, da ſie immerhin eine der erſten öffentlichen Betätigungen eines von Hoffmann noch oft genutzten Talentes war.

II. Die Maske.

Singſpiel in drei Aufzügen.
(Berlin 1799.)

Kurz bevor Hoffmann (am 26. Auguſt 1798) mit der Familie ſeines Onkels Glogau endgültig verließ, um nach Berlin überzuſiedeln, machte er eine Reiſe nach Dresden und ſah mit Schauern der Andacht die italieniſchen Gemälde in der dortigen Galerie. „Es iſt ſehr zu bedauern," ſchreibt Hitzig, „daß die von Dresden aus an eine ſeiner Couſinen geſchriebenen Briefe, die zu ſeinen intereſſanteſten Jugenderzeugniſſen gehört haben ſollen, nicht erhalten worden ſind"[2]). Die Briefe an Hippel aus dem Auguſt und Oktober bezeugen immerhin lebhaft den Eindruck, den die Meiſter der Renaiſſance auf den emſigen Dilettanten machten; in einem Atem mit ihnen nennt er freilich auch den modernen Battoni. „Bey alle dem", fährt er reſigniert fort, „ſah ich denn nun freylich bald, daß ich gar nichts kann — Ich habe die Farben weggeworfen und zeichne Studien wie ein Anfänger, das iſt mein Entſchluß."

In der Tat ſcheint Hoffmann in der nächſten Zeit die Palette beiſeite gelegt zu haben; es geſchieht wohl aus Rückſicht auf Hippel, der ſich für Malerei, aber nicht für Muſik intereſſierte, wenn er in den Briefen an dieſen auch weiterhin mehr von bildender Kunſt als von Muſik ſpricht: hätten wir ſeine Jugendbriefe an Hampe, ſo würden wir ſicherlich ein ganz anderes Bild ſeiner Intereſſen und ſeiner Bemühungen erhalten. Jetzt erſehen wir nur aus zufällig erhaltenen Geſchäftsbriefen, daß Hoffmann im März 1799 ein Singſpiel in drei Akten, 'Die Maske', beendet hat, deſſen Text und Muſik von ihm herrühren, und daß er dann ſechs Lieder für Klavier und Gitarre komponiert hat. Während er über die Verwertung des Singſpiels noch im ungewiſſen war, bot er die Lieder im September Breitkopf & Härtel an[3]). Seiner jugendlichen Unerfahrenheit muß man es zugute halten, wenn er dem Briefe nur eine, noch dazu „zur Erſparung des Portos eng abgeſchriebene" Arie beilegte, und zwar eine der kürzeſten von den ſechs: wenn die Verleger ſich daraufhin zum Ver-

[1]) Die Kriegs- und Domänenkammer zu Glogau wird nicht verſäumt haben, in ihrem monatlichen Bericht an den König die Feier zu ſchildern; leider ſind — nach freundlicher Mitteilung des zweiten Direktors der Staatsarchive Herrn Geheimen Archivrats Dr. Bailleu — die Glogauer Berichte dieſes Jahres verloren gegangen.

[2]) Die Vernichtung dieſer Briefe haben wir in dem eingangs zitierten Aufſatze vom November 1908 zu erklären verſucht.

[3]) Der Brief iſt veröffentlicht in den Süddeutſchen Monatsheften vom Januar 1908 (Jahrg. 5, Bd. 1, S. 30 f) und danach in meinem Privatdruck 'Hoffmann und Härtel' (S. 17 f).

lage verpflichteten, so erbiete er sich, ihnen binnen 8 Tagen nach erhaltener Nachricht das korreckt und sauber abgeschriebene Manuskript zuzusenden", und er „glaube gewiß billig zu sein", wenn er „dafür nur ein Honorar von 10 Stück vollwichtige [!] Fridr: d'or [= 168,30 Mark] und nach geschehenem Druck 30 Exemplare verlange". Natürlich sandte Härtel die Probearie postwendend zurück.

Nun versuchte unser Komponist, mit dem Singspiel in die Öffentlichkeit zu kommen. Er wußte es durchzusetzen, daß die Partitur im Dezember der Königin Luise vorgelegt wurde; er erhielt sie um die Jahreswende aus dem Kabinett zurück, und in dem Begleitschreiben ist ihm offenbar bedeutet worden, er habe sich wegen einer Aufführung (nicht an Ihre Majestät privatim, sondern) an die dafür zuständige Behörde, nämlich die Direktion des Nationaltheaters zu wenden. Hoffmann war Optimist genug, in diesem Abwinken ein Kompliment und eine ausdrückliche Aufforderung zu sehen, und tat, wie ihm seiner Ansicht nach geheißen war. Aber auch jetzt erspart er sich, nicht belehrt durch den Mißerfolg in Leipzig, die Arbeit einer Abschrift von Text und Partitur; er sendet Iffland unbegreiflicherweise nur den Text, und zwar das alte Manuskript aus dem März, das nicht wenig Streichungen und Zusätze aufwies und überdies schon mehrfach nach auswärts verschickt war — zuerst gewiß nach Glogau an Freund Hampe. Immerhin hat er aus der Erfahrung mit Härtel so viel gelernt, daß er diesmal auf ein Honorar verzichtet.

Wie mich seinerzeit Herr Dr. Volkmann in Leipzig als Härtels Erbe und Nachfolger mit dem Jugendbrief an Breitkopf & Härtel überraschte, so ist mir der Begleitbrief an Iffland, der uns die erste und bis jetzt auch einzige Kunde von Hoffmanns erster Oper gibt und dessen Existenz ich so wenig vermutete wie irgendein anderer, durch die Güte des Herrn General-Intendanten der Königlichen Schauspiele Grafen von Hülsen-Haeseler aus dem Archive der Königlichen Schauspiele zugänglich gemacht worden. Er lautet folgendermaßen:

WohlGebohrner Herr!
Insonders Hoch zu Ehrender Herr Direktor!

Ew WohlGebohren erhalten in der Anlage den Text eines Singspiels, welches ich schon im März v. J. vollendet hatte. Meine Freunde urtheilten damahls ziemlich günstig von dem Werke und meinten, daß es der öffentlichen Vorstellung wohl werth wäre, allein von mancher Bedenklichkeit zurückgeschreckt wagte ich deshalb keinen Versuch. Vor kurzer Zeit erhielten Ihro Majestät die regierende Königin die vollständige Partitur, und vor wenig Tagen hatten sie die Gnade mich ausdrücklich auffordern zu lassen Ew WohlGebohren die Vorstellung des Singspiels vorzuschlagen. Fern von jedem Eigendünkel, fern von jeder Vorliebe für mein Werck wage ich daher Ew WohlGebohren vor der Hand bloß zu bitten, den Text durchzusehen und mir dann zu sagen, ob, wenn er mit einer guten Musick vereinigt wäre, das Singspiel einer Vorstellung

auf dem hieſigen Theater werth ſeyn würde. Sollte dies der Fall ſeyn, ſo bin ich, da ich das Gewicht meiner Obſkurität in der muſikaliſchen Welt nur zu ſehr fühle, bereit, meine Partitur einer gewiſſenhaften Beurtheilung zu unterwerfen, und erwarte deshalb nur Ew WohlGebohren Befehle. Sind dann künftig Ew WohlGebohren zur Annahme des Werks geneigt, ſo übergebe ich in[nerhalb] einer von Ew WohlGebohren zu beſtimmenden Zeit dem Theater eine korrekte ſaubere Abſchrifft des Textes und der Partitur, wobey es ſich von ſelbſt verſteht, daß ich dafür nicht auf den kleinſten Vortheil rechne.

Ich ſpreche zu Ew WohlGebohren als zu einem Manne, der ſchon ſo oft die innigſten Gefühle des Wohlwollens [!] in mir erregte, der mit ächtem wahren Sinn für die Kunſt nicht allein den Nahmen, welchen ein oft zufälliger Ruf zu gangbarer Münze prägt, achtet, ſondern auch dem, der das Wageſtück des erſten Debuts, ohne welches noch kein Künſtler für die Welt gebohren [!] wurde, beginnen will, freundlich die Hand bietet[1]), und darum bitte ich Ew WohlGebohren mit dem unbegränzten Zutrauen, welches mich alle Umwege verachten ließ, mich nicht in die erbärmliche Klaſſe Kunſt pfuſchender Dilettanten zu ſetzen, welche man, ohne ſich auf den Werth oder Unwerth ihrer Produkte einzulaſſen, unbedingt abweiſet, und meinem Werke — mir ſelbſt einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Ew WohlGebohren hoffe ich dann noch zu überzeugen, daß ungeachtet aller Aufforderung nur eine gewiſſenhaffte kritiſche Vergleichung meiner Compoſition mit den Werken großer Meiſter mich beſtimmen konte, einen Verſuch, mich als Componiſt bekannt zu machen, zu wagen. Uberhaüfte DienſtGeſchäffte verhinderten mich mein Manuſkript noch einmahl abzuſchreiben, Ew WohlGebohren erhalten es daher vor der Hand meiſtentheils [!] mit den ſichtbaren Spuren der Feile und der Reiſen, die es zu auswärtigen kritiſchen Freunden machte, welches ich gütigſt zu verzeyhen bitte. Von Ew WohlGebohren hängt es nun allein ab, mir ſchriftlich zu antworten oder zu beſtimmen, wenn[2]) ich ſo glücklich ſeyn kan die Bekantſchafft eines Mannes zu machen[3]), den ich ſchon längſt innig verehre. Inſtändigſt bitte ich übrigens Ew WohlGebohren, meinen Nahmen vor der Hand ganz zu verſchweigen, und habe die Ehre mit der ausgezeichnetſten Hochachtung zu ſeyn

Ew WohlGebohren

Berlin
Den 4 Januar 1800

ganz gehorſamſter Diener
Der KammerGerichtsReferendarius Hoffmann
wohnhaft in der Leipziger Straße in No 66
bey dem Geh: OberTribunalsRath Doerffer.

[1]) Genau die gleiche zweckloſe captatio benevolentiae wendet Hoffmann 1803 im erſten Brief an Nägeli und 1807 im erſten Brief an Kühnel an: ſ. Hoffmanns Briefwechſel (Berlin, Gebrüder Paetel, 1912; künftig hier zitiert „Briefwechſel"), S. 6 oben und S. 42 gegen Ende.

[2]) So bei Hoffmann faſt immer ſtatt wann.

[3]) Dieſe Briefſtelle widerlegt endgültig die von mir ſchon 1907 ſtark angezweifelte Behauptung Holbeins (Deutſches Bühnenweſen [Wien, Gerold, 1853], S. 26 oben), er

Vier Wochen ſpäter meldete Hoffmann ſich zur mündlichen Staatsprüfung, und Ende März wurde er als Aſſeſſor an die Regierung in Poſen verſetzt. Als Iffland, minder pünktlich denn Härtel, ſich dazu entſchloß, das Manuſkript zurückzuſenden, war Hoffmann nicht mehr in Berlin zu finden: „Die Maske, Oper in 3 A.," wurde einſtweilen „ad acta gelegt, da der Verfaſſer nicht mehr in loco iſt", wie es in einer Notiz auf Hoffmanns Brief heißt.

III. Die Kantate zur Feier des neuen Jahrhunderts

(Poſen 1800)

und die Folgen ihrer Aufführung[1]).

Hoffmann zog in Poſen bekanntlich in das ſchöne Haus, das der Berliner Hofbuchdrucker Georg Jakob Decker vor kurzem erbaut hatte und in dem er unter anderem die Südpreußiſche Zeitung herſtellen ließ; es lag an den unlängſt vor dem Breslauer Tore nach dem Muſter der Berliner „Linden" angelegten Wilhelmsſtraße, einer acht Ruten breiten Allee, in deren Mitte ſich eine mit Bäumen eingefaßte Promenade befand, während an jeder Seite Fahrweg und Fußweg liefen.

Unſer Freund wohnte dort zuſammen mit dem Kriegs- und Domänenrat Aſchenborn, dem er anſcheinend nicht nähergetreten iſt, und dem Regierungsrat Schwarz, der 1797 verſchiedene lokale Mißſtände ſehr witzig perſifliert hatte in ſeinem 'Syſtem einer unvernünftigen Policey'[2]). Schwarz hat den jüngeren Kollegen zweifellos ſofort eingeführt in die 'Reſſource', einen Klub, den die Honoratioren der Stadt und mehrere Mitglieder des landſäſſigen Adels ſchon im Jahre der Okkupation Poſens, 1793, gegründet hatten und dem alle Offiziere und Staatsbeamten des Ortes angehörten. Die Mitglieder und ihre Damen ſpeiſten jeden Donnerstag und Sonntag gemeinſam zu Abend; ferner konnte man täglich von 3 Uhr ab ſich in den Klubräumen zu Konverſation, Billard- und ſonſtigem Spiel einfinden. Jeden Winter wurden

habe [1798] durch den Referendar Hoffmann Iffland, Fleck und Bernhard Anſelm Weber kennengelernt und ſei dann durch dieſe für die Berliner Bühne gewonnen worden. Daß er dieſer jedoch „faſt anderthalb Jahre" unter dem Namen Fontano angehört hat (S. 26 Mitte bis S. 28 oben), wird beſtätigt durch Schäffers und Hartmanns Statiſtik S. 211; danach iſt ein Schauſpieler Fontano von 1798 bis 1799 „mindeſtens ein Jahr engagirt geweſen". An ſeiner Freundſchaft mit dem Referendar Hoffmann iſt alſo auch nicht zu zweifeln.

[1]) In den Belegen für dieſen III. Abſchnitt und für den Anhang zitiere ich die 'Denkwürdigkeiten' von J. L. Schwarz (Leipzig, Kollmann, 1828) mit „Schwarz"; der Aufſatz über Hoffmanns Aufenthalt in Poſen und Ploeck, der hier im Dezember 1913 und Januar 1914 erſchienen iſt (Band 157, S. 418–445, und Band 158, S. 92–117), wird nach der Sonderausgabe zitiert, die in überſichtlicherer Satzanordnung mit Bild- und Faksimile-Beigaben als Erſtes Stück von 'Fragmenten einer Biographie E. T. A. Hoffmanns' (Berlin, Gebrüder Paetel, 1914) erſchienen iſt, und zwar als „Fragm. I".

[2]) Die Beziehungen dieſer Satire auf Poſen ſind 1895 von Adolf Warſchauer und 1908 von Rodgero Prümers dargelegt: 'Zeitſchrift der Hiſtoriſchen Geſellſchaft für die Provinz Poſen' (Poſen, bei Jolowicz in Kommiſſion, 1886 ff.) 10, 380/82 reſp. 23, 120/22.

zwölf Bälle veranſtaltet, Konzerte und andere Vergnügungen wechſelten damit ab[1]). Für die Sommermonate war der Klugſche Garten gemietet[2]).

Im Oktober beabſichtigten Schwarz und Hoffmann, gemeinſam „eine ſehr witzige Operette" zu verfaſſen[3]); ſtatt deſſen verfertigten ſie im November eine ernſthafte Kantate zur Begrüßung des neuen Jahrhunderts[4]). Der Text iſt offenbar für die Mitglieder der Reſſource und ſonſtige Freunde des Dichters bei deſſen Hauswirt Decker gedruckt worden, und der Satz iſt dann gleich benutzt für den Abdruck in der Südpreußiſchen Zeitung: ſo erklärt es ſich, daß die Dichtung hier, ganz abſtechend vom ſonſtigen Text, in großer Antiqua (auch in altertümlicherer Schreibung[5])) erſcheint. Da ſie Auguſt Sauer bei ſeiner Sammlung der 'deutſchen Säkulardichtungen an der Wende des 18./19. Jahrhunderts' entgangen iſt, ſo glauben wir ſie herſetzen zu dürfen, zumal nicht nur der Originaldruck des Textes, ſondern auch die 'Südpreußiſche Zeitung' ſchwerlich den Weg in eine öffentliche Bibliothek gefunden hat. Der häufige Wechſel der Strophen in Stimmung, Metrum und Reimbindung läßt erkennen, daß Hoffmann vor einer erheblich ſchwierigeren Aufgabe ſtand, als ſie drei Jahre vorher ſein Freund Hampe zu bewältigen hatte. Hatte es ſich für dieſen um eine im weſentlichen einheitliche lyriſche Vorlage gehandelt, ſo weiſt Schwarzens Kantate, ſo dilettantiſch ſie auch im ganzen und im einzelnen iſt, doch Anſätze zum Dramatiſchen auf, die der Komponiſt herauszuarbeiten hatte[6]).

Cantate

zur Feier des neuen Jahrhunderts
in der Reſſource zu Poſen aufgeführt
am Abend des 31. Decembers 1800.

1. Chor.

Singet Chronos jüngſtem Sohne,
Der in ſeiner Strahlen-Krone
Bald ein neues Reich beginnt!
Feſtlich muß das Jahr vollenden
Und der lezte Tag ſich enden,
Deſſen lezte Stunde rinnt.

[1]) Siehe das Statut der Reſſource vom 1. Oktober 1793, 1908 von Prümers mitgeteilt a. a. O. 23, 124/27.

[2]) Schwarz 297 unten und 299 Mitte.

[3]) Brief an Hippel vom 6. Oktober: Hippel 180.

[4]) Man begann damals mit 1 zu zählen und mit 100 das Hundert zu ſchließen. Dieſe Anſchauung hat ſich in der katholiſchen Kirche noch erhalten, während die Reichs- und Staatsbehörden bekanntlich neuerdings das jeweilige Jahr Nr. 99 als das letzte vom Hundert betrachten.

[5]) bey und Seegen (im Zeitungstext dagegen: bei und Segen). Schwarz war gleich alt mit Schiller, und der Setzer ſeiner Kantate hatte offenbar ſeine Schreibung reſpektiert, was Zeitungsſetzer nicht zu tun pflegen.

[6]) Die Interpunktion behandeln wir frei, in der Schreibung folgen wir aber dem Druck. (ck und tz ſind hier, ebenſo wie im Frakturſatz des eigentlichen Zeitungstextes, verbannt und vor Vokalen durch kk und zz, vor Konſonanten durch k und z erſetzt. 'Ηώς wird wie in Voſſens Odyſſee-Überſetzung von 1781 durch Aeos wiedergegeben; der Genetiv wird hier, bei Brennus und bei Chronos nicht bezeichnet.) Die Anfänge der Zeilen mit gleichen Reimen haben wir untereinandergeſetzt.

2. Chor.

Willkommen[1]) dem Kreiſe,
Der dankbar und weiſe
Des Lebens genießt!
Dir rauſchen die Saiten,
Dir rollen die Töne,
Die jauchzend begleiten
Das Lied der Kamöne.
O ſey uns gegrüßt!

Recitativ.

Bald ſchwebt er her, der holde Genius
Des jungen Säkulums; und wir
Empfangen jubelnd ihn, als wärs gewiß,
Daß er, des Glükkes Füllhorn in der Hand,
Mit Seegen und Genuß uns überſtröhmt.
O traut ihm nicht! Er iſt ja Chronos Sohn,
Und ſeiner ältern Brüder Tükken ſind
Uns aus der grauen Vorzeit Kunde längſt
Und leider aus Erfahrung auch bekannt.

Arie.

Ach, aus Chronos Urne rinnen
Beyde, Schmerz und Seeligkeit!
Dieſe ſchmeichelt wohl den Sinnen,
Doch ſie wechſelt mit dem Leid.
Nichts zu fürchten, nichts erwarten,
Lehret uns des Weiſen Lied;
Darum pflükt im Lebens-Garten
Jedes Blümchen, wo es blüht.

choralmäßig.

So wechſelte von Anbeginn
Die Freude mit der Trauer;
So wechſeln Licht und Finſterniß;
Und nur das eine bleibt gewiß:
Es iſt hier nichts von Dauer.

Duett.

A. Bald iſt auf ſaaten-reichen Fluren
Des Seegens Füllhorn ausgeleert.
B. Bald ſind vertilgt des Seegens Spuren,
Die Schnitter weggeſcheucht vom Schwerdt.
A. Der Genius der Zeit zerſtöhret
Verjährter Vorurtheile Macht.
B. Er löſcht die Fakkel aus — es kehret
Zurük des Aberglaubens Nacht.
A. [und] B. O ſeelig, wem im Roſenglanze,
Selbſt bey der Horen Wechſeltanze
Die Zukunft froh entgegen lacht.

Recitativ.

Das iſt das Werk der holden Zauberin,
Der Hofnung, die des Lebens ſüßes Bild
Uns ſchmeichelnd nur mit hellen Tinten mahlt,
Wenn gleich im grauen Hintergrunde ſchon,
Schwarz wie die Nacht, ein Ungewitter droht.

Arie.

Weh'! Ich ſehe Schwerdter blinken
Und die Erde warmes Blut
Der erwürgten Bürger trinken.
Schlöſſer und Palläſte ſinken
Vor des Volkes toller Wuth.
Wehe! Peſt und Stürme wüthen
Ueber das verheerte Land.
Im Gemach des Sybariten
Seh' ich Molch und Unke brüten,
Und die Saaten frißt der Brand.

Chor.

Horcht! Das war des Neides Stimme,
Der mit innerlichem Grimme[!]
In die frohe Zukunft ſieht,
Die uns ſchon entgegen blüht.

Solo.

Nein, auf Warthas reichen Fluren
Sproßt kein eitler Lorbeer mehr,
Und Bellonas rauhe Spuren
Dekken Halme, ſeegens-ſchwer.
Frohſinn lächelt aus den Hütten,
Aus Palläſten ſtrahlt das Glük;
Nur um lange Dauer bitten
Die Bewohner das Geſchik.

[1]) D. h. Du, der Genius des neunzehnten Jahrhunderts, biſt willkommen.

Chor.

Zweifelt nicht! auf Brennus Throne
Sizt ein König, werth der Krone
So wie Preußens Huldgöttin,
Die geliebte Königin!

Solo.

Seines Thrones Säulen ſtehen
Nun ein volles Säkulum
Feſt gegründet auf Trophäen,
Stürzt kein Feindes-Heer ſie um.
Feſter noch in ſich gegründet
Durch des Volkes Herzlichkeit,
Die gleich Epheu ſie umwindet,
Trozzen ſie dem Strom[1]) der Zeit[2]).

Solo.

Ihr verehrten Veteranen,
Sieger einſt bei Fehrbellin,
Enkel ſeegnen eur Bemühn.
Steigt herauf, ihr theuren Manen!
Sehet um vermorſchte Fahnen
Eures Nachruhms Kränze blühn!

Chor.

Friedrich Wilhelm auf dem Throne:
Welche Hofnung, heer und licht!
Singt nun Chronos jüngſtem Sohne
Mit der frohſten Zuverſicht!

Recitativ.

Er kommt, er kommt! in Oſten röthet ſchon
Der Himmel ſich zum ſchönſten unſrer Tage,
Und heller wird der Hofnung ſchöner Strahl,
Daß nun mit ihm die goldne Zeit beginnt.

Arie.

Sey gegrüßt! auf Aeos Schwingen
Goldgelokter Sohn der Zeit!
Frieden — Frieden wird er bringen,
Enden aller Völker Streit.
Freundlich wie die Morgenröthe
Lächelt uns ſein Angeſicht;
Lieblich wie der Ton der Flöthe
Klingt die Rede, wenn er ſpricht.
Sehet! Preußens Genius
Iſt mit ihm im ſchönſten Bunde,
Denn mit ſeinem holden Munde
Reicht er ihm den Friedens-Kuß.

Der eigentlichen Kantate folgte ein 'Schlußgeſang' nach John Bulls Melodie „God save the king", eine Abwandlung des vor ſieben Jahren auf Friedrich Wilhelm den Zweiten gedichteten 'Berliner Volksgeſanges' „Heil Dir im Siegerkranz" (der bekanntlich ſeinerſeits wieder die Abwandlung eines 'Liedes für den däniſchen Unterthan' war, das 1790 ein Flensburger Kandidat der Theologie verfaßt hatte). Wir dürfen hier dieſen internationalnationalen Annex um ſo eher übergehen, als der Komponiſt der Kantate nichts damit zu tun hatte.

Die Aufführung fand in demſelben Gaſthofe am Ringe ſtatt, den Hoffmann ſchon vor vierthalb Jahren gelobt hatte[3]). Die erſte Nummer der Südpreußiſchen Zeitung, die im neuen Jahrhundert (am 3. Januar) erſchien, brachte außer dem Text der Kantate folgenden Bericht über das Feſt:

> Von der großen Reſſourcen-Geſellſchaft, die ſeit ihrer Exiſtenz ihre reine Vaterlandsliebe ſchon öfter bewieß, wurde der Wechſel des Jahrhunderts nicht weniger feierlich begangen. Die meiſten Glieder dieſer Geſellſchaft hatten ſich am Abend des 31ſten Dezembers mit ihren Frauen und Kindern in dem

[1]) Wohl Druckfehler für Sturm: Schwarz ſchreibt zerſtöhren, ſtröhmen, hätte alſo Strohm geſchrieben.
[2]) Danach iſt vielleicht eine Antwort des Chores ausgefallen.
[3]) S. o. S. 58 Abſ. 1.

Speichertſchen Hauſe verſammelt und wohnten der Aufführung der weiter unten folgenden, von dem Regierungsrath Schwarz gedichteten, von dem Regierungs-Aſſeſſor Hoffmann aber in wunderſchöne Muſik geſezten Kantate, von bloßen Muſikliebhabern gegeben, bei. Wer fühlte ſich in dieſer Stunde unzufrieden, unglüklich? Wer nahm nicht den herzlichſten Antheil an dieſem Feſte? Es wurde mit einem Ball und einem freundſchaftlichen Abendbrodte geſchloſſen. Der Uebergang ins neue Säkulum nach Mitternacht mußte unter freien Menſchen nicht kalt gefeiert werden; auch geſchahe es nicht, ſelbſt bei dem Bewußtſeyn, daß Niemand aus der Geſellſchaft noch ſo eine Nacht erleben würde. Der Ball dauerte bis gegen 3 Uhr Morgens.

Unter der Begleitung zweier Mitglieder der Geſellſchaft ſammelte Frau Juſtizkommiſſarius Früſon und Frau Kammerſekretair Bergmann bei Austheilung der ſchönen Strophe aus Voſſens Liedern[1]:

Mit herzlichem Erbarmen
Reicht Eure Hand den Armen,
Wes Volks und Glaubens ſie auch ſeyn;
Wir ſind nicht mehr, nicht minder,
Sind alle Gottes Kinder
Und ſollen uns wie Brüder freun,

eine Kollekte für die Armen, die 62 Rthlr. 16 gGr. betrug und die ihrer Beſtimmung zufolge verwendet werden ſoll.

Bei dieſer löblichen Sammlung iſt es leider nicht ſo idylliſch zugegangen, wie man nach dem Bericht der Zeitung annehmen möchte. Das eine der dort genannten beiden Mitglieder der Reſſourcen-Geſellſchaft, die die einſammelnden Damen begleiteten, war der Juſtizkommiſſar (= Rechtsanwalt) und Notar Kühze, der unter Friedrich dem Großen dem Kammergericht angehört und ſich damals in der unſeligen Angelegenheit des Müllers Arnold als aufrechter Mann bewährt hatte[2]: er glaubte, jetzt auch in einer außergerichtlichen Angelegenheit mit ſeinem Urteile nicht zurückhalten zu ſollen und beſchwor durch eine überflüſſige Äußerung großes Unheil auf ſich und indirekt auch auf andere herab.

Schwarz ſchildert 1828 den Verlauf des Abends folgendermaßen[3]:

Der Vorabend des neuen Jahrhunderts wurde in der zahlreichen Reſſourcen-Geſellſchaft durch ein glänzendes Feſt gefeiert. Nach Aufführung der von mir gedichteten und von Hoffmann in Muſik geſetzten Kantate fand eine Abendtafel ſtatt, welche die geſchmackvollſte und am ſchönſten dekorirte war, der ich jemals beigewohnt habe. Die Aufſätze waren zwei der Natur mit höchſter Treue nachgebildete Berge, wovon der eine Feuer, der andere Waſſer ſpie. Kurz nach aufgehobener Tafel nahm der Kammergerichtsrath Kühze die ſchönſte Frau der Geſellſchaft am Arm, legte ſelbſt vier Friedrichsd'or (= 67,02 Mark) auf einen Teller und machte damit einen Umgang, um für die Armen zu ſammeln.

[1] Auch dieſer im Saal verteilte Zettel war bei Decker gedruckt, und Decker hat dann den Satz in den des Artikels eingeſchoben, ſo daß auch dieſe ſechs Zeilen dort in Antiqua erſcheinen!

[2] Näheres über ihn Fragm. I, 15, Note 2.

[3] S. 308 09.

Als er an den Major von S[chmidſec]k kam, einen reichen aber geizigen Mann, der bekanntlich auf Pfänder lieh, ſuchte dieſer aus allen Nähten drei Böhm (Silbergroſchen) zuſammen, die er auflegte. Kühze bat Namens der Armen um eine Zulage, und da der Major verſicherte, daß er nicht mehr bei ſich habe, bot er demſelben ſeinen Beutel an, um nach Belieben daraus zu nehmen. Der Major erwiderte verdrießlich, daß er ihm nichts zu befehlen habe; worauf Kühze beim Weggehn ziemlich laut ſagte: „Drei Böhm — das iſt ja hundsvöttiſch für einen Königlich Preußiſchen Major!"

Nach Tiſche [?] ſetzte der Major Kühzen darüber zur Rede, und dieſer mochte in der Hitze des Geſprächs ſeinen Gegner mit ſeinem dicken Bauche etwas unſanft berühren.

Hieraus wurde eine Realinjurie gebildet . . .

Einſtweilen wurde der Druck der Kantate fleißig verteilt. Die Kriegs- und Domänenkammer ſandte einen Abzug an den König zuſammen mit ihrem Monatsbericht[1]; dieſem war folgende Notiz eingefügt:

Eine Geſellſchaft, die aus den Officieren des Regiments v. Zaſtrow, einigen ſüdpreuß. Edelleuten und den Officianten Ew. Königliche[n] Majeſtät hieſigen Collegien beſteht und ſich lange durch reinen Patriotismus ausgezeichnet hat, feierte geſtern den Wechſel des Jahrhunderts durch die beiliegende Cantate. Wir nehmen uns die Erlaubniß, ſolche Ew. Königliche[n] Majeſtät als einen Beweiß der aufrichtigſten Anhänglichkeit an Allerhöchſtdieſelben unterthänigſt zu überreichen.

Der Dichter ſelbſt ſandte den Text — ja, wenn ihn 1828 ſeine Erinnerung nicht getäuſcht hat, ſogar die Partitur der Hoffmannſchen Muſik — der darin als „Preußens Huldgöttin" gefeierten Königin Luiſe[2] und erhielt ein Dankſchreiben dafür[3].

Dann nahm in Poſen das Verhängnis ſeinen Lauf. Wie Schwarz weiter berichtet[4], wurde

der gute Kühze denunciirt, daß er einer hohen Militärperſon an einem öffentlichen Orte eine Realinjurie zugefügt habe. Nach geſchloſſener Unterſuchung wurde der Regierung zu Poſen die Abfaſſung des Erkenntniſſes aufgetragen, und das Kollegium konnte nicht gelinder als dreimonatliche Feſtungsſtrafe erkennen, ungeachtet es als Augenzeuge den Hergang der Sache wohl zu würdigen wußte. Das Erkenntniß wurde vom Juſtiz-Miniſter [v. Goldbeck] beſtätigt und publicirt. Kühze aber [war] darüber ſo erbittert, daß (ungeachtet alle ſeine Freunde ſich erboten, ihm wechſelsweiſe auf der Feſtung Geſellſchaft zu leiſten, und ihn dadurch zu beruhigen ſuchten) er ſich in der Warta erſäufte, nachdem er zuvor an den Juſtiz-Miniſter einen Brief voll der bitterſten Vorwürfe und Injurien abgeſandt hatte. Alle Mitglieder der drei Kollegien und ſämmtliche

[1]) Vgl. oben S. 65, Note 1. Dieſer Bericht liegt im Königl. Geheimen Staatsarchiv unter den Actis des Kabinetts König Friedrich Wilhelms III., und zwar in der Mappe „Zeitungsberichte der Kriegs- und Domainen-Kammer zu Poſen 1800—1805" auf Rep. 89 unter Nr. 149 B.

[2]) Leider iſt, nach freundlicher Mitteilung der Herren Dr. Schuſter und Dr. Krieger, Schwarzens Sendung weder im Hausarchiv noch in der Hausbibliothek zu finden.

[3]) Er benutzte dieſes ſpäter zur Legitimation auf einer Fußreiſe, um Einblick in die Feſtungsanlagen von Silberberg zu erhalten: Schwarz S. 306/07.

[4]) S. 309/10.

Honoratioren der Stadt folgten bei der Beerdigung ſeiner Leiche, und der Major von S[chmidſeck] gerieth darüber in ein ſolches Verhältniß, daß er ſeinen Abſchied nehmen und Poſen verlaſſen mußte.

In der Tat ſteht in der Rangliſte für 1803 auf Seite 58: „Maj[or] v. Schmidſeck erh[ielt 1802 den nach]geſ[uchten] Abſchied." Die lebendigen Schilderungen des faſt ſiebzigjährigen Schwarz werden mithin in allen überhaupt nachprüfbaren Einzelheiten durch die zeitgenöſſiſche Literatur beſtätigt, was man nicht von vielen derer ſagen kann, die über Hoffmann aus eigener Wahrnehmung berichtet haben.

Darauf wurde bekanntlich das vakant gewordene Poſener Regiment dem bisherigen Oberſten und nunmehrigen Generalmajor v. Zaſtrow verliehen, und dieſer brachte die durch den Fall Kühtze bereits verbitterten Anwälte und jüngeren Beamten vollends in Harniſch, ſo daß auf der großen Faſtnachtsredoute vom 28. Februar bis zum 2. März der lange vorbereitete Racheakt gegen Militär und Adel ausgeführt wurde.

Neuerdings iſt einem beſchränkten Kreiſe der Bericht vorgelegt, den die 'Südpreußiſchen Unterhaltungen' vom 29. Mai 1802 über den Poſener Karneval dieſes Jahres gebracht haben; wir behalten uns vor, ſpäter in einer etwaigen Geſamtdarſtellung von Hoffmanns Leben in Poſen ausführlicher darauf zurückzukommen. Es werden dort mehrere Masken aufgeführt, die damals aufgetreten waren; nachdem zwei durchreiſende italieniſche Virtuoſen und ein reiſender Arzt beſchrieben ſind, heißt es weiter:

> Noch ein ander Paar erſchien in den letzten Carnevalstagen als reiſende Bilderhändler oder Mahler — dieſe hatten eine Sammlung Bilder aus der ſcandaleuſen Chronik der Poſenſchen Inwohner verfertigt und theilten in Carikatur-Gemälden jedem, dens betraf, ſeinen eigenen Lebenswandel in dem wohlgetroffenen Gemälde mit. Viele wollten dies ſehr höniſch finden, und manche ſchwuren, an dem Verfertiger dieſer ſonſt wohlgerathenen und gewiß mit vieler Mühe verfertigten Gemälde Rache zu nehmen, da er nicht unentdeckt geblieben war.

In Wirklichkeit waren, wie wir aus Schwarzens Bericht[1]) wiſſen, die „Bilderhändler" klug genug, darauf zu achten, „daß keiner ſeine eigene Karrikatur erhielt". — Schwarz, der ſich offenbar eine größere Anzahl von den Blättern aufgehoben hatte, beſchreibt 1828 ihrer elf. Uns intereſſiert hier nur das ſechſte[2]) davon, da es auf die unſelige Nacht zwiſchen den Jahrhunderten zurückweiſt, die dieſes Unheil geboren hatte:

> Der Major von S[chmidſeck], dem man den Tod des beliebten K[ühtze] zurechnete, war als Jude mit einem Bart, in der Uniform des Regiments und mit einem Sporn am linken Stiefel gezeichnet. Vor ihm ſtand der dicke K[ühtze], ihn mit ſeinem Bauche berührend, und ſagte: „Place à un honet'homme!"

— Bekanntlich erhielt Hoffmann darauf im April 1802 ſtatt der ihm (nicht nur zugedachten, ſondern auch bereits zugeſchriebenen) Ratsſtelle in Poſen eine in Plock.

[1]) S. 314 Mitte.
[2]) S. 313 oben.

Anhang.

Hoffmanns ſpätere Beziehungen zu Iffland und zu Hampe.

Schwarz, der als Verfaſſer des 'Syſtems einer unvernünftigen Policey' und als naher Bekannter Hoffmanns der Mitſchuld dringend verdächtig war, wurde um den 1. Oktober nach Hildesheim, bald darauf nach Paderborn verſetzt; Hoffmann ſcheint ihn dann aus den Augen verloren zu haben. Dagegen ſind ſeine Gedanken noch oft zu dem Glogauer Freunde Hampe und zu dem Berliner Bühnenbeherrſcher Iffland zurückgekehrt, und wir möchten hier noch kurz ſein ſpäteres Verhältnis zu beiden darlegen.

1. Korreſpondenz mit Hampe bis 1804.

Vermutlich hat Hoffmann bis 1809 dauernd mit Hampe korreſpondiert; leider iſt von dieſen Briefen bisher keiner zum Vorſchein gekommen, wie überhaupt der Verbleib von Hampes Nachlaß noch nicht ermittelt iſt[1]).

1801 hat Hampe ſicherlich berichtet über die von ihm in Glogau veranſtaltete Aufführung von Mozarts Requiem, während Hoffmann dem Freunde mitteilen konnte, daß ſeine eigene Kompoſition von Goethes 'Scherz, Liſt und Rache' wiederholt von Carl Döbbelins Truppe im Geislerſchen Garten zu Poſen aufgeführt ſei.

1803 ſeufzt Hoffmann in Plock am 3. Oktober in dem vor zwei Tagen begonnenen Tagebuch: „Ein erbärmlicher Tag in jeder Hinſicht — Vor und Nachmittag bis zehn Uhr gearbeitet wie ein Pferd — gewühlt in ſtaubigten Akten. . . . Nachmittags war ich eine Stunde bey Reichenberg, zog ihm Saiten aufs Klavier und ſpielte ihm die neue Meſſe vor — es will ihm nicht zu Leibe, doch that er entzückt als ich ihm das Benedictus ſpielte — Wann werde ich Dich wiederſehen mit Deinem blaſſen Geſichte — mit Deinem innigen Gefühl Dich wieder ſpielen hören, Guter H[ampe]! —"

Ende Dezember ſendet er Hampen ſeine Neujahrswünſche und legt eine neu geſchaffene Sonate in Abſchrift bei[2]). Kurz vorher war ihm unter der Hand eine Ratsſtelle in Warſchau angeboten, die er angenommen hatte; und der Tod der unverheirateten Tante Sophie Doerffer in Königsberg hatte ihm Ausſicht auf eine Erbſchaft gemacht, von der er vor Antritt der neuen Stelle eine große Reiſe zu machen gedachte. Er träumte davon, an den Rhein zu fahren und dann das geliebte Dresden zum dritten Male auf-

[1]) Die beiden bekannteſten lebenden Gelehrten des Namens, der Kunſt- und Literarhiſtoriker Theodor H. in Nürnberg und der Hiſtoriker Karl H. in Heidelberg, ſind Enkel des Arztes Friedrich Ludwig Hampe in Bremen und nicht mit unſerem Schleſier verwandt.

[2]) Tagebuch vom 1. Januar 1804: Hoffmanns Tagebücher (Berlin, Gebrüder Paetel, 1915; künftig hier zitiert „Tagebücher") S. 19 = Fragm. I, 51.

zuſuchen[1]); von da ſollte es über Glogau nach Warſchau gehn. Schon am 9. Januar bemühte er ſich um eine Wohnung in Warſchau; in der ſchlafloſen Nacht vom 10. zum 11. „beſchäfftigte ich mich mit lauter Gedanken an die Reiſe — ſchlummerte ich ein, ſo träumte ich von Hampen — Wär ich nur erſt aus dem verdamten Loche!"

Aber erſt zwei Monate ſpäter, am 10. März, traf das Reſkript ein; die Hoffnung auf die Erbſchaft war inzwiſchen zu Waſſer geworden[2]), und Hoffmann hat ſicherlich die Fahrt nach Warſchau auf dem direkten Wege an der Weichſel entlang gemacht.

2. Bemühungen bei Iffland 1804—1807.

In Warſchau traf Hoffmann — die Welt iſt klein — Zacharias Werner wieder, ſeinen Königsberger Hausgenoſſen und Sohn ſeines Paten.

Der zweite Teil von Werners erſtem Drama, den 'Söhnen des Thals', war im Druck. Sobald Werner den Titelbogen erhalten hatte, ſandte er am 4. Auguſt ein Exemplar des Ganzen an Iffland; im Begleitbrief[3]) kündigte er ein zweites Trauerſpiel an, das die Eroberung und Chriſtianiſierung Preußens behandeln ſollte: zwei von den geplanten fünf Akten ſeien fertig. — Etwa gleichzeitig muß auch Hoffmann an Iffland geſchrieben haben, um ſich nach ſeinem Singſpiel von 1799 zu erkundigen.

Am 25. September antwortete Iffland ermutigend an Werner[4]), während er am 27. ſeinen Sekretär Pauly anwies, Hoffmanns Singſpiel „aufzuſuchen und höflich zu remittiren".

Hoffmann komponierte nunmehr im Dezember Brentanos 'Luſtige Muſikanten'. Nachdem er damit fertig, verſprach er Wernern auf deſſen Wunſch, Ouverture, Zwiſchenaktsmuſik und Chöre für deſſen Preußendrama zu komponieren. Werner meldete Iffland am 10. März 1805, das 'Kreuz an der Oſtſee', wie er das Trauerſpiel benannt hatte, ſei inzwiſchen in zwei Teile zerlegt; der erſte ſei im Konzept fertig und werde bis zum 1. Mai in Ifflands Händen ſein. Die Muſik dazu liefere „etwas ſpäter" ein Jugendfreund Werners, der „ſich in Berlin und Dreßden [!] für die Kunſt ausgebildet und ... ſich bereits im Opern- und Kirchen-Style ſehr glücklich verſucht" habe, den er aber durchaus nicht nennen dürfe[5]).

[1]) Tagebuch vom 3. und 5. Januar: Tagebücher S. 20f = Fragm I, 52 mit Note 1!

[2]) Tagebuch vom 18. Januar: „Das Teſtament iſt gekommen: Nichts, gar nichts! Alle Pläne geſcheitert!"

[3]) Siehe 'Briefwechſel klaſſiſcher Dichter und Schriftſteller mit der königlichen Hoftheaterverwaltung in Berlin' (112 Nummern) = Zweites Buch (S. 195–346) von Johann Valentin Teichmanns Literariſchem Nachlaß, herausgegeben von Franz Dingelſtedt (Stuttgart, Cotta, 1863). Dieſer Brief S. 291 94.

[4]) Siehe Werners Brief vom 9. Oktober am Anfang: Teichmann 294 unten.

[5]) Teichmann 302 03. Die Stelle wird in den Nachträgen zu Hoffmanns Briefwechſel vollſtändig wiedergegeben, wie bereits im erſten Heft des Briefwechſels S. XXIII unten angekündigt iſt.

Obgleich im April die Aufführung der 'Luſtigen Muſikanten' im Warſchauer deutſchen Theater ſtattfand, beeilte ſich Hoffmann, die Arbeit für Werner zu erledigen, damit ſie möglichſt bald nach dem Text in Berlin eingereicht werden könne. „Werner", ſchreibt er fünf Monate ſpäter an Hippel[1]), „iſt unerträglich ängſtlich, lag mir immer auf dem Halſe und quälte mich, daß ich Tag und Nacht arbeiten mußte um zu einem beſtimmten Termin fertig zu werden. Als die Partitur denn nun zum Abſenden fertig lag, ſchrieb Iffland einen langen langen Brief an W[erner], deſſen kurzer Inhalt war, das Stück ſey für jede Aufführung zu Koloſſal. (W[erner] hatte nehmlich ſchon früher den erſten Theil ... auf Andringen Ifflands, der die Zeit nicht erwarten konnte, nach B[erlin] zur Aufführung geſchickt.)"

Hoffmann hat Anfang 1821 im vierten Teile der 'Serapions-Brüder' mit ingrimmigem Humor (und in einer Ciceros würdigen Periode) Ifflands Verlegenheit bei Kenntnisnahme des Manuſkripts ausgemalt[2]):

> er hatte Vertrauen gefaßt, und nun denke man ihn ſich mit dem erhaltenen Manuſkript des 'Kreuzes an der Oſtſee' in der Hand! — Iffland, dem die Trauerſpiele Schillers (die ſich damals trotz alles Widerſtrebens hauptſächlich durch den großen Fleck Bahn gebrochen hatten) eigentlich in tiefſter Seele ein Gräuel waren, Iffland, der (durfte er es auch nicht wagen, mit ſeiner innerſten Meinung offen hervorzutreten, ohne befürchten zu müſſen, von jener ſcharfen Geißel, die er ſchon gefühlt, noch härter getroffen zu werden, doch) irgendwo drucken ließ, Trauerſpiele mit großen geſchichtlichen Akten und einer großen Perſonenzahl wären das Verderbniß der Theater (— des zu bedeutenden, ſchwer zu erſchwingenden Koſtenaufwandes wegen, ſezte er zwar hinzu, aber er dachte doch: „dixi et salvavi" —) Iffland, der gar zu gern ſeinen Geheimenräthen, ſeinen Sekretarien uſw. den nach ſeiner Art zugeſchnittenen tragiſchen Kothurn angezogen hätte — Iffland lieſt das 'Kreuz an der Oſtſee' in dem Sinn, daß es ein für die Berliner Bühne ausdrücklich geſchriebenes Trauerſpiel ſey, daß er in Szenen [sic] ſetzen, und in dem er ſelbſt nichts weniger ſpielen ſoll, als den Geiſt des von den heidniſchen Preußen erſchlagenen Biſchoffs Adalbert (der als Zitterſpielmann ſehr häufig über die Bühne zieht, mit vielen, zum Theil erbaulichen, zum Theil myſtiſchen Reden gar nicht karg iſt, und über deſſen Haupt, ſo oft der Name Chriſtus ausgeſprochen wird, eine helle Flamme auflodert und wieder verſchwindet) — das 'Kreuz an der Oſtſee', ein Stück, deſſen Romantik ſich nur zu oft ins Abenteuerliche, in geſchmackloſe Bizarrerie verirrt, deſſen ſzeniſche Einrichtung wirklich (wie es bei den gigantiſchen Schöpfungen Shakſpears oft nur den Schein hat) allen unbeſiegbaren Bedingniſſen der Bühnen-Darſtellungen ſpottet!
>
> Geradezu verwerfen, unartig abſprechen, alles für tolles verwirrtes Zeug erklären, wie man es ſonſt wohl den diis minorum gentium geboten, das durfte man nicht. — Ehren — loben — ja, bis an den Himmel erheben und dann mit tiefſter Betrübniß erklären, daß die ſchwachen Theaterbretter den Rieſenbau

[1]) Hippel 212 unten.

[2]) S. 243 Mitte bis 245 unten. Wir haben uns geſtattet, durch Anwendung von Parentheſen und Sperrungen den in ſeiner Art glänzenden Satz überſichtlicher zu machen.

nicht zu tragen vermöchten, darauf kam es an. — Der Brief, den Iffland dem Dichter ſchrieb und deſſen Struktur nach jener bekannten Widerſpruchs-Form der Italiener: „ben parlato, ma“ eingerichtet, ſoll ein claſſiſches Meiſterwerk der Theater-Diplomatik geweſen ſein. Nicht aus dem Inneren des Stücks heraus hatte der Direktor die Unmöglichkeit der Bühnen-Darſtellung demonſtriert, ſondern höflicherweiſe nur den Maſchiniſten angeklagt, deſſen Zauberei ſolch enge Schranken geſetzt wären, daß er nicht einmal Chriſtus-Flämmchen in der Luft aufleuchten laſſen könne u. ſ. w.

Nachdem auch dieſe Hoffnung geſcheitert, begann Hoffmann einen komiſchen Einakter ‘Die ungebetenen Gäſte oder Der Canonicus von Mailand’ (nach Alexandre Duval von Rohrmann) zu komponieren, in der ausgeſprochenen Abſicht, ihn „auf das Berliner Theater zu bringen“ [1]). Am 26. Juni des folgenden Jahres ſandte er die Partitur an den Berliner Schauſpieler Bethmann und bat dieſen und Werner (der inzwiſchen Warſchau verlaſſen hatte), das Stück Ifflanden zu empfehlen [2]). — Nachdem die Franzoſen im Dezember 1806 die preußiſchen Behörden in Warſchau aufgelöſt hatten, folgte Hoffmanns und Werners Freund Eduard Itzig dieſem im März 1807 nach Berlin. Er mußte ſchon im nächſten Monat, am 17. April, Hoffmann mitteilen, daß der ‘Canonicus’ abgelehnt ſei [3]).

Am 18. Juni traf auch Hoffmann in Berlin ein und erfuhr hier am 21. Juli von Julius von Voß die Gründe von Ifflands Ablehnung, die teils im Sujet des Textes, teils in einer zufälligen Konkurrenz mit dem beliebten Komponiſten Georg Abraham Schneider lagen [4]).

Hoffmann tröſtete ſich damals mit einer freilich ſchwachen Ausſicht: der Kapellmeiſter Bernhard Anſelm Weber ſchien ihm günſtig geſinnt zu ſein, und er hoffte durch deſſen Vermittlung eine im Frühjahr in Warſchau begonnene, aber offenbar noch nicht fertige Oper auf die Berliner Bühne zu bringen. Es handelte ſich um eine Bearbeitung von Calderóns ‘Schärpe und Blume’ nach Schlegels Überſetzung.

Inzwiſchen war Hoffmann durch Itzigs kluge Tante Sara Levy und durch deſſen Freund Uhden dringend geraten worden, ſich an Iffland direkt zu wenden. Hoffmann berichtet das Itzig und fügt hinzu [5]): „Uhden iſt nun wohl freylich der Mann, der viel bey I[ffland] für mich thun könte, indeſſen habe ich leider nichts vorräthig, und ich möchte faſt, daß mir I[ffland] ſelbſt aus dem reichen Vorrath etwas von kleinem Umfange (1 Akt) vorſchlüge um den Debut zu machen.“ Ähnlich heißt es ein andermal [6]): „möglich iſt es, daß ich etwas fürs hieſige Theater komponire, wiewohl unwahrſcheinlich“.

[1]) Hippel S. 210.
[2]) Briefwechſel S. 16–19.
[3]) Briefwechſel S. 25 oben.
[4]) Briefwechſel S. 36 f. Es handelt ſich um den Vater des ſpäteren bekannten Schauſpielers und Hofbeamten Louis Schneider.
[5]) Briefwechſel S. 33 unten.
[6]) Briefwechſel S. 35, Z. 16–18.

In der Tat iſt nichts daraus geworden, und auch 'Schärpe und Blume' kam nicht zur Aufführung. Hitzig faßt 1823 [1]) dieſe Bemühungen zuſammen mit den Worten:

> man gab ſich Mühe, eine Verbindung mit Iffland herbeizuführen, und Hoffmann erklärte ſich bereit, ſich von dieſem Aufgaben ſtellen zu laſſen, um ſeine Anlagen zur dramatiſch-muſikaliſchen Compoſition zu prüfen; es war nichts zu erreichen, obgleich Iffland's beſte Freunde ſich in der Sache thätig zeigten . . .

Wenn Hoffmann ſpäter, im Mai 1808, zwei mündliche Äußerungen Ifflands an Hippel weitergibt [2]), ſo iſt anzunehmen, daß er ſie nur vom Hörenſagen kannte. Er hat wohl Iffland überhaupt nicht kennen gelernt; auch zu Bernhard Anſelm Weber iſt er 1807/08 in kein näheres Verhältnis gekommen [3]).

3. Verkehr mit Hampe 1808/09.

Anfang Mai war Hoffmann als Muſikdirektor ans Bamberger Theater engagiert; er ſollte die Stellung am 1. September antreten. Aber ſchon unterm 9. Juni verzeichnet er [4]) „Zubereitungen zur Reiſe": er hatte beſchloſſen, die noch übrige freie Zeit bis Ende Auguſt in Glogau bei Freund Hampe zu verbringen, und ſeine Frau ſollte gleichfalls von Poſen aus dahin kommen. Da jedoch Mutter und Schweſtern ſie „förmlich zurückhielten", mußte er ſchon vorher Glogau verlaſſen, um ſie perſönlich in Poſen „los zu machen" und noch rechtzeitig in Bamberg einzutreffen [5]). Immerhin hat er etwa zehn Wochen in Glogau verlebt.

Hampe hatte ſich inzwiſchen zum Mittelpunkt des dortigen Muſiklebens gemacht. Schilling berichtet: „1807 errichtete er . . . ungeachtet aller Hinderniſſe, die ihm der damalige Kriegszuſtand in den Weg legte, ein ſtehendes Concert, in dem er öfters als fertiger und ſeelenvoller Clavierſpieler glänzte [6]) und für das er ſelbſt mehrere Inſtrumental- und Vocal-Werke ſetzte." 1808 brachte er, wie wir aus anderer Quelle erfahren [7]), Haydns Schöpfung zur Aufführung.

Hoffmanns zweiter Aufenthalt in Glogau, der gerade in die Mitte ſeiner von 1794—1822 reichenden Produktionszeit fällt, gehört zu den glücklichſten Epochen ſeines Lebens und auch zu den produktivſten — wenn man kleine Meiſterwerke ebenſoviel gelten läßt wie große Arbeiten.

Die erſte Oper in drei Akten hatte Hoffmann, wie wir geſehen haben, 1799 geſchaffen, die letzte komponierte er 1813/14; in Glogau kam er

[1]) Band 2, S. 1/2.
[2]) Hippel S. 231.
[3]) Hippel S. 226.
[4]) Tagebücher S. 33.
[5]) Hippel S. 235.
[6]) Wir erinnern an Hoffmanns ſehnſüchtigen Ausruf vom 3. Oktober 1803.
[7]) Wie oben das Jahr der Requiem-Aufführung aus Julius Blaſchkes Geſchichte der Stadt Glogau und des Glogauer Landes (Glogau, Hellmann, 1913), S. 426. Ich verdanke dieſem Werke auch den Hinweis auf die Schleſiſchen Provinzial-Blätter.

1808 zu so umfangreichen Schöpfungen nicht, aber hier wurden in den zehn Tagen vom 27. Juni bis zum 6. Juli fünf — schon in Berlin geplante[1]) — vierstimmige Hymnen vollendet, darunter als erster der Chor „Ave maris stella", als letztes das kleine Stück „O sanctissima"[2]). Hoffmann erwähnt beide Arbeiten noch 1819 im ersten Teil der Biographie Kreislers[3]), und die zuletzt genannte hat der beste Kenner von Hoffmanns Musik wiederholt auf das höchste gepriesen[4]).

Und was die Kunst der Erzählung betrifft, so hatte Hoffmann den ersten Roman in drei Bänden 1795 geschrieben, den letzten begann er 1819. In Glogau betätigte er sich 1808 auch in dieser Richtung mehr intensiv als extensiv (um die von ihm in den 'Briefen aus den Bergen' angewendete Antithese zu wiederholen): hier dürfte im Juli und August der 'Ritter Gluck' niedergeschrieben sein, den Grisebach mit Recht „als eins der Meisterwerke der Weltlitteratur" erklärt, eine Arbeit, die Hoffmann „kaum jemals übertroffen" habe[5]). In diesen mit höchster Sorgfalt aufgebauten[6]) und im einzelnen mit unerhörter Anschaulichkeit vorgeführten Dialogen mit einem älteren Berliner Musiker geht Hoffmann, wie man sich erinnert, scharf ins Gericht mit dem Berliner Opernbetrieb, für den freilich Weber mehr verantwortlich war als Iffland. —

In Bamberg wurde Hoffmann bekanntlich in seinen Erwartungen auf das schwerste enttäuscht. Er wird Hampe auf dem laufenden erhalten haben; einem Briefe — vielleicht zu Neujahr — hatte er die Ouvertüre seiner 'Lustigen Musikanten' beigelegt.

Am 14. März kam die Antwort: Hampe rühmte „ganz ungemein" die

[1]) Hippel S. 230. Den dort erwähnten Hymnus Salve Regina hat Hoffmann in der Reinschrift hinter die fünf in Glogau entstandenen gestellt.

[2]) Beide sind zum ersten und letzten Male gedruckt in der Musikbeilage zum Kreislerbuch (Leipzig, Insel-Verlag, 1903).

[3]) Ebenda, S. 124 und 296.

[4]) Ellinger schreibt 1894 in seiner Biographie Hoffmanns S. 66/67: „Die Komposition des Textes „O sanctissima" greift uns in diesem Chor trotz ihrer Kürze — sie umfaßt nur zweiundzwanzig Takte — noch heute durch das ruhige Dahingleiten der schlichten, aber sehr zarten Melodie unmittelbar ans Herz; und wenn in den letzten Takten die Bässe mit den Worten „Ora pro nobis" die Molltonart berühren, während die Oberstimmen wieder in die Durtonart zurückleiten, so ist es uns, als ob der tiefe Seufzer eines geängstigten und gepreßten Herzens sich in die kindliche Zuversicht eines gläubigen Gemütes auflöste." 1912 spricht Ellinger in der biographischen Einleitung seiner Hoffmann-Ausgabe auf S. XXXVI von diesen Hymnen Hoffmanns, „von denen der kleine Chor „O sanctissima" wohl überhaupt das Eindrucksvollste ist, was er auf musikalischem Gebiete geschaffen hat."

[5]) 1899 in der Einleitung zu seiner Hoffmann-Ausgabe S. XXXVIII f.

[6]) Der erste Teil spielt Ende Oktober 1807 im Tiergarten, der zweite Mitte Februar 1808 in der Stadt: jeder von beiden auf drei verschiedenen Schauplätzen. Die erste, zweite und sechste Szene des Ganzen zerfallen wieder in je drei Abschnitte. Wir verweisen auf den Abdruck in unserer 1914 zusammengestellten Gesamtausgabe von Hoffmanns Berlinischen Geschichten, die hoffentlich 1916 (in drei Bänden, bei Georg Müller in München) erscheint und den 'Ritter Gluck' an vierter Stelle bringt.

erhaltene Kompoſition[1]) und teilte mit, daß er ſelbſt mit der geſamten Kriegs- und Domänenkammer von Glogau nach Liegnitz verſetzt worden ſei[2]).

Hoffmanns Zukunft war damals bei der verzweifelten Lage des Bamberger Theaters völlig ungewiß. Er verhandelte, wie die Tagebücher zeigen, vom 21. März bis zum 5. April abwechſelnd mit den Theatern in Breslau und Würzburg und, wegen der Bamberger Stelle, mit dem Grafen Soden und dem Direktor Cuno. Am 5. April engagierte dieſer ihn neu als Regiſſeur der Oper; und am folgenden Tage berichtete er Hampen über dieſe Nöte nach Liegnitz[3]).

Dann ſcheint die Korreſpondenz eingeſchlafen zu ſein, wie es der mit Hippel bereits geſchehen war und der mit Hitzig im folgenden Monat paſſierte. Viel Angenehmes hatte Hoffmann in der Tat zunächſt nicht zu berichten, denn Cuno kündigte ihm am 17. April die Regie ſchon wieder auf. Und ſeine Mitarbeit an der Allgemeinen Muſikaliſchen Zeitung, die jetzt lebhaft einſetzte und die uns ex post wichtiger erſcheint als ſeine praktiſchen Muſikarbeiten, ſah er noch lange Zeit als Nebenbeſchäftigung an, die er am liebſten gar nicht erwähnte. —

4. Literariſcher Kampf gegen Iffland ſeit 1813.

Erſt die Beſprechung, die Hoffmann am Abend des 15. Februar 1813 mit dem angehenden Verlagsbuchhändler Carl Friedrich Kunz hatte, entſchied über die Produktion ſeiner letzten neun Lebensjahre. Hatte in den mittleren neun Jahren ſeiner Schaffenszeit (nämlich ſeit dem Eintreffen in Warſchau) die praktiſche und theoretiſche Beſchäftigung mit der Muſik unbeſtritten dominiert, ſo legte Hoffmann jetzt die Oper 'Undine', deren Kompoſition er nach langem Zaudern endlich hatte anfangen wollen, wieder beiſeite und begann ſtatt deſſen die 'Nachricht von den neueſten Schickſalen des Hundes Berganza' — tatſächlich ſeine erſte nichtmuſikaliſche Schrift ſeit dem Weggange aus Plock. Es iſt eine Kampfſchrift, an deren leidenſchaftlichen Angriffen ſachliche und perſönliche Gegnerſchaft in gleicher Weiſe und ununterſcheidbar beteiligt iſt; aller Groll entlädt ſich hier, der ſich ſeit Jahren in Hoffmanns Seele angehäuft hatte.

Unter den Angegriffenen befindet ſich auch Iffland. Gegen Schluß des Geſprächs[4]) (das am 29. März anſcheinend fertig zu Kunz gebracht und auf deſſen Wunſch dann in der erſten Hälfte des April gemildert worden iſt) entwickelt Berganza die Forderungen, die an einen Dramatiker, ſpeziell an einen Luſtſpieldichter zu ſtellen ſeien: er ſolle Typen auf die Bühne ſtellen,

[1]) Tagebücher S. 50.
[2]) Schilling a. a. O.
[3]) Tagebücher S. 53.
[4]) Fantaſieſtücke II (1814), S. 193 oben bis S. 200 oben, beſonders S. 195—198.

nicht die Porträts wirklicher Perſonen oder gar „aus einzelnen Zügen mehrerer Portraits zuſammengepinſelte Perſonagen . . . Kurz, der Schauſpieldichter muß nicht ſowohl die Menſchen als den Menſchen kennen". Berganzas Zuhörer erkennt hierin den Grund, „warum die Schau- und Luſtſpiele eines gewiſſen Dichters, der zugleich praktiſcher Schauſpieler iſt, momentan ſo hoch geachtet und ſo bald vergeſſen wurden; das gänzliche Vorübergehen ſeiner Periode hat ſeine Fittige dermaßen gelähmt, daß er ſie nicht mehr zum neuen Fluge zu ſchwingen vermag". Berganza beſtätigt das: „Er war [!] einer der Coryphäen jener langweiligen weinerlichen moraliſirenden Sekte, die mit ihrem Thränenwaſſer jeden emporblitzenden Funken der wahren Poeſie auszulöſchen ſtrebten". Der Zuhörer will ihm „eine gewiſſe lebensvolle Darſtellung nicht abſprechen" — „die aber mehrentheils in dem geſchraubten Dialog ſich ſelbſt wieder vernichtet", fügt Berganza eilig hinzu. —

Am 22. September 1814 ſtarb Iffland, am 25. fand die Beerdigung ſtatt. Einen Tag darauf kam Hoffmann — als hätte er nur darauf gewartet — nach Berlin zurück[1]), um es nun nie mehr dauernd zu verlaſſen. Am 28.[2]) ſchreibt er dem Verleger der Fantaſieſtücke[3]) nicht ohne Erleichterung: „Daß Iffland todt und begraben iſt, wiſſen Sie längſt; der Graf Brühl, ein herrlicher, wahrhaft nach unſerer Weiſe geſinnter Mann, wird Intendant des Theaters, und dieſem ſteht eine große Revolution bevor, an der ich Theil nehme, wenigſtens mittelbar." In der Tat brach nun, wie Brühls Vertrauter Teichmann ſchreiben konnte[4]), „eine Zeit an, die ſich den gefeierten Bühnenleitungen jener Tage bald an die Seite ſtellen durfte. Calderons Werke 'Der ſtandhafte Prinz', 'Das Leben ein Traum', 'Der Arzt ſeiner Ehre', Moretos 'Donna Diana' wurden zuerſt gegeben. . . . Der Kreis der Shakeſpeare'ſchen Dramen wird durch 'Heinrich IV.' (1. u. 2. Theil), 'König Johann', 'Richard', 'Was ihr wollt', 'Liſt und Liebe', 'Weiber von Windſor' u. ſ. w. erweitert. Arbeiten unſerer beſten Dichter, als Goethe, Z. Werner, H. v. Kleiſt . . . wurden auf das Freudigſte begrüßt. Den Reigen der muſikaliſchen Feſte eröffnete Mozarts 'Zauberflöte', Glucks 'Alceſte', 'Armida' und 'Iphigenia', Beethovens 'Fidelio', Hoffmanns 'Undine' . . . Mit einem Wort: kein dramatiſches Produkt von entſchiedenem Werthe, inſofern es nur irgend darſtellbar war, blieb dem

[1]) Tagebücher S. 265.

[2]) Siehe unſere Einleitung zum ſiebenten Stück der Berliniſchen Geſchichten.

[3]) Briefwechſel S. 221. Der intereſſante Brief, der erſte, den Hoffmann nach ſeiner „Heimkehr" nach Berlin geſchrieben, iſt 1913 von Friedrich Holtze im 'Berliner Kalender' auf 1914 vortrefflich erläutert und 1915 von Eberhard Meyer im fünfzigſten Heft der 'Schriften des Vereins für die Geſchichte Berlins' S. 449 f.) in Fakſimile mitgeteilt.

[4]) In ſeinen 'Hundert Jahren aus der Geſchichte des Königlichen Theaters in Berlin, 1740—1840'; in Dingelſtedts bereits zitiertem Druck von Teichmanns Nachlaß auf S. 109.

Publikum fremd". Brühl konnte, concedendis concessis, das ausführen, was Holbein und Hoffmann in Bamberg versucht hatten. —

Nach Ifflands Tode hat Hoffmann sich noch öfters öffentlich über ihn ausgesprochen. Wie er ihn 1821 als Theaterleiter bewertete, haben wir bereits gesehen. Einige Achtung zollt er ihm, wie billig, als Schauspieler; aber auch hier geht es nie ohne Einschränkung ab. Im Frühjahr 1817 spricht er in den 'Kunstverwandten', seinem vierten großen Dialog (nach dem 'Gluck', dem 'Berganza', 'Dichter und Componist') als „Der Braune" von den Mätzchen, durch die gewisse Schauspieler sich einen momentanen Beifall zu verschaffen wissen [1]): „Ach! erlag doch ein jüngst verstorbener Schauspieler, den die Welt, wenigstens in mancher Hinsicht, als wahrhaft großen Künstler anerkennen mußte, so oft jener Thorheit. Des augenblicklichen Beifalls, ja des lärmenden Klatschens halber opferte er ja oftmals Wahrheit und Haltung." Bei der vermehrten Buchausgabe des Gesprächs (unter dem Titel 'Seltsame Leiden eines Theater-Direktors') im Herbst 1818 ließ Hoffmann diese Stelle im wesentlichen stehen und nannte in der Fortsetzung — abermals als „Der Braune" — die (niedrig-komische) Art, wie Molières Geiziger „von einem nicht längst verstorbenen großen Schauspieler dargestellt wurde, eine der seltsamsten Verirrungen, die es wohl geben mag". Gern stellt er Iffland en Fleck gegenüber, den „ewig unvergeßlichen Heros unserer Bühne" (wie er ihn im Sommer 1820 im dritten Bande der 'Serapions-Brüder' nennt).

Ohne jeden Vorbehalt aber verdammt Hoffmann Ifflands Dramen. Die oben zitierte 'Berganza'-Stelle wurde bei der Überarbeitung der 'Fantasiestücke' im Sommer 1818 lediglich ins Praeteritum übersetzt (soweit nämlich das Präsens überhaupt angewandt war in diesem höhnischen Bericht über eine bei Lebzeiten verfallene Größe). Kurz darauf nennt Hoffmann in den schon zitierten 'Leiden eines Theater-Direktors' Ifflands 'Herbsttag' neben Kotzebues 'Menschenhaß und Reue' als Prototyp eines leeren Publikumstückes. Im Sommer 1820 verhöhnt er — in dem gleichfalls schon zitierten dritten Bande der 'Serapions-Brüder' — Ifflands 'Jäger' [2]): er habe das Stück in einer Bearbeitung als Erzählung gelesen, und dabei sei ihm erst „die wahrhafte poetische Schwärmerei, das tief gefühlte und großartig rührende" des Werkes aufgegangen. Im Juni 1821 endlich läßt er dem Helden der 'Geheimnisse' den freundschaftlichen Rat erteilen [3]), zur Beruhigung seiner Nerven von Kräutersuppe, gekochtem Rindfleisch und sauren Gurken zu leben und Lafontainische Romane, Ifflandsche Komödien und Verse von Damen zu lesen.

5. Letzte Beziehungen zu Hampe.

Blieb sich Hoffmann also treu im Haß gegen Iffland, so blieb er sich auch treu in der Zuneigung für Hampe.

Dieser versah in Liegnitz neben den Funktionen seines Finanzamtes die eines Musiklehrers an der Ritterakademie; „der Segen", heißt es, „den er durch gründlichen und leicht faßlichen, angenehmen und alle Zweige der Tonkunst umfassenden Unterricht als solcher stiftete, wird noch jetzt von

[1]) im 'Dramaturgischen Wochenblatt' vom 3. Mai.
[2]) S. 485.
[3]) Berlinischer Taschen-Kalender auf das Gemein-Jahr 1822, S. 65.

vielen seiner ehemaligen Zöglinge, die er empfänglich zu machen wußte für alles wahrhaft Schöne und Gute in der Kunst, dankbar empfunden und anerkannt. Für ihn hatte diese Förderung noch den wesentlichen Vortheil, daß er dadurch auch eine äußere Anregung erhielt, die Werke eines Sulzer, Vogler, Albrechtsberger u. A. sorgfältig zu studiren, die in seinem mündlichen Vortrage dann noch manche schätzenswerthe Zusätze und Verbesserungen erhielten". In dieser Zeit schrieb er wohl auch sein musikpädagogisches Hauptwerk, die 'Beiträge zu einer Methodologie für den Musik-Unterricht, insbesondere zur Erlernung des Clavierspiels', die leider ebensowenig gedruckt sind wie seine sonstigen Aufsätze und Kompositionen.

Als im Jahre 1816 eine besondere Verwaltungsbehörde für Oberschlesien mit dem Sitze in Oppeln errichtet wurde, kamen unter anderen Hampe und der bisherige Bürgermeister von Landeshut in Schlesien, der Erzähler und Shakespeare-Übersetzer J. W. Otto Benda, als Räte an die neue Regierung. In Oppeln komponierte Hampe noch im selben Jahre eine Oper 'Die Rückkehr' (Text von Dönch) und einen 'Festgesang', der bei der Durchreise des Kronprinzen aufgeführt wurde.

Anfang Juli 1819 sandte er Hoffmann einen Gruß nach Berlin.

Hoffmann, der kurz vor dem Antritt der einzigen größeren Ferienreise stand, die er sich als Kammergerichtsrat gestattet hat, schickte sogleich, am 5 Juli, „mit der reitenden Post" folgende Antwort[1]):

Sie mögen sich wohl vorstellen, mein geliebtester Freund, welche innige Freude es mir machte, nach Jahre langem Schweigen endlich einmal wieder etwas von Ihnen zu hören! — Wie vieles habe ich Ihnen zu sagen von meinem wirren Leben in den Jahren bis 1813, das sich endlich in ein ruhiges und ich kann wohl sagen zufriedenes aufgelöst hat! — Wie gern möcht' ich Ihnen praktisch zeigen, wie ich in der Kunst stehe! — Doch wie weitläuftig und mager ist das Schreiben, viel besser wir sehen und sprechen uns Aug' zu Auge von Mund zu Mund und da will ich Ihnen nur gleich lieber 40 Meilen entgegenkommen, als hier mich abquälen mit verblaßten Bildern, wie ich sie Ihnen doch nur mit einem schnöden Gänsekiel aufstellen könnte! —

Ich treffe zwischen dem 15 u 20 Julius bestimmt in Warmbrunn ein, und nichts in der Welt darf Sie abhalten wenigstens auf einige Tage hinzu-

[1]) Der Brief befand sich 1906 im Besitze des Herrn Karl Friedrich (damals Buchhalter an der Regierungs-Hauptkasse zu Posen) und wurde mir am 13. Oktober jenes Jahres von dem (inzwischen in Bamberg als Geheimer Sanitätsrat verstorbenen) Dr. med. Karl Schönke gütigst in Abschrift mitgeteilt — leider einige Monate zu spät für die Aufnahme in 'Hoffmanns Briefwechsel'. Bis dahin war mir Hampes Name nur in den beiden Tagebuchstellen vom 1. und 10. Januar 1904 vorgekommen, und ich hatte (Briefwechsel S. 10) den Mann für einen Musikverleger gehalten wie Schott, dem Hoffmann am 5 Januar seine Sonate schickt; Schönkes Mitteilung veranlaßte mich erst, mich aus der Musikliteratur über Hampe zu informieren. Um so mehr bedaure ich, dem liebenswürdigen Helfer diese Studie über Hoffmann und Hampe nicht mehr vorlegen zu können.

kommen. In W[armbrunn] bleibe ich wohl bis zum 15ᵗ August und gehe dann noch auf 4 Wochen nach Flinsberg und von da vielleicht nach Prag.

Nun Freund rütteln Sie Sich auf, eilen Sie den wiederzusehen, der Sie nie aus Sinn und Herz gelassen hat, der Ihnen ganz und gar treu geblieben ist mit voller Seele! Machen Sie meine Hoffnung nicht zu Schanden! Ihrethalben habe ich die Reise nach Schlesien der Reise nach dem Rhein vorgezogen.

Der

Berlin — Ihrigste

D. 5 Julius 19 — Hoffmann

Ob aus dem von Hoffmann so ersehnten Wiedersehn in Warmbrunn etwas geworden ist, können wir leider noch nicht sagen. —

Hampe versuchte, „und zwar auf besonderes Verlangen des Königlichen Ministeriums", auch in Oppeln für die Tonkunst zu wirken, brachte aber nur einige „Gesellschaften zur Unterredung über musicalische Gegenstände" und einige Konzerte zustande — Ergebnisse, die ihm selbst nicht genügten, „deren wohlthätiger Einfluß auf die dortige Musikcultur indeß auch noch jetzt nicht verkannt werden kann". Schillings Mitarbeiter, dem wir diese Angaben verdanken, vermeidet es diskret, die „mancherlei Gründe und Hindernisse" näher zu bezeichnen, die Hampes Wirksamkeit in Oppeln entgegenstanden; er sagt nur: „Eins der mächtigsten unter diesen war seine eigene körperliche Kränklichkeit, die zuletzt in eine heftige Hals-Entzündung ausartete, an der er schon am 9. Juni 1823 starb." Im Juni des vorhergehenden Jahres war ihm Hoffmann vorangegangen.

Im folgenden Jahre, 1824, erhielt Hippel die Leitung der Regierung zu Oppeln. Beim Wegzuge aus Marienwerder fand er noch eine Anzahl Hoffmannscher Briefe, die er vorher Hitzig für dessen Biographie des Freundes nicht hatte mitteilen können, und noch vor Ablauf des Jahres sandte er aus Oppeln vierzehn davon in Abschrift an den Biographen; in dem Begleitbriefe klagt er: „Hier giebt es nur zwey geistreiche Menschen: Benda, den Übersetzer Shakespeares, und v. Heyden" [den Dramatiker und Novellisten Friedrich August v. H. a. d. H. Nerfken]. Unsere Kenntnis von Hoffmanns Leben und Arbeiten in den Jahren 1796 bis 1809 würde in einer gar nicht zu ermessenden Weise vertieft und erweitert sein, wenn der neue Präsident den Regierungsrat Hampe noch in Oppeln vorgefunden hätte; denn sicherlich hätte er ihn veranlaßt, seinerseits Erinnerungen an den gemeinsamen Jugendfreund aufzuzeichnen oder doch wenigstens dessen Briefe mitzuteilen. So aber müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß bis auf den kurzen Brief von 1819 alles vernichtet ist, was uns von der Freundschaft der beiden Männer unmittelbar hätte Kunde geben können.

Carl Bertuchs Tagebuch vom Wiener Kongreß.

Mitgeteilt
von
Hermann Freiherrn von Egloffſtein.

(Schluß.)

Donnerstag 16. Febr.

Caſtlereagh geſtern weg. Die Angelegenheit wegen Preußen und Sachſen iſt nun definitiv entſchieden. Nun wird es an die deutſchen Angelegenheiten kommen ... Mittags zur Dillon. Der Großfürſtin Geburtstag, die aber Niemanden annahm. Wir eſſen bey der Miß. Die Großfürſtin großes Hofdiner ... Den Abend Leopoldſtädter Theater. — Werthers Leiden, eine locale Poſſe ... Nachher ſoupirt in der Burg. Der Kaiſer Alexander, Palatinus, Kaiſerin, Catharina, Herzogin (!)[1] bei der Maria geſpeiſet.

Freitag 17. Febr.

Des Morgens zur Großfürſtin, wo aber Raſumowsky iſt ...

Um 11 Uhr zum Kronprinzen von Baiern[2], der mich recht artig empfängt. Spreche mit ihm über deutſche Kunſt ... Sein Äußeres unfreundlich, wozu die ſchwere Sprache, ſo wie die Harthörigkeit, eine Vernachläſſigung des Anzugs und der Haltung kömmt. Sein Streben für deutſche Kunſt ſehr löblich. — Bleibe eine halbe Stunde bey ihm. — Er will mir eine Empfehlung nach München mitgeben. —

Von da zu Lamberg, der, weil es trüb iſt, mir heute ſeine Gemälde nicht zeigt. Wir ſprechen über die hieſigen Kunſtſammlungen, wo er eine Charakteriſtik von Eſterhazy und Liechtenſtein giebt. Von da zu Stegmann, wo ich die Grenztheilung von Sachſen erhalte und ſchnell copire. Abends 8 Uhr zum Staatsrath Ott ... Munterer, angenehmer Zirkel.

Sonnabend 18. Febr.

Des Morgens zum Herzog, um die Charte zu zeigen von Sachſen. Er hat noch keine Grenzbeſtimmungen erhalten, deswegen ihm die meinige noch neu. — Dieſe Abtheilung iſt nun als endlich und beſtimmt anzuſehen. In Hinſicht des Flächen Inhalts hat Preußen die größere Hälfte, in Hinſicht der Population die geringere. Dieſe größere Population iſt kein Glück für Sachſen, da ſie von den Fabrikſtädten herrührt, die bey beſchränktem Abſatz leiden müſſen. In Hinſicht der Revenuen iſt es wie $^3/_5$ (Preußen) zu $^2/_5$ (Überreſt von Sachſen). — Oſtfriesland erhält Hannover und tritt Lauenburg an Dänemark und dieſes Schwediſch-Pommern an Preußen ab. —

[1]) Soll wohl Herzog (Carl Auguſt) heißen.
[2]) Später König Ludwig I.

Erfurt mit seinem Weichbild wird Preußisch bleiben und wir andere Entschädigungen erhalten.

Nachmittag zu Staatsrath Hoffmann, der mir die Materialien zusagt. — Dann zu Stegmann. Abends zu Hause.

Sonntag 19. Febr.

11 Uhr zum Herzog, bringe ihm die eine Charte hin. Er geht morgen nach Ofen und Pesth mit dem Palatinus. — 12 Uhr zu Spohr in seinem Concert im kleinen Redouten Saal à 5 fl. Nicht sehr voll ... Die Wanderung nach Hernals ... war am heutigen Tage sehr stark. Die Promenade gegen Abend auf dem Glacis herein ist ganz hübsch ... Hübscher Blick auf Wien.

Montag 20. Febr.

... Der Herzog heute fort nach Ungarn mit dem Palatinus...

Dienstag 21. Febr.

Des Morgens 9 Uhr zur Großfürstin beschieden, da sie früher zum Geburtstag nicht annahm. Sehr huldvoll, sprach über neuere Zeit, daß man nur seiner inneren Stimme folgen müße.

Congreß: Unsere Angelegenheiten noch weit nicht ausgeglichen, hängen von Oesterreich und Baiern ab. — Holland wird Königreich werden. Über die Abreise des Souverains und ihrer Minister ist noch gar nichts bestimmt.

Mittags bey Hauer, Wechsel Sensal und Freund der Kunst, Mitglied der Akademie der Künste.

Es sind 3 Classen hier:

Der hohe Adel hat wenig Sinn für deutsche Cultur, Wissenschaft und Kunst. Macht eine strenge Kaste, die sich zwischen Regent und Volk schiebt. Die Jugend nichts wie Pferde, Mädchen, Spiel, Roués flacher Art, halbe Centauren.

Die Classe der Staatsbeamten schließt eigentlich die Literatoren ein, allein

a) Sie können nicht von Literatur allein leben und sich daher (nicht vom) Dienst trennen;
b) Im Dienst dürfen sie nichts oder wenig Literarisches herausgeben, indem sonst gleich das Mistrauen ihrer Vorgesetzten rege gemacht wird, daß sie ihren Dienst vernachlässigen. —
c) Die Classe der Kaufleute haben keine eigentliche Cultur und schaffen sich nur Manches an, u. sammeln Menschen um sich herum, um damit zu prunken. — So wird durch falsche Ansichten die eigentlich gute und allgemeine Cultur gehemmt.

Wegen des jetzigen Coursſteigens bis 330 gab er zwei Ursachen an

a) Das Gerücht in Galizien, daß Pohlen in seiner alten Form als Königreich wieder hergestellt werden würde, weswegen alle Güterbesitzer ihre Papiere schnell suchten los zu werden und schnell so viel Papier aus Galizien nach Wien strömte.
b) Das Mistrauen gegen glücklichen Ausgang des Congresses.

Abends 5 Uhr zu Sidney Smith im Gundelhof. Bringen ihm das Journal de Francfort mit den Ansichten über Würtemberg. — Wollte eben ausgehen. — In Chenille (grünlich) runden Hut, aufwärts streubiges Haar, sehr scharfe Physiognomie. — Wir sprachen über sein Project; er hofft, da man sich der schwarzen Sclaven angenommen, daß auch nun die Reihe an die Christen Sclaven kommen werde, da auch Consalvi gegen die Barbaresken sprach. — Er giebt mir das Circular an die Consuls, schreibt mir ein Blatt in mein Stammbuch, giebt mir einen Abdruck seines merkwürdigen Wappens und zeigt das Ordenskreuz, welches Richard Löwenherz trug, und welches die Mönche an Sidney Smith zum Present machten. — Er hat ganz die Characteristik eines braven Seemanns, emportirt, einseitig, aber immer von großen Ideen durchdrungen — inspirirt. Ein sehr offener loyaler Mann, den ich lieb gewinne.

Abends in die Academie um 6 Uhr ... Fischer, Lampi[1]) da.

Kaunitz, der in der Staatskanzlei als Staatscanzler von Oesterreich wohnte, war wahrer Freund und Protektor der Künstler, ließ Fischer und andere des Morgens beim Frühstück, den einzig ruhigen Stunden, kommen, um sich mit ihnen zu unterhalten. — So putzte Fischer auch seine alten Marmor Köpfe, die der Sohn für ein Pappenstyl weggab.

Anecdote. Der Haushofmeister fragte ihn, warum er den Schwätzer Casanova immer so bei Tafel habe. — „Das versteht er nicht: ich muß immer viele Leute sehen und würde von ihnen tot gefragt werden, um Staatsneuigkeit etc. Alle wollen etwas aus meinem Hause mit wegnehmen. Nun so liegt (!) ihnen Casanova was vor, und alle glauben, daß sie etwas wichtiges erhalten und im Kopf mit wegnehmen." Wie wahr diese ministerielle Taktik. —

Mittwoch 22. Febr.

Des Morgens zu Skall[2]), sehe die Wagen und Schlitten an und notire mir das Nöthige[3]). — Dann ... in den großen Redoutensaal, wo alles zum Theater am heutigen Abend vorbereitet ist. An der Wien hat das befreite Jerusalem die Direction an 25000 fl. gekostet. — Abends im Leopoldstädter Theater, wo man den Leopoldstag gab, ein locales gutes Lustspiel, welches mit großer Wahrheit gespielt wird ...

Donnerstag 23. Febr.

... Des Morgens 11 Uhr zu Streicher, Ungargasse ... gefahren, der von 11 bis gegen 2 Uhr ein treffliches Concert nach Einladung durch Billets (ohne Entrée) giebt in einem schönen Saal, durch Büsten erlauchter Musikfreunde und großer Musiker geziert.

[1]) Joh. Ritter v. L., einer der berühmtesten Porträtmaler der Zeit.
[2]) Joh. Bapt. Skall, Kanzleidirektor des k. k. Oberst-Stallmeisteramtes.
[3]) Wohl für eine Beschreibung im Journal des Luxus und der Moden.

Zuerſt ein Doppel Concert auf 2 Pianofortes von Streicher und dem Fräulein Hehn ausgeführt. Vom Prinz Louis [1]) von Preußen, voller Paſſion.

Gräfin Appony geb: Nogarella ſingt eine italieniſche Arie mit großem Geſchmack und innigem Gefühl —

Ein junger Flötenſpieler. — Fr. v. Mejean, geb: Baronin Spielmann, Variationen auf dem Flügel mit großer Virtuoſität — Fräulein Gobeau etwas zitternd eine Arie zu reich verziert.

Die Geſellſchaft ausgewählt. Großfürſtin Maria, Graf Bückeburg, Lord Cathcart [2]) und andere da. — ...

Bei Geiger gegeſſen, von da zu Gersdorff, der allein iſt. Gebe ihm Aufſatz über Sachſen.

Congreß: Der Oeſterreichiſche Beobachter von heute und geſtern hat die erſten Reſultate des Congreſſes wegen Sachſen, ſo wie wegen der übrigen Preußiſchen Beſitzungen gegeben. Die Arrangements wegen Oeſterreich und Baiern ſcheinen dem Abſchluß nahe, da ſie Metternich, wie er geäußert, dieſer Tage vor die große Conferenz bringen will. Alle Territorial Verhältniſſe werden erſt vor dem Europäiſchen Congreß ins Reine gebracht, dann geht es an die deutſche Conſtitution. Über jeden Deliberationspunct wird ein Concluſum gefaßt, das die reſpectiven Plenipotentiäre unterzeichnen ...

Den Preußiſchen (Humboldſchen) Entwurf zu einer Verfaſſung Deutſchlands hat Preußen vor 8 Tagen mit freundlicher Note zum Gutachten an Oeſterreich mitgetheilt. In dieſem Entwurf ſteht, „daß man feſtſetze, daß das Eigenthum überhaupt, und auch das literariſche gegen Nachdruck geſchützt werden ſolle." — Es ſolle darüber ein eigenes organiſches Geſetz ausgearbeitet werden, bis dahin aber verordnet werden, daß jedes in einem Staat des Bundes mit Erlaubnis gedruckte Werk im ganzen Staatenbunde mit geſchützt bleibe. — Da nun dieſes, wie zu erwarten iſt, von Oeſterreich angenommen werden wird, ſo iſt Oeſterreich wenigſtens für ſeine deutſchen Staaten mit darinne begriffen, und die Patrons (d. h. die Nachdrucker) werden wenigſtens aus Wien heraus maneuvrirt ...

Sonnabend 25. Febr.

Ich ſchreibe an Hardenberg Dank des (geographiſchen) Inſtituts und weitere Bitte um Grenzbeſtimmungen. Bitte um weiteren Schutz wegen des Nachdrucks ... Spaziergang längs der Donau in der Leopoldſtadt bis zur Franzensbrücke ... Zu General Wolzogen, wo ich das neue Reich des Niederrheins mit Holland ſehe — Mittags in der Burg bey Miß Dillon. —

Sonntag 26. Febr.

... Des Morgens 10 Uhr zu Bauer in das Liechtenſtein Palais, Noſſau, wo ich wegen der Fragen des Herzogs Erkundigungen einziehe, die mir

[1]) Prinz Louis Ferdinand v. Pr., gefallen im Gefecht bei Saalfeld am 10. Okt. 1806.
[2]) Engliſcher Kongreßbevollmächtigter.

Bauer[1]) auch giebt ... Durch die Vorstadt weiter ... zu Frau v. Pichler, der ich 20 fl. für ihr Manuscript brachte. Mit ihr über Werner gesprochen, der noch immer den Congreßprediger macht, bey der Kaiserin und der Marie Luise seine Kunigunde[2]) vorgelesen hat.

Herein auf die Bastei über das Glacis; auf der Bastei so voll, daß der Strom sich nur schrittweise bewegen konnte. Die Damen schwitzten unter der Last ihrer Pelze, viele in Shawls, weiße Atlashüte mit Blumen, und große Schleifen, die Köpfe von mittlerer Höhe, viele mit Federn, auch schwarz und gelbe Strohhüte an der Tagesordnung. — Die Englischen Damenmoden wollen durchaus nicht Platz greifen. — Die Zuschauer bildeten eine Art von Gaße. — Bey Geiger gegeßen mit Reichenbach, Conradi, Pinkert. Mit ihnen ½3 Uhr durch die Alßervorstadt nach Herrnals gegangen, von der Herrnalser Linie nicht weit entfernt, eigentlich nur ein großes Dorf, welches aber seiner freundlichen eleganten Häuser (wegen) für ein Städtchen gelten könnte, von ohngefähr 150 Häusern, worunter mehrere Fabriken: Den Namen vom Alßer oder Als-Bach, die den Ort durchfließt. Die Tempelherrn waren im Mittelalter Besitzer davon, sie hießen Herren an der Als, woher ... der Nahme Herrnals ... Noch jetzt wallfahrtet das Wiener Volk in der Fasten dahin zum heiligen Grab und zum Calvarienberg, den im Jahr 1714 zwei Bürger von Wien mit einem Aufwand von 82000 Gulden haben errichten laßen ... Zahllose Menschen bedeckten die Wege dahin, ein kleiner Markt war mit verbunden, wo man den Kindern Männerchen mit Schiebstecken kaufte. Das Volk ist munter und jubelt — und gackelt bis am Abend ... Der Abend herrlich. Ich gieng in den Fidelio, und schlief zuletzt ermüdet von der warmen Frühlingsluft.

Montag 27. Febr.

Des Morgens zu General Grollman. Großer starker kräftiger Mann. Ist wie die Militärs nicht dafür, daß man den Niederrheinischen Provinzen eignen Nahmen gebe. Meint, daß manche Landstädte — Coblenz, Trier, Achen vom schlechtesten Geiste beseelt wären. — Wegen Beamten auch schwierig die Besetzung, wegen der dortigen Verdorbenheit.

Heute reiste (Herzog) Albert nach Brünn, den König von Sachsen zu complimentiren, der heut oder morgen mit 70 Personen eintreffen soll ... Heute Fouriere von Hof nach Presburg, um dort Aufenthalt für den König zu bereiten ... Wegen Salzburg noch nichts entschieden, doch wahrscheinlich, daß man Baden zum Theil über den Rhein schiebt und so Baiern entschädigt. Die deutschen Angelegenheiten deswegen noch nicht en train. —

Mittags 12 Uhr zu Lamberg, der mir flüchtig seine Bilder zeigt ... Heute und morgen wird die Trauerandacht für S. Maj. Kaiser Leopold II.

[1]) Direktor der Liechtenstein-Galerie.
[2]) Vgl. Fournier, Geheimpolizei, S. 385.

abgehalten. Die Höchſten Herrſchaften erſchienen dabei incognito, durchaus in Trauer. Die Hofſchauſpielhäuſer bleiben heute, wegen dieſer Trauerandacht, verſchloſſen. —

Des Erzherzogs Palatinus Kaiſerliche Hoheit waren am 21. d. M., ſagt die heutige Hofzeitung, von Wien kommend, in Ofen eingetroffen. An demſelben Tage kam der regierende Herzog von Sachſen-Weimar daſelbſt zum Beſuche an. S. Kaiſerl. Hoheit wollten mit Ihrem hohen Gaſte nur einige Tage in Ofen verweilen, dann aber nach Wien zurückkehren [1]).

Der Herzog Albert geſtern mit Adjutanten nach Brünn, heute Prinz Anton. Der König wird Donnerstag Morgen eintreffen, er wird mit 100 Kanonenſchüßen und allen Königlichen Ehren empfangen. — Er geht nach Presburg . . .

Vom 28. Febr. bis Freitag den 3. Maerz krank. Den 3. Maerz geht Absceß auf, und ich befinde mich ſchnell beſſer. Verſäume Mehreres.

Freitag 3. Maerz.

Ich kann wieder ausgehen. Zum Herzog den ich nicht finde. Von da Antiken Cabinet, wo er iſt, mit Steinbüchel. Gehen die verſchiedenen geſchnittenen Steine durch, die Pachelik auch in Abgüſſen macht. — Mit dem Herzog und Edling auf die Terraſſe über dem Auguſtinergang, wo der Kaiſer ſeine Glashäuſer hat, wo ſeine Plantes grasses blühen. Papageyen, rothe Rebhühner da. Der ſchöne panaſchirte Kohl. — Alles trefflich erhalten. Um ½2 Uhr Baſtei. Mittag bey Dr. Bach mit Mutzenbecher gegeſſen [2]).

Abends . . . Benefiz Vorſtellung von Sartori à 7 fl. Das Haus der (guten) Laune von Bäuerle, ein gewöhnliches triviales Stück, wo jedoch Ignaz Schuſter als Hausmeiſter Daſi (langſam) eine neue gute Rolle hatte . . . Nach dem Stück war ein Piquenik bey Sartori [3]), wo ich neben Ignaz Schuſter ſaß . . .

Sonnabend 4. Maerz.

Heute Morgen um 9 Uhr kömt der König von Sachſen, der am Tabor umſpannt, hier durch, über Raſumowsky-Brücke nach Presburg . . . Mittags bey Herzog Albert, Ihm gedankt für ſeine Abhandlung über die Kupferſtecher. Ich ſehe das herrliche Werk: Pinus von Lambert an. — Mittags bey der Dillon. — Um 3 Uhr geht die Pirutſchade fort . . . Der Großherzog von Baden [4]) nicht dabei. Man ſagt, er ſey krank geworden, da man ihn nöthigen wolle, wegen Ausgleichung von Baiern über den Rhein zu wandern.

[1]) Vgl. Carl Auguſt auf dem Wiener Kongreß, S. 77.
[2]) Dem oldenburgiſchen Kongreßbevollmächtigten.
[3]) Vertrauensmann des päpſtlichen Nuntius Severoli.
[4]) Carl Gr. v. B.

Sonntag 5. Maerz.

Die Witterung ganz vortrefflich. Ich fahre 7 Uhr mit Bach und Völkel nach Baden: in 2½ Stunden mit Fiaker à 25 fl. . . . Wanderung nach dem Helenenthal . . . 7 Uhr hier.

Montag 6. Maerz.

Zum Herzog citirt. Er geht Donnerstag nach Steyermark, kömmt aber hieher zurück. Die Angelegenheit Oeſterreich u. Baiern noch nicht im Klaren, weswegen alles Übrige nicht fortrückt. Gegen Stein waren geſtern von neuem ſtarke Ausfälle in der allgemeinen Zeitung. Sein allgemeiner Einfluß ſinkt immer mehr, er hat nur eine kleine Partei für ſich, ſchlägt ſich wie ein Fechter à la muraille . . .

Dienstag 7. Maerz.

. . . Um 2 Uhr zu Sidney Smith, der um dieſe Zeit aufſteht. Mit einem Mechaniker beſchäftigt. — Sein Zug von Sicilien nach Gaeta 1806 und wo er die ganze Küſte von Kanonen degarnirte. Die erſte Nachricht von Bonapartes Entwiſchung hörte ich hier. Abends bey der Pichler die Details . . . Oeſterreich läßt gleich mehr Truppen nach Italien marſchiren. Die Nachricht macht große Senſation, heute bey den Abendshofvorſtellungen. Wellington und Talleyrand ruhig. Der Curs ſteigt auf 280.

Mittwoch 8. Maerz.

Abſchied vom Herzog. Napoleons Entweichung iſt ganz richtig, ſie kann Folgen haben . . . Wahrſcheinlich geht er zu Grunde. — Der König von Sachſen verweigert die Annahme des Stücks von Sachſen . . . 12 Uhr zu Rath Remy. Er iſt Baudirector. Zeigt mir ſeinen im Jahr 1811 verfertigten Plan zur Verſchönerung der Burg . . . nach der Baſtei . . .

Donnerstag 9. Maerz.

Der Herzog des Morgens 9 Uhr nach Steyermark . . . Ich zu Hammer . . . Zu Tiſch (bei) Geiger. — Grimm da. Er hatte Sammlung ſpaniſcher Romanzen ſo eben herausgegeben.

Napoleons Entweichung iſt das Tagesgeſpräch. Er ſetzt den ganzen Congreß in Bewegung, drückt den Cours, läßt Truppen marſchiren, veranlaßt Conferenzen etc.

Freitag 10. Maerz.

Des Morgens 8 Uhr zu General Wollzogen, wo ich einige Details über die neueſten geograph. Eintheilungen erhalte. Die Territorial Verhältniſſe zwiſchen Oeſterreich und Baiern ſind noch nicht im Reinen. Preußen wünſcht von Heſſen die Grafſchaft Schaumburg. Das Herzogthum Luxemburg, obgleich dem Königreiche der Niederlande bleibend, ſoll zu Deutſchland kommen. —

Wellington, Metternich und Talleyrand ſind ſeit Mittwoch Abend in Presburg und noch nicht zurück. — Der König von Sachſen ſoll ſich fortdauernd weigern, den Überreſt von Sachſen anzunehmen.

Des Morgens 10 Uhr mit Lamberg in das Belvedere gefahren, wo ich mit ihm die ganze Gemäldeſammlung durchgehe ... Abends kommen Couriere aus Mailand. (Details über Napoleons Entweichung.) Alle Kräfte ſind in Bewegung, und alles geſpannt.

Sonnabend 11. Maerz.

Die Nachricht wegen Napoleon breitet ſich gewaltig aus. — Um 12 Uhr zum Hofbaumeiſter Amann ... Schauflergaſſe. Sehe ſein Project zur Ausbauung der Burg. Bei der Seite der Stadt hat er den alten Plan des Erwin von Steinbach (!)[1]) beibehalten ... ſehr durchdacht, grandios und eigenthümlich ... (Sonſtige Bauten von Fiſcher von Erlach.) Amann auch Erbauer des Theaters in Peſth.

Sonntag 12. Maerz.

(Nachricht über Napoleon im heutigen „Beobachter".) Die Vernünftigen hier ſehen Napoleons Spiel als für verloren an. Wahrſcheinlich iſt er durch falſche Nachrichten oder durch ſeinen alten Dünkel betrogen worden. Talleyrand ſagte ganz trocken:

Il faut le prendre.
Il faut le pendre.

Paris ſoll ganz ruhig ſein, Murat ſei auch gegen Napoleon, ebenſo die 3 Monarchen mit allen Maßregeln gegen ihn einverſtanden ... Wellington, Metternich und Talleyrand kamen geſtern von Presburg zurück. Der König von Sachſen ſoll noch ... die Annahme verweigern. — Zum Geh. Cabinetsrath Martens, ihm ſein Gutachten zurück (gegeben). In den deutſchen Angelegenheiten noch nichts geſchehen, alſo auch für uns nichts. Er findet auch würtembergiſche Verordnung einſeitig. — Zum Cammer Kupferſtecher Fiſcher. Ihm meine Capelle gegeben[2]). Fiſcher will nächſtens den St. Stephan bearbeiten. Von Fiſcher zu Salieri in der Spiegelgaſſe. Freundlicher würdiger Greis. Dirigirt die Hof Capelle ...

Um 11 Uhr mit Rengger zu Streicher ... Das Concert ſehr voll ... Um 4 Uhr fort im Prater. Die Barutſchfahrt wegen Kälte verſchoben. Viele Geſellſchaft da, die eben durch die Jägerzeile zurückkehrte.

Montag 13. Maerz.

Des Mittags 2 Uhr mit Wohlfarth[3]) nach Hernals, um das Landhaus des Grafen Palffy zuſehen, welches Moreau decorirt hat. Recht geſchmack-

[1]) Soll natürlich Fiſcher von Erlach heißen.

[2]) Seinen Entwurf für „die Kapelle der Eintracht auf dem Schlachtfelde von Leipzig". (Wien und Weimar 1814.)

[3]) Konditor am Michaelerplatz.

voll. Rechts ein großer heiterer Speiſe und Tanzſaal, Reihe von Zimmern, recherchirt decorirt. Auf der andern Seite ein artiges kleines Gewächshaus. Ehe man hineintritt, in dem Vorcabinet eine Venus von Marmor, von Piſani in Rom brav gearbeitet. Vor dem Hauſe ein freundlicher Vorplatz. Heute alles zu einem Diner vorbereitet, welches Palffy dem Kaiſer von Rußland etc. 30 Perſonen zuſammen gab (!) —

Wellington, Metternich und Talleyrand waren am Sonnabend von Presburg vom König von Sachſen . . . unverrichtet zurückgekommen. Der König hatte ſie kalt empfangen und ihnen Vorwürfe über die Theilung von Sachſen gemacht. Durch ſchriftliche Note verlangte er, daß man einen Bevollmächtigten Miniſter hier annehmen ſolle, um die ſächſiſche Angelegenheit von neuem zu beginnen. Dies wurde abgeſchlagen. Mündlich erklärte der König hierauf den Miniſtern, daß er unter ſolchen Bedingungen es nicht annehmen könne, worauf ſie abreiſten. So iſt es nun geblieben und der Congreß wird weiter darüber verfügen.

Dienstag 14. Maerz.

Des Morgens zum Legationsrath Bougené wegen Badens Nachdruck, wo er die Landrechte vorſchützte . . . Des Mittags 1 Uhr zum Concert von Fürſtenau im kleinen Redouten Saale. Einer der vortrefflichſten Flötenſpieler, die ich je gehört, nämlich der Sohn; Schönheit des Tons, Vortrag, Fertigkeit . . . Abends mit Völkel Burgtheater. Claurens Brauttanz. Der Anfang gut, Charakter gut gezeichnet, trefflich geſpielt. — Im 4. Act wurde es ſo matt, daß das Publikum unruhig wurde und zu pochen anfing. Der König (!) fort. — Doch hielt es ſich bis zum Ende, welches durch den Schluß ſeine matte Pointe erhielt . . .

Mittwoch 15. Maerz.

Des Morgens erſchien die . . . Proclamation, wodurch Napoleon hors de la loi erklärt wird . . . Jeder Ausdruck abgewogen. Die Engländer wollten mildern. (Von) Gentz abgefaßt . . .

Nachmittag 2 Uhr kam der Preußiſche Feldjäger Wilhelmi von Goltz aus Paris [1]), den 7t abgegangen, Abends 5 Uhr ein franzöſiſcher Courier den 6t abgegangen. Durch ihn kamen die neueren Nachrichten, daß Napoleon ſich von Gap wieder zurück gezogen und verfolgt werde . . . Abends zu Jacquin, wo auch Laharpe und Rengger war. Mlle Moſel geſungen . . .

Eugen hält ſich jetzt ganz zurückgezogen.

Donnerstag 16. Maerz.

Im Beobachter treffliche Erklärung von Gentz über Napoleon und die franzöſiſchen Berichte. — Die Erklärung über die Eintracht der Monarchen gut.

Um 11 Uhr Antiken Cabinet . . .

[1]) Dem dortigen preußiſchen Geſandten.

Freitag 17. Maerz.

Abſcheuliches Regenwetter. Sehe bey Fries die neuerlich gefaßten modernen Steine an, welche ſehr ſchöne Sachen enthalten.

Nachmittag hinaus zu Streicher in die Ungargaße. Sein Muſikſaal iſt mit ... Büſten von bedeutenden Kunſtliebhabern geziert, darunter Mozart, Hayde, Prinz Louis Ferdinand, (Erzherzog) Rudolf, Baronin Pereira, Mad. Streicher. — Der Fries muſikaliſche Embleme. Die Zahl der gefertigten Inſtrumente iſt über 1000. — . . Des Abends 7 Uhr nach der Porzellanfabrik zu Joris ...

Der junge Kronprinz[1] (hatte) erſt Steffaneo zum Gouverneur, der ihn ganz maſchinenmäßig behandelte. Am 18. Geburtstage wurden alle Lehrer entlaßen und er allein dem Herrn v. Erdberg übergeben, der ihn nicht minder verdirbt und ſclaviſch erzieht. —

Sonnabend 18. Maerz.

Des Morgens 11 Uhr mit Starke in Streichers Conzert, welches ganz vortrefflich war. (Eingehende Schilderung.) Großfürſtin Marie und viel beau monde da. Mit Starke zurück. Bei der Dillon gegeſſen. Nachmittag Kaiſerl. Antiken Cabinet und das letzte Zimmer durchgegangen, wo koſtbare Sachen ſind. — Abends in die Burg, kleiner Redoutenſaal, wo vor dem Hof die Liebhaber ſpielen. — Das Innere des Raumes mit weißer zeltartiger Drapperie bekleidet mit Kränzen, macht es ſich gut.

Gegen 8 Uhr kommen erſt die Höchſten Herrſchaften ... Man gab zuerſt: Die alten Liebſchaften[2]. Graf Seczeny[3], Gräfin Julie Zichy, Gräfin Seczeny ſpielten recht artig. Nachher kleines Ballet: Der Olymp ... Hochzeit der Pſyche ... Zwei Nymphen. Prinz Metternich[4] und Comteſſe Schönborn tanzen Pas de deux mit Tambourins. Hierauf Tanz von Bacchanten und Jägerinnen ... Wellington in rother Marchalls Uniform ſpricht mit Metternich.

Die geſtern durch Couriere gekommenen Nachrichten lauten nicht gut. Von Marchand waren Truppen zu Bonaparte übergegangen, und er rückte gegen Lyon vor. — Die Ricochets wurden heute nicht gegeben, da die Perigord wegblieb. — Den kleinen König von Rom hat man herein in die Burg gebracht, weil man von Seiten der franzöſiſchen Umgebung Entführung befürchtet. — Die Marie Luiſe hat in einem Brief ihr Schickſal in die Hände des Kaiſers gelegt. Ihre Leute haben die grüne Livree mit blauen Krägen, Sie legt Parma und Piacenza in ihres Vaters Hände zur einſtweiligen Adminiſtration. Alles in großer Spannung. Die ruſſiſchen Truppen ſollen auch vorrücken.

[1]) Ferdinand v. Öſterreich.
[2]) Luſtſpiel von Kotzebue.
[3]) Soll heißen: Szechényi.
[4]) Viktor M., des Staatskanzlers älteſter Sohn.

Sonntag 19. Maerz.

... Wellington bekömmt Nachmittag Nachricht (falſch), daß Gouvion St. Cyr den Bonaparte bey Bourgoin zurückgeſchlagen. Man ſpricht davon, daß der Congreß auf den Fall des Ernſtes nach Frankfurt verlegt werden ſollte. --

Abends Aufführung der Jahreszeiten[1]), die theilweiſe ſehr brav war ... Ein Orcheſter von 200 Perſonen im Burgtheater ...

Der kleine Napoleon war in die Stadt genommen worden und logirt im ſchmalen Flügel der Burg in den Zimmern des Kronprinzen. Die Franzoſen ſind von Marie Luiſe weg, zurück nach Frankreich geſendet worden. Eine intendirte Entführung mag wohl da geweſen ſeyn. Man ſpricht von dem jungen Montesquiou. — Morgens 9 Uhr zum Herzog, der geſtern von Gratz zurückgekommen iſt, den Mittag zu Arnſteins mit Sydow, Pleſſen etc. Steif und nicht gemüthlich da. Alles verſtimmt über Napoleons Fortſchritte. Den Abend 6 Uhr kömmt ein Engliſcher Courier vom 11t aus Paris über Brüſſel, der aber nichts neues von Bedeutung über Frankreich mitbringt. Blos Nachricht vom Verluſt der Engländer in Nordamerika. Daß man in 2 Tagen keinen neuen Courier erhalten, macht unangenehme Spannung. Heute erſcheinen beide Proclamationen Napoleons im Oeſterreichiſchen Beobachter, aber abgekürzt. — Am Abend im Burgtheater, wie geſtern zum Beſten des Wittwenfonds Muſik, 200 Muſiker. Die 7 Worte am Kreuz von Haydn, die Soloſtimmen von Dlle Klieber, Olivier, Weinmüller und Gottdank. Im Ganzen ganz gut gegeben. Darauf Variationen von Pechatſchek auf der Violine ... Hierauf 4 patriotiſche Lieder auf Frieden, Glück, Ruhe, Fürſt, Vaterland, die im gegenwärtigen Moment der Criſe einen eignen Eindruck machen ... Das letzte Landſturmlied wird mit lebhaftem Enthuſiasmus aufgenommen.

Dienstag 21. Maerz.

... Ein franzöſiſcher Offizier, Prince Rohan, vorige Nacht gekommen. Von Paris am 11t weg, wo alles noch ruhig war ... Abends das treffliche Concert von Mayſeder, Giuliani und Hummel ...

Mittwoch 22. Maerz.

Des Morgens 9 kömmt ein franzöſiſcher Courier, der den 14. Maerz Paris verließ und über Luxemburg kam. In Paris war noch alles ruhig und der König gegenwärtig, auch die Stimmung der National Garde gut. Aber wird das die Bourbons allein ſchützen? Napoleon iſt in Lyon eingerückt. Macdonald marſchirte ihm entgegen, hat ſich aber, da die gemeinen Soldaten nicht angriffen, zurückziehen müſſen. Was iſt da wegen Paris zu erwarten? Ein nachtheiliges Treffen vorher würde Napoleon ganz zurück-

[1]) Oratorium von Haydn.

werfen, ſonſt wächſt der Strom wie eine Lawine. Die energiſchſten Maßregeln werden hier getroffen, alles marſchirt. Die conzentrirte ruſſiſche Armee in Eilmärſchen durch Böhmen nach Bamberg und Nürnberg. Die Kronprinzen von Baiern und Würtemberg erhalten Commando. Wellington wird den rechten Flügel commandiren.

Wegen den Brüdern Napoleons ſind ſtrenge Maßregeln genommen. Man hält ſie feſt, wo ſie ſind ... Joſeph wird in der Schweiz aufgeſucht. Eugen iſt noch hier, artig behandelt, doch im Geheimen ſurveillirt. Alexander geht noch immer mit ihm. Die Oberhofmeiſterin Montesquiou reiſet heute oder morgen von Schönbrunn ab. Ihr Sohn, der vor einiger Zeit zu ihr kam, iſt in Verdacht einer Entführung des kleinen Napoleon. Er hat unter Begleitung eines Polizey Beamten Wien verlaſſen ...

Dieſe Woche ſind wahre Stunden der Andacht ... Nachſchr.: Die Montesquiou und ihr(!) Sohn hat man nicht abreiſen laſſen. Sie ſitzen hier in einem Privat Hauſe.

Latour du Pin[1]) abgereiſt, Man giebt ihm Schuld, daß er auch Verräther ſey.

Donnerstag 23. Maerz. Grüner Donnerstag.

Des Morgens fand die Fußwaſchung bey Hofe ſtatt. Ich mit Starke und Webel[2]) zuſammen, rechts, wo wir den Kaiſer Franz vor uns haben, deſſen ganzes Weſen ſehr einnehmend war. Trautmansdorff als Ober Marſchall mit Stab, Graf Wrbna[3]); die Kemerer bringen die Speiſen. — Bis 12 Uhr.

Freitag 24. Maerz.

Paſſion Morgens 9 Uhr. Nachmittag Wanderung nach den hl. Gräbern ... Abends 7 Uhr bey den Italienern am Minoritenplatze Stabat mater von Neukomm[4]), eine neue treffliche Compoſition ... Ernſt und tüchtig ...

Sonnabend 25. Maerz.

Nachmittag 4 Uhr die Auferſtehung im St. Peter. (Vorher noch Wallfahrt durch alle Straßen.) ... Von da in die Burg. 5 Uhr Prozeſſion vom heil. Grab zur Auguſtiner Burg Capelle. Von der Kammer Kapelle gieng der Zug. Erſt Trompeten und Pauken. Die Livreen, Pagen, Cammerherrn, die Erzherzöge, nebſt dem Kronprinzen von Baiern, dann das Hochwürdigſte, dahinter der Kaiſer, die Kaiſerin (zur Seite König von Baiern, in der Oeſterreichiſchen Uniform), die Erzherzoginnen, Leib-Noblegarde nebenher. —

[1]) Franzöſiſcher Kongreßbevollmächtigter.
[2]) Vielleicht Corbinian W., Füllamtsinſpektor der k. k. Beleuchtungsanſtalt.
[3]) Graf W., k. k. Oberſtkämmerer.
[4]) Sigmund Ritter v. N., Komponiſt, Schüler Michael und Joſef Haydns.

Um 6 Uhr zu S. Stephan, wo aus dem vordern Haupt Eingang die Prozession ausgeht, um die Kirche herum, der Magistrat, der Erzbischof mit dem Hochwürdigsten, das Bürger Militair paradirt.

Die Dämmerung, der Fackelschein, der ehrwürdige alte Dom, das Läuten der Glocken, alles war sehr, sehr feierlich. —

Dort Hof, = hier kirchliche Volks=Ceremonie. Der ganze Hof da.

Abends war Declamation und Musik in der(!) Kärnthnerthor(!) Noch kein Theater. Die religiösen Ceremonien werden hier als Schauspiel genommen.

Am kaiserlichen Wagen Kutscher und Vorreiter ganz spanisch gekleidet. Dahinter die ersten Hofchargen zu Pferde. Trautmansdorffs Pferd mit Gold bedeckt. Minister reitend in Schuhen. Das Ganze feierlich und schön. Alexander sah es vom Balkon bey Wrede, wo auch Eugen und Dänemark waren ... Die Nachricht von Neys Abfall ... bestätigt sich. Es zeigt sich immermehr, daß sich die Nation für Bonaparte erklärt. — Mittag bey Bach. Mit ihm Nachmittag im Prater gefahren, der erste schöne Frühlingstag, wo der Prater eröffnet wird. Gegen 4 Uhr am vollsten in der großen Praterallee. Kaiser Franz fuhr seine Gemahlin selbst im Pirutsch. Die beiden Großfürstinnen mit Alexander rückwärts. Eugène mit französischer Livree. Wellington in einfachem blauen Frack ritt einen Schimmel, begleitet von Freemantle. — Er wurde hier allgemein geschätzt ...

Von da Leopoldstädter Theater, wo Andromeda und Perseus, eine komische Pantomime, wo man das antike mit dem Harlekintheater verbindet ... Nach dem Theater Sperl, wo nicht viel war ...

Mittwoch 29. Maerz.

Der Englische Feldmarschall und Botschafter am hiesigen Congresse, Herzog von Wellington, ist gestern Morgen von hier zur Armee in den Niederlanden abgereiset. —

Von Genf waren schon Nachrichten eingetroffen, daß Ney abgefallen und in Lyon sey. Edling fort.

Montag 27. Maerz.

Des Morgens 9 Uhr zu Gersdorff, gebe ihm die Adresse an den Fürstenrath wegen Nachdruck. Des Morgens 11 Uhr feierliche Fahrt nach St. Stephan, wo ein Dankfest gehalten wird. Der Zug war pompos. Zuerst Trompeter, Einspanier, mit Stock und Galanteriedegen an der Seite. 80 Livree=Bediente zu Fuß, schwarz und gelb. 30 Edelknaben roth und gold. Zuerst Cuirassiere der Hofburgwache. Dann Kemerer. Die kaiserlichen alten Staatswagen sehr vergoldet.

Um 10 Uhr zu Valsamacchio, allein zu Schreibers, da er nicht kömmt. Zu Kornhäusel (Architect) in das Liechtenstein=Palais, Herrngaße. — Sehr thätiger Mann, von eignen Ideen ...

Der Moniteur vom 21ten war durch ruſſiſche Geſandtſchaft gekommen, wonach Louis XVIII. am Morgen abgereiſt und Abends Napoleon angekommen. Ludwig XVIII. nach Lille, die Sache der Bourbons verloren ... Die Rüſtungen ... gehen ſtark vorwärts. 160000 Ruſſen marſchiren von Breslau über Prag nach Bamberg. Am 9ten April nach Prag Hauptquartier. — Von Pilat zu Danielewsky [1]). Wieder leere Verſprechungen.

Donnerstag 30. Maerz.

Des Morgens 8 Uhr zum Leibmedicus Dr. Hoſer beym Erzherzog Carl. Hoſer ein lieber, vielfach gebildeter Mann ... Um 10 Uhr mit Lefevre Wanderung des Geſchmacks. Zuerſt Wohnung Graf Appony, vor 10 Jahren eingerichtet, recht geſchmackvoll. Speiſeſaal mit Relief auf die 4 Jahreszeiten. Viſitenzimmer Chamois mit Lila. — Bronze-Arbeiten ... Dannhauſer, Fabrik von bronzirtem Holz oder Kittmaſſe. — Die Vergoldung ſchön, das Ganze mit Geſchmack. Auch eine Menge kleiner Neceſſaires ... Meuble Magazin im Burgerſpital. Die Sopha ausgeſchweift und mit Bogen von zweierley Zeuchen drappirt. Die Stühle Schaufelform. Viel ſchwarzes Ameublement. Uebergang von grauem Nankin mit Borden-Cattun in türkiſchen Muſtern. — Von da mit zu Lefevre und ſehe die chineſiſchen Bücher an. Nachmittags heraus zur Sammlung von Ambras ... Dann in Don Juan II. Akt. Wieder gut gegeben, doch war Mad. Campi nicht ſo bei Stimme wie ſonſt. Madame Forti als Zerline vortrefflich ...

Freitag 31. Maerz.

... Napoleons Fortſchritte ... Nirgends iſt Mutloſigkeit, ſondern der feſte Wille, ihn und die arroganten Franzoſen ſamt ihrem Syſtem zu bekämpfen.

Der biedere Kaiſer Franz hat dieſer Tage mit der Marie Luiſe das jezige Verhältnis durchſprochen und ihr erklärt, daß er nie mit Napoleon unterhandeln, und ſie nie mit ihm wieder vereint werden könne. Er bleibt ſeinem Character treu, treu ſeiner Liebe zur Marie Luiſe. Von Lyon hatte Napoleon dem Kaiſer geſchrieben, der Courier kam an, der Brief wurde vom Kaiſer geöffnet, aber Marie Luiſe erhielt ihn nicht.

Die Erzherzoge erhalten alle Commandos bey der Armee. Der Kronprinz v. Oeſterreich erklärte dem Kaiſer ſeinem Vater mitgehen zu wollen, welches dieſen überraſchte und freuete.

Es gibt einen Kampf auf Leben und Tod gegen Napoleon und die Franzoſen. Er verſteckt ſeine heimtückiſchen Abſicht hinter Volksrechte. —

[1]) Adjutant des ruſſiſchen Generaladjutanten Fürſten Wolkonsky. Vielleicht bemühte ſich B., durch ihn den Kaiſer Alexander für das Anliegen der deutſchen Buchhändler günſtig zu ſtimmen.

Heute giebt der Oesterr. Beobachter die Auszüge des Moniteur vom 21. Maerz, Einzug Napoleons in Paris. Marie Luise ist noch in Schönbrunn, der Kleine hier.

Diesen Morgen wird an allen Straßenecken ausgeschrien: Das neuige Patent von unserm Kaiser — welches eine Anleihe von 50 Millionen enthält, mit hinlänglicher Sicherheit, und Interessen in Silbergeld, soll von Stadion herrühren, und man verspricht sich guten Erfolg davon auf den Cours, der über 400 war.

11 Uhr mit Starke, Völkel und Bach nach Schönbrunn. In Hitzing abgestiegen. Zum Director Boos, den wir bey den Hyacinthen treffen im schönsten Flor. (Besichtigung). Boos sehr denkender trefflicher Garten Director. Sein Sohn ihm adjungirt . . .

Wir wandern nach der Gloriette. Sehr heiter und still, die Aussicht trefflich. Der Blick auf Wien hat was sehr heiteres. Die weißen breiten Gebäude, rothen Dächer, die Pyramide des Stephans, dunkel in die Luft hineinragend. Die heitere Kuppel der Carlskirche, links der Kranz von Gebirgen u. Leopoldsberg. Die Häuser Reihen bis Schönbrunn fortlaufend, auf der andern St. Veit gegen die Brühl. Nach Lachsenburg zu Ebene, im Hintergrund Gebürge von Ungarn.

Nach dem ersten Plan von Fischer sollte das Schloß auf die Anhöhe gebauet und Terrassen herunterwärts haben. — In Hitzing gut gegeßen — Um 3 Uhr nach der Menagerie . . . Abschied von Boos.

Von da in den Flügel, wo Traiteur Jahn ist, zu Knapp, Blumenmahler, vortrefflich in Oel und auf Papier, Auswahl der schönsten, seltensten Pflanzen, die in Schönbrunn blühten, für den Erzherzog Anton [1]). Gegen 200 Zeichnungen der Alpen Pflanzen Steyermarks, die er an Ort und Stelle für und mit dem Erzherzog Johann gezeichnet hat. Gegen 90 davon gestochen, in Aquatinta von ihm selbst. Sammlung von 16 Blatt, à 1 Ducaten, von Früchten aller Art, trefflich. Ein Blatt Pinus zu dem großen Werk von Bauer [2]). — Abends 7 zurück, zu Pilate.

Moniteur vom 21. sagt, daß den 15. Mai solle die Krönung der Marie Luise seyn, wo die Franzosen zum Champ de Mars zusammenberufen werden.

Sonnabend 1. April.

Congreß: Gestern war Versammlung der Fürsten, wobei Keller, Plessen, Minckwitz als Organe zu den größern Verhandlungen [3]) gewählt wurden. Ich war deswegen bey Gersdorff. Neipperg ging heute nach Italien zu Murat. —

[1]) Hoch- und Deutschmeister, Bruder des Kaisers Franz.

[2]) Ferdinand Lucas B., Pflanzenmaler und Botaniker, Sohn des Direktors der Liechtenstein-Galerie.

[3]) Über die deutsche Frage. Die drei Gewählten waren die Bevollmächtigten von Kurhessen, Mecklenburg-Schwerin und Sachsen-Gotha-Altenburg.

Um 10 Uhr in das Dianabad, wo die untern Bäder 1 fl. 24 kr., die obern 2 fl. kosten ... Die Einrichtung gut. Man bekommt Badehemd und mehrere Servietten ... Im Saal kann man frühstücken und essen.

Sontag 2. April.

Des Morgens 8 Uhr zu Hammer. Von da zum Erzherzog Carl, der mich durch Hofer hatte einladen lassen. Zuerst zu Geh. Secretär Kleyle[1], ein artiger, gebildeter Mann, dann herunter zum Erzherzog; im Vorzimmer mehrere, F. M. Lieutenants, Generale—Sorriot etc., Wagner, Augustin. Einer nach dem andern hinein einzeln, dann kam die Reihe an mich. Er steht am Fenster in seiner Militair Uniform, kleiner, magerer Mann mit feiner, freundlicher Stimme. Ich gab ihm den Feldzug von 1813, sowie die Recensionen seiner Strategie[2] und den Prospectus der Supplemente. Er nahm es sehr gütig auf und sagte Mehreres Verbindliche über das Institut: die Supplemente waren ihm sehr lieb. Ich blieb gegen 1/2 Stunde, wo er mich dann sehr gnädig entließ; vorher sprachen wir noch über sein Werk, wo er sagte, daß er mit der Campagne von 1799 zwar vorgerückt, aber noch nicht fertig sey[3].

Der Erzherzog Carl wird Gouverneur von Mainz während des jetzigen Krieges werden und bald abgehen. — Zum Herzog wo ich Jacquin, dann Plessen treffe. —

Nachmittag zu Bach, mit ihm und Buschmann[4] im Prater. Seit 8 Tagen geht da das bunte Wohlleben an. Der Gang durch die Seiten Allee sehr lustig. Paperle, Wilder Mann, zum Toleranzer[5]. In der Hauptallee die doppelten Wagenreihen der beau monde. Dieses dauert bis Mitte Mai, wo die Familien auf das Land ziehen. Die hohen Herrschaften in Kaleschen, Alexander mit Catharine, die Kaiserin[6] mit der Maria etc.

Montag 3. April.

Des Morgens kommt General Vincent[7], welcher nebst einigen andern Gesandten in Paris blieb und jetzt, wie die übrigen, von Bonaparte entlassen und zurückgesendet wurde. Übrigens nichts Neues, da die Abreise der Kaiser noch nicht bestimmt ...

[1]) Joachim Franz Ritter v. K., genoß das besondere Vertrauen des Erzherzogs, der ihm später die Verwaltung seines ganzen Besitz- und Vermögensstandes übertrug. Seine Tochter war Lenaus Freundin Sophie v. Löwenthal.

[2]) d. h. des vom Erzherzoge verfaßten Werkes: „Grundsätze der Strategie, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland" (3 Bde., Wien 1814).

[3]) Das Werk erschien 1819 unter dem Titel: „Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und der Schweiz" (2 Bde., Wien).

[4]) Franz Frhr. v. B., Regierungssekretär.

[5]) Namen von Gasthäusern.

[6]) Maria Ludovica.

[7]) Carl Frhr. v. B.

Dienstag 4. April.

Des Morgens 9 Uhr nach dem Belvedere, wo ich die italieniſche Schule genau durchgehe ... Lamberg, Fürſt Reuß da. Die Lage des Belvedere ungemein reizend zu einem Kunſttempel. Der Blick auf die Stadt, Carlskirche, Stephan, dahinter Leopold u. Kahlenberg ſehr mahleriſch ... In den Vorſtädten Wiens gewinnt alles ein kriegeriſches Anſehen, täglich gehen Truppen durch und Fuhrweſen kreuzt ſich

Nachmittag 3 Uhr zu Barth. Ich treffe ihn in ſeinem Gärtchen in grüner Laube im ſchwarzen Kaftan eine Sulze eſſend. Mit ſchneidendem Spott erzählt er, wie er den Graf Rechberg abgetrumpft hat. Für den Ilioneus[1]) gab er 4 Dukaten, für die Abgüſſe 5 Dukaten. Er taufte den Torſo nach dem Ovid ... Von da zu Streicher, wehle ein Pianoforte zu 65 Dukaten aus und handle es ...

Mittwoch 5. Apr.

Des Morgens 9 Uhr zu Röſel. Mit ihm, Pinkert und Habermann gewandert. Währinger Linie hinaus gegen Siffring (Sievering) ... Von da ... nach dem Galizinberg ... Ausſicht nach Wien ... Nach dem Kahlenberg. Unterhalb eine breterne Umzäunung. Ligne's Grab durch ein großes hölzernes Kreuz bezeichnet. Fräulein Traumwieſer, ein liebliches Mädchen, ruht neben ihm.

Der Wind ſtürmte, die Wolken brachten Regen, durch mehrere leere Häuſer dieſer verlaſſenen Colonie irrten wir und kamen endlich bey dem Traiteur an, wo wir gut, aber theuer aßen.

Nachher nach dem Leopoldsberg, der düſtere Himmel hob die weißen Gebäude mahleriſch hervor, die wie auf einer Erdzunge liegen. Vom Kloſter Neuburg herunter durch das Kahlenberger Dorf. In Nußdorf angehalten. 7 Uhr hier ...

Donnerstag 6. April.

Um 9 Uhr zum Herzog, der ſeit geſtern öffentlich den Großherzog Titel angenommen hat. Gratulire ihm, wo er lächelnd erwidert: Nun das reelle wird ſchon nachkommen[2]). Unſere territor. Verhältniße noch nicht entſchieden. Hardenberg will es noch einmal dem Könige vortragen.

Der König von Baiern geht morgen fort. Wrede bleibt, ſolange Schwarzenberg bleibt. Auch der Kronprinz von Würtemberg geht. — In der Mittagsſtunde wird heute ein kleines Stück „Der Wahn" gegeben von Müllner, welches als 29. Februar ... großen Eindruck auf mich machte.

[1]) Berühmter Torſo aus der rudolfiniſchen Sammlung in Prag, jetzt in der Münchener Glyptothek.

[2]) Vgl. Egloffſtein, Carl Auguſt auf dem Wiener Kongreß, S. 88, und Geiger, Aus Alt-Weimar, S. 226.

Um das Gräßliche der Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter und den daraus folgenden Mord des Kindes zu mildern, hat man einen andern ſchwachen Schluß gemacht, nemlich das Kind bringt, als Horſt mit dem Dolche ſtößt, ein Papier aus der Bruſt, worin Taufzeuge (!) enthalten, daß Horſts Frau nicht ſeine Schweſter ſey. — Die Adamberger, Heurteur und das Kind ſpielten ſehr brav ...

Zu Pilate. — Hofer kommt zu mir und nimmt Abſchied. Erzherzog Carl geht nächſten Sonntag als Gouverneur nach Mainz. — Alle Prinzen von Oeſterreich gehen dieſes mal mit. Radetzky iſt wieder Generalquartiermeiſter, Langenau Chef des Generalſtabs geworden. — Auch der Kronprinz von Oeſterreich geht mit.

Freitag 7. April.

Des Morgens zu Jacquin, um mit ihm die Specialfloren von Oeſterreich aufzuzeichnen ... Von da zum Großherzog, der vom Kaiſer kam.

In Italien hat es ſchon Scharmützel gegeben mit Murat. Die Oeſterreichiſche Armee concentrirt ſich hinter dem Po.

Die Witterung wunderſchön. Alles iſt aber leer auf der Baſtei, weil es ſchon zu warm iſt. Man geht jetzt lieber in den Prater nach Tiſch und auf den Abend. — Die Stimmung iſt hier ſehr traurig über den Krieg. Der Cours hat ſich auf 420 verſchlechtert. Eugen[1]) geht nach heutiger Beſtimmung nach Bayreuth, um da zu bleiben.

Die Monarchen noch fortdauernd da und denken nicht an Gehen. — Den Abend zum Gypsgießer Ackermann — dann im Figaro. — ... Wird ganz gut gegeben ...

Sonnabend 8. April.

Eugen iſt mit dem König von Baiern abgereiſet, auch die Prinzen fort. — Sehe die chineſiſchen Zeichnungen ... bey Albert durch ... Um 12 Uhr zum Grafen Appony[2]), um mit ihm ſeine Gemehlde, die er in 4 Zimmern hat, anzuſehen ...

Sonntag 9. April.

Noch ſieht man über Mehreres nicht hell. (Italieniſcher Feldzug). Napoleon brütet noch im Stillen auf Etwas. — Hier bereitet ſich alles zur Abreiſe zur Armee, noch iſt aber der Tag nicht beſtimmt. Talleyrand noch als Miniſter Ludwigs 18 da. Allenthalben feſter Wille, Napoleon zu bekämpfen. König von Sachſen noch nicht unterſchrieben, deswegen ſtarke Exhortorien vom Congreß an ihn ...

[1]) de Beauharnais.

[2]) Wohl Graf Anton A., der ſpätere langjährige k. k. Botſchafter in Paris, einer der kunſtfreundlichſten und gebildetſten unter den damaligen ungariſchen Magnaten.

Morgens zu Stöver[1]), Handſchrift der Maria Thereſia zu ſtechen. Zu den Gebrüdern Ender. Der 2te guter Landſchaftszeichner ... Um 10 Uhr mit Rengger in das Weinhaus von der Währinger Linie, über Währing hinaus zu Van der Nüll Sein treffliches Landhaus an 3 Jahr gebaut Colonnaden. Reihe von Zimmern nach dem Garten. Sehr heiter gemahlt mit Vignetten des Bartolozzi. Im Nebenzimmer 2 treffliche hiſtoriſche Gemälde der Angelika Kaufmann ... Glashaus groß. In der Mitte Wintergarten, nebſt 2 Seitenflügeln. Im Vorderhauſe die Winterwohnung, 4 bis 5 geſchmackvoll eingerichtete Zimmer. Im andern die herrliche Mineral-Sammlung ... Nach Mohs[2]) geordnet ... Handzeichnungen von den beſten engliſchen (!) Künſtlern, Bartolozzi[3]), Weſt[4]), Cipriani[5]) ...

Die kleine Bibliothek enthält die ſchönſten Prachtausgaben, z. B. die große Ausgabe des Shakeſpeare, deſſen Subſcribent v. d. Nüll 22 Jahre lang war. Die Jahreszeiten von Thomſon[6]) mit 3fachen Kupfern von Bartolozzi, die Gemmen des Herzogs v. Marlborough avant la lettre etc. Alles herrlich gebunden.

Ferner ... vollſtändige Sammlung aller Kupferſtiche von Bartolozzi, mit dem v. der Nüll ſehr liirt war ... Man ſchätzt den Wert dieſer Sammlung 10000 Dukaten. Im Fronton des Mittelgebäudes in Stein nach Vignette von Bartolozzi aus Thomſon, Der Schäfer, von einer ländlichen Familie und ländlichen Attributen umgeben, ſingt oder blaſt das Lob des Segens der Jahreszeiten. — Beim Weinhaus ſind gleich die berühmten Türkenſchanzen, von wo aus trefflicher Blick nach Wien.

Montag 10. April.

Des Morgens zum Großherzog. Arrangement wegen Jacquin und van der Nüll ... ſpäter im botaniſchen Garten. Jacquin Vater — würdiger Greis — und Sohn und Großherzog ... da ... In den Metternichſchen und Schwarzenbergsgarten ...

Mittwoch 12. April.

Des Morgens 9 Uhr mit Schreibers zu van der Nüll nach dem Weinhaus ... Der Großherzog kommt mit Thomſon[7]) um 10 Uhr nach. Des Morgens ziehen die Regimenter Alexander und Hiller aus. An der Spitze die Monarchen. Kaiſer Alexander begleitet ſie bis auf den halben Weg nach

[1]) Maler und Kupferſtecher.
[2]) Friedrich M., der bahnbrechende Mineraloge, damals in Graz.
[3]) Francesco B., berühmter Kupferſtecher.
[4]) Benjamin W., engliſcher Porträt- und Hiſtorienmaler.
[5]) Giambattiſta C., Maler und Kupferſtecher.
[6]) James Th., berühmt durch ſein Lehrgedicht „Seasons" und durch das Nationallied „Rule Britannia".
[7]) Rittmeiſter v. Thompſon, einer der Adjutanten Carl Auguſts.

Schönbrunn, wo die Kaiserin und die Großfürstinnen sie vorbei defiliren laßen ... Zum Großherzog. Er hat von der Akademie der Künste das Diplom als Ehrenmitglied erhalten.

... Die Kriegserklärung erschien heute gegen Neapel. Schon unter dem 20t März gieng ein Handbillet des Kaisers Franz nach Mailand, wodurch er die lombardischen Provinzen, Venedig und Mailand, zum Königreich der Lombardei erhebt und einen Vicekönig bestimmt. Jetzt ist das unter dem 7t ausgefertigte Patent erschienen, nebst einem zweiten, wodurch der Erzherzog Johann bestimmt ist, die Huldigung anzunehmen. — Von Italien ist ein Bericht eines glücklichen Gefechts erschienen, das Bianchi[1]) erfocht. Die Oesterreichische Armee concentrirt sich hinter dem Po.

Heute Abend von 8—10 Uhr war die erste deutsche Sitzung bey Metternich, der außer den 5 Deputirten Metternich und Wessenberg, Hardenberg und Humbold beiwohnten. Es wurde blos die Militairangelegenheit besprochen. Abends 6 Uhr in der Leopoldstadt. Die Putzsucht. Ein Local (Caracter) Gemälde Wiens ... vortrefflich.

Donnerstag 13. Apr.

Mit Baiern ist abgeschloßen. Es soll noch 130/m Seelen Zuwachs erhalten, auch Hanau.

Bey Friedrich Schlegel, wo ich Sinclair treffe Um 11 Uhr mit Rösel in die Burg Capelle. Todestag der Maria Theresia[2]), wozu treffliches Requiem von Eybler[3]) gegeben wurde, wo Weinmüller, Capellknaben trefflich sangen. — ...

Abends Kärnthner Thor Theater. Iphigenie in Tauris[4]) von der Milder trefflich gegeben. Radicchi und Vogel (Pylades und Orest) schlecht. Die Ballets unbedeutend. Mit Rengger. Er geht bald fort.

Freitag 14. April.

Des Morgens 10 Uhr zu Fürst Wrede, um von ihm Abschied zu nehmen. Er empfing mich sehr wohlwollend, versicherte von neuem der Sache der Litteratur seinen Schutz, und wies mich an Rechberg. Versprach auch Grenzen für das Institut, bestellte mich aber auf den Sonnabend wieder. — Schreibt mir ein interessantes Stammbuchsblatt. — Ich setze ein Schreiben an Metternich auf, nebst ostensiblem Brief an Pilate, da der Oesterreichische Entwurf jetzt auch erscheint.

Sonnabend 15. April.

Des Morgens übergebe ich Pilate das Schreiben an den Fürsten, der es noch heute vortragen will. Von da 9 Uhr in die Burg. Nachdem die

[1]) Friedr. Frhr. v B., k. k. Heerführer in Italien.
[2]) M. Th. von Neapel, zweite Gemahlin des Kaisers Franz, † 1807.
[3]) Josef v. E., Hofkapellmeister.
[4]) Die Oper von Gluck.

Monarchen das Regiment (Hohenzollern) Conſtantin Cuiraſſiere im Prater gemuſtert, zogen die Krieger nach altem Vorrechte mit blaſenden Trompetern durch die Burg, wo in der Mitte die Monarchen hielten. Alexander machte honneurs für ſeinen abweſenden Bruder; hierauf ritt der Major vor und hielt eine kleine Rede an die Soldaten, worinne er ſie erinnert an die alte Treue und ſie würden (ſie) im jetzigen Kriege zu bewahren wiſſen. — Nachmittag 3 Uhr erhielt ich durch Pilate die Zuſicherung von Metternich, daß unſere Sache in den Oeſterreichiſchen Entwurf ſolle aufgenommen werden, auch daß der Fürſt genehmige, daß ich das Gutachten in Leipzig laße. Dieſes alles ſchreibe ich weitläufig an den Vater nach Leipzig.

Des Nachmittags zu Streicher, wo ich meinen Flügel fertig ſehe, der vortrefflich ausgefallen iſt ...

Sonntag 16. April.

Seit einigen Tagen empfindlich kalt. Ich war dieſen Morgen bey Wrede, der noch bis Mittwoch oder Donnerstag bleibt, wo alles wegen der Territorial Verhältniſſe in Ordnung gebracht ſeyn ſoll. Er will noch einigen deutſchen Sitzungen beiwohnen. Sagt von einer neuen Declaration ... welche morgen oder übermorgen erſcheinen werde. —

Zum Großherzog. — Zu Weſſenberg, den ich nicht treffe. Wende mich ſchriftlich an ihn wegen unſeres Geſuches. Des Mittags im Paperle mit Pinkert gegeßen. Geh. Legationsrath Jordan. — Man merkt, daß man gegen die franzöſiſche Nation doch ſchonend auftreten will, aber Bonaparte durchaus ſtürzen will und muß.

Dienstag 18. April.

Des Mittags 12 Uhr mit Steinbüchel zum Archimandrit der griechiſchen Kirche, Gazi aus Melios in Theſſalien gebürtig. — Ein freundlicher artiger Mann von 60 Jahren mit langem Bart ... Er gab mir den mit Capo d'Iſtria unternommenen Subſcriptionsplan zur Ausbreitung wiſſenſchaftlicher Kenntniße in Griechenland. — Nach Schönbrunn mit Stock.

Mittwoch 19. April.

... Zwiſchen Oeſterreich und Baiern ... Abſchluß ... Doch die Entſchädigungen, die Baiern von Darmſtadt und Baden verlangt, wofür dieſe aber über den Rhein ſollen, finden große Discuſſionen, weswegen auch Wrede noch nicht abgereiſet iſt.

Mit Wolzogen und Bach in das Antiken Cabinet. (Nähere Beſichtigung.)

Des Abends bey Jacquin, wo ich Hauck[1]), Moſels, Füger und mehrere treffliche Köpfe (treffe). Jacquin Vater und Sohn gleich bieder und brav. Des Vaters Kopf noch ungemein geiſtreich, in ſeinem ganzen Weſen etwas Ruhiges und Feſtes.

[1]) Anton H., Blumenmaler in der Porzellanmanufaktur.

Donnerstag 20. April.

Kriegsgebete, Proceſſion nach Mariahilf, ... mehrere tauſend Perſonen, das Dom Capitel, die Mönchsorden machten es bunt, ſonſt aber lumpig. Cours ... ſteigt ... wegen der Nachrichten, daß die (italieniſchen) Royaliſten den kürzeren ziehen, wieder gegen 400. —

Des Mittags 12 Uhr wurde vom muſikaliſchen Verein unter Moſels Direction der Meſſias[1]) gegeben. Soloparten zu ſchwach und matt, mächtig aber die Chöre, das Hallelujah hinreißend.

Nachmittag in die Ambrasſche Sammlung, wo wir die kunſtreichen Harniſche, vorzüglich aber Benvenutos Salzfaß beſchauen ... Abends in der Leopoldſtadt Caſperle, das wahre Bild der Praterwirtſchaft im Kleinen.

Sonntag 23. April.

Des Morgens mehrere Congreß Viſiten gemacht. Zu Pleſſen, dem Mecklenburgiſchen Miniſter. Darauf zu Staatsrath Roſenſtiel ... Er hat ... die Farbenproben der kaiſerlichen Porzellan Manufactur erhalten. Die Metallfarben ... vortrefflich. Die Platina-Bronze etwas ganz neues — Silberglanz mit Goldſchein ... Ihre (der Fabrik) Pracht Arbeiten wegen der Vorzüge der Mahler, Originale und Farben vortrefflich. Weniger das Ordinäre. Schlechter und theurer wie an andern Orten.

So auch die Structur der Öfen.

Um 12 Uhr in den Meſſias 2te Vorſtellung ... Die Kaiſerin und die Erzherzoginnen da. — Moſel dirigirt. Die Soloſtimmen Suini, Franz Fiſcher, Neukomm, Klüber, die Klieber die vorzüglichſte. Gegen 600 Perſonen ... Die einzelnen Arien nicht mehr für unſere Zeit. — Die Chöre vortrefflich ... Im 2ten Theile der vorzüglichſte. Das Hallelujah groß und erhaben. Die Execution ſehr brav.

Mittags im Prater gegeſſen, im Paperle. Die grünen Maſſen unvergleichlich ſchön mit den darunter gebaueten Hütten, Ruſſiſchen Schaukeln, Carouſſel. Stechvögel etc. mit lärmender Muſik begleitet, betäuben das Ohr. — Ein Bänkelſänker mit Harfe und 2 Weiber auf Bretern ſitzend ſingt patriotiſche Lieder und ſchimpft auf Bonaparte. So zieht ſich das fort bis zur großen Praterallee, wo die elegante Welt ſich auf und abbewegt. — Die Equipagen à l'anglaise, mit 4 Pferden. Der Kutſcher ſitzt mit Strümpfen und Bänderſchuhen nachläßig von der Seite auf dem Bock, oder in leichtem Wisky, 2 Grooms hinterdrein in Oberröcken mit farbigen Kragen und Aufſchlägen und Borden (bunt) beſetzt. Die Hüte mit Schnuren u. Schleife — Abends Caſperle. Perſeus und Andromeda, recht gute Traveſtie ...

Heute erſcheint der Moniteur vom 13t mit dem Bericht der Miniſter über die Wiener Declaration. Schlau und die Schwäche des Nichthaltens des Tractats von Fontainebleau benutzend. — Erregt Kopfhängen ...

[1]) Von Händel.

Montag 24. April.

Des Morgens zu Fürſt Wrede, der nach 11 Uhr abreiſet. Er kann mir keine Grenzbeſtimmungen geben, da geſtern wegen Nichteinwilligung von Baden und Heſſen-Darmſtadt die Abtretungen einſtweilen ſuspendirt ſind und jeder in Beſitz bleibt. Deswegen erhalten wir auch Fulda noch nicht. — Um 12 Uhr mit Röſel zum Grafen Czernin Wallnerſtraße. Vortreffliche (Gemälde)-Sammlung ... Mittags bey Geiger. Mit Pinkert zur Shawl Fabrik des Herrn Bartoli ... Joſephsſtadt, am Ende der Kaiſerſtraße.

Heute der Bericht von Coulaincourt im Moniteur ebenſo trügeriſch.

Nachtrag zum Samstag. Zum Beſten des Iffländen in Berlin zu errichtenden Monumentes wurde heute Göthes Iphigenie auf Tauris vortrefflich gegeben. Die vereinten Bemühungen der Adamberger, von Heurteur, Korn, Koberwein ſchufen ein ruhmvolles Ganzes. Obgleich ſich die Adamberger nicht zur hohen Würde von Dianens Prieſterin erhob, ſo wahrte ſie doch die Stelle nach ihren Kräften brav, gefühlvoll und tüchtig.

Vor allem glänzte Heurteur als Oreſt, der in vielen Scenen ordentlich antik daſtand. Er iſt ein bedeutender Künſtler, der ſich auch ſo im Wahn bewährte.

Das Publikum nahm die Vorſtellung mit ſteigendem Enthuſiasmus auf. Man gebe ihm mehreres ſo, an Dankbarkeit wird es nicht fehlen. Es muß erzogen werden[1]).

Mittwoch 26. April.

Buchhändler-Deputation. Ich erhielt heute nach 14maligem Senden die Antwort von Miniſter Weſſenberg, welche doch die ſchriftliche Erklärung einer geſetzlichen Norm enthält. Noch iſt der Oeſterreichiſche Entwurf für den deutſchen Bund nicht abgegeben. Man hat verſprochen, nicht auseinanderzugehen, ohne die Grundlagen hier gelegt zu haben, wenn die Territorial-Arrangements gänzlich beendigt wären. Mit dieſen ſieht es aber noch windig aus. — Schon vorige Woche hatte ich nach Leipzig wegen des Gutachtens berichtet. — Heute wendete ich mich an Hardenberg mit Schreiben und Entwurf zur Autoriſation. Bey Pleſſen alles eingeleitet.

Aus Italien nichts Neues von Bedeutung. Hier betrachtet man es mit Recht als guten Vorläufer der Rhein Campagne, daß Murat gedemütigt wird.

Abends Merope von Gotter nach Voltaire. Die Madame Schröder[2]) giebt die Rolle mit vollendeter Kunſt, ihr Pathos wie ihre ſanften Uebergänge trefflich, Mimik auch. Sie ähnelt der Duchesnois, weit mehr als Madame Wolf. Kornals Egyſth brav. Lange als Polyphant ſchlecht, wird aber raſend applaudirt.

[1]) Vgl. Egloffſtein, Carl Auguſt auf dem Wiener Kongreß, S. 26 27.

[2]) Die große Tragödin Sophie Schröder.

Donnerstag 27. April.

... Die Brüder Kapetanaki, Griechen, bei mir; seit 8 Jahren hier, um sich der Tyrannei der Türken zu entziehen, übersetzten mein Bilderbuch[1]) und den 1ten Cursus von Gespari. Wegen der Fortsetzung sprachen sie mit mir. —

... Die Bundesstadt noch nicht erwählt. Die 3, Frankfurt, Erfurt und Nürnberg im Vorschlag. Die meisten Stimmen für erstere. Erzherzog Carl wird wohl General Gouvernement der dortigen Gegend erhalten. Schwarzenberg geht bald fort. Die Allianzen werden jetzt wegen der Truppen ausgefertigt ...

Sonnabend 29. April.

Buchhändler-Deputation. Fürst Hardenberg hatte gestern selbst mein Concept zum Gutachten an Metternich, der bey ihm gespeist hatte, gegeben. — Diesen Morgen 8 Uhr mit Pinkert, Deppe, Lange[2]) nach dem Gießhaus, wo wir 16 Haubitzen und 4 Zwölfpfünder gießen sehen ... Heute um Mitternacht zu der Auferstehung in die griechische Capelle ... Ganz griechischer Ritus. Herrliche Kronleuchter. Sehr bunt und Vergoldung.

Sonntag 30. April.

Des Morgens 11 Uhr in die Staatskanzlei, wo ich endlich Wessenberg treffe und spreche. Er bejaht, daß das Schreiben sollte noch heute ausgefertigt werden und an Hardenberg kommen. — Dann zu Pilate. Nachmittag starkes Donnerwetter.

Montag 1. Mai.

Morgens zu Jordan. Schreiben von Metternich noch nicht da. Zu Pilate deswegen. — 9 Uhr mit Surlow und Pinkert in den Augarten gefahren. Eröffnung durch den Hoftraiteur Jahn ... Unter den Ausmaßen (!) versammelte sich die schöne Welt. Bande rother Musikanten — Gruppen von Türken und Griechen, armenische Jüdinnen, sehr bunt. Concert ... König von Dänemark da — Die äußere Promenade zwischen Augarten und Donauarm vortrefflich.

Fahrt durch den herrlichen Prater nach dem Lusthause, wo man den Blick über die Simmeringer Heide hat. — Mittags im Paperle ...

Dienstag 2. Mai.

Der Morgen schön. In 2 Wagen (zu sechs) ... nach Mödling ... (Klause, Brühl, Minervatempel ... neue Ruine ... Ruine Mödling).

[1]) „Bilderbuch für Kinder", dessen erster Band 1790 im Verlage von Fr. J. Bertuch erschienen war. Band VI—VIII hatte Carl Bertuch in den Jahren 1807—1813 herausgegeben.

[2]) Vielleicht der Hofschauspieler Josef L. vom Burgtheater.

Die Vegetation schön, Trauben Hyacinthen auf allen Wegen. In 2 Stunden die ganze Tour gemacht. (Nachmittags Enzersdorf, Kalenderberg, Säulengang). Von da in das alte Schloß Lichtenstein, welches der Fürst v. Poniatowsky acquirirte. Mit Nachsicht der Alterthümlichkeit ist es ausgeschmückt worden ... Reizender Blick in das Gebirge und in die Ebene. — Auf Kalkfelsen gebaut. Um 5 Uhr zurück.

Rehbock von Kotzebue, equivokes Sittengemählde, mit Lebhaftigkeit gezeichnet, gut gespielt und gefällt allgemein.

Mittwoch 3. Mai.

Ich sollicitire des Morgens von neuem bey Wessenberg. Das Ausgefertigte liegt bey Metternich zur Unterschrift seit 6 Tagen ...

Abends Vestalin[1]). Madame Seidler sehr brav. — Vereint Spiel und Gesang, die Musik doch herrlich. Ganz nach Gluck gebildet, doch ohne sclavische Copie.

Donnerstag 4. Mai.

Tagespartie (in 2 Wagen zu 6) nach Greifenstein[2]) ...

Man überschaut die Donau, welche viele ... Auen bildet. Rechts Ruine Kreuzenstein gegenüber Enzersdorf ... Waldweg bis Hadersfelden, einem auf der Höhe liegenden Dörflein. Hier entfaltet sich die Kette vom Schneeberg bis zum Oetscher. Auf dem Berg Rücken fort, nach einem kleinen Tempel, den Liechtenstein bauen ließ. Hier Blick nach Tulln ... Waldweg bergab zurück. Ländlich gut gegessen. Um 3 Uhr im Nachen nach Klosterneuburg zurück ... In der untern (Kloster)Kirche die Reliquie des Hollunderstockes ...

Von dem Kloster in das Dilettanten(theater), wo die Gefangene von Kotzebue mittelmäßig aufgeführt wurde. — Der Prälat Gaudenz da. — Dann zurück.

Freitag 5. Mai.

... Zu Pilate. Da man den Entwurf bey Metternich nicht findet, noch einmal ausgearbeitet. Rumpf bey mir. Die Hanseaten auch in die Allianzen mit aufgenommen. Stellen 4500 Mann ... Abends in das Kärnthnerthor Theater. Joconde von Isouard wird recht gut gegeben ... Eine Oper die allenthalben gefallen muß.

Sonnabend 6. Mai.

Wieder zu Pilate 8 Uhr und 2 Uhr. Die Ausfertigung liegt fertig zur Unterschrift bey Metternich. Wessenberg will durch den Staatskanzler schreiben lassen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf es durchzusetzen ... Die matte fran-

[1]) Oper von Spontini.

[2]) Donauaufwärts von Wien, auf dem rechten Ufer, zwischen Klosterneuburg und Tulln gelegen.

zösische Constitution erscheint im Beobachter. Arglistig werden die Franzosen von neuem angeführt.

Sonntag 7. — Donnerstag 11. Mai.

Die Praterfahrten dauern fort, nur jetzt später, erst nach 5 Uhr. Die Allee prangt mit den schönsten Kastanienblüthen. Stewart im Curricle, der König von Preußen, Kaiser von Rußland mit Postzug und zwei Jokey in Spencer von schwarzem Samt und schwarze Kappen. — Die Ungarn mit Husaren. Offene Landauer Pritschkas ... Der Augarten angenehm, aber still. Es wird da gespeist. — Die Gemälde des Kaisers Franz im Toisons-Ordenshabit.

1. Von Abel ... vortrefflich für den Effect gearbeitet ...
2. Von Petter, etwas matt ...

Donnerstag.

Geymüller Park Anlagen in Pezzelsdorf (Pötzleinsdorf) mit Kraft, Conradi und Pinkert besehen ... Treffliche Aussicht sowohl nach Wien, als gegenüber nach dem Leopolds- und Kahlenberg. Der König von Preußen da. — Um 8 Uhr zurück.

Sonnabend 13. Mai.

Negociire unverdrossen fort. Noch diesen Abend 10 Uhr bey Floret. Er kam vom Fürsten und hatte noch meine Depesche in der Hand; Nesselrodes Ankunft verhinderte. Es scheint, Metternich will ausweichen.

Sonntag 14. Mai.

Erster Pfingsttag. Die Witterung schön. Ich arbeite. Nachmittags 4 Uhr im Fiaker nach Dornbach, wo es köstlich war. Die Aussicht vom Tempel. —

Montag 15. Mai.

Ein Extrablatt über die Schlacht bei Macerata, wo Bianchi siegreich gefochten hatte. (Wichtig für die Folge der Campagne. Murat auf der Flucht nach Neapel.)

Stuvers Feuerwerk: „Der Tempel der Flora" verunglückte heute wegen des Gewitters. Die Herrschaften speisten im Pratergarten.

Dienstag 16. Mai.

Die Vegetation jetzt herrlich. Täglich sind Gewitter.

Mittwoch 17. Mai.

Des Mittags zu Floret, von dem ich die tröstliche Nachricht bekomme, daß der Fürst Metternich mein Concept, was er längst gebilligt hatte, wieder lesen und überdenken wolle. Sonach geht meine Arbeit von vorn an — Intriguen dazwischen.

Donnerstag 18.—Mittwoch 23. Mai.

Kleine Reise nach Ungarn.

Mittwoch 24. Mai.

... Ein zweites gestriges Extrablatt zeigt das gute Fortschreiten der Begebenheiten in Italien. — Die Monarchen reisen in der Nacht nach dem Frohnleichnam, den 25t, von hier ab. Der Kaiser Alexander nach München, der König von Preußen durch Schlesien nach Berlin, von da zur Armee. Am 18t war der ... Vertrag zwischen dem König von Preußen und König von Sachsen abgeschlossen und ratificirt worden ... In den deutschen Angelegenheiten gestern der Plan vorgelegt vereint von Oesterreich und Preußen, wonach 17 Stimmen, ohne 2 Kammern, wo die fürstlichen Häuser sehr zusammen gezogen werden. Es wird jetzt darüber discutirt und vor Abgang des Congreßes soll noch etwas darüber proponirt werden.

Zum Großherzog, der auch seine Entscheidung dieser Tage hofft. — Wolzogen krank ... Mittag zu Jacquin im botanischen Universitätsgarten. Da gegessen — Parrot jun. Widtmannstedten Füger da. Dr. Baumgarten, der die flora transsilvanica herausgiebt ... Des Abends der Bergsturz von Goldau, von Weigl ...

Donnerstag 26. Mai.

Das Frohnleichnamsfest gewährte heute eine große schöne Ceremonie (genauere Schilderung) ... Die Kaiserin nicht dabei ... Der König von Preußen auf dem Balcon bey Hardenberg. Gersdorff, Kraft, Haberle bey mir ...

Mittags bey Bach. Nachmittag bey Frau v. Pichler. — Gebe ihr Stammbuchsblatt ...

Im Liechtenstein-Garten ... öffentliche Promenade ... und artige englische Pflanzungen, auch etwas Wasser ...

Das Thor der Grille hat die Aufschrift:

Der Kunst, den Künstlern Joh. Fürst v. Liechtenstein.

Herinwärts:

Der Natur und ihren Verehrern MDCCCXIV.

Die Pichler getroffen. Treffliche Frau. — Zurück nach der Burg. Alles gepackt. Kaiser Alexander sowie der König von Preußen gehen diese Nacht ab. Die Presente von Russischer Seite waren nicht zur Zufriedenheit ausgefallen ... Die deutschen Sachen nähern sich ihrem Ende, die unsrigen (weimarischen) noch nicht, da der König auf dem Neustädter Kreis besteht, nebst Blankenhayn etc. Gersdorff tractirt noch [1]).

[1]) Näheres hierüber bei Egloffstein, Carl August auf dem Wiener Kongreß, S. 98 ff.

Sonnabend 28. Mai.

Des Abends 5 Uhr beurlaubt von der Großfürstin Maria, die morgen über Salzburg zurückgeht. — Die Großfürstin Catharina nach Ungarn. — Heute war Kaiser Franz, nebst der Kaiserin M Luise abgereiset. — Ich traf die Marie Luise bey der Großfürstin, wohl und blühend. —

Mit diesen Worten bricht Carl Bertuchs Tagebuch ab. Wie er die letzte Zeit bis zu seiner Abreise von Wien verlebt hat, entzieht sich infolgedessen unserer Kenntnis. Ebenso wenig steht fest, an welchem Tag er die Heimfahrt angetreten hat. Daß er nicht allzu lange vor Ende Juni aufgebrochen ist, ergibt sich aus einem Brief an Goethe vom 7. Juli, der auch für weitere Kreise nicht ohne Interesse sein dürfte[1]).

„Euer Excellenz", lautet er,

„Bringe ich vor aller erst meine innigsten Wünsche für das gute Gedeihen der angefangenen Badekur in Wiesbaden und entledige mich, da ich seit einigen Tagen endlich nach 9 monatlichen Aufenthalt von Wien zurückgekehrt bin, der vielfachen Empfehlungen vom Herrn von Humbold, Grafen Fries, und andren würdigen Männern. Wie sehnlichst wünschen die Wiener Ew. Excellenz einmal in ihrer Mitte zu sehen, und Ihre Kunstschätze durch Sie gewißermaßen neu zu genießen. Von Neuem habe ich mich überzeugt, wie reich diese Kaiserstadt von Kunstsammlungen jeder Art ist; die Zeichnungssammlung des Herzogs Albert von Sachsen Teschen allein, wo unter andern das ganze Vermächtniß Albrecht Dürers an Kaiser Maximilian, zwei starke Portefeuilles mit den auserlesensten Handzeichnungen des alten Meisters, enthalten — die Lambergsche Sammlung von 500 Etruscischen Vasen und Gefäßen — die Kaiserl. Sammlung der geschnittenen Steine, Medaillen &w. nicht zu gedenken, — wären im Stande, einen Kunstfreund Monate zu beschäftigen. — In der Sammlung von allerlei Seltenheiten, vormals im Schloße Ambras in Tyrol, jezt in Belvedere zu Wien aufgestellt, fand ich auch das schöne goldne Salzfaß des Benvenuto Cellini, und habe solches auf das genaueste von zwei Seiten zeichnen lassen.

„Das Theater strebt in Wien rühmlich auch nach Vervollkommnung. Ein[2]) von Kurländer herrührender Bericht über eine gelungene Darstellung der Iphigenie lege ich hier bey.

„Zugleich füge ich den Brief des Cammerherrn von Preen in Rostock im Namen der Mecklenburgischen Stände über Blüchers Monument bey, worüber Herr Hofrath Meyer, Euer Excellenz bereits geschrieben hat. —

[1]) Original im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar, dessen Direktion die Güte hatte, mir die nachstehende Abschrift mitzuteilen.

[2]) Nominativ! so in der Handschrift.

Da die Original Entwürfe von Schadow und Weitsch (die Säule) schnell zurück mußten, und die Ideen auch aus Calquen leicht zu erkennen waren, so habe ich letztere fertigen laßen, füge sie bey, und sendete das Uebrige an v. Preen zurück, mit Bemerkung, daß ich seinen Brief nebst Durchzeichnungen nach Wiesbaden an Ew. Excellenz gesendet habe. Ob Ew. Excellenz direct oder durch mich antworten würden, könne [so!] ich v. P. nicht bestimmen.

In Wien hat die Deputation des Buchhandels doch bewirkt, daß unser Petitum in die deutschen Bundesakte aufgenommen wurde, woran sonst Niemand gedacht hätte. Das Weitere und speciellere steht nun von den Resultaten des Bundestages in Frankfurt zu erwarten.

Für die Autographische Sammlung lege ich eine Handschrift des bekannten Laharpe, Erzieher Alexanders, bey.

Mein guter Vater, der in einigen Tagen nach Töpliz geht, empfiehlt sich auf das Hochachtungsvollste. — —

Mit den unwandelbaren Gefühlen hoher Verehrung verharre ich

Weimar
d. 7. July
1815.

Ew. Excellenz
unterthäniger
Carl Bertuch."

Von der Freude über die Wiedervereinigung mit den Seinen erwähnt der Briefschreiber nichts. Wie groß sie gewesen sein wird, läßt sich denken. Freilich währte sie nur kurze Zeit. Schon in den beiden nächsten Monaten, die er zu Hause verlebte, soll sich Carl Bertuch unwohl gefühlt haben. Anscheinend um sich zu erholen, unternahm er am 6. September mit Jettchen, seiner Gattin, eine kleine Reise nach Ilmenau, die von schönem Herbstwetter begleitet war und, seinen knappen Aufzeichnungen nach zu urteilen, ihn erfrischte. Wie wir ihnen entnehmen, rastete er auf dem Rückweg in dem ihm wohlbekannten Rudolstadt und verlebte den Abend des 17. September auf dem dortigen Schloß am Teetische seiner Gönnerin, der verwitweten Fürstin Caroline Luise, geborenen Landgräfin von Hessen-Homburg[1]), die ihn im Kreise ihrer Familie empfing und sich von ihm über Wien erzählen ließ.

Am 18. Abends war er wieder in Weimar[2]). Bald darauf erkrankte er an einem Nervenfieber, das ihn am 5. Oktober 1815 hinwegraffte.

Die Nachricht von Carl Bertuchs frühem Tode rief, wie die ihm gewidmeten Trauerkundgebungen beweisen, in weiten Kreisen schmerzlichen Widerhall hervor. „Seinen Verlust", heißt es in einem bald darauf ge-

[1]) Der Titel eines fürstlich schwarzburgisch-rudolstädtischen Kammerrates, den B. besaß, darf wohl als ein Zeichen der Wertschätzung betrachtet werden, die er am dortigen Hofe genoß.

[2]) Die Angaben über B.s Ausflug beruhen auf den darüber gemachten kurzen Aufzeichnungen, die dem Tagebuche beiliegen.

ſchriebenen Briefe, „bedauern alle Freunde der Kunſt und Wiſſenſchaft, ja es iſt nicht zuviel geſagt, daß die durch ſeinen Tod entſtehende Lücke jedem gebildeten Deutſchen empfindlich ſeyn wird[1])."

Es war Goethe, der des in der Blüte der Jahre dahingegangenen jüngeren Mitbürgers in ſo ehrenden Worten gedachte. Für die hohe Meinung, die der größte unter den Zeitgenoſſen von ihm hegte, ſpricht auch die ſehr freundliche Antwort auf Carl Bertuchs Schreiben vom 7. Juli[2]). So wie wir dieſen aber, beſonders auch aus ſeinem Tagebuche vom Wiener Kongreß, kennen gelernt haben, werden wir ermeſſen können, wie ſehr gerade Goethe ihn vermißt haben wird.

Am meiſten fehlte er natürlich dem greiſen Vater. „Die Stütze meines Lebens iſt gebrochen", ſchrieb Friedrich Juſtin Bertuch an ſeinen Freund Boettiger in Dresden, „alle meine Freuden ſind dahin und alle meine Hoffnungen und Pläne für die Zukunft, die Er erhalten und ausführen ſollte, ſind mit ihm zu Grabe getragen[3])."

Daß der Verſtorbene trotz aller Anſtrengungen den Zweck der Reiſe nach Wien nicht völlig hatte erreichen können, erſchien im Hinblick auf ſein unerwartetes Ende um ſo betrüblicher. Der Antrag zugunſten der deutſchen Buchhändler, den Wilhelm von Humboldt im § 9 ſeines Verfaſſungsentwurfes geſtellt hatte, war nicht angenommen worden; man beſchränkte ſich vielmehr — wie Carl Bertuch auch Goethe gegenüber andeutet — im § 18 der deutſchen Bundesakte auf das Verſprechen, „die Bundesverſammlung werde ſich bei ihrer erſten Zuſammenkunft mit Abfaſſung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherſtellung der Rechte der Schriftſteller und Verleger gegen den Nachdruck beſchäftigen[4])."

Daß dieſe Zuſage nicht unerfüllt bleiben möchte, ſuchte der alte Bertuch in den nächſten Jahren mit allem Eifer durchzuſetzen, aber vergeblich: erſt 1832, ein Jahrzehnt nach ſeinem Tode, iſt endlich ein Bundesgeſetz gegen den Nachdruck zuſtandegekommen[5]).

[1]) IV., 26. Bd., Briefe, S. 114. An Auguſt Claus von Preen, 23. Okt. 1815.

[2]) Ebenda, S. 37/38, 14. Juli 1815.

[3]) Feldmann, Fr. J. Bertuch, S. 42. Vgl. über Carl B.s Tod den von demſelben verfaßten Artikel im Nachtrage der Allgem. D. Biogr., ſiehe ferner den Ausdruck des Bedauerns über das Schickſal des Vaters in dem Briefe K. L. v. Knebels an Charlotte v. Schiller vom 24. Okt. 1815 (Ch. v. Sch. und ihre Freunde III, 360, Stuttgart 1865), ſowie in dem des Grafen J. E. v. Goertz an Großherzogin Luiſe vom 16. Okt. 1815 (Egloffſtein, Carl Auguſt auf dem Wiener Kongreß, S. 186).

[4]) Feldmann, ebenda, S. 40/41. Vgl. Klüber, Akten des Wiener Kongreſſes II, 613.

[5]) Feldmann, S. 41.

(Ende.)

Yuan Schi Kai.

Von

H. Prehn-v. Dewitz.

China tritt in eine neue Epoche ſeiner Jahrtauſende alten Geſchichte. Die Urzeit, ſagenhaft, gezeichnet durch die lebendigen Namen der großen Kaiſer Yaou, Schun und Jü — das Altertum ſtrahlend im Geiſte eines Lao tſi, Kung fut tſi und Meng tſi — das Mittelalter, vom Untergang der Han-Kaiſer bis zum Einzug der Mandſchus in Peking — und dann die Neuzeit — die Tſ'in-Dynaſtie, gewaltig bis zu ihrem Ende, unter einem Kang-Hi, einem Kien Lung und ſchließlich dem alten Buddha, Chinas letzter Herrſcherin, der Kaiſerin Tzu-Hſi. Was dann folgt, möchten wir als die Neugeburt Chinas, die Neugeburt im Confuzianiſchen Geiſte, geboren aus den Erforderniſſen der Zeit und in inniger Berührung mit den Kulturen des Weſtens, anſprechen. Yuan, der Diktator, wird der Verkünder und Leiter dieſer Renaiſſance, und wofür die Zeit eines Li Hung Chang den Boden gelockert und die erſten ſchwanken Wurzeln geſchlagen hat, das wächſt unter Yuan heran, bis es vielleicht in einem neuen Dezennium die knoſpende Blüte zur Frucht treibt. Der Mann, deſſen Herrſchergewalt, deſſen Geiſteskraft und Glück dem Vierhundertmillionenvolk groß genug erſcheinen, um ihn mit dem Mandat des Himmels zu betrauen, und der Mann, den in einer der ſchwerſten und von äußeren und inneren Zufällen gekennzeichneten Zeit, der Wille des Himmels zum Herrſcher beſtimmt, wahrlich der Mann muß auch für die weſtlichen Nationen und ihre Ideen eine Bedeutung gewinnen, die nicht durch oberflächliche Kenntnis ſeines Namens zu befriedigen iſt.

* * *

Yuan Schi Kai wurde im Jahre 1859 im Kreiſe Hiang-Tſcheng in der Provinz Honan geboren. Sein Vater Yuan Gia San, Generalgouverneur von Yünnan, entſtammte einer hochverdienten Beamtenfamilie, deren Treue zum Herrſcherhauſe ein ſteinerner Ehrenbogen in Hiang-Tſcheng pries, Yuan, der Knabe, wurde in hergebrachter Weiſe wie die Söhne hoher Würdenträger erzogen und erhielt ſchon früh die Auszeichnung des Yin ſcheng[1]) — doch ſagt man, daß ſein Intereſſe in der Jugend mehr anderen Dingen, als dem ernſten Bücherſtudium zugewandt geweſen ſei[2]). Wie dem aber auch ſei, jedenfalls ſuchten ihn ſeine Mutter und andere nahe Verwandte von der Beamtenlaufbahn, für die er nicht geeignet erſchien, fernzuhalten. Aber ſie

[1]) Ying ſcheng — Lizentiat der Akademie, iſt ein Ehrentitel, der den Söhnen verdienter Väter verliehen zu werden pflegt.

[2]) Ku Hung Ming nennt ihn in ſeinem Buche „Chinas Verteidigung gegen europäiſche Ideen" (Jena 1911) einen „Taugenichts". Dies iſt entſchieden übertrieben.

hatten die Rechnung ohne den Ehrgeiz Yuans gemacht. Überall fand der Jüngling, der klug und voller Energie war, Gönner, die eingedenk von Wohltaten, die ihnen einst sein Vater erwiesen hatte, bereit waren, das Sprungbrett zu bieten, um ihn den Weg ins öffentliche Leben zu führen. Als 1882 General Wu Tschang Ching von der chinesischen Regierung nach Korea gesandt wurde, bat ihn Yuan, an der Expedition teilnehmen zu dürfen. Und der General sagte zu. Dreiundzwanzigjährig erhielt der junge Mandarinensohn einen einflußreichen Posten im Gefolge des Generals Wu. Li Hung Chang, schon damals der allmächtige Vizekönig von Tschili, wurde bald auf den begabten und strebsamen Jüngling aufmerksam und brachte ihn in immer verantwortungsvollere Ämter. Zuletzt veranlaßte er seine Ernennung zum Generaldirektor des Handels und des diplomatischen Dienstes in Korea.

So stand denn Yuan bereits im frühen Mannesalter auf einem gefährlichen, sturmumtobten Posten. Auf Korea begegneten sich der japanische und chinesische Einfluß auf Schritt und Tritt, hier standen sich die Vertreter zweier rasseverwandter Mächte wie Kämpen gegenüber. Immer deutlicher ward es, daß Japan in kaum zu zügelnder Begehrlichkeit, die Hände nach der nahen, heißersehnten Beute ausstreckte. Der Krieg mit China war im Lande der aufgehenden Sonne lange beschlossen, ehe die erste halbwegs schickliche Gelegenheit ihn vom Zaune brach. Reformatorische Geschichtsschreiber vom Geiste eines Sun Yi Sien (kantonesisch Sun Yat Sen) haben häufig versucht, die Veranlassung Li Hung Chang und seinen militärischen Vorkehrungen, oder Yuan Schi Kai in die Schuhe zu schieben. Beides erscheint grundfalsch. Der greise Li verwahrt sich in seinen Denkwürdigkeiten ausdrücklich dagegen — nicht zum Angriff, zur Verteidigung hat er Chinas Flotte und Armee neuorganisiert. Es hieße, die Größe dieses Staatsmannes vollends verkennen, wollte man annehmen, er hätte nicht einen genügend klaren Blick besessen, um Chinas militärische Schwächen in jeder Weise beurteilen zu können und den Kampf mit dem kriegsgeschulten Inselvolk zu vermeiden gesucht. Yuan, dem damaligen Residenten in Seoul, wirft namentlich Ku Hung Ming vor, daß seine Großtuerei den Waffengang mit Japan verschuldet habe — eine Behauptung, die völlig beweislos und unhaltbar bleibt. Nur eins steht fest, daß Yuan vor Ausbruch der Feindseligkeiten mehr oder weniger große Hilfsversprechungen von englischer Seite zugegangen sein müssen, die er dann unzweifelhaft als halbwegs, vielleicht sogar völlig bindende Zusage an Li Hung Chang weitergegeben hat. Man weiß ja heute, wie Albion mit seinen Versprechungen und Hilfsangeboten umspringt, und wird sich nicht wundern, wenn es auf Korea einen Präzedenzfall schuf. Der Verlauf des Krieges und sein verlustreicher Ausgang für China sind bekannt. England hatte plötzlich alles Interesse an der Not des Mittenreiches verloren, und die Torpedierung des unter englischer Flagge segelnden Kowshing rührte die Diplomaten an der Themse ebensowenig, wie das dringliche Hilfsgesuch Li Hung Changs. Die ganze Intervention Albions bestand schließlich darin, daß englische Matrosen

den kaiſerlichen Reſidenten in Seoul, Yuan Schi Kai, beim Anrücken der Japaner unter ſicherem Geleit nach Chemulpo führten.

Die drückenden Bedingungen des Friedens von Shimonoſeki brachten den Sturz Li Hung Changs. Äußerlich zwar gedemütigt, aber innerlich ungebrochen, zog ſich der „große alte Mann" von ſeinen zahlreichen öffentlichen Ämtern auf einen ruhigeren Gouverneursposten zurück. In der ehrwürdigen Hauptſtadt des Nordens aber ergriffen die Reformatoren das Staatsruder, und die Ideen eines Kang Ju Wei wurden zur herrſchenden Doktrin. Yuan Schi Kai ſchloß ſich der neuen Richtung an und erhielt durch Vermittlung eines alten väterlichen Freundes, des Admirals Chang Wen Ping, das Unterkommando einer neugebildeten Truppe unter dem Günſtling der Kaiſerin Jung Lu. Die Neuerungspläne Kangs und ſeiner Getreuen zogen ihn in ſeinen Bann und lockten ihn. Er erkannte das gebieteriſche „Muß" vernünftiger Reformen auf allen Gebieten der öffentlichen und behördlichen Ordnung, wenn er auch den Plan ihrer übereilten Durchführung gleich ſeinem großen Zeitgenoſſen Li aus innerſter Seele verurteilen mochte.

Über dieſe Reformen iſt ſo viel und ſo mannigfach, meiſtens in glänzender Verkennung der Vorgänge geſchrieben worden, daß es ſich heute wohl verlohnt, noch einmal darauf zurückzukommen und Urteile zu feſtigen, die für die kommende Geſchichte des Mittenreiches von großer Bedeutung ſein können. Kang iſt keineswegs der blindwütende Reformer, der China aus ſeiner jahrtauſendalten geheiligten Lehre herausreißen und in ein neues Syſtem preſſen will, das mit dem alten auch nicht einmal den Namen gemeinſam hat. So haben engliſche Hiſtoriographen ihn uns hinzuſtellen ſich bemüht und haben ihre Nachbeter weit und breit gefunden. Kangs Schule iſt vielmehr die Schule des gelehrten Neukonfuzianismus, die wohl das beſtehende Regierungsſyſtem verwarf, weil es unkonfuzianiſch, im blinden Beobachten längſt überlebter Formen beſtand, während doch gerade der Konfuzianismus die Anpaſſung an Zeit und Umſtände fordert; die aber auch die alten konfuzianiſchen Lehren der Lebensweisheit und Sittlichkeit ihrem ganzen Umfange nach erhalten wiſſen wollte. Nur die Inſtrumente der neuen Staatseinrichtung ſollen von den Weſtvölkern übernommen werden (ſie ſind zeitgemäß), aber der Geiſt, der uralte, ſoll erhalten bleiben. Werdet ſtark und klug im Geiſte des Einers und denkt der Worte des Schu-king: „Die Schwachen ſollen unterjocht, die Toren geſtraft, den Zuchtloſen ihre Länder genommen, die hoffnungslos Verlorenen beſeitigt werden." Soweit waren die Ideen Kangs durchaus berechtigt und fanden auch bei den hervorragendſten Vertretern der chineſiſchen Geiſtesariſtokratie, nicht zuletzt bei dem Kaiſer Kuang Hſü ſelbſt freundliche Aufnahme; aber darüber hinaus, als der Reformator ſeine Gedanken in die Tat umzuſetzen ſich anſchickte und das, was er mit ſeiner Denkkraft erfaßt, zu organiſieren begann, wurde er zum ſpielenden, experimentierenden Dilettanten. Nun ſollte alles überſtürzt, wichtige Staatsfunktionen von heute auf morgen geändert werden. So bekam der Name „Reformen" einen böſen Klang, und

weitschauende Männer, gleich einem Li und Yuan, versagten ihre Teilnahme einem Werke, das, kaum geboren, den Todeskeim der ersten Stunde in sich trug. Nur der Kaiser hielt zu Kang, vielleicht aus Opposition gegen den alten Buddha, vielleicht weil er selbst, in Staatsgeschäften ungeschult, im Enthusiasmus schon die Gewähr für das Gelingen des Planes erblickte.

In diese Zeit fällt der Staatsstreich Tzu Hsis, durch den sie wieder zur Herrschaft gelangte, und der reformfreudige Kaiser Kuang Hsü vom Throne gestoßen wurde. Yuan Schi Kai sollte die Hauptrolle bei diesen bis heute noch nicht ganz aufgeklärten Vorgängen spielen. Kuang Hsü hatte nach den Plänen Kang Ju Weis ein Reformedikt nach dem anderen erlassen — Verordnungen, die das bestehende Regime in seinen Grundfesten erzittern machten und die bestehende Ordnung durch die Schnelle ihrer Umwandlung in ein Chaos zu verwandeln drohten. Nichts war natürlicher, als daß das gesamte Beamtentum, dem die Neuerungen die Existenzmöglichkeit mit einem Schlage unterbanden, sich widersetzte. Die alte Kaiserin Tzu Hsi hatte anfangs der allmählich fortschreitenden Reformbewegung nicht unsympathisch gegenübergestanden — als nun aber die Ereignisse sich überstürzten und alles bei ihr Schutz suchte vor der fast revolutionären Hast jener Umstürzler, da rückte sie entschieden von Kang und seinen Gefolgsleuten ab. Der Zwiespalt zwischen der alten und neuen Partei wurde immer größer, ein Zusammenprall schien unvermeidlich. In dieser kritischen Lage beschlossen die Reformer, mit einem Gewaltstreich die Oberhand zu bekommen. Tzu Hsi und ihr Getreuer Jung Lu glichen den wildumbrandeten Felsen, an denen die „Reaktion" immer wieder Halt fand. Sie galt es zu beseitigen. Und als den Mann, der dieses Werk verrichten sollte, hatte man mit Vorbedacht einen ehrgeizigen gewählt — Yuan Schi Kai. Dieser stand unterdessen an der Spitze der sogenannten neuen Armee in Tientsin, einer nach europäischem Muster vortrefflich gedrillten Truppe [1]), und war zugleich zum Generalgouverneur von Tschili ernannt worden.

Am 13. September 1888 machte der Kaiser seinen letzten verzweifelten Versuch bei Tzu Hsi, um sie für die Reformbewegung umzustimmen. Das vollständige Fehlschlagen der Audienz in Wan schou schan brachte den Stein ins Rollen — zwei Tage später berief Kuang Hsü Yuan Schi Kai nach Peking. Er ernannte ihn zum „Reformator der Armee" und gab ihm einen Posten, der ihn völlig unabhängig von Jung Lu und seinem Kommando machte. In den folgenden Tagen fanden weitere Audienzen statt. Was in diesen besprochen wurde, entzieht sich naturgemäß der Kenntnis der Öffentlichkeit. Viel Wahres und Falsches ist über die Abmachungen, die hier im geheimen getroffen sein sollen, später durch eine sensationslüsterne Presse in die Welt gesetzt worden. Nur eins steht fest, daß Yuan dazu ausersehen war, einen entscheidenden Schlag gegen den alten Buddha zu führen. Dafür

[1]) Die „Neue Armee" war eine etwa 7000 Mann zählende, von deutschen Instruktoren ausgebildete Kerntruppe des chinesischen Heeres.

ſprechen vor allem ein Edikt[1]) der Kaiſerin, in dem ſie ausdrücklich Truppen der mandſchuriſchen Garde zu ihrem Schutze nach Wan ſchou ſchan entbietet, ſowie ſpätere Äußerungen der Reformatoren ſelbſt. In chineſiſchen Literatenkreiſen hielt ſich ſpäter das Gerücht, der Kaiſer habe Yuan mit der Hinrichtung Jung Lus beauftragt. Auch Bland und Backhouſe verzeichnen dieſe als Tatſache, ohne Quellen zu nennen. Nach Franke[2]) ſoll es Pierpont Morgan, der in dieſer kritiſchen Zeit China bereiſte, zuerſt ausgeſprengt haben. Jedenfalls iſt die Möglichkeit, daß der Kaiſer Yuan mit einer ſolchen Aufgabe betraut hat, nicht ohne weiteres von der Hand zu weiſen. Über die Zuſtimmung Yuans zu dieſen Plänen finden ſich verſchiedene Lesarten. Die einen ſagen offen oder verſteckt, Yuan habe dem Kaiſer in allem Treue geſchworen und ſei dann zum Verräter geworden[3]) —, die anderen, ſo namentlich Liang Ki Tſchao, laſſen in ihren Äußerungen erkennen, daß Yuan nur unwillig, wenn überhaupt auf die Pläne Kuang Hſüs eingegangen ſei.

Am 20. September kehrte Yuan nach Tientſin zurück, wie es heißt auf Jung Lus Betreiben, der unruhig über ſeine Pekinger Miſſion die Rückſendung des „Gefährdeten" aus politiſchen Gründen bei Tzu Hſi durchgeſetzt hatte. Am Abend des 20. September trafen die beiden Männer in Jung Lus Yamen in Tientſin zuſammen. Was hier vorgefallen, entzieht ſich ebenſoſehr wie die Vorgänge im Palaſt zu Peking der Außenwelt. Jedenfalls wird Yuan, der mit klugem Verſtand die gefahrvolle und unſichere Lage der kaiſerlichen Partei erkannt haben mochte, Jung Lu in die Machenſchaften und Abſichten Kuang Hſüs eingeweiht haben. Wieder ſpielt die Fama hinein und berichtet, daß Yuan und Jung Lu ſeit langem Blutsbrüder geweſen ſeien, und daß Yuan den Hinrichtungsbefehl aus der Taſche gezogen und ihn zum Zeichen ſeiner treuen Geſinnung Jung Lu eingehändigt habe[4]). Am nächſten Tage war Jung Lu in Peking. Alle Regeln der Etikette durchbrechend, drang er in den Palaſt und enthüllte dem alten Buddha den ganzen Verſchwörungsplan. Tzu Hſi berief ſofort die ergebenen Mitglieder des Staatsrats, und noch am ſelben Tage erließ ſie ein Edikt, das, „auf die inſtändigen Bitten des Kaiſers hin," ihre neuerliche Hilfe bei der Regierung ankündigte. Den unglücklichen Monarchen aber hatte ſie um dieſelbe Stunde von willfährigen Wachen und Eunuchen umzingeln und als Gefangenen auf die kleine Inſel Jing tai bringen laſſen. Dort im Palaſt der ſogenannten Seenterraſſe hat Kuang Hſü den Reſt ſeiner Tage verbracht, abgeſperrt von der Welt, umgeben von Spionen, gefeſſelt von einer ungeliebten, von Tzu Hſi ihm zur Wächterin geſetzten Frau — allein mit ſeinen Plänen und Ideen, die vielleicht ſo groß gedacht, doch ein ſo klägliches Ende nehmen mußten.

[1]) Edikt vom 22. September 1898.

[2]) Bei Franke: „Oſtaſiatiſche Neubildungen", S. 84.

[3]) So namentlich Bland und Backhouſe: „China under the empress dowager".

[4]) So ſchreiben Bland und Backhouſe und ganz ähnlich Cordis: „Histoire des relations de la Chine avec les puissances occidentales".

Die Wende des Jahrhunderts sah den Ausbruch des Boxeraufstandes. Schon aus dem Jahre 1896 datieren die Vorwehen dieses gigantischen und fanatischen Volkskrieges. Bereits um diese Zeit hat Yuan die Bildung geheimer Gesellschaften in Yentschoufu und Itschoufu in der Provinz Schandung gemeldet[1]). Im Februar 1900 übernahm Yuan Schi Kai den Gouvernementsposten von Schandung. Die Dürre des vorhergehenden Jahres, die in den Norden Chinas viel Not und Unzufriedenheit getragen hatte, begünstigte den Ausbruch der fanatischen Bewegung. Yuan trat ihr von Anfang an mit äußerster Strenge entgegen und erreichte dadurch, daß die wilden Boxerscharen, die zuerst in dieser Provinz ihre Heimstatt gefunden hatten, nach und nach ganz aus Schandung verdrängt wurden. So blieb seine Provinz fast völlig von den Wirren verschont. Unterdessen wütete in Nordchina Mord und Brand. Baron von Ketteler wurde in Peking auf dem Wege nach dem Tsungli Yamen meuchlings erschossen, die fremden Gesandtschaften waren zu belagerten Festungen geworden. Tzu Hsi selbst stellte sich auf die Seite der rohen Rebellen und versprach einen Preis für den Kopf eines jeden Fremden. Vergebens setzten Männer wie Li Hung Chang, Yuan Schi Kai, Jung Lu und der gewissenhafte Tschang Tschi Tung ihre ganze Macht ein, um die Regentin vor dem Äußersten zu bewahren. Ihnen blieb schließlich nichts anderes übrig, als zur Selbsthilfe zu schreiten und mit drakonischen Strafen die Ordnung in ihren Provinzen aufrecht zu erhalten. Namentlich Yuan hat in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet. Rings um seine Provinz tobten die wilden Horden, und er wehrte mit schneidigem Schwert den Schakalen die Beute in seinen Landen. Gut und Blut ihrer Untertanen in Schandung haben die fremden Nationen diesem Manne und seiner eisernen Faust zu danken. Und wenn Kung Hung Ming ihn schilt und von dem edlen Wahnsinn der Boxerbewegung und Yuans Unfähigkeit, ihn zu begreifen, spricht, wenn er von seiner „cynischen Grausamkeit, mit der er die irregeleiteten Bauernjungen hinrichten ließ", erzählt, so scheint das eher auf persönliche Gehässigkeit dieses Literaten, denn auf ein vollständiges Verkennen der vernünftigen Reformbewegung, deren Anhänger Ku doch sein will, hinzudeuten[2]). Der Boxeraufstand wurde von den Fremden blutig unterdrückt, der alte Buddha fand sein Heil in der Flucht und erlangte später nur mit knapper Not, und dank der Fürsprache des greisen Li, noch einmal den Sitz auf dem Drachenthron.

Am 7. November 1901 war Li Hung Chang gestorben. Der große alte Mann war hinübergegangen, doch nicht verwaist blieb das Reich. Er hinterließ einen Nachfolger, der in der Vollkraft seiner Jahre bereit war, in seine Fußtapfen zu treten, und dieser Mann war Yuan Schi Kai, sein einstiger Schützling. Tzu Hsi hatte ihn im November 1902 zum Generalgouverneur von Tschili ernannt. Überall begann jetzt die Lehre der Reformer in China mächtig zu sprossen und Blüten zu treiben. Der Ausgang des russisch-

[1]) Schüler: „Geschichte Chinas".

[2]) Ku Hung Ming: „Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen", S. 116 und 120.

japaniſchen Krieges, die Niederlage des tönernen Rieſen, der erſte Sieg einer aſiatiſchen Macht über einen bisher für unbeſiegbar gehaltenen übermächtigen weſtlichen Nachbarn, hatte auch in China das Nationalgefühl und das Zutrauen zu ſeinen Machtmitteln gewaltig gehoben. Tzu Hſi ſelbſt verſchloß ſich dem Reformgeiſt nicht mehr, und überall wurde das Walten einer neuen Zeit ſichtbar. Man erkannte endlich, daß die ſtufenweiſe Einführung der Neuerungen allein zum Ziele führen könnte, und handelte danach. Yuan ſchuf aus dem Grundſtock ſeines kleinen Heeres allmählich eine wohldiſziplinierte Armee, und bald waren es über 60000 Mann, die ſeinem Befehle unterſtanden. Während Tſchang Tſchi Tung, Yuans großer Amtsgenoſſe im Süden, mehr die mit weſtlichem Geiſte verquickte Kultur Japans bevorzugte und die jungen Studenten ſeiner Provinz in die Lehrſtühle des Reiches der aufgehenden Sonne ſchickte, weil er die dem Chineſen weſensverwandte Art der Lebensführung und Sprache des Japaners für ausſchlaggebend und fördernd bei der Erlernung neuer Doktrinen hielt, wandte ſich Yuan mehr und mehr der reinen Kultur weſtlicher Ziviliſation zu. Ihm war es zu danken, daß die erſten chineſiſchen Studenten nach Deutſchland kamen, und es blieb ſehr zu bedauern, daß ſie hier eine geraume Zeit lang nicht das richtige Verſtändnis und volle Anerkennung ihrer Miſſion fanden[1]). Hatte die Reformbewegung, von vernünftigen und einſichtsvollen Männern geleitet, im Grunde einen geſunden Charakter, ſo traten doch alsbald wieder Unterſtrömungen auf, die ſpäter ſogar die Oberhand gewinnen ſollten, und die die Revolution, die gewaltſame Umwälzung, auf ihr Panier ſchrieben. Leider iſt ſelbſt in deutſchen Schriften Yuan Schi Kai nicht ſelten mit den Leitern dieſer Partei gleich geſtellt worden. Das beruht auf einem vollſtändigen Verkennen der beiden grundverſchiedenen Richtungen. Die Ko ming tang, das iſt die Partei der Revolution, predigte den Kampf, den Kampf gegen die Fremdraſſen, vor allen Dingen gegen die Mandſchus — dann aber auch die gewaltſame Einführung der Republik. Ihr Führer war Sun Yi Sien, ein Umſtürzler vom reinſten Waſſer, der die Ideen der großen franzöſiſchen Revolution in China heimiſch zu machen trachtete. „Von Natur aus ſind die Menſchen gleichberechtigt“ (Dekret, Nanking, März 1912) und ähnliche Schlagworte aus der Zeit der Sansculottenherrſchaft zeichneten ſeine Reden und ſeinen Geiſt. Ein unſteter, unruhiger Menſch, von ſeinem Onkel, einem alten Anhänger der Taipingrebellen, früh in revolutionäre Maximen eingeweiht, mochte er auf weiten Reiſen die Ideen des Orients und Occidents moſaikartig in ſich aufgenommen haben — war auch zum Chriſtentum übergetreten und hatte im Jahre 1895 die erſte, freilich mißglückte Erhebung in Kanton verurſacht. Nach London entflohen, war er auf offener Straße von ſchlauen, bezopften Söhnen des himmliſchen Reiches in einen Hinterhalt gelockt und feſtgenommen,

[1]) Der im vorigen Jahre in Berlin gegründete Deutſch-chineſiſche Freundſchaftsbund wird hoffentlich viel zum Verſtändnis und zur richtigen Einſchätzung des neuen Chinas beitragen.

aber später auf die Intervention der englischen Regierung hin wieder freigelassen worden. Jetzt war er wieder im Reiche der Mitte und stand an der Spitze einer Partei, deren Fahnen schon mehrmals blutigrot durch die Provinzen des Südens geflogen waren.

Am 3. November 1908 beging Tzu Hsi ihren dreiundsiebzigsten Geburtstag. Bald darauf begann sie zu kränkeln. Seltsamerweise siechte auch um dieselbe Zeit ihr Gefangener auf der Seeterrasse, der Kaiser Kuang Hsü, dahin. Ihr baldiges Ende ahnend, berief sie am 13. November den Staatsrat, um die Nachfolge für den schnell verfallenden Kaiser zu ordnen. Ihre Wahl war bereits getroffen. Pu-i, der Sohn des Prinzen Tschun und der Tochter ihres Günstlings Jung Lu, sollte dereinst den Drachenthron einnehmen. Zwar widersetzte sich Yuan zu gunsten der älteren thronfolgeberechtigten Linie, und auch wohl, weil Prinz Tschun, der Bruder Kuang Hsüs, sein natürlicher Widersacher sein mußte; aber diesmal blieb der alte Buddha bei seinem einmal gefaßten Plane.

Am 15. November starb Tzu Hsi, nur wenige Stunden nachdem Kuang Hsü den Drachenwagen zur Fahrt ins Jenseits bestiegen hatte. Kuang Hsü selbst soll nach chinesischer Erzählung ein Testament hinterlassen haben, in dem er Yuan Schi Kai für das Elend seiner letzten Jahre verantwortlich macht und befiehlt, daß, „wenn die Zeit kommt, Yuan Schi Kai ohne weiteres enthauptet werde“ [1]). Prinz Tschun war nun Regent für den noch unmündigen Pu-i. Ihm lag es ob, das Testament seines unglücklichen Bruders auszuführen. Wie er dies tat, wurde deutlich, als er bereits am 2. Januar des folgenden Jahres Yuan in Ungnade entließ. Yuan zog sich, wie es schien, ohne Groll zurück, hatte er doch wohl eine schwerere Strafe erwarten müssen, und er durfte es nur seinem früheren langjährigen Zusammenarbeiten mit dem Prinzen Tschun danken, daß der Pflicht der Pietät auf diese Weise genügt wurde. In ganz China aber galt Yuan von nun an für einen gefallenen Mann, und niemand hätte ihm vielleicht in der Stunde, als er äußerlich und innerlich gebrochen, die Reise nach Honan antrat, seine spätere glänzende Laufbahn vorhersagen mögen. Am 9. Oktober brach in Hankou die von Sun und seinen Helfershelfern mit allen Mitteln vorbereitete und organisierte Revolution aus. Bald hallten die ganzen Südprovinzen von dem Feldgeschrei der revolutionären Heere und Banden wider. Hoch die Han, nieder die Man [2]), so tönte es bis an des Thrones Stufen. Die Regierung war ohnmächtig. Der einzige Mann, der helfen konnte, blieb Yuan. Ein Edikt vom 14. Oktober ernannte ihn zum Generalgouverneur von Hupe und Hunan und zum Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee. Aber noch zögerte Yuan. Schließlich erklärt er sich bereit, im Gedenken an die alte Kaiserin Tzu Hsi, der Aufforderung Folge leisten zu wollen. Mit seinem Kommen änderte

[1]) Auch bei Bland und Backhouse.

[2]) Die Han sind die Nachkommen der unter der Han-Dynastie lebenden Chinesen, während mit Man die Mandschus gemeint sind.

ſich wohl das Kriegsglück der Rebellen, — aus einer Anzahl eroberter Städte wurden ſie ſchnell wieder vertrieben, aber der Thron war nicht mehr energiſch genug. Wieder, wie ſchon einmal, überſtürzten ſich die Forderungen der Revolutionäre und Reformer, und wieder gab die Regierung übereilte Verſprechungen. Dazu kam ein Sühneedikt des jungen Kaiſers, in dem er ſich in alter Weiſe als den Alleinſchuldigen hinſtellte. „Volk und Heer ſind unſchuldig.“ Auch dies paßte wohl kaum in die allgemeine Stimmung. Inzwiſchen veröffentlichte der Reichsausſchuß die neue Verfaſſung, durch die dem Parlament nach engliſchem Vorbilde die eigentliche Regierung übertragen wurde. Wenige Tage ſpäter erwählte dieſelbe Körperſchaft Yuan Schi Kai zum Premierminiſter. Am 16. November bildete Yuan ſein erſtes Kabinett — die Ko ming tang mußte er wider ſeinen Geiſt und Willen als Regierungspartei anerkennen. Von dieſer Stunde an hatte die Tſ'in-Dynaſtie abgewirtſchaftet. Auch Yuan mochte dies ohne Zweifel einſehen, jedenfalls ſpricht ſein ſpäteres Verhalten ſehr dafür. Obwohl die kaiſerlichen Armeen mannigfache Erfolge über die Revolutionstruppen davontrugen, nutzte Yuan doch ſeine Siege nicht ſo aus, wie er es vielleicht mit einer tatkräftigen Dynaſtie im Rücken, und von einem machtbewußten Herrſcher geſtützt, getan hätte.

Da dankte plötzlich und unerwartet der Prinzregent ab, und Lung Yü, die Witwe des verſtorbenen Kaiſers Kuang Hſü, übernahm die Regentſchaft. Yuan trat immer offener mit Friedensverhandlungen hervor und ſchloß am 2. Dezember ſeinen erſten Waffenſtillſtand mit Li Yuan Hung, dem General der Rebellen in Wutſchang. Was jetzt folgt, ſind reſultatloſe Beſprechungen zwiſchen den Revolutionären und Yuan, die bald in Schanghai, bald in Nanking ſtattfanden. Yuan ſchien hin und her zu pendeln — vielleicht auch überließ er es der Zeit, ein Gebilde zu formen, das ſich im Augenblicke erſt in undeutlichen, verſchwommenen Formen zeigte.

Am 26. Dezember traf Sun Yi Sien, der in Amerika und England Geld für die revolutionäre Bewegung nicht ohne Erfolg geſammelt hatte, in Schanghai ein und wurde vier Tage ſpäter in Nanking zum proviſoriſchen Präſidenten der Republik gewählt. Gleichzeitig wurde Nanking zum Hauptſitz der neuen republikaniſchen Regierung erklärt. Inzwiſchen verhandelte Yuan in Peking mit der Kaiſerin-Witwe und dem Prinzen. Lung Yü ſcheint ſich zuerſt gegen jeden Gedanken der Abdankung geſträubt zu haben. So entſtand das Projekt, den Norden der Tſ'in-Dynaſtie zu erhalten, während der Süden als unabhängige Republik neben dem Kaiſerreich beſtehen bleiben ſollte. Doch dieſer Plan, deſſen Schwäche nur allzudeutlich zutage lag, wurde ebenſo ſchnell verworfen, wie er aufgetaucht war. Wahrſcheinlich iſt ihm auch Yuan auf das entſchiedenſte entgegen getreten. Jedenfalls lagen die Dinge für Yuan eine Zeit lang ſo, daß man tatſächlich von ihm ſagen konnte, er ſtehe zwiſchen zwei Parteien und gehöre doch jeder an. Die Republikaner deuteten ſein Zögern, den Thron zur Abdankung zu zwingen, als Verrat an ihrer Sache, während die kaiſerlichen Prinzen ſein wenig machtvolles Vorgehen gegen die

Umstürzler als Verrat an der Dynastie ansprachen. Ein Attentat, das am 16. Januar gegen ihn unternommen wurde, zeigt am besten, welche Stimmung damals in der Hauptstadt des Nordens herrschte. Endlich mochte auch Yuan einsehen, daß für die Dynastie keine andere Möglichkeit mehr bliebe, als abzudanken. Selbst die Kaiserin mußte erkennen, daß das Mandat des Himmels für ihr Geschlecht erledigt sei. Die Stimme des Volkes sprach zu laut [1]). Am 12. Februar entsagte sie mit ihrem ganzen Geschlechte dem Drachenthron. Die Revolutionäre hatten gesiegt. Nanking feierte Freudenfeste. Sun Yi Sien beglückwünschte Yuan zu seinem Erfolge, teilte ihm aber gleichzeitig mit, daß die Republik seine Autorität, die ihm von den Mandschus verliehen sei, nicht anerkennen könne. Wahrscheinlich fürchtete er eine sogenannte pa cheng-, d. h. Diktatur Yuans im Auftrage des Kaisers, wie sie schon häufiger in unruhvollen Zeiten in der chinesischen Geschichte vorgekommen ist [2]). Yuan muß aber doch wohl seine Bedenken zu zerstreuen gewußt haben, denn am 15. Februar erwählte ihn der republikanische Ausschuß zum provisorischen Präsidenten der Republik.

Noch einmal kam es zu revolutionären Umtrieben, als Yuans Leibtruppen am 12. Februar 1912 meuterten. In Peking, Mukden, Pautingfu, Tientsin, plünderte der Mob. Dem neuen Präsidenten gelang es jedoch, die Empörung mit starker Hand niederzuhalten und das Feuer, das lange noch unter der Asche glomm, mit kühnem Griff zu ersticken.

Am 10. Oktober 1913 wurde Yuan Schi Kai endgültig zum Präsidenten der Republik China erwählt. Seitdem hat er das Regiment mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit aufrecht erhalten — dem Lande sind Unruhen und Niederlagen erspart geblieben, seine Hand war glücklich. Kein Wunder, daß das Volk einem solchen Manne zujubelt und ihn nach uraltem Recht mit dem Mandat des Himmels betraut. Siebzehn Provinzen, so lesen wir heute, haben Yuan zum Kaiser gewählt — die überwiegende Mehrzahl — wird er den Drachenthron besteigen? Ja, das hängt heute nicht mehr vom Volke des Mittenreiches ab, darüber entscheiden Chinas Bedränger, die lüsternd sein Land, in Knechtschaft geführt, aufteilen möchten.

[1]) Und: t'ien sche tze wo ming sche, t'ien ting tze wo ming ting (Schu-king IV.). Der Himmel sieht wie mein Volk sieht, der Himmel hört wie mein Volk hört, „Des Volkes Wille ist Gottes Wille".

[2]) Kaiser Hsiang ließ zum Beispiel 630 nach Christi dem Fürsten Wön von Djin eine Urkunde ausstellen, in der es heißt: „In Ehrfurcht unterziehe Dich dem Befehl des Kaisers. Bediene Dich seiner, um das Reich nach den vier Richtungen zu beruhigen. Überwache und vertreibe die Feinde des Kaisers." Eine Abhandlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften: Dr. Franz Kuhn, „Das Dschong Lun des Tsui Tsche," kam deshalb zu dem Schlusse, Yuan habe eine ähnliche Diktatur im Auftrage des letzten Mandschu-Kaisers inne — ein Standpunkt, der heute wohl nicht mehr aufrecht zu halten ist.

Meine Erinnerungen.*)

Von

Graf Ilja Tolſtoi[1]).

(Fortſetzung.)

13.

Fet. — Strachow. — Gay.

„‚Was iſt das für ein Säbel?‘ fragte der junge Gardeleutnant A. A. Fet Mitte der fünfziger Jahre beim Betreten des Turgenjewſchen Hauſes in Petersburg den Diener. ‚Des Grafen Tolſtoi; Se. Erlaucht ſchlafen in unſerem Wohnzimmer. Iwan Sergejewitſch trinkt in ſeinem Zimmer Tee,‘ erwiderte Sachar.

‚Während der halben Stunde, die ich bei Turgenjew verbrachte,‘ erzählt Fet in ſeinen Erinnerungen (Bd. I, S. 106), ‚ſprachen wir halblaut aus Furcht, den ſchlafenden Grafen zu wecken.‘

‚Das geht die ganze Zeit ſo,‘ meinte Turgenjew lächelnd. ‚Da iſt er aus Sewaſtopol von ſeiner Batterie zurückgekehrt, iſt bei mir abgeſtiegen und „lebt“ ſich nun gehörig aus. Trinkgelage, Zigeuner und Kartenſpiel die ganze Nacht. Dann ſchläft er bis zwei Uhr wie ein Toter. Hab mich bemüht, ihm zu ſteuern, aber jetzt laß ich ihn gewähren.‘

Bei dieſer Gelegenheit wurde ich dann mit Tolſtoi bekannt, aber dieſe Bekanntſchaft war eine ganz äußerliche, da ich damals noch nicht eine Zeile von ihm geleſen hatte und noch nichts von ſeiner ſchriftſtelleriſchen Tätigkeit wußte, obwohl Turgenjew von ſeinen „Kindheitserzählungen“ ſprach.“

Bald darauf traten der Vater und Fet ſich ziemlich nahe, und es entſpann ſich zwiſchen ihnen eine langjährige, innige Freundſchaft und ein Briefwechſel, der faſt bis zu Fets Tode dauerte.

Erſt in den letzten Lebensjahren Fets, als der Vater ganz in ſeinen neuen Ideen aufging, die Fets Weltanſchauung völlig fremd waren, kühlten ſie in ihren Beziehungen ein wenig ab und ſahen ſich ſeltener.

Im Anfang ihrer Bekanntſchaft aber liefen ihre Wege parallel, dicht nebeneinander.

Beide waren junge Offiziere und angehende Schriftſteller. Dann heirateten beide (Fet bedeutend früher als der Vater), und beide ließen ſich auf dem Lande nieder.

*) S. „Deutſche Rundſchau“ XLI, 1—3. Die Red.

[1]) Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Adolf Heß.

Fet wohnte auf seinem Gut Stepanowka, unweit Turgenjews Spasskoi-Lutowinowo, und eine Zeitlang kamen mein Vater mit seinem ältesten Bruder Nikolas und Turgenjew zu ihm auf Besuch.

Bei Fet, in Stepanowka, fand das Zerwürfnis des Vaters mit Turgenjew statt.

Noch bevor die Eisenbahn gebaut war, als man noch mit Pferden fuhr, kehrte Fet auf seinem Wege nach Moskau stets in Jasnaja ein, und diese Reisen wurden traditionell.

Als später die Bahn gebaut und Papa verheiratet war, versäumte Fet auch niemals, in Jasnaja vorzusprechen, und wenn das doch einmal geschah, machte Vater ihm bittere Vorwürfe, und Fet entschuldigte sich.

In jener längst vergangenen Zeit, von der ich spreche, hatten der Vater und Fet gemeinsame literarische und wirtschaftliche Interessen.

Bemerkenswert sind einige Briefe des Vaters, die sich auf die sechziger Jahre beziehen.

1860 z. B. schreibt er eine ganze Kritik des soeben erschienenen Romans von Turgenjew „Am Vorabend", mit der Nachschrift: „Was kostet das beste Instrument in der Pferdeheilkunde und ein Paar Lanzetten und Schröpfköpfe für Menschen?" . . .

In einem anderen Brief: „Wenn Sie nach Orel kommen, kaufen Sie mir 20 Pud Stricke und Leinen . . ." und unmittelbar daneben: „‚Du Zärtliche' . . . ist reizend, wie überhaupt alles. Ich kenne nichts Schönes von Ihnen, alles ist entzückend." (Es handelt sich um Fets Gedicht „Die letzten Wolken ziehn vorüber".)

Aber nicht nur gemeinsame Interessen hielten den Vater und Fet zusammen. Sie ‚dachten' nach einem Ausdruck des Vaters ‚mit demselben Herzensverstande'.

„Aus verschiedenen unmerklichen Anzeichen ist mir klar geworden, wie tief Ihre Natur der meinigen verwandt ist," schreibt der Vater 1876 an Fet, und im selben Jahr, im Herbst, wiederholt er: „Wunderbar, wie nah verwandt unser Herz und unser Verstand sind."

Der Vater behauptete von Fet, sein Hauptverdienst bestände darin, daß er selbständige, nirgends entlehnte Gedanken und Bilder hätte; er hielt Fet neben Tjutschew für einen unserer besten Poeten. Oft, auch noch nach Fets Tode, fielen ihm seine Gedichte ein; dann wandte er sich an mich mit den Worten: „Ilja, sag doch das Gedicht: ‚Ich dachte . . . weiß nicht, was es war' oder: ‚Jetzt schlafen alle draußen' . . . — du weißt es sicher —" hörte dann mit Entzücken zu, sagte mir die schönsten Stellen vor, und bisweilen erschienen Tränen in seinen Augen.

Der Besuche Fets erinnere ich mich noch seit frühester Kindheit.

Er kam fast stets mit seiner Frau und blieb einige Tage bei uns.

Er hatte einen langen, schwarzen, grau werdenden Bart, deutlich

jüdiſchen Geſichtstypus und kleine Frauenhände mit ungewöhnlich langen, wohlgepflegten Nägeln.

Er ſprach in tiefem Baß und huſtete lange hintereinander in kleinen Abſätzen. Dann ruhte er aus, ſprach mit vorgeneigtem Kopf langgedehnt ein: „hm . . . hm—m—m!", fuhr mit der Hand durch den Bart und ſprach weiter.

Er konnte ungewöhnlich witzig ſein und mit ſeinen Späßen das ganze Haus erheitern. Dieſe Späße waren deswegen gut, weil ſie ſtets ganz unerwartet, ſogar für ihn ſelbſt unerwartet kamen.

Ich glaube, es paſſierte in ſeiner Gegenwart, daß unſer Diener Jegor, als er eines Tages bei Tiſch Speiſen herumreichte, beim Hören eines Fetſchen Witzes derartig an zu lachen fing, daß er das Gericht auf einen Nebentiſch ſtellen und zum allgemeinen Ergötzen aus dem Saale laufen mußte.

Schweſter Tanja verſtand es übrigens ausgezeichnet, nachzumachen, wie Fet ſeine Verſe deklamierte:

„Und dieſes Bild, ſo ähnlich und unähnlich, hm . . . hm . . . Wo iſt die Ähnlichkeit, wo iſt ſie nicht . . . hm . . . hm . . . hmmm!" . . . —

In kindlichem Alter hat man ja für Poeſie wenig Intereſſe. Die Verſe ſchienen erfunden zu ſein, um uns Kinder mit ihrem Auswendiglernen zu quälen.

Das Puſchkinſche: „Zur Hütte liefen die Kinder" und der „Engel" von Lermontow waren mir, als ich ſie auswendig lernte, ſo zuwider geworden, daß ich mich lange Zeit nicht mit Poeſie abgab und alle Verſe wie die Sünde haßte.

Kein Wunder, daß ich darum in meiner Kindheit Fet durchaus nicht liebte und annahm, er ſei mit Papa nur deshalb befreundet, weil er ſo „komiſch" war.

Erſt viel ſpäter verſtand ich ihn und gewann ihn als Poeten ſo lieb, wie er es verdient.

Auch der Beſuche N. N. Strachows erinnere ich mich noch.

Er war übermäßig ſtill und beſcheiden. Er erſchien anfangs der ſiebziger Jahre in Jaſſnaja und kam ſeitdem faſt jeden Sommer, bis zu ſeinem Tode.

Er hatte große, erſtaunt geöffnete, graue Augen, einen langen, grau-melierten Bart; und wenn er ſprach, lächelte er am Ende ſeiner Ausführungen immer verlegen.

Im Verkehr mit Papa nannte er dieſen nicht Lwow Nikolajewitſch wie alle anderen, ſondern Ljew, das e weich ausſprechend.

Er wohnte ſtets unten in Papas Arbeitszimmer und las oder ſchrieb den ganzen Tag, die ſelbſtgefertigte dicke Papyros nicht aus dem Munde laſſend.

Eine Stunde vor Tiſch, wenn die „Walzen" mit zwei Pferden an der Treppe vorfuhren und die ganze Geſellſchaft ſich zum Baden begab, kam Strachow im grauen weichen Hut, mit Handtuch und Stock in der Hand aus ſeinem Zimmer und fuhr mit uns.

Erwachſene wie Kinder, alle ohne Ausnahme liebten ihn, und ich kann mir nicht vorſtellen, daß er jemandem unangenehm war.

Er verstand ein komisches Gedicht „Die Blätter welken" von Kosma Prutkow schön zu deklamieren, und oft baten und drängten wir Kinder ihn so lange, bis er lachend nachgab und uns das Gedicht von Anfang bis Ende hersagte. „Junker Schmidt, auf Ehrenwort, der Sommer kehrt zurück!" rief er mit Nachdruck, lächelte unfehlbar beim letzten Wort und sagte: „ha — ha — ha!"

Ich hatte ihn besonders gern, weil er mir einen herrlichen Schmetterlingsatlas geschenkt und mir gezeigt hatte, wie man Schmetterlinge aufspannte und präparierte.

Strachow hat die ersten und besten kritischen Arbeiten über „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" verfaßt. Auch bei Herausgabe der „Fibel" und des „Lesekreises" half Strachow dem Vater.

Aus diesem Anlaß entstand zwischen ihm und meinem Vater ein Verkehr, der anfangs rein geschäftlich war, später aber philosophischen und freundschaftlichen Charakter annahm.

Während der Niederschrift der „Anna Karenina" legte der Vater viel Wert auf Strachows Urteil und schätzte sein kritisches Feingefühl.

„Es genügt mir, daß Sie es so auffassen," schreibt der Vater ihm in einem Briefe 1872 (wahrscheinlich in bezug auf die Fibel).

Und 1876 schreibt er ihm über „Anna Karenina":

„Sie fragen, ob Sie meinen Roman richtig verstehen, und was ich von Ihrem Urteil halte. Gewiß ist das der Fall. Gewiß bedeutet Ihre Auffassung für mich eine große Freude. Aber es sind nicht alle verpflichtet, meine Arbeit so aufzufassen, wie Sie."

Aber nicht nur die kritische Tätigkeit Strachows brachte ihn mit Vater zusammen.

Papa hatte Kritiker überhaupt nicht gern und sagte, mit ihrer Tätigkeit befaßten sich nur Leute, die selbst nichts schaffen könnten. „Dumme sitzen über Kluge zu Gericht," sagte er von berufsmäßigen Kritikern.

An Strachow schätzte er vor allem den tiefen, scharfsinnigen Denker.

Ich weiß noch, wie außerordentlich genau und klar Strachow, selbst in der Unterhaltung, wissenschaftliche Fragen zu beantworten pflegte, die ihm der Vater vorlegte. (Strachow war von Haus aus Naturwissenschaftler.)

Es war wie der Unterricht eines vorzüglichen Lehrers.

„Wissen Sie, was mich an Ihnen am meisten überrascht hat?" schreibt der Vater ihm einmal, „Ihr Gesichtsausdruck, als Sie einst, ohne zu wissen, daß ich im Zimmer war, durch die Balkontür eintraten. Dieser seltsame, konzentrierte, strenge Ausdruck! Er erklärte mir Ihr Wesen, natürlich mit Hilfe dessen, was Sie sagten und schrieben. Ich bin überzeugt, daß Sie zu einer philosophischen Tätigkeit berufen sind. . . Sie besitzen eine Eigenschaft, die ich noch bei keinem Russen getroffen, das ist bei aller Klarheit und Kürze der Deduktion Weichheit im Verein mit Kraft: Sie packen nicht mit den Zähnen, sondern mit weichen, starken Tatzen."

Strachow war wirklich ein Freund meines Vaters (wie dieſer ihn ſelbſt nannte) und ich gedenke ſeiner mit tiefer Verehrung und Liebe.

Zum Schluß komme ich auf den dem Vater geiſtig am nächſten ſtehenden Nikolas Nikolajewitſch Gay [1]).

„Großvater Gay", wie wir ihn nannten, wurde 1882 mit Papa bekannt. Er lebte damals auf ſeinem Gut im Gouvernement Tſchernigow, las zufällig einen Artikel Vaters „Über die Volkszählung", fand darin eine Löſung der Fragen, die ihn ſelbſt damals quälten, und machte ſich ohne viel Beſinnen auf den Weg nach Moskau.

Ich entſinne mich noch ſeines erſten Erſcheinens und erhielt gleich den Eindruck, daß er und mein Vater ſich von den erſten Worten an verſtanden und dieſelbe Sprache redeten.

Ebenſo wie Vater machte Gay damals eine ſchwere Seelenkriſis durch, ging beim Suchen der Wahrheit denſelben Weg wie Vater und gelangte zum Studium und neuen Verſtändnis des Evangeliums.

„An der Perſon Chriſti", ſchreibt meine Schweſter Tanja in dem ihm gewidmeten Artikel „Freunde und Gäſte Jaſſnaja Poljanas" [2]), „hing er mit leidenſchaftlicher, zärtlicher Liebe, wie an einem nahen bekannten Menſchen." In heißem Wortgefecht zog Gay oft ein Evangelium, das er ſtets bei ſich trug, aus der Taſche und las zu der Unterhaltung paſſende Stellen vor. „In dieſem Buch iſt alles, was der Menſch braucht," ſagte er dabei.

Bei der Lektüre richtete er oft den Blick auf den Hörer und ſprach, ohne ins Buch zu ſchauen. Sein Antlitz ſtrahlte dabei von ſolch innerer Freude, daß man ſah, wie teuer und vertraut ihm die geleſenen Worte waren.

Er kannte das Evangelium faſt auswendig, empfand aber, nach ſeinen eigenen Worten, jedes Mal, wenn er es las, von neuem wahrhaften geiſtigen Genuß. Er ſagte, im Evangelium ſei ihm nicht nur alles verſtändlich, ſondern bei der Lektüre wäre ihm, als läſe er in ſeiner eigenen Seele und fühle ſich imſtande, näher und näher zu Gott zu gelangen und mit ihm eins zu werden.

Als Gay nach Moskau kam, bot er Vater an, Schweſter Tanjas Bild zu malen.

„Um Ihnen das Gute zu vergelten, das Sie mir getan," ſagte er. Papa bat ihn, lieber Mutter zu malen, und am nächſten Tage ſchon brachte Gay Farben und Leinwand und begann zu malen.

Ich weiß nicht, wie lange er malte; aber das Ende war, daß trotz all der tauſend Bemerkungen, die mitfühlende Zuſchauer bei ſeiner Arbeit nicht ſparten und die Gay aufmerkſam anhörte und vielleicht ſogar berückſichtigte, ja vielleicht gerade wegen dieſer Bemerkungen das Bild mißlang und Gay es ſelbſt vernichtete.

[1]) Berühmter Maler religiöſer Motive.
[2]) Wjeſtnik Jewropyi, November 1904.

Als fein empfindender Künstler wollte er sich nicht mit einer nur äußerlichen Ähnlichkeit begnügen, und da nach seinen Worten eine „Dame im Samtkleide mit vierzigtausend Rubel in der Tasche" herausgekommen war, wurde er verstimmt und beschloß, alles noch einmal zu machen.

Erst mehrere Jahre später, als er meine Mutter näher kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, malte er sie fast in Lebensgröße mit der zweijährigen Sascha auf dem Arm.

„Großvater" kam in Moskau wie in Jassnaja oft bei uns zu Gast und war vom ersten Tage der Bekanntschaft an bei uns heimisch.

Als er in Moskau Vater im Arbeitszimmer malte, gewöhnte Papa sich so an seine Gegenwart, daß er ihn gar nicht mehr beachtete und arbeitete, als ob er nicht im Zimmer wäre.

Er hatte ein wunderbar liebes, intelligentes Gesicht. Die langen grauen, vom kahlen Schädel niederhängenden Locken und die offenen, verständigen Augen gaben ihm das alttestamentliche Aussehen eines Propheten.

Wenn er in der Unterhaltung Feuer fing — und das geschah stets, sobald das Gespräch die evangelische Lehre oder die Kunst betraf — machte er mit seinen brennenden Augen und energischen, weit ausholenden Bewegungen den Eindruck eines Propheten, und es ist sonderbar, daß ich sogar damals, im Alter von sechzehn bis siebzehn Jahren, als religiöse Fragen mich noch gar nicht interessierten, Großvaters „Predigten" gern mit anhörte und mich nicht dadurch bedrückt fühlte. Das kam wahrscheinlich daher, daß eine so ungeheure Aufrichtigkeit und Liebe aus ihnen sprach.

Auf Vaters Einwirkung hin ging Gay wieder an seine künstlerische Arbeit, die er eine Zeitlang ganz aufgegeben hatte, und seine letzten Arbeiten „Christus vor Pilatus", „Was ist Wahrheit?", „Die Kreuzigung" und andere erscheinen bereits als Frucht seiner neuen Auffassung und Erklärung evangelischer Sujets, die ihm zum Teil von Vater zugetragen waren.

Bevor Gay ein Bild begann, trug er es lange innerlich mit sich herum und teilte seine Gedanken darüber mündlich und schriftlich stets Vater mit, der tief im Innern mit ihm fühlte und von seiner feinen Auffassung und Meisterschaft aufrichtig entzückt war.

Gays Freundschaft war dem Vater teuer. Er war der erste, der seine Ansichten vollständig teilte und ihn unparteiisch liebte.

Als Wahrheitssucher und eifrige Diener der Wahrheit fanden sie gegenseitig aneinander Stütze und teilten sich ihre Erlebnisse mit. Wie Vater Gays künstlerische Arbeiten verfolgte, so ließ sich auch Gay nie ein Wort dessen entgehen, was der Vater geschrieben; er schrieb selbst seine Manuskripte ab und bat alle, ihm sämtliches Neue zuzusenden.

Beide hörten gleichzeitig auf zu rauchen und wurden Vegetarier.

Sie trafen auch darin zusammen, daß sie körperliche Arbeit liebten und für unbedingt notwendig hielten.

Wie ſich eines Tages herausſtellte, konnte Gay ſchön Öfen ſetzen und beſorgte auf ſeinem Landgut dieſe Arbeit für die Hausangehörigen und Bauern.

Als Vater das hörte, bat er ihn, bei einer Witwe in Jaſſnaja, für die er ſelbſt eine Lehmhütte gebaut, einen Ofen zu ſetzen.

„Großvater" band eine Schürze um und ging an die Arbeit.

Er war Meiſter, Vater ſein Handlanger.

Gay ſtarb 1904. Als das Telegramm über ſeinen Tod in Jaſſnaja eintraf, waren meine Schweſtern Tatjana und Maſcha ſo beſtürzt, daß ſie ſich nicht entſchließen konnten, Vater die Nachricht mitzuteilen. Mama mußte die ſchwere Aufgabe übernehmen.

14.

Turgenjew.

Ich will nicht von den Unſtimmigkeiten erzählen, die zwiſchen meinem Vater und Turgenjew herrſchten und mit dem völligen Bruch 1861 endeten.

Die tatſächlichen Momente dieſer Geſchichte ſind allgemein bekannt; es liegt kein Grund vor, ſie zu wiederholen.

Nach allgemein verbreiteter Anſicht entſtand der Streit zwiſchen den beiden damals angeſehenſten Schriftſtellern auf Grund literariſcher Eiferſucht.

Gegen dieſe Auffaſſung muß ich Verwahrung einlegen, und bevor ich erzähle, wie Turgenjew nach Jaſſnaja kam, will ich, ſo gut ich kann, den wirklichen Grund der beſtändigen Uneinigkeit zwiſchen dieſen beiden guten, ſich herzlich liebenden Menſchen angeben — einer Uneinigkeit, die bis zum Streit und ſogar zu Forderungen führte.

Soviel ich weiß, hatte mein Vater in ſeinem ganzen Leben mit niemandem außer Turgenjew je einen heftigen Zuſammenſtoß. Und Turgenjew ſchreibt in einem Brief (1865) an meinen Vater: „. . . Sie ſind der einzige Menſch, mit dem ich ſolche Mißverſtändniſſe habe . . ."

Wenn der Vater von ſeinem Streit mit Turgenjew erzählte, maß er ſtets nur ſich die Schuld bei. Turgenjew entſchuldigte ſich ſofort nach dem Streite brieflich beim Vater und machte nie einen Verſuch, ſich zu rechtfertigen.

Warum bewegten ſich nun aber nach Turgenjews Ausdruck „ſein Geſtirn und das des Vaters entſchieden feindſelig im Äther"?

Meine Schweſter Tanja ſchreibt in ihrem Artikel „Turgenjew" hierüber folgendes:

„. . . Von literariſcher Eiferſucht kann meiner Meinung nach nicht die Rede ſein. Turgenjew gab vom erſten Auftreten meines Vaters in der Literatur an ſein ungeheures Talent zu und dachte niemals daran, mit ihm um den Vorrang zu ſtreiten. Seitdem er, ſchon im Jahre 1854, Kolbaſin geſchrieben: „Wenn nur Gott Tolſtoi leben läßt, ſo wird er, davon bin ich überzeugt, uns alle noch in Erſtaunen ſetzen" — ſeit dieſer Zeit verfolgte er

unabläſſig die literariſche Tätigkeit des Vaters und äußerte ſich ſtets begeiſtert über ſie.

„Wenn dieſer Moſt ausgegoren iſt" — ſchreibt er 1856 an Druſhinin — „gibt es ein Getränk für Götter".

1857 an Polonski:

„Dieſer Menſch kommt weit und hinterläßt tiefe Spuren . . ."

Dabei vertrugen dieſe beiden Freunde ſich niemals.

Lieſt man Turgenjews Briefe an den Vater, ſo ſieht man, daß von Anfang ihrer Bekanntſchaft an Meinungsverſchiedenheiten zwiſchen ihnen herrſchten, die ſie ſtets auszugleichen oder zu vergeſſen ſuchten, die aber nach einiger Zeit, bisweilen in anderer Form, wieder auftauchten, ſo daß man ſich abermals erklären und verſöhnen mußte.

1856 ſchreibt Turgenjew an den Vater:

„Ihr Brief iſt mir ziemlich ſpät zugegangen, lieber Leo Nikolajewitſch. Ich beginne damit, daß ich Ihnen für den Brief ſehr dankbar bin. Ich werde nie aufhören, Sie zu lieben und Ihre Freundſchaft zu ſchätzen, obwohl, wahrſcheinlich durch meine Schuld, jeder von uns ſich in Gegenwart des anderen noch lange recht unbehaglich fühlen wird . . . Woher dieſe Unbehaglichkeit rührt — das wiſſen Sie, glaube ich, ſelbſt. Sie ſind der einzige Menſch, mit dem mir jemals Mißverſtändniſſe paſſiert ſind.

Das rührt daher, daß ich mich Ihnen gegenüber nicht mit rein freundſchaftlichen Beziehungen begnügen wollte. Ich wollte weiter, tiefer vordringen, tat das aber unvorſichtig, ſtieß an, beunruhigte Sie und gab meinen Verſuch, als ich den Fehler bemerkte, allzu ſchnell vielleicht auf. Dadurch iſt die Kluft zwiſchen uns entſtanden.

Aber dieſe Unbehaglichkeit iſt rein phyſiſcher Art, weiter nichts, und wenn ich, bei einem Zuſammentreffen mit Ihnen, wieder ‚das Fuder Heu für eine Pelzmütze anſehe' — ſo rührt das wahrhaftig nicht daher, daß ich ein ſchlechter Menſch bin. Ich verſichere Sie, es gibt keine andere Erklärung dafür. Man kann höchſtens noch hinzufügen, daß ich, weit älter als Sie, einen anderen Weg gegangen bin . . . Außer eigentlich literariſchen Intereſſen haben wir — davon bin ich überzeugt — wenig Berührungspunkte. Ihr ganzes Leben ſtrebt in die Zukunft, meines ruht auf der Vergangenheit. Ihnen folgen kann ich nicht. Sie mir ebenfalls nicht. Sie ſind von mir zu weit entfernt und ſtehen zu feſt auf eigenen Füßen, um jemandem nachzufolgen. Ich kann Ihnen die Verſicherung geben, daß ich Sie niemals für böſe gehalten, niemals literariſchen Neid bei Ihnen vermutet habe. Ich habe (entſchuldigen Sie den Ausdruck) bei Ihnen viel Sinnloſes, aber nie etwas Schlechtes angenommen. Sie ſind zu ſcharfſinnig, um nicht zu wiſſen, daß wenn jemand von uns beiden den anderen beneiden kann, ſicher nicht Sie es ſind . . ."—

Im nächſten Jahr ſchreibt er dem Vater einen Brief, der, wie mir ſcheint, als Schlüſſel zum Verſtändnis der Beziehungen der beiden dienen kann.

„Sie ſchreiben, Sie wären ſehr zufrieden, daß ſie auf meinen Rat nicht gehört und nicht nur Schriftſteller geworden ſeien. Ich will nicht ſtreiten — vielleicht haben Sie recht; nur kann ich armer Sünder, wie ſehr ich mir auch den Kopf zerbreche, nicht dahinter kommen, was Sie eigentlich ſind, wenn nicht Schriftſteller? Offizier? Gutsbeſitzer? Philoſoph? Gründer einer neuen Religion? Beamter? Geſchäftsmann? Bitte, erlöſen Sie mich aus der ſchweren Lage und ſagen Sie mir, welche von dieſen Vermutungen richtig iſt. Ich mache Scherz; tatſächlich möchte ich aber ſchrecklich gern, daß Sie endlich mit vollem Winde ſegeln. . ."

Mir ſcheint, daß Turgenjew, als Künſtler, an meinem Vater nur ſein ungeheures literariſches Talent ſah und ihm nicht das Recht zugeſtand, noch etwas anderes zu ſein als Künſtler und Schriftſteller. Jede andere Tätigkeit des Vaters beleidigte Turgenjew gleichſam, und er war böſe, daß Vater nicht auf ſeinen Rat hörte. Er war viel älter als Vater, hatte keine Angſt, ſein Talent geringer als Vaters einzuſchätzen, und verlangte nur eins vom Vater: daß er all ſeine Kraft auf die künſtleriſche Tätigkeit verwandte. Vater aber will plötzlich von ſeiner Großmut und Beſcheidenheit nichts wiſſen, hört nicht auf ihn, ſondern geht den Weg, den ſein Geſchmack und ſeine Natur ihn weiſen. Der Geſchmack und Charakter Turgenjews aber waren denen meines Vaters ganz entgegengeſetzt. In demſelben Maße wie jeder Kampf den Vater begeiſterte und ihm Kraft gab, war er Turgenjew nicht angemeſſen.'

In völliger Übereinſtimmung mit den Anſichten meiner Schweſter will ich ſie noch durch eine Bemerkung von Nik. Nik. Tolſtoi ergänzen, der ſagte: Turgenjew hätte ſich nie mit dem Gedanken abfinden können, daß Leo wüchſe und ſeiner Bevormundung entfloh.

Tatſächlich, als Turgenjew ſchon ein bekannter Schriftſteller war, wußte von Tolſtoi noch niemand etwas; es wurde nur, wie Fet ſagte, von ſeinen Erzählungen aus der „Kindheit" geſprochen.

Ich kann mir vorſtellen, mit welcher heimlichen Andacht der ganz junge, kaum beginnende Schriftſteller ſich damals gegen Turgenjew verhalten mußte. Um ſo mehr, als Turgenjew ein naher Freund ſeines geliebten älteſten Bruders war.

Zur Bekräftigung dieſer meiner Anſicht gebe ich ein Bruchſtück aus dem Briefe W. Botkins, der Vaters und Turgenjews naher Freund war, an A. A. Fet wieder. Dieſer Brief wurde unmittelbar nach ihrem Streit geſchrieben:

„Ich denke, daß Tolſtoi im Grunde genommen ein leidenſchaftlich liebendes Herz beſitzt und daß er Turgenjew mit aller Glut lieben wollte. Zum Unglück begegnet aber ſein ſtürmiſches Gefühl ſanfter, gutmütiger Gleichgültigkeit. Damit konnte er ſich niemals abfinden."

Turgenjew ſelbſt erzählte, daß in der erſten Zeit ihrer Bekanntſchaft Vater ihm „wie ein verliebtes Frauenzimmer" auf Schritt und Tritt gefolgt

wäre, während er ihn, aus Furcht vor seiner oppositionellen Stimmung, eine Zeitlang gemieden hätte.

Ich trage Bedenken, es zu sagen, aber mir scheint, daß ebenso, wie Turgenjew sich nicht mit rein freundschaftlichen Beziehungen begnügen wollte, auch mein Vater sich allzu stürmisch gegen ihn verhielt und daß es daher kam, daß sie niemals zusammentreffen konnten, ohne sich zu zanken und zu streiten.

Vielleicht ärgerte Vater der etwas gönnerhafte Ton, den Turgenjew seit dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft anschlug, während Turgenjew durch die „Absonderlichkeiten" Vaters aufgebracht wurde, die ihn von seiner „Spezialität", der Schriftstellerei, abhielten.

1870, noch vor dem Zerwürfnis, schreibt Turgenjew an Fet: „. . . Leo Tolstoi fährt mit seinen Sonderlichkeiten fort. Das ist ihm offenbar so in die Wiege gelegt. Wann wird er mit seinen Kapriolen aufhören und endlich auf den Füßen stehen?"

Ebenso verhielt sich Turgenjew zur „Beichte" meines Vaters, die er nicht lange vor seinem Tode las. Nachdem er versprochen, sie zu lesen, sich „um ihr Verständnis zu bemühen" und nicht „böse zu sein", „begann er einen langen Brief als Antwort auf die ‚Beichte', schrieb ihn aber nicht zu Ende, um nicht in einen zankenden Ton zu verfallen . . ."

Im Brief an D. W. Grigorowitsch nannte er diese, seiner Meinung nach auf „verkehrten Voraussetzungen" gegründete Arbeit eine „Verneinung jedes lebendigen Menschenlebens" und „eine Art Nihilismus".

Offenbar verstand Turgenjew auch damals nicht, wie stark Vater von seiner neuen Weltanschauung ergriffen war; Turgenjew war geneigt, auch diesen Ausbruch zu seinen beständigen Sonderlichkeiten und Kapriolen zu zählen, wozu er einst die pädagogische Tätigkeit, die Landwirtschaft, Herausgabe des Journals „Jasnaja Poljana" und anderes gerechnet hatte. —

Turgenjew weilte, soviel ich mich erinnere, dreimal in Jasnaja. Zweimal im August und September 1878 und das dritte und letzte Mal Anfang Mai 1880.

Alle diese Besuche habe ich noch im Gedächtnis; allerdings ist es möglich, daß ich Kleinigkeiten durcheinander werfe.

Ich weiß noch, als wir Turgenjew erwarteten, war das ein großes Ereignis, und am meisten war Mama aufgeregt. Von ihr erfuhren wir, daß Papa mit Turgenjew Streit gehabt und ihn einst zum Duell gefordert hätte und daß er jetzt, durch Papa brieflich aufgefordert, käme, um mit ihm Frieden zu schließen.

Turgenjew saß die ganze Zeit bei Papa, der sich an diesen Tagen nicht einmal „beschäftigte", und einmal, mitten am Tage, versammelte Mama uns alle zu ungewöhnlicher Stunde im Wohnzimmer, wo Turgenjew seine Erzählung „Der Hund" vorlas.

Ich erinnere mich seiner hohen, mächtigen Gestalt, des seidenweichen,

graugelblichen Haares, des weichen, etwas watſchelnden Ganges und der zarten, ſeinem majeſtätiſchen Äußeren gar nicht entſprechenden Stimme.

Er lachte überſtrömend, wie kindlich, und dann wurde ſeine Stimme noch zarter.

Abends, nach dem Eſſen, verſammelten ſich alle im Saal.

Damals waren in Jaſſnaja zum Beſuch: Onkel Sergëi (Vaters Bruder), Fürſt Uruſſow (der Vizegouverneur von Tula), Onkel Saſcha Bers mit ſeiner jungen Frau, einer hübſchen gruſiniſchen Katti, und die ganze Familie Kusminski.

Tante Tanja wurde gebeten, zu ſingen.

Wir hörten mit klopfendem Herzen zu und warteten, was Turgenjew, der Kenner und Liebhaber des Geſanges, zu ihrer Leiſtung ſagen würde.

Er lobte ſie natürlich, anſcheinend aufrichtig.

Nach dem Geſang wurde eine Quadrille getanzt.

Plötzlich ſtand Turgenjew, der beiſeite ſaß und zuſah, auf, nahm eine Dame am Arm, hakte die Finger hinter den Weſtenſchlitz und tanzte nach allen Regeln der Kunſt einen richtigen Pariſer Cancan.

Alles lachte laut, und am meiſten lachte er ſelbſt.

Nach dem Tee begannen die „Großen" eine Unterhaltung, und es entſpann ſich ein reges Wortgefecht unter ihnen. Der eifrigſte Redner, der Turgenjew hart zuſetzte, war Fürſt Uruſſow.

Im Vater hatte damals bereits die „geiſtige Geburt" (ſo nannte er ſelbſt dieſe Periode) begonnen, und Fürſt Uruſſow war einer ſeiner erſten Geſinnungsgenoſſen und Freunde.

Ich weiß nicht, was Fürſt Uruſſow, der Turgenjew gegenüber ſaß, mit weitausholenden Geſten gerade darlegte — jedenfalls geſchah plötzlich etwas ganz Unerwartetes: der Stuhl rutſchte unter Uruſſow weg, und er ſaß plötzlich in genau derſelben Haltung, mit ausgeſtrecktem Arm und drohend erhobenem Zeigefinger, auf dem Fußboden.

Ohne jede Verlegenheit ſetzte er ſeine Rede auf dem Fußboden lebhaft geſtikulierend fort.

Turgenjew blickte von oben auf ihn herab und lachte unaufhaltſam.

„Er bringt mich um, il m'assomme, dieſer Trubetzkoi," kreiſchte er lachend, den Namen des Fürſten verwechſelnd.

Uruſſow war ein wenig beleidigt, als er dann aber ſah, wie auch die anderen lachten, erhob er ſich und lachte ſelbſt mit. —

An einem dieſer Abende ſaßen alle im kleinen Wohnzimmer am runden Tiſch.

Es war herrliches Sommerwetter.

Irgend jemand (ich glaube Mama) ſchlug vor, jedes der Anweſenden ſollte den glücklichſten Augenblick ſeines Lebens erzählen.

„Iwan Sergejewitſch, beginnen Sie," wandte Mama ſich an Turgenjew.

„Die glücklichſte Minute meines Lebens war die, als ich aus den Augen

des geliebten Weibes zuerſt erfuhr, daß ſie mich liebt," ſagte Turgenjew und verſank in Nachdenken.

„Sergëi Nikolajewitſch, jetzt kommen Sie," wandte Tante Tanja ſich an Onkel Sergëi.

„Ich ſag es Ihnen ins Ohr," meinte Onkel Sergëi mit ſeinem klugen ſarkaſtiſchen Lächeln. „Der glücklichſte Augenblick meines Lebens . . ."

Weiter ſprach er dicht an Tante Tanjas Ohr im Flüſterton; was er ſagte, konnte ich nicht hören.

Ich ſah nur, wie Tante von ihm zurückwich und lachte:

„Ach, Sie bringen immer ſo etwas vor! Sind ein ganz unmöglicher Menſch!"

„Was hat er geſagt?" fragte Mama, die niemals Scherz verſtand.

„Ich erzähle es dir nachher."

Damit hatte das begonnene Spiel ſein Ende erreicht.

Von Turgenjews zweitem Beſuch erinnere ich mich der Schnepfenjagd. Es war am 2. oder 3. Mai 1880. Unſere ganze Geſellſchaft, Papa, Mama und wir Kinder, zogen an die Woronka.

Papa ſtellte Turgenjew an der beſten Stelle auf und faßte ſelbſt 150 Schritt von ihm am anderen Ende derſelben Lichtung Poſten.

Mama ſtand bei Turgenjew; wir Kinder zündeten in der Nähe ein Feuer an.

Papa ſchoß ein paarmal und erlegte zwei Schnepfen; Turgenjew aber hatte keinen „Anflug" und er beneidete Papa um ſein Glück.

Endlich, als es ſchon dunkelte, flog eine Waldſchnepfe auf ihn zu, und er erlegte ſie.

„Getroffen?" rief Vater von ſeinem Platz herüber.

„Wie ein Stein fiel ſie herunter; ſchicken Sie den Hund zum Apportieren," erwiderte Turgenjew.

Papa ſchickte uns mit dem Hunde. Turgenjew zeigte uns die Stelle, aber ſo viel wir auch ſuchten, und der Hund ſuchte — es war keine Schnepfe zu finden.

Schließlich kam Turgenjew. Es kam Papa. Keine Schnepfe.

„Vielleicht haben Sie ſie angeſchoſſen, ſo daß ſie fortlaufen konnte?" meinte Papa verwundert; „ganz unmöglich, daß der Hund ſie nicht finden ſollte; der läßt keine Schnepfe aus."

„Aber nein doch! Ich hab es deutlich geſehen. Ich ſage Ihnen, ſie klatſchte wie ein Stein herunter; nicht verwundet, ſondern mauſetot. Ich kenne den Unterſchied."

„Warum findet dann der Hund ſie nicht? Unmöglich; da iſt etwas nicht in Ordnung."

„Das weiß ich nicht. Ich ſage Ihnen nur, daß ich nicht lüge: ſie kam wie ein Stein aus der Luft herunter," beteuerte Turgenjew hartnäckig.

Alſo das Tier wurde nicht gefunden, und es blieb ein unangenehmer Eindruck zurück, als ob einer von beiden nicht ganz aufrichtig geweſen wäre. Entweder Turgenjew, als er ſagte, er hätte die Schnepfe erlegt, oder Papa, der behauptete, es ſei ausgeſchloſſen, daß der Hund eine tote Schnepfe nicht fände.

Und das geſchah gerade damals, als beide jegliche Meinungsverſchiedenheiten vermeiden wollten.

Sie gingen aus dieſem Grunde ernſten Geſprächen ſogar aus dem Wege und verbrachten die Zeit mit angenehmer Zerſtreuung . . .

Als wir Papa abends gute Nacht ſagten, flüſterte er uns zu, wir ſollten morgen ganz früh wieder an jene Stelle gehen und gründlich nachſuchen.

Was geſchah da?

Die Waldſchnepfe war im Fallen an einem gabelförmigen Aſt im Gipfel einer Eſpe hängen geblieben. Wir befreiten ſie gewaltſam.

Als wir die Schnepfe im Triumph nach Hauſe brachten, war das ein ganzes Ereignis, das Papa und Turgenjew noch mehr Freude machte, als uns.

Beide hatten nunmehr recht, und alles endete zur allgemeinen Zufriedenheit.

Turgenjew übernachtete unten in Papas Arbeitszimmer.

Als alle zu Bett gingen, begleitete ich ihn in ſein Zimmer, und während er ſich auskleidete, ſaß ich auf ſeinem Bett und ſprach mit ihm über Jagd.

Er fragte mich, ob ich ſchießen könnte.

Ich ſagte, ja; aber ich ginge nicht auf Jagd, weil ich eine ſchlechte einläufige Flinte hätte.

„Ich werde Ihnen eine Flinte ſchenken," ſagte er, „in Paris habe ich zwei; eine brauche ich faſt gar nicht. Sie iſt nicht koſtbar, aber gut. Wenn ich das nächſte Mal nach Rußland komme, bringe ich ſie mit."

Ich dankte ihm ganz verlegen und war überglücklich, daß ich ein „Zentralfeuergewehr" bekommen ſollte.

Leider kam Turgenjew nicht wieder nach Rußland.

Die Flinte, von der er geſprochen, wollte ich dann von ſeinen Erben kaufen, nicht wegen des „Zentralfeuers", ſondern als Turgenjewflinte — aber es gelang mir nicht.

Das iſt alles, was ich von dieſem lieben, naiv-herzlichen Mann mit den Kinderaugen und dem Lachen eines Kindes weiß. Seine Größe fließt in meiner Vorſtellung mit dem Reiz einer gutmütigen, ſchlichten Perſönlichkeit zuſammen.

1883 erhielt Papa von Turgenjew ſeinen letzten, mit Bleiſtift geſchriebenen Brief kurz vor dem Tode, und ich weiß noch, mit welcher Erregung Papa ihn las. Als aber die Nachricht von ſeinem Tode kam, ſprach Papa ein paar Tage lang nur hiervon und ſuchte überall Einzelheiten über ſeine Krankheit und die letzten Tage zu erfahren.

Da ich einmal dieſen Brief Turgenjews erwähnt habe, möchte ich hinzu-

fügen, daß Papa ernstlich empört war, wenn er das Epitheton aus jenem Brief: „großer Schriftsteller russischer Lande" auf sich angewandt hörte.

Er haßte stets abgedroschene Phrasen; jene Bezeichnung aber hielt er direkt für albern.

„Warum ‚Schriftsteller der Lande?' Höre ich zum erstenmal, daß es einen Schriftsteller der Lande gibt. Die Leute klammern sich dann an solch unsinnige Ausdrücke und wiederholen sie ohne jede Notwendigkeit."

Weiter oben führte ich Stellen aus Turgenjews Briefen an, die zeigen, mit welcher unveränderlichen Beständigkeit Turgenjew Vaters literarisches Talent pries.

Leider kann ich vom Vater nicht dasselbe in bezug auf Turgenjew sagen.

Seine leidenschaftliche Natur kam auch hier zum Ausdruck.

Persönliche Beziehungen hinderten ihn, objektiv zu sein.

1867 schreibt er über Turgenjews soeben erschienenen Roman „Rauch" an A. A. Fet: „Im ‚Rauch' ist fast zu nichts Liebe und fast gar keine Poesie. Liebe ist nur zum Ehebruch, zum leichten, spielerischen Ehebruch vorhanden, und deswegen ist die Poesie dieser Novelle widerwärtig. . . Ich fürchte mich, das auszusprechen, weil ich nicht unbefangen über einen Schriftsteller urteilen kann, dessen Person ich nicht liebe."

1865 noch vor dem definitiven Bruch mit Turgenjew schreibt er ebenfalls an Fet: „‚Genug' gefällt mir nicht. Persönliches, Subjektives ist nur dann gut, wenn es voll Leben und Leidenschaft ist; hier aber haben wir Subjektivität voll lebloser Leiden."

Im Herbst 1883 nach Turgenjews Tode, als unsere ganze Familie zum Winter nach Moskau übersiedelte, blieb Vater allein in Jassnaja, nur mit Agathe Michailowna, und las eifrig den ganzen Turgenjew durch.

An Mutter schrieb er damals:

„Ich denke immerfort an Turgenjew, habe ihn schrecklich lieb, bedaure ihn und lese ihn fortwährend. Ich lebe ganz mit ihm; werde bestimmt über ihn entweder einen Vortrag halten oder über ihn schreiben — sag das Jurjew."

„. . . Las soeben Turgenjews ‚Genug'. Lies es — es ist reizend."

Der öffentliche Vortrag Vaters über Turgenjew kam leider nicht zustande.

Die Regierung in der Person des Ministers Grafen D. A. Tolstoi verbot dem Vater, seinem verstorbenen Freunde, mit dem er sein ganzes Leben nur deshalb gestritten, weil er nicht gleichgültig gegen ihn sein konnte, diese letzte Gabe darzubringen.

(Schluß folgt.)

Das Volk in Waffen einſt und jetzt.

Von

A. von Janſon[1]).

Vor einem Jahrhundert wurde in Preußen die allgemeine Wehrpflicht ins Leben gerufen. Eine Reihe Königlicher Verordnungen beſeitigte die bisherigen Ausnahmen von der Wehrpflicht und ſchuf das erſte Volksheer der Neuzeit. Das bleibt es trotz des zwanzig Jahre vorher vom Konvent der franzöſiſchen Republik angeordneten Maſſenaufgebotes, aus dem, ungeachtet aller pomphaften Phraſen, doch kein wirkliches Volksheer hervorging.

Überall hatten im Laufe der Zeit weite Schichten der Bevölkerung ſich des urſprünglichen und uns heute wieder ſelbſtverſtändlichen Gedankens entwöhnt, daß jedermann zu des Vaterlands Verteidigung mitzuwirken habe. Eine gewiſſe Überkultur hatte eine Verwirrung der Begriffe erzeugt, indem der Dienſt mit der Waffe nicht mehr als Ehrenpflicht und Ehrenrecht, ſondern als Laſt empfunden wurde. Der Staat verkannte die wahre Quelle ſeiner Kraft, wenn er die herrſchenden und durch ihre Bildung oder Steuerkraft einflußreichen Klaſſen grundſätzlich vom Heeresdienſt befreite, oder gar in unmittelbarer Rückſicht auf den Reichtum Stellvertretung und Loskauf, dieſes unmoraliſchſte aller Syſteme, geſetzmäßig zugeſtand.

Als die Römer anfingen, Deutſchland mit Krieg zu überziehen, da fanden ſie ein in jungfräulicher Kraft ſtrotzendes Volk vor, das ſie nur zu überwinden vermochten infolge der Uneinigkeit ſeiner einander befehdenden Stämme. Mit Stolz leſen wir noch heute, was der römiſche Geſchichtſchreiber Tacitus uns von der Wehrhaftigkeit unſerer Vorfahren erzählt.

„Nie, ob ſie nun Geſchäfte des Gemeinweſens oder eigene beſorgen, erſcheinen ſie anders, als gewaffnet. Doch ſoll niemand die Waffen anlegen, ehe ihn nicht die Gemeinde für wehrhaft erklärt hat. Dann ſchmückt gleich in der Verſammlung entweder ein Fürſt oder der Vater oder ein Verwandter den Jüngling mit Schild und Frame. Das iſt dort die Toga, das des jungen Mannes erſte Ehrung; bis dahin gilt er als Glied des Hausweſens, nunmehr der Gemeinſchaft ... Groß iſt der Wetteifer der Mannen um den erſten Platz zunächſt dem Fürſten, wie auch der Fürſten um das zahlreichſte und mutigſte Gefolge ... Kommt es zum Kampfe, ſo iſt es ein Schimpf für den Fürſten, ſich an Tapferkeit übertreffen zu laſſen, ein Schimpf für das Gefolge, es der Tapferkeit des Führers nicht gleichzutun. Höchſte Schmach

[1]) Vortrag, gehalten am 4. November 1915 zum Beſten der „Abhilfe der Notlage gebildeter Frauen".

und Schande vollends iſt es für das ganze Leben, ohne den Herrn lebend vom Kampffelde zu weichen; ihn zu verteidigen, ihn zu behüten, ja, die eigene Heldentat ſeinem Ruhme zuzurechnen, iſt vornehmſte Eidespflicht. Fürſten kämpfen für den Sieg, das Gefolge für den Fürſten."

Waffenfreudig ſind die Deutſchen noch lange geblieben, auch das Chriſtentum hat hieran nichts geändert. Der Chriſt gewordene Deutſche blieb ein tapferer Krieger, und der fromme niederſächſiſche Sänger des Heliand weiß ſeinen Landsleuten den Erlöſer und ſeine Jünger nicht beſſer verſtändlich zu machen, als im Bilde eines deutſchen Volkskönigs mit der ſelbſtgewählten Gefolgſchaft.

Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht hat ſich in Deutſchland länger erhalten als in anderen Ländern, aber er verblaßte bis zur Unkenntlichkeit im Zerrbilde der viel verſpotteten Reichsarmee des achtzehnten Jahrhunderts, die doch noch als ein Aufgebot wehrfähiger Mannſchaften der ungezählten Reichseinheiten, oder richtiger von Vertretern ihrer Wehrkraft, gedacht war. Als dieſes kraftloſe, buntſcheckige Gebilde an der Seite der Franzoſen bei Roßbach vor der Potsdamer Wachtparade des Alten Fritz wie Spreu auseinanderſtob, da jubelte dem großen Könige ganz Deutſchland zu, auch die Untertanen ihm feindlicher Staaten ſchloſſen ſich nicht aus. Das Volk ahnte, wo deutſche Kraft noch lebendig war.

In der Tat waren dem preußiſchen Heere, wie es Friedrichs des Großen Vater geſchaffen, noch gewiſſe Züge eines Volksheeres eigen; Friedrich Wilhelm der Erſte war der Erneuerer des Wehrgedankens, mit Stolz konnte er in ſeinem Teſtamente ſagen: „Kurfürſt Friedrich Wilhelm hat das rechte Flor und Aufnahme in unſer Haus gebracht, mein Vater hat die königliche Würde gebracht, ich habe das Land und Armee imſtande gebracht, an Euch, meine lieben Succeſſer, iſt, was Eure Vorfahren angefangen, zu ſoutenieren und Eure Prätenſionen und Länder darbeiſchaffen, die unſerem Hauſe von Gott und Rechtswegen zugehören." Es war eine ganze Tat, daß er, den alten, deutſchen Gefolgſchaftsgedanken aufnehmend, ſeinem Adel klar machte, daß ſein Platz unbedingt im Vaterlande ſei und vornehmlich im Heere. „Wenn Ihr lauter Offiziere habet aus euren Landeskindern," ermahnte er den Nachfolger, „ſo ſeid verſichert, daß das eine beſtändige Armee iſt und beſtändige brave Offiziere an ſie haben werdet, und kein Potentat das beſſer hat." Das iſt zur Wahrheit geworden, und ſo iſt unſer unvergleichliches Offizierkorps entſtanden, das auch in weſentlich veränderter Zuſammenſetzung den alten Geiſt als unveräußerliche Erbſchaft bewahrt hat und als des Heeres feſter Kern dieſem ſein Gepräge gibt.

Die Reihen der Mannſchaften ergänzten ſich faſt ausſchließlich aus den kantonpflichtigen niederen Ständen, vor allem aus der kerngeſunden, ländlichen Bevölkerung. Jedem Truppenteile wurde ein beſtimmter Kreis — Kanton genannt — zugeteilt, deſſen dienſtfähige Mannſchaften zu ſeiner Verfügung ſtanden. So gehörte der an die Scholle gefeſſelte Bauer nicht mehr allein ſeinem Gutsherrn, ſondern von dem Augenblick an, wo er in die Rolle ein-

getragen war, dem Könige. Das hob dieſe Leute, und ſie wurden die beſten und treuſten Soldaten, namentlich die aus den alten Provinzen. Schrieb doch Winterfeldt, des großen Königs getreuer Berater und Freund, nach der Schlacht bei Prag, als die neuen ſchleſiſchen Regimenter nicht ganz den Erwartungen entſprachen: „Gott ehre uns dagegen die alten Preußen, Pommern und Märker.“ Aber das kleine Preußen brauchte ein ſtarkes Heer, wenn es den harten Kampf des Daſeins und um eine geachtete Stellung beſtehen ſollte. Die kantonpflichtige Bevölkerung reichte nicht aus, es mußten Fremde dazu geworben werden. Dieſes Bedürfnis ſteigerte ſich noch während der Kriege Friedrichs des Großen, die Zahl der geworbenen Mannſchaften wuchs und war verhältnismäßig viel größer als in Öſterreich mit ſeiner weit größeren Bevölkerung. Maria Thereſias Heer war infolgedeſſen nationaler zuſammengeſetzt als das preußiſche.

Die vom großen Könige hinterlaſſene Armee war und blieb beſſer, als man anzunehmen pflegt. Man darf nicht das preußiſche Offizierkorps, und ſomit den preußiſchen Adel, einſeitig für den unerhörten Zuſammenbruch des Jahres 1806 verantwortlich machen. Wir können hier die Schuldfrage nicht im einzelnen erörtern. Große Kataſtrophen in der Weltgeſchichte laſſen ſich nicht durch Schlagworte erläutern, ſie werden nur verſtändlich durch eine Berückſichtigung der geſamten vorangegangenen Entwicklung von Volk und Staat. Allerdings war trotz guten Willens und vielfacher Anläufe zu Beſſerungen im Heerweſen ein unheilvoller Stillſtand eingetreten, und die Armee befand ſich in zunehmender Vereinſamung. Das war eigene Schuld. Aber auch das Bürgertum, das vom Heeresdienſte befreit war und im Offizierkorps nur in ſehr beſchränkter Weiſe einen Platz fand, verhielt ſich ablehnend gegen die bewaffnete Macht, und ſeine geiſtig hochſtehenden, einem utopiſchen Weltbürgertum zugeneigten Kreiſe ſogar vielfach gleichgültig gegen den preußiſchen Staatsgedanken. So entſtand eine unheilvolle Wechſelwirkung.

Als Beiſpiel jener Gedankenrichtung ſei Fichte genannt, der vor dem unglücklichen Kriege in der Einheit Europas „das Vaterland der wahrhaft chriſtlichen Europäer“ ſah. Erſt jener Zuſammenbruch erweckte in ihm die wirkliche Vaterlandsliebe, als deren Apoſtel er im Jahre 1807 ſeine „Reden an die deutſche Nation“ hielt. Und als der Befreiungskampf begann, bekräftigte er dieſe Wandlung durch den Ausruf: „Das Vaterland bricht an.“

Der Zuſammenbruch zeitigte bei Weitſichtigeren den Gedanken an eine Erneuerung auf geſunder Grundlage, der indeſſen noch Jahre zum Ausreifen bedurfte. Scharnhorſt war es, der ſchon jetzt die Schaffung eines Volksheeres ins Auge zu faſſen begann. Bereits unmittelbar nach den Niederlagen von Jena und Auerſtedt erſchien es einzelnen Männern ſelbſtverſtändlich, daß ein jeder zu den Waffen greifen müſſe, um das Vaterland zu retten, und in der Tat haben ſich ſchon damals Freiwillige aus den gebildeten Ständen bei den Reſten des Heeres in Oſtpreußen gemeldet, aber gerade dieſe heute vergeſſenen Einzelfälle kennzeichnen nur allzudeutlich das Ungewöhnliche ſolcher Denk-

weiſe. Erſt nach einer Reihe von Jahren ſchweren Leidens vollzog ſich eine Verſtändigung zwiſchen den treibenden Kräften und einerſeits dem erwachenden Volke, andererſeits der in einer ungewöhnlichen Zwangslage befindlichen, von Napoleon geknechteten Regierung. Zerſtückelt und in Banden geſchlagen, leiſtete das verarmte Preußen in aller Stille Staunenswertes in der Wiederherſtellung ſeiner Wehrkraft. Das Heer war zu ſeinem Erſatze nunmehr lediglich auf die kantonpflichtigen Inländer angewieſen. Durch das ſogenannte Krümperſyſtem, eine Schöpfung Scharnhorſts, wurde es trotz der engen Beſchränkung der Zahl der unter den Fahnen befindlichen Mannſchaften durch den Unterdrücker, möglich, eine große Zahl von Rekruten in kurzer Zeit auszubilden und einen ſtarken Beurlaubtenſtand zu ſchaffen, deſſen feſten Kern die zahlreichen alten Mannſchaften mit langer Dienſtzeit bildeten.

Erſt als Yorck durch die Konvention von Tauroggen den Stein ins Rollen gebracht und König Friedrich Wilhelm der Dritte durch Verlegung des Regierungsſitzes von Berlin nach Breslau ſich der unmittelbaren franzöſiſchen Überwachung entzogen und ſich Freiheit des Handelns verſchafft hatte, konnten die Rüſtungen ernſtlich begonnen werden. Der oft wiederholte Vorwurf, daß nach der Kataſtrophe des franzöſiſchen Heeres in Rußland unnötig Zeit verloren gegangen ſei, berückſichtigt nicht die über alle Vorſtellung ſchwierige Lage, in der Preußen ſich befand. In der Tat iſt kein Tag ohne wichtige organiſatoriſche Arbeiten vergangen.

Die Vorbedingung zur Bildung eines Volksheeres war die Beſeitigung der Dienſtfreiheit großer Klaſſen der Bevölkerung. Einen ſchüchternen Anfang dazu macht die „Verordnung wegen der zu errichtenden Jäger-Detachements“ vom 3. Februar 1813. Als freiwillige Jäger blieben die Gebildeten unter ſich in angemeſſener Geſellſchaft und durch ihre Uniform ſcharf von allen andern unterſchieden, ſie durften ſogar ihre Offiziere wählen. Es war eine geiſtig-ariſtokratiſche und zugleich demokratiſche Einrichtung, damals unentbehrlich, um einen Bruch mit der Vergangenheit zu überbrücken. Die jedem Infanterie- und Kavallerieregiment angegliederten Jägerabteilungen wurden eine Pflegeſtätte vaterländiſcher und idealer Geſinnung, ſie haben auch ſpäter der Landwehr zahlreiche Offiziere geliefert; aber ſie blieben doch eine verſchwenderiſche Anhäufung von Bildung und Einſicht, eine Verteilung auf die Kompagnien und Schwadronen hätte mehr Nutzen gebracht. Bei den von einigen Provinzen aufgeſtellten National-Kavallerieregimentern ſtrebten die Mannſchaften gleicher Herkunft, die ſogenannten Eliten, entſprechende Rechte an, wie die freiwilligen Jäger. Die aus andern deutſchen Staaten zuſtrömenden Freiwilligen fanden in Freikorps, vornehmlich in Lützows „ſchwarzer Schar“ ihren Platz. Die Begeiſterung war hier anfangs auf das Höchſte geſteigert, die Leiſtungen entſprachen indeſſen den hochgeſpannten Erwartungen nicht.

Am 9. Februar beſeitigte eine zweite „Verordnung über die Aufhebung der bisherigen Exemptionen von der Kantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges“ faſt alle Ausnahmen von der Wehrpflicht. Jeder wehrfähige junge

Mann zwiſchen dem vollendeten ſiebzehnten und vierundzwanzigſten Lebensjahre ſollte ſich innerhalb acht Tagen freiwillig zum Dienſte melden, falls er nicht das Vorrecht der Truppenwahl einbüßen wollte. Damit fiel gewiſſermaßen ein Makel auf die ſich nicht freiwillig ſtellenden. Es bedurfte noch mancher Erläuterungen, unter anderm der Erklärung, daß das vierundzwanzigſte Jahr nur die Wehrpflicht begrenzen, nicht das Recht zum freiwilligen Eintritt beſchränken ſolle. Erſt nach der Kriegserklärung am 17. März konnte der König durch die Aufrufe „An Mein Volk" und „An Mein Kriegsheer" die Ziele der Rüſtungen rückhaltslos bezeichnen und durch die „Verordnung über die Organiſation der Landwehr", in der bereits die Bildung des Landſturms ins Auge gefaßt wurde, den Schlußſtein zu dem Gebäude legen.

Die von den Provinzialſtänden aufzuſtellende Landwehr ſollte alle bisher nicht zum Heeresdienſt herangezogenen Männer vom ſiebzehnten bis zum vierzigſten Lebensjahre umfaſſen, der erſt ſpäter zu bildende Landſturm den ganzen Reſt von wehrhaften Männern ohne Begrenzung des Alters. Die Landwehr ſetzte ſich damals vornehmlich aus Leuten zuſammen, die noch keine militäriſche Ausbildung erhalten hatten. Solche fanden ſich ſogar unter den Offizieren, ſelbſt unter den Kompagnie- und Bataillonsführern, denen ihre Lebensſtellung dieſen Rang brachte. Von den zwanzig Oſtpreußiſchen Landwehrbataillonen wurde eins dem Befehl des Juſtizrats Oelrichs anvertraut, der nicht gedient hatte, drei andere dem Oberlandesgerichtsrat Friccius, dem Landrat von Bodelſchwing und dem Geheimen Kommerzienrat Abegg, die nur ſehr geringe militäriſche Dienſterfahrung beſaßen. Unter dieſen Umſtänden iſt es begreiflich, daß der größere Teil der Landwehr erſt nach Ablauf des Frühjahrsfeldzuges 1813 und des darauffolgenden Waffenſtillſtandes verwendungsfähig wurde. Trotz allen guten Willens vermochte ſie erſt allmählich im Kriege und durch den Krieg ſich die volle Kriegsfertigkeit anzueignen. Daß die überhaupt möglich wurde, und daß ſie tatſächlich ſehr rühmliche Leiſtungen aufzuweiſen hat, verdankt ſie neben der vaterländiſchen Hingabe der einzelnen vornehmlich der Tätigkeit der in großer Zahl in ſie eingereihten inaktiven Offiziere und Unteroffiziere des vielgeſchmähten alten Heeres, mit denen die meiſten Führerſtellen beſetzt wurden. Den allgemeinen Organiſationsbeſtimmungen mußte ſich auch die bereits *vorher* von den oſtpreußiſchen Ständen aus eigenſter Entſchließung nach dem Entwurf des verdienſtvollen Burggrafen Alexander Dohna ins Leben gerufene Landwehr fügen, die in der Tat eine Erhebung des Volkes in allen Schichten war, indeſſen urſprünglich lediglich der Verteidigung der Provinz dienen ſollte. Erſt am 21. April wurde die ſchon angekündigte „Verordnung über den Landſturm" veröffentlicht. Seine Beſtimmung war, überall, wo der Feind in das Land eindrang, zu einem Kampfe der Notwehr aufgeboten zu werden, der alle Mittel heiligte. Man dachte an einen Guerillakrieg nach ſpaniſchem Muſter. Uniformen waren ausdrücklich verboten, um die Landſturmleute nicht der Verfolgung preiszugeben. Die ſo geplante Kriegsführung dieſes Aufgebots erinnert in bedenk-

licher Weiſe an das, was wir heute Franktireurkrieg nennen. Es iſt ein Glück, daß ſie nicht zur Ausführung kam.

Das Heer der Befreiungskriege wies alſo gewiſſermaßen eine ſtändiſche Gliederung auf. Der Grundſatz der allgemeinen Wehrpflicht wurde noch durch mancherlei Ausnahmen durchbrochen. Ungeachtet ſolcher und anderer Unvollkommenheiten war die Schöpfung dieſes Heeres, dem das Vaterland ſeine Befreiung verdankt, eine gewaltige Tat, an der unter den Führenden Scharnhorſt den größten Anteil hat. Das große Verdienſt des Königs, der die Verantwortung übernahm, ſoll dadurch nicht herabgemindert werden. Er mußte mit eingelebten Anſchauungen brechen und hatte vor allem den ihm angeborenen Peſſimismus zu überwinden. Der Erfolg ſeines Aufrufs machte ihn ſelbſt ſtaunen. Die Bedeutung jener Schöpfung geht noch weit über den zeitigen Erfolg hinaus. Das Volksheer erwies ſich zu lebenskräftig, um wieder zu verſchwinden, obwohl ſeine weſentlichſten Grundlagen urſprünglich nur für die Kriegsdauer geſchaffen waren. In dauernder weiterer Entwicklung, nicht ohne zeitweiſe Rückſchritte, iſt es die Grundlage unſerer Kraft geblieben, trotz aller Angriffe auf ſeinen Beſtand von ſehr beachtenswerter Seite — ich nenne nur die Namen Marwitz und Yorck. Auf der andern Seite wurden die Taten der Landwehr über das richtige Maß in den Vordergrund geſtellt, und Beſtrebungen machten ſich geltend, ſie immer mehr als das wahre Volksheer vom ſtehenden Heere abzuſondern, ſelbſtredend nicht zum Vorteil ihrer Brauchbarkeit. Ganz naturgemäß traten an Stelle der unausgebildeten Mannſchaften der erſten Organiſation die älteren Jahrgänge des Beurlaubtenſtandes. Dazu kamen eine Zeitlang die oberflächlich ausgebildeten ſogenannten Landwehrrekruten. Die Übungen der zuſammengezogenen Landwehr waren unzureichend. Vor allem fehlte es an durchgebildeten Offizieren. Auch die Bewaffnung und Ausrüſtung blieben infolge der Armut des Staates zum Teil mangelhaft. Zum Glück enthüllte die Mobilmachung des Jahres 1859 alle Mängel, ohne daß ſie verhängnisvoll wurden — es folgte kein Krieg. Ein weiteres Glück war es, daß damals unſer unvergeßlicher Kaiſer Wilhelm der Erſte als Prinz von Preußen die Regierung führte. Klar und weit blickend, begann er mit ſeinem ausgezeichneten Kriegsminiſter Roon unter großen Schwierigkeiten die Neubildung des Heeres, vielfach verkannt, auch von trefflichen, von innigſter Vaterlandsliebe durchdrungenen Männern. Man warf dem Prinzregenten vor, daß er der Armee den Charakter des Volksheeres nehmen, die Schöpfung der Befreiungskriege beſeitigen wolle, und glaubte in der Vermehrung des ſtehenden Heeres eine politiſche Reaktion zu erkennen. In Wirklichkeit handelte es ſich darum, die mit der Zunahme der Bevölkerung angewachſene Zahl überzähliger, obwohl dienſtfähiger junger Leute zur Vergrößerung des ſchnell ſchlagfertigen ſtehenden Heeres auszunutzen und die älteren, vornehmlich aus Familienvätern beſtehenden Jahrgänge nach Möglichkeit zu ſchonen, alſo eine gerechtere Verteilung der Laſten anzubahnen. Der raſche Siegeslauf des Feldzuges 1866

rechtfertigte über Erwarten ſchnell und gründlich die angefeindeten Maßnahmen. Die Beſeitigung des durch ſie entſtandenen ſchweren Konfliktes mit der Volksvertretung hatte nun keine Schwierigkeiten mehr. Gleichzeitig aber bedeutete der Sieg von 1866 einen neuen Sieg der allgemeinen Wehrpflicht. Das preußiſche Syſtem ging auf den Norddeutſchen Bund über, und die noch nicht angegliederten ſüddeutſchen Staaten begannen, ihre Streitkräfte nach jenem Muſter umzuformen.

Auch Öſterreich-Ungarn betrat bald ähnliche Bahnen.

Trotz der eigenen großen Erfolge blickte man ſelbſt im preußiſchen Offizierkorps noch immer achtungsvoll auf das aus Soldaten mit langer Dienſtzeit zuſammengeſetzte franzöſiſche Heer. Eine in den letzten ſechziger Jahren erſchienene Schrift des franzöſiſchen Generals Trochu enthüllte die Schwächen dieſer alten Troupiers, ohne doch das günſtige Vorurteil für jenes Heer wirklich zu zerſtören. Die ganze Welt ſtaunte, als die franzöſiſchen Prätorianer den jungen Mannſchaften des deutſchen Volksheeres erlagen. Dieſes Volksheer erkämpfte das neue Deutſche Reich.

Allmählich ſahen alle Länder Europas ſich genötigt, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, nur nicht jenes Inſelvolk, das ſich ſicher fühlte mitten in dem von ihm allein beherrſchten Meere. Unberührt von dem Gedanken, daß es in der Welt noch andere bewegende Kräfte geben könne außer der Macht des Goldes, hat es ſich bis zur Stunde gegen jene Bewegung gewehrt.

Nach unſerem großen Erfolge trat kein Stillſtand im deutſchen Heere ein. Neuerdings wird vielfach ein ſchönes, japaniſches Sprichwort zitiert: „Nach dem Siege binde den Helm feſter!“ Es ſagt uns nichts Neues. Wer auch nur flüchtig einen Blick in Moltkes „Militäriſche Schriften“ getan hat, weiß, wie er nach jedem Feldzuge ungeſäumt die auf allen Gebieten gemachten Erfahrungen ſammelte, um ſie in Denkſchriften von wunderbarer Klarheit ſeinem Allerhöchſten Kriegsherrn vorzulegen, der dann mit vollendeter Sachkenntnis und mit rührender Gewiſſenhaftigkeit alles prüfte und mit ſeinen Bemerkungen verſah. Unter Mitwirkung des Kriegsminiſteriums wurden dann dieſe Erfahrungen für das Heer nutzbar gemacht.

Auch unſer regierender Kaiſer hat die weitere Ausgeſtaltung des Volksheeres, dieſer echten Hohenzollernſchöpfung, ſich unentwegt angelegen ſein laſſen. Aus dem dauernden Bevölkerungszuwachs ergab ſich die Notwendigkeit, die Heeresſtärke periodiſch zu ſteigern. Nicht ohne ernſte parlamentariſche Kämpfe, bei denen auch der Vorwurf des Militarismus erhoben wurde, wurden die praktiſchen Folgerungen gezogen. Jetzt wird niemand mehr zweifeln, daß es ſich immer nur um die folgerichtige Ausgeſtaltung des Volksheeres zum Zwecke der Landesverteidigung gehandelt hat, nicht um Schaffung einer Heeresmacht zur Bedrohung des europäiſchen Friedens, wie die ausländiſche Preſſe es heute noch glauben machen möchte, oder um eine einſeitige Förderung der militäriſchen Intereſſen auf Koſten der allgemeinen Wohlfahrt. Bereits die im Jahre vor dem Kriege mit überwältigender

Mehrheit erfolgte Bewilligung einer neuen Heeresvorlage bewies das zunehmende Verständnis für die Bedürfnisse der Landesverteidigung und die allgemeine große Opferwilligkeit.

Offen blieb auch bei dieser Gelegenheit die Frage der Behandlung der nach jeder Heeresverstärkung immer wieder anwachsenden Zahl der als überzählig der Ersatzreserve zugeteilten dienstfähigen Mannschaften. Während weniger Jahre war die Einrichtung getroffen, daß diese Mannschaften eine sechswöchige Ausbildung erhielten, der sich Wiederholungsübungen anschlossen. Diese nur mangelhaft ausgebildeten Leute waren nicht zur unmittelbaren Einreihung in die ins Feld rückenden Truppenteile bestimmt, sollten vielmehr erst bei den Ersatztruppenteilen kriegsbrauchbar gemacht werden. Der Gewinn lag in der Möglichkeit, sie nach verhältnismäßig kurzer Zeit als Nachschub zu verwerten. Die zu diesem Zweck geschaffene Organisation erwies sich indessen nicht als lebensfähig, der Versuch wurde wieder aufgegeben. Die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges werden vielleicht Anlaß geben, auf die noch nicht gelöste Frage zurückzukommen.

Vergleichen wir nun das Wesen des heutigen Volksheeres mit dem der Befreiungskriege, so nehmen wir wahr, daß aus der damals aufsprossenden Pflanze sich ein mächtiger wetterharter Baum entwickelt hat, dessen Lebenskraft neue Sprossen treiben läßt, wo Zweige der Axt zum Opfer fielen. Wir erinnern uns der schüchternen Ansätze zur Beseitigung der Klassenunterschiede in bezug auf die Wehrpflicht und der Gliederung des Heeres nach Ständen. Einen letzten Rest davon könnte man allenfalls noch in der Einrichtung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes erkennen; doch bedeutet dieser keine Bevorzugung eines Standes oder des Reichtums, stellt vielmehr eine unerläßliche Berücksichtigung höherer Bildung dar, die wieder durch eine Reihe von Anforderungen ausgeglichen wird, von denen die finanzielle Inanspruchnahme des einzelnen im Frieden keineswegs die wesentlichste, auch keine unbedingte ist. Die Einjährig-Freiwilligen stehen in Reih und Glied mit allen übrigen Soldaten, nicht in gesonderten Abteilungen wie die freiwilligen Jäger der Befreiungskriege; aber bei ihrer Ausbildung wird von vornherein darauf Bedacht genommen, sie kriegsmäßig zu Unterführern zu erziehen, also ihre höhere Bildung nutzbar zu machen. Den hohen Wert dieser Einrichtung für das Heer beweisen die anerkannt ausgezeichneten Leistungen der Reserve- und Landwehroffiziere in diesem Kriege.

Die einzige gesetzlich noch bestehende Befreiung eines Standes von der Wehrpflicht ist diejenige der regierenden und vormals reichsständischen Häuser, doch steht sie nur auf dem Papier. Die fürstlichen Familien betrachten es ausnahmslos als eine Ehrenpflicht, daß ihre Söhne die Waffen tragen, und nicht etwa nur zum Schmuck. Heute ist wieder wahr, was Tacitus über das Verhältnis von Fürst und Gefolgschaft berichtet, aber in veredeltem Sinne. Nicht um Ruhm zu ernten und der Kampflust zu genügen, nicht aus persönlichen Interessen greifen Fürst und Volk zu den Waffen. Das Vater-

land, das ganze, große, einige deutſche Vaterland iſt es, um das es ſich handelt, der Gedanke an ſeine Verteidigung beſeelt gleichmäßig alle und hat ſelbſt das alte deutſche Erbübel des Stamm- und Parteizwiſtes beſeitigt. Darin liegt der große Unterſchied gegenüber der altgermaniſchen Zeit, aber Treue, Hingabe, Tapferkeit — das iſt das Bleibende.

Wir nehmen den Vergleich mit dem Heere der Befreiungskriege wieder auf. Wenn damals die Lebensſtellung die Art der Einreihung in das Heer beeinflußte und der im Zivildienſte erworbene Rang für die Art der Verwendung in der Landwehr ohne Rückſicht auf militäriſche Kenntniſſe maßgebend war, ſo beſtimmt heute lediglich die bereits bewährte militäriſche Eignung Rang und Stellung. Männer aller Geſellſchaftsklaſſen ſtehen unterſchiedslos mit dem Gewehr oder mit der Schippe in Reih und Glied, und vielleicht hat ein Univerſitätsprofeſſor einen auf ſeinem Gebiete ſachverſtändigen Unteroffizier zum Vorgeſetzten, deſſen wiſſenſchaftliche Bildung ſich auf eine einklaſſige Dorfſchule gründet. Und alles das iſt *ſelbſtverſtändlich*, und niemand wundert ſich darüber außer unſern Feinden.

In den Kriegen, in denen des Deutſchen Reiches Einigung erkämpft wurde, konnten, dank der gerechteren Verteilung der Laſten, die wir König Wilhelm verdankten, die älteren Jahrgänge, ſomit die Familienväter, verhältnismäßig geſchont werden. Der weitaus größere Teil der Landwehr brauchte nicht in vorderſter Linie Verwendung zu finden. Der Landſturm wurde überhaupt nicht aufgeboten, wenn auch ihm angehörende gediente Mannſchaften gegen Schluß des Krieges 1870/71 im heimatlichen Beſatzungsheere Verwendung fanden. Übrigens iſt der Landſturm auch während der Befreiungskriege zwar an einigen Stellen aufgeboten worden, hat jedoch nur ganz ausnahmsweiſe in kleinem Maßſtabe Gelegenheit gehabt, ſich am Kampfe zu beteiligen.

Heute iſt das Bild ein ganz anderes: immer wieder hören wir, daß Landwehr und Landſturm in vorderſter Linie mitkämpfen und ſich bewähren. Auch der unausgebildete Landſturm wurde zum Dienſt herangezogen. Noch nie ſah die Weltgeſchichte ein ſolches Volk in Waffen.

Warum dieſe äußerſte Inanſpruchnahme der Volkskraft *nötig* wurde, im Gegenſatz zu unſern früheren Kriegen, bedarf *keiner* Erläuterung, wohl aber, wie ſie *möglich* war, ohne das geſamte wirtſchaftliche Leben und damit die Lebenskraft zu zerſtören, mit andern Worten: ohne Selbſtmord. Es hat dazu der organiſchen Entwicklung der Wehrkraft durch ein Jahrhundert bedurft, der Einbürgerung des Gedankens, der jede Ausnahme ausſchließenden Wehrpflicht als ſittliches Gebot. Selbſt als es galt, das ſeit Jahren von Napoleon unterjochte und ſchwer unterdrückte Vaterland zu befreien, und edle Begeiſterung alle Kreiſe ergriff, war das „und alle, alle kamen" doch nicht ſo ganz wörtlich zu nehmen. Es gab Korporationen und Religionsgemeinſchaften, die der Wehrpflicht widerſtrebten, und denen unter gewiſſen Bedingungen Befreiung gewährt wurde. In einzelnen Gegenden wurden Zwangsmaßregeln nötig, und neuere Veröffentlichungen aus den Archiven enthüllen

mancherlei Unrühmliches aus den großen Städten. Als vor fünfzehn Monaten der Weltkrieg entbrannte, galt es nicht, die verlorene Freiheit wiederzugewinnen, wohl aber das Dasein zu wahren. Kein Anlaß lag vor zu flammender Begeisterung, kein Dichter sang: „Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen" und „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los", aber auf den nüchternen Mobilmachungsbefehl, noch bevor unsers Kaisers Aufruf „An das deutsche Volk" bekannt wurde, strömten in vollendeter Ordnung alle zu den Waffen, ein jeder kannte seinen Platz, es bedurfte keiner besonderen Anweisung. Wer diese ernsten Männer gesehen hat, die ruhig, aber heiteren Antlitzes, in der Nacht zum ersten Mobilmachungstage sich in die überfüllten Eisenbahnwagen drängten und für jede Gegenvorstellung der Reisenden nur die eine Antwort hatten: „Wir müssen doch mit, wir müssen doch unsre Pflicht tun" — der wußte, daß dieses Volk nicht untergehen kann. Da begreift man, was Erziehung zur Pflicht durch eine Folge von Geschlechtern bedeutet. Mit dieser Erziehung zur Pflicht ist eine sorgsame Ausbildung im Waffenhandwerk und in steigendem Maße eine Wiederbefestigung des Erlernten durch spätere Waffenübungen Hand in Hand gegangen. Die gedienten Mannschaften sind Soldaten geblieben auch im bürgerlichen Kleide. Aus diesem Grunde konnte den gesteigerten Ansprüchen eines Krieges mit zwei und demnächst noch mehr Fronten durch Heranziehung der Landwehr und an einzelnen Stellen sogar des Landsturms in die erste Linie genügt werden. Es wurde ferner möglich, im Verlaufe des Krieges, trotz des großen Bedarfs an Nachschub zur Ergänzung der Verluste, neue Truppenteile, in Stärke ganzer Armeen aufzustellen, weil die große Zahl der im Frieden gut ausgebildeten Soldaten, vor allem aber der Schatz an planmäßig zu Unterführern erzogenen Reserve- und Landwehroffizieren und Unteroffizieren die Bildung von festen Rahmen gestattete, in denen die erst während des Krieges flüchtig ausgebildeten Mannschaften einen Halt fanden. Die Großartigkeit der Neubildungen wird erst vollkommen klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß während des Krieges 1870/71 nicht ein einziger Truppenteil für das Feld neu aufgestellt worden ist, daß man sich vielmehr damit begnügte, zur Bewachung der Gefangenen in der Heimat aus den ältesten Jahrgängen sogenannte Garnisonbataillone und Depotskadrons zu bilden.

Ohne langjährige ununterbrochene Arbeit der Militärbehörden wäre ein solcher Erfolg nicht möglich gewesen. Neben der Organisation erstreckte diese Arbeit sich auf die Vorsorge für Ausrüstung, Waffen und Munition und ihre dauernde Herstellung während des Krieges. Die neugebildeten Truppenteile, selbst der Landsturm, sind weit besser ausgerüstet und bewaffnet ins Feld gerückt als zum Beispiel im Jahre 1866 planmäßig aufgestellte Landwehrbataillone.

Der außerordentliche Bedarf an Kriegsmaterial aller Art und an Verpflegung bedingte eine weitgehende Heranziehung industrieller, landwirtschaftlicher und kaufmännischer Kreise zur unmittelbaren Mitarbeit.

Dieſes Bedürfnis wurde durch die Verhinderung der Einfuhr vom Auslande noch geſteigert, und harte Anforderungen mußten an die Entſagung des nicht unter den Waffen ſtehenden Teiles des Volkes geſtellt werden. Bald zeigte ſich, daß ſie ſich mit gutem Willen überwinden ließen.

Es iſt überhaupt ſtaunenswert, welche Hilfskräfte ſich dem Heere geſellten, in erſter Linie die Eiſenbahnen, die durch ihre unübertrefflichen Leiſtungen von der Mobilmachung an bis zu den gewaltigen Heeresverſchiebungen quer durch Europa zu unſern Siegen nächſt den Truppen ſelbſt am meiſten beigetragen haben. Die von Moltke geſtiftete Ehe zwiſchen dem Generalſtabe und den Eiſenbahnverwaltungen hat ſich als eine überaus glückliche und fruchtbare bewährt.

Der Mitwirkung der Verwaltungsbehörden des Reiches ſowie der einzelnen Bundesſtaaten, die ſämtlich ihre Tätigkeit auf den Krieg eingerichtet haben, geſellen ſich zahlreiche Organiſationen, in denen die Regierung und ſachverſtändige Männer zuſammenwirken, die ihre Kräfte in den Dienſt des Vaterlandes geſtellt haben; ich nenne als Beiſpiel nur den „Zentraleinkauf". Die Aufgabe dieſer Organiſationen wird beſonders dadurch erſchwert, daß ſie erſt während des Krieges durch das zutage getretene Bedürfnis ins Leben gerufen wurden und ſelbſt erſt ihre Erfahrungen ſammeln mußten. Unvorhergeſehen war das Bedürfnis nach ſolchen wirtſchaftlichen Organen nicht. Geraume Zeit vor dem Kriege iſt viel von einem „wirtſchaftlichen Generalſtabe" geſprochen worden; aber es iſt kaum ausführbar, auf rein theoretiſcher Grundlage ohne lehrhafte Vorgänge in der Wirklichkeit dergleichen zu ſchaffen. Darum waren auch Irrtümer in den die Ernährungsfrage berührenden, tief in das Volksleben eingreifenden Anordnungen bei beſtem Wiſſen und Willen unvermeidlich. Man hat ſich redlich Mühe gegeben, zu beſſern, wo gefehlt wurde, und vielleicht wurde gar nicht ſo viel gefehlt, wie die Betroffenen zurzeit noch annehmen.

Ganz anders organiſiert als die wirtſchaftliche Fürſorge war ſchon zu Beginn des Krieges die auf reichen Erfahrungen fußende freiwillige Krankenpflege, überhaupt eine ausgedehnte Liebestätigkeit, die ſich dann in reichem Maße unmittelbar aus dem Volke heraus erweiterte. Mit dem Mobilmachungsbefehl hat ſich ein jeder, dem es nicht beſchieden war, mit der Waffe in der Hand für des Vaterlandes Beſtand einzuſtehen, gefragt, auf welchem Gebiete er nützen könne, und da ſind neben den der Krankenpflege gewidmeten Ritter- und geiſtlichen Orden, den großen feſtgegründeten Vereinen — Rotes Kreuz, Vaterländiſcher Frauenverein, nationaler Frauendienſt und wie ſie alle heißen, zahlreiche, zum Teil im ſtillen wirkende Unternehmungen entſtanden, die bemüht ſind, unmittelbare oder mittelbare Kriegshilfe zu leiſten, von der Fürſorge für verwundete Krieger bis zur Abhilfe der durch den Krieg entſtandenen Notlage der Daheimgebliebenen, von denen die gebildeter Frauen ſicherlich nicht die geringſte iſt. Noch niemals war das Gebiet ſo weit, auf dem die deutſche Frau, ſo recht in ihrem Be-

rufe, eine rege und segensreiche Tätigkeit entfaltet hat. Auch sie gehört, nicht nur als Gattin und Mutter, untrennbar zum Volke in Waffen und hat ihren Anteil an den Erfolgen des Heeres, an der Erhaltung des Vaterlandes. Und wie die deutschen Fürsten ihren Heerbann unter des Kaisers Oberbefehl ins Feld führen, so stehen die Fürstinnen als rechte Landesmütter an der Spitze der Frauenorganisationen, allen voran unsere unvergleichliche Kaiserin.

Alles, was hier zunächst im Hinblick auf unsere Landmacht gesagt wurde, trifft für die jüngere Seemacht zu. Auch bei ihr war der Schatz an gut ausgebildeten Offizieren und Mannschaften des Beurlaubtenstandes so groß, daß ein Marinekorps zur Teilnahme am Landkriege aufgestellt werden konnte. Die Ergänzungsfähigkeit auf personellem und materiellem Gebiete hat sich in derselben Weise bewährt, vor allem ist der Geist derselbe wie beim Heere.

Fassen wir das Ergebnis unserer Untersuchung zusammen, so dürfen wir mit Recht einen außerordentlichen Fortschritt gegenüber der Wehrhaftigkeit des Volkes vor hundert Jahren feststellen. Doch wir wollen uns nicht überheben. Es ist nicht das einseitige Verdienst der Gegenwart, daß wir es so weit gebracht haben, vielmehr das Ergebnis stetiger Arbeit auch der vorangegangenen Geschlechter. Wir müssen nach weiterer Vervollkommnung streben, und täglich erweitern sich die Anforderungen, die an uns herantreten. Dazu bedarf es der Prüfung, wo noch gebessert werden kann; ich meine nicht im Heere, überhaupt nicht unfruchtbare Kritik, sondern die weitgehendste Selbstprüfung jedes einzelnen der Daheimgebliebenen. Jedermann möge nachdenken, was ihm noch fehlt, um ein würdiges Mitglied des Volkes in Waffen zu sein, eine Ehre, nach der jeder Deutsche streben soll. Einige Fragen werden andeuten, was ich meine:

Ist, was wir tun, nur um der großen Sache willen?

Spielen nicht, vielleicht unbewußt, Beweggründe mit, wie persönlicher Ehrgeiz, Eitelkeit, Mitmachen, weil es einmal Gebrauch ist? —

Eine andere Frage mögen sich alle vorlegen, die unter dem Drucke der Verhältnisse leiden — und dazu gehören in gewissem Grade alle —: fügen wir uns willig genug in die zum allgemeinen Wohle unerläßlichen Entbehrungen, und tun wir aus *eigener* Kraft genug, um den erschwerten Kampf ums Dasein durchzukämpfen?

Je mehr die Daheimgebliebenen sich solcher Selbstprüfung hingeben, desto mehr werden sie das große Werk der Vaterlandsverteidigung fördern, nach ihrer Kraft beitragen zur Unterstützung unserer unvergleichlichen Streitmacht und mit um so größerem Rechte sich vollwertige Mitglieder des Volkes in Waffen nennen dürfen. Dieses Volk in Waffen unter Führung seines Kaisers wird und muß siegen, das soll unser Glaubenssatz sein und bleiben.

Literariſche Rundſchau.

Scharnhorſts Briefe.

Scharnhorſts Briefe. Herausgegeben von Karl Linnebach. Verlag von Georg Müller. München. 1915.

Scharnhorſt, der ernſte, wortkarge Mann, der der ſchmückenden Phantaſie im Gegenſatz zu ſeinen großen Zeitgenoſſen Blücher, Stein und Gneiſenau ſo wenig Spielraum läßt, ihn zu vergeiſtigen und zu verſchönen, iſt dem Herzen des deutſchen Volkes nicht ſo innig verwachſen wie die anderen Helden der Wiedererneuerung Preußens. Er lebt in unſerem Andenken als der unvergleichliche Reorganiſator des preußiſchen Heeres; aber kein Scherzwort, keine Anekdote, wie ſie vom „Marſchall Vorwärts“ und vom alten Gneiſenau noch heute zu Hunderten im Schwange ſind, hat ihn uns menſchlich näher gebracht und den herben Ernſt ſeiner Züge gemildert. Und doch war es gerade dieſer nüchterne Menſch, deſſen Geiſt ausſchließlich auf militäriſche Dinge gerichtet war, der dem niedergebrochenen Preußen von 1806 ein Helfer und Erretter aus tiefſter Schmach werden konnte. Ohne ihn wären die Taten eines Blücher undenkbar. Mit demſelben ehernen Antlitz, mit dem er in eine blutige Schlacht ging, ſah er dem Leben in das ewig wechſelnde Angeſicht. „Ich ſehe unſere Weltereigniſſe als den unabänderlichen Naturgang der Völker an. Wer kann mit der Vorſehung zürnen?“ ſchrieb er an ſeine Freunde, und danach richtete er ſein Handeln.

Dieſer Mann, der in ſeiner Jugend die gewiß in idealer Abſicht unternommene, vielleicht aber gerade darum für uns ſo unglückliche Kampagne von 1792 mitgemacht hatte, und der einige Jahre ſpäter den furchtbarſten Zuſammenbruch eines Staates erlebte, welcher glaubte, auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen ausruhen zu können — dieſer Mann hatte ſo viel blühende Übertreibungen geſehen, daß es ihn gut dünkte, ſich auf den feſten Boden der Tatſachen zu ſtellen und nach dieſem Grundſatz ſein Leben aufzubauen. Scharnhorſt war ein Feind der Phraſe, die, von der franzöſiſchen Revolution herüberklingend, auch das nüchterne Preußen trunken gemacht hatte. Niemals hat er ſich durch ſchönes Wortgeklingel von der nüchternen Beurteilung der Tatſachen abwendig machen laſſen. Und ſo iſt er einer der wenigen geweſen, die in dem Taumel der Kriegsbegeiſterung vor dem Unglücksjahr laut genug vor einem Krieg gegen Napoleon warnten und einen ungünſtigen Ausgang vorausſagten.

So frei von allen phantaſtiſchen Vorſtellungen und Übertreibungen wie ſein Leben ſind ſeine Briefe, deren erſter Band, Privatbriefe, uns jetzt vorliegt. (Herausgegeben von Karl Linnebach. Verlag von Georg Müller in München.) Man merkt: es wird dem von Natur Verſchloſſenen ſchwer, ſeinen Gedanken und Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Ihm fehlte trotz guter Auffaſſungsgabe jene ſchillernde Beweglichkeit des Geiſtes, die die inneren Vorgänge leicht an die Oberfläche treibt. „Er jagte nicht Ideen in ſich auf, ſondern ruhte über Ideen aus,“ wie Arndt treffend von ihm ſagte. Selbſt auf Gebieten, die er völlig beherrſchte, kam er nicht über dieſe geiſtige Schwerfälligkeit hinweg. Den gleichen Hemmungen war auch ſein mündlicher Vortrag unterworfen. „Weitläufigkeit, Unbeſtimmtheit und Langſamkeit“ — ſo kennzeichnet Clauſewitz den Vortrag ſeines Meiſters —

„waren die ersten Eindrücke; und im persönlichen gesellschaftlichen Verkehr, wo man oft nur spricht, um zu sprechen, hatte man nicht Gelegenheit, von diesem Urteil zurückzukommen." Scharnhorst kannte diesen Mangel seines Geistes selbst sehr gut; er wiederholte darum bei der mündlichen Schilderung so oft denselben Ausdruck immer in anderer Form, bis er das, was er sagen wollte, in gewünschter Klarheit herausgemeißelt hatte. Ebenso verfuhr er in seinen schriftlichen Auslassungen, die er so lange feilte und bearbeitete, bis „seinem äußerst feinen Verstand" alles genügte. Seine mangelhafte Schulbildung ist ihm zeitlebens hinderlich gewesen, obgleich er mit allen Kräften danach strebte, die Lücken auszufüllen. Immer wieder, besonders in jüngeren Jahren, gerät er in Streit mit der deutschen Rechtschreibung und Satzbildung; „mir" und „mich" verwechselt er auch später noch gelegentlich in seinen Briefen. Sobald er aber von Gedanken und Empfindungen über sich selbst hinausgehoben wird, ist man überrascht von der Schönheit des Ausdrucks, den er findet. Mit seinem „Taschenbuch für Offiziere" hat er sich schon früh als Militärschriftsteller einen Namen gemacht. Dieses Buch galt viele Jahre für vorbildlich. Er konnte „edle Früchte still zeitigen, aber nicht mit Blüten prangen", sagt Clausewitz von ihm. Und das ist der Grund seines großen Lebenserfolges. Er prunkte nicht, er reifte. Als geschickter Spielleiter stand er hinter der Weltbühne und tat seine Pflicht, ohne nach Ruhm und Beifall zu haschen. Kaum einer ahnte, daß ihm diese passive Rolle eigentlich nicht lag, daß es ihm schwer fiel, so im Verborgenen zu bleiben, ohne seine beispiellose Selbstverleugnung in gebührender Weise anerkannt und belohnt zu sehen. Von Napoleon gehaßt, von niedrigen Verleumdern bei dem leicht mißtrauischen König in eine zweideutige Lage gebracht, mußte er die Neugestaltung des preußischen Heeres unter den widrigsten Umständen durchführen. Denn man glaube ja nicht, daß man im preußischen Heer selbst seinen Plänen und Forderungen immer wohlwollend gegenübergestanden hätte! Vielen war der alte Schlendrian gerade so recht, und andere waren so teilnahmslos geworden, daß sie jeden Gedanken an eine Wiedererneuerung Preußens weit von sich wiesen. Da galt es, mit eisernem Besen auszufegen, was morsch war und zerfallen, um die Bahn für neue Pläne wieder frei zu bekommen. Und der Lohn? — Am 19. März 1813 schrieb er an seine Tochter: „Ich habe mit unbeschreiblicher Anstrengung für König und Vaterland gearbeitet, ich habe mein vornehmstes Augenmerk auf die Belebung des Geistes gewandt und durch die Herbeiziehung und Enthusiasmierung der jungen Männer meinen Zweck erhalten und so das Interesse aller Familien an den Krieg gekettet ... Dabei habe ich kein Kommando nehmen können, ich habe mich nur begnügt, gute, brauchbare Leute hervorzuziehen, ich konnte nur dies durchsetzen, wenn ich selbst allen entsagte." Wer könnte aus diesen schlichten Zeilen ahnen, was ihn der Verzicht auf das heiß erstrebte Ziel, die neugeschaffene Armee nun auch selbst zu befehligen, wozu er sich wie kein anderer berufen fühlte, gekostet hat? Er war nun ältester General nach Blücher, dem er in selbstlosester Weise die Wege geebnet hatte. Niemand vermutete, welche Entsagung diese edle Tat für ihn war.

Erst aus seinem Schreiben vom 21. Mai 1813, das er sterbend an seine Tochter richtete, erfahren wir, wie sein Herz bei jenem Verzicht geblutet hat: „Ich will nichts von der ganzen Welt," bekennt er; „was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht ... Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig ... Alle meine sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages." Wie ein Aufschrei aus qualverzehrter Brust klingt dieser letzte Satz; und niemand wird sich des Mitgefühls gegen den sterbenden Helden verschließen, dem nur der Tod

die im Leben ſo herb geſchloſſenen Lippen öffnen konnte. Das Glück hat Scharnhorſt vergebens auf dieſer Erde geſucht. Er war bei allem ſoldatiſchen Weſen der beſte Vater und der zärtlichſte Gatte; aber in ihm war, wie bei vielen hervorragenden Menſchen, eine ewige Unruhe, die Harmonie und inneren Frieden ausſchloß. Schon 1794 ſchrieb er aus Flandern an ſeine Gattin: „Ein Kampf zwiſchen Vernunft und Ehrgeiz iſt meine bleibende Stimmung, und wechſelsweiſe der einen oder andern zu folgen, iſt mein Schickſal.“ Und ſo findet er einmal „am Krieg beinahe ein Vergnügen“, und ein andermal dünkt es ihn „gar zu abſcheulich, Soldat zu ſein“! Das iſt eines der wenigen Bekenntniſſe über ſich ſelbſt. Er liebt es nicht, ſich mitzuteilen; aber nach Preußens Zuſammenbruch, da er, von Feinden und Spionen umlauert, an ſeinem ſchweren Werk des Wiederaufbaues arbeiten mußte, wurde dieſe natürliche Eigenſchaft zu einer bewußten. Wie ein Igel rollte er ſich zuſammen, wenn man ihn ausholen wollte, und ſelbſt über völlig harmloſe Dinge verweigerte er dann die Auskunft. Nur im ganz vertrauten Kreiſe gab er ſich offen, „lachte in herzlicher Fröhlichkeit und erzählte Anekdoten und Schnurren.“ Friedrich Meinecke ſagte einmal ſehr treffend von ihm, er gehöre „zu den verſchleierten Perſönlichkeiten, die ihr Beſtes nur dem Verſtehenden geben können, die zu ſtark mit der Fülle ihrer Gedanken zu ringen haben, um immer greifbar und durchſichtig ſein zu können, die weich und verſchwimmend erſcheinen, aber im Innern von geſpannter Energie und nur zu vornehm ſind, um ihre Kraft und ihren Wert immer geltend zu machen“. Auch Clauſewitz, der ihm, wenn wir Scharnhorſts Frau und Tochter ausnehmen, wohl am nächſten ſtand, findet des Rühmens kein Ende: „In der Tiefe des Herzens Gerechtigkeit, Redlichkeit, Unbeſtechlichkeit, im vertrauten herzlichen Zuſammenleben die kindlichſte Teilnahme und offenſte Ergießung, die freundlichſte Nachgiebigkeit, der fröhlichſte Scherz ... Niemals wurde es ihm ſchwer, in den Ideenkreis der jungen Welt, die ihn umgab, mit Wärme einzugehen.“

Wundervoll iſt Scharnhorſts Verhältnis zu Blücher, der doch ſein Nebenbuhler war. „Nie hat eine größere und innigere Freundſchaft und Zuneigung ſtattgefunden als zwiſchen dieſem braven und mutvollen Mann und mir. Wir allein waren immer gutes Muts, wenn die Not am höchſten war; nie war eine Differenz der Meinung zwiſchen uns, nie verſchiedene Gefühle, wir waren eine Seele, ein Gedanke, ein Entſchluß.“ So kennzeichnet Scharnhorſt ſelbſt ihre Beziehungen. Mit Ergriffenheit leſen wir ſeine Schilderungen der gemeinſam verlebten Leiden, wie die beiden Helden von Preußens Schmach niedergedrückt wurden und dennoch Mut und Zuverſicht auf beſſere Tage behielten.

Aber nur dem alten Marſchall Vorwärts war es vergönnt, Preußens Befreiung von ſchwerem Joch mit Augen zu ſchauen. Scharnhorſt durfte, wie Moſes in der Wüſte, das gelobte Land nur von ferne ſehen. Er ſtarb auf einer diplomatiſchen Reiſe nach Wien an einer Wunde, die er in der Schlacht bei Großbeeren erhalten hatte, aber in dem feſten Glauben an Preußens künftige Größe.

So lieſt man den dicken Band dieſer kunſtlos geſchriebenen Briefe von Anfang bis zu Ende mit ſtets reger Herzensteilnahme. Wir hören von Familienangelegenheiten, aber am meiſten von Krieg und Politik; das Geiſtesleben jener Zeit bleibt völlig unberührt. Viel Muße iſt Scharnhorſt nicht geblieben, ſich mit ſchöner Literatur zu befaſſen, und nur in den erſten Jahren auf dem Wilhelmſtein war es ihm möglich, auch einmal ein anderes Buch als nur fachwiſſenſchaftliche zu leſen. Er *mußte* einſeitig ſein. Seine Aufgabe war ſo groß, daß er in weiſer Zuſammenfaſſung aller ſeiner Kräfte in ſeinem Beruf als Offizier, Kriegsſchriftſteller, Heeresreformer und Staatsmann völlig aufging.

Heinz Amelung.

Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland. Von Friedrich Thimme und Carl Legien. VI und 232 Seiten. Leipzig, S. Hirzel. 1915.

Großstadtheimat. Betrachtungen zur Naturgeschichte des Großstadtvolkes. Von Walther Classen. Zweite Auflage. VI und 205 Seiten. Hamburg, C. Boysen. 1915.

Mit dem Auto an der Front. Von Anton Fendrich. 165 Seiten. Stuttgart, Franck'sche Verlagshandlung.

Wie stark war doch in weiten Schichten unseres deutschen Volkes schon in den letzten Jahren vor dem Ausbruche des Krieges das Verlangen nach einer gemeinsamen Arbeit aller positiv schaffenden Kräfte in unserem nationalen Kultur- und Machtstaate; aber es schien, als wären die Gräben zu tief geworden, die eine einseitige Anschauung in allen Parteien, schwere wirtschaftliche Gegensätze zwischen hüben und drüben, zwischen rechts und links gezogen hatte, um in ruhigen Zeiten wieder ausgefüllt zu werden. Dann kam der Krieg, und der 4. August 1914 offenbarte uns bei allen Differenzen, die noch wenige Wochen vorher scharf zum Ausdruck gekommen waren, doch die sittliche Einheit unseres Volkslebens. Kein größerer Sieg konnte uns zu Beginn des Kampfes beschert werden. Die Früchte dieses Sieges für die kommende Friedenszeit festzuhalten, Mittel und Wege zu finden, wie diese Einheit immer festere Gestalt gewinnen und immer weitere Lebenskreise in unserem Volke ziehen kann, das ist die schöne und große Aufgabe, die sich Friedrich Thimme, der Direktor der Bibliothek des Herrenhauses, und Carl Legien, Mitglied des Reichstages und Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, sowie die mit ihnen verbundenen Mitarbeiter sich setzen. Unter ihnen vermisse ich leider zwei Männer, die sich um die Möglichkeit eines Verständnisses zwischen den bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie so hervorragende Verdienste erworben haben, Gustav von Schmoller und Friedrich Naumann. Und es bleibt auch zu bedauern, daß sich unter den Vertretern der bürgerlichen Parteien nur solche des Liberalismus finden, nicht auch des Zentrums und der konservativen Parteianschauungen. Oder waren die Gräben hier auch jetzt noch zu tief, um überbrückt zu werden? — Dann wäre das Verdienst der Herausgeber und ihrer Mitarbeiter um so höher anzuschlagen, daß sie wagemutig den Schritt vollzogen haben, der — das muß offen ausgesprochen werden — uns ein bedeutendes Stück auf dem Wege zur deutschen Einheit, zur deutschen Freiheit und zum gegenseitigen Vertrauen weiterführt. Nicht darum darf es sich hier handeln, zu prüfen, ob einzelne Aufsätze in ihren Forderungen nicht das Maß des Möglichen im Rahmen aller Parteianschauungen und unserer bisherigen geschichtlichen Entwicklung überschreiten. Das wird Aufgabe der zuständigen politischen Gewalten im Reiche und in den Einzelstaaten sowie der Erörterung in der öffentlichen Meinung nach dem Friedensschlusse sein. Hier ist es unsere Pflicht, darauf hinzuweisen, daß alle Mitarbeiter des Buches einmütig in dem starken Willen zu einer energischen Reform unseres politischen Lebens sich zusammengefunden haben, fest vertrauend auf die Worte des Kaisers und unseres Reichskanzlers, dessen starker sittlicher Einschlag im Sinne unseres deutschen Idealismus ihn eng mit der Volksseele hat zusammenwachsen lassen. Alle stellen sich das Problem, wie es möglich ist, die vor dem Kriege unserem nationalen Staate zum mindesten stark kritisch gegenüberstehende Arbeiterschaft im neuen Deutschland zur sachlichen Mitarbeit, zu einer mehr aktiven Position hinüberzuführen, die bürgerlichen Parteien zu veranlassen, sich energischer als bisher der Zusammenhänge bewußt zu werden, die sie mit der Masse unserer arbeitenden Klassen verbinden. Daß dies gelingt, ist das Problem unseres innerpolitischen Lebens für die nächste Zukunft schlechthin, dem gegenüber alle anderen an Bedeutung weit zurückstehen. Und es wird nach allen Seiten hin, wo es angeht, von einem Vertreter der bürgerlichen Parteien und der sozialdemokratischen Anschauung behandelt. Unter ausdrücklicher Anerkennung des sittlichen Rechtes der prinzipiellen Theorien versuchen alle es, von ihrem Standpunkte aus zum Kriege und zur nationalen Machtpolitik, zu der Notwendigkeit einer Änderung in Verfassungsfragen im Reiche und in den Einzelstaaten, zur Vertretung der Arbeiterinteressen und zu den Gewerkschaften, die bisher oft eine einseitig-doktrinäre Einschätzung erfuhren, zur Neugestaltung der Wirtschaftsordnung und zur Fortsetzung der Sozialpolitik, zur Kirche und Schule, zur Wiedergeburt unseres ganzen Lebens Stellung zu nehmen. Die Persönlichkeitskultur einzelner Schichten soll Gemeingut unseres Volkes werden, unser eigentümlicher Nationalstaat die Macht deutschen Wesens, die Freiheit deutscher Bürger, den politischen Gesamtwillen aller seiner Bewohner darstellen; nicht in dem unklaren Sinne romantischer Lebens- und Staatsauffassung, die nach der Überwindung nicht standhält, sondern in der wahrhaften Einschätzung der Wirklichkeit, wie sie uns politisch-geschichtliche Ethik und soziale Verpflichtung erkennen lassen. So finden sich große, der Totalität

unseres Volkes gemeinsame Ziele, denen dieses Buch in einer freien, geistigen Aussprache die Wege bahnt. Es ist ein ernster Versuch, hinfort den Parteikampf, der sich als ein wichtiges Mittel zum Fortschritt für große organisatorische Masseneinheiten wieder einstellen muß, in unserem Vaterlande auf eine andere Basis zu stellen als bisher, auf die Basis der politischen Erkenntnis, daß Parteianschauungen aufs engste mit dem geistigen Gesamtleben einer Staatsnation zusammenhängen und von diesem Zusammenhange aus gewürdigt sein wollen, und auf die Basis des politischen Willens, trotz solcher Gegensätze niemals das sittliche Recht des anderen zu verletzen. Damit wird das Buch zu einer politischen Tat, die einen Markstein in die Geschichte des deutschen Parteilebens setzt, denn jenen politischen Willen brachte bisher keine Partei zum Ausdruck, zeigte auch gar kein Verlangen danach; auch nicht, als sich alle noch jener politischen Erkenntnis bewußt waren und sich noch nicht einseitig von wirtschaftlichen Interessenfragen leiten ließen. Diese werden hinfort nicht als Stiefkind der Parteipolitik zur Seite stehen, aber uns alle beseelt die kühne Hoffnung, daß sie nicht mehr allein unsern Glauben und unsere Gedanken, unseren Willen und unsere Einschätzung des Nachbarn bestimmen werden. —

Zu dieser Hoffnung berechtigen uns die beiden anderen Bücher. Classens Großstadtheimat erzählt uns nun zum zweiten Male von der stillen, aber gerade durch ihre Stille und Unaufdringlichkeit so segensreichen Arbeit, die er in Hamburg an der heimatsuchenden Großstadtjugend geleistet hat. Hier sind Wege gewiesen, die schon vor dem Kriege ein evangelischer Theologe zur inneren Versöhnung gefunden hat. Bei aller herben, ja bitteren Wirklichkeit, die uns der Verfasser schildert, spüren wir etwas von der unbesiegbaren Lebensbejahung und Schaffensfreudigkeit, die in unseren einfachen Volksklassen gerade der Großstadt vorhanden ist. Ob wohl die evangelische Kirche diese Weitherzigkeit in ihre Tätigkeit aufzunehmen und so wirklich zur Volkskirche zu werden vermag? — Nur dann kann sie den scholastischen Intellektualismus überwinden, der allen ihren kirchenpolitischen Gruppen mehr oder minder anhaftet, und in sich jene Gesinnungsgemeinschaft gestalten, die einst der letzte Reformator des protestantischen Glaubens, Schleiermacher, von ihr verlangte, nur dann werden sich ihr die Herzen aller Volksklassen wieder öffnen. — Und daneben die Arbeit des Sozialdemokraten Fendrich, ein Buch, von dem man wünschen möchte, daß es von allen Angehörigen der bürgerlichen Parteien nicht nur gelesen, sondern auch studiert würde; ebenso wie seine frühere Schrift „Der Krieg und die Sozialdemokratie" (Politische Flugschriften von E. Jäckh, Nr. 25, Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt). Wie sachlich und warm zugleich die Schilderung der Begegnung mit dem Kaiser und dem Kanzler, wie stark der Ewigkeitsgehalt in den Kapiteln über „Das rote Kreuz" und „Heimfahrt", wie lebendig auf jeder Seite das Zusammengehörigkeitsbewußtsein mit allen Ständen, mit dem ganzen Volke, weil der Verfasser, wie es jener Blame mit vorwurfsvollem Tone sagte, die Deutschen alle als Arbeiter kennen gelernt hat; Arbeiter an dem nationalen Kultur- und Machtstaate, aber auch Arbeiter an jener allgemeinmenschlichen humanen Gesinnung, die als ein köstliches, altes Edelgut des deutschen Volkes uns viele Seelenkämpfe gekostet, uns viele politische Niederlagen beigebracht hat, uns aber schließlich doch — daran glauben kühn die Verfasser dieser drei Bücher und wir selbst — auf die Höhe unseres nationalen und weltbürgerlichen Daseins in schöner Harmonie führen wird. *μz.*

Flammenzeichen. Zeitgemäße Görres-Worte. Mit einem Geleitwort von Bernhard Achtermann. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1915.

Aus Görres' Werken und journalistischen Arbeiten sind eine Reihe bedeutender Abschnitte unter gut gewählten Überschriften in inhaltlich verbundener Folge als „zeitgemäße Görres-Worte" herausgegeben worden. Das „zeitgemäß" darf nicht wörtlich genommen werden. Wohl kämpfte der feurige Publizist in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für ähnliche Ziele wie die heutigen, aber bei weitem nicht für analoge. Er wendet sich an ein noch nicht erstarktes, mühsam um seine Einigkeit ringendes Deutschland, und als einziger, mächtiger Feind steht ihm das noch vom Ruhm der napoleonischen Zeit zehrende Frankreich vor Augen. Doch auch im Bewußtsein der bedeutenden Unterschiede zwischen einst und jetzt gelesen, bildet die Sammlung auch in ihrem politischen Teil noch erstaunlich viel heute bedingt oder unbedingt Zutreffendes und zeigt den zu wenig allgemein bekannten Verfasser als politisch und psychologisch höchst begabten Schriftsteller und vor allem als feurigen, leidenschaftlichen, mit Überzeugungskraft des Wortes begabten Patrioten. Das dauernd Wertvollste in der Sammlung sind aber wohl die allgemein geschichtsphilosophischen Bemerkungen, die einen dichterischen Seherblick offenbaren und oft in Formen von edelstem Pathos ausgedrückt sind, so die Abschnitte „Auf der Wetterwarte", „Hohe Gesichtspunkte", „Sein und Werden in der Geschichte", „Machtwille in den Völkerschicksalen", „Läuterung". *gw.*

Madame de Staël and the spread of German Literature. By Emma Gertrude Jaeck. Ph. D. 1915 New York, Oxford University Press.

Gerade im Kriegsjahr, wo das Deutschtum im Auslande so vielfach verkannt und verleumdet wird, ist ein Buch, wie das der Amerikanerin Emma Gertrude Jaeck, freudig zu begrüßen, denn es zeugt vom tapfersten und aufrichtigsten Bemühen, den Amerikanern Deutschlands literarische Größe vor die Seele zu stellen. Madame de Staël darf nur als das Medium für diese Aufgabe betrachtet werden; daß sie die erste französische Schriftstellerin war, die das Genie deutscher Dichter und Denker richtig einschätzte, daß sie, wie eine Quellensucherin mit der Wünschelrute ihres Geistes in dem fremden Boden verborgene Schätze fand und Mut genug besaß, ihre Meinung trotz Napoleons Verdikt auszusprechen, das ist es, was diese, an Studium und Fleiß überreichen Blätter vor uns aufrollen. Unter dem Denkmal des großen Forschers Giordano Bruno in Rom, bei dessen Enthüllung deutsche Gelehrte zugegen waren, stehen die Worte: „Ihm, der unser Jahrhundert vorausahnte!" Das gleiche Motto möchte man für die geniale Tochter Neckers wählen, die mit prophetischem Blick Deutschlands Werdegang voraussah. *βσ.*

Richard Wagner. Sämtliche Schriften und Dichtungen. Sechzehnter Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel. C. F. W. Siegel (R. Linnemann).

Mit dem sechzehnten Bande hat die Veröffentlichung der Wagnerschen Schriften ihren Abschluß gefunden. Er enthält eine Reihe weiteren Kreisen unbekannter Auslassungen, die aus alten Zeitschriften usw. zusammengesucht wurden und ein überaus großes Gebiet umfassen. Nicht zum wenigsten interessant ist ein Brief vom Mai 1848 an ein Mitglied der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt, in welchem Wagner für „Aufhebung des Bundesrats und Erklärung des Parlaments als einzige konstituierende Gewalt", für sofortige Einführung der Volksbewaffnung und — o quae mutatio rerum! — ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich eintritt. Sehr dankenswert ist die Aufnahme von Briefen und Briefstellen, in denen für die Allgemeinheit wichtige Fragen besonders künstlerischer Art behandelt werden. So ein Brief an Uhlig über den Vortrag Beethovenscher Werke, dessen Hauptthese freilich manchen zum Widerspruch reizen wird; so die genauen, von unbeholfenen Zeichnungen von Wagners eigner Hand begleiteten szenischen Vorschriften für die Aufführung des Lohengrin. Ob die Mitteilung so schwacher Gelegenheitsverschen wie die an Dannreuther und Hans Richter oder der von Wagner selbst verworfenen Stellen zu seinen Dichtungen irgendeinem Zweck diene, mag dahingestellt bleiben. Wir sind ja leider! auf literarischem Gebiet von der Manie für Vollständigkeit besessen, und während das Material so gewaltig wächst, daß man sich nur noch mit Schwierigkeit auch auf dem kleinsten Gebiet auf dem laufenden zu halten vermag, dünkt uns doch die Veröffentlichung auch der unbedeutendsten Auslassungen unserer bedeutenden Männer eine unbedingte Notwendigkeit. Herrn Professor Richard Sternfeld gebührt der Dank aller Wagner-Freunde für die Zusammenstellung des Bandes und die vortrefflichen Erläuterungen dazu. Nicht unerwähnt soll auch das außerordentlich reichhaltige Namen- und Sachregister zu sämtlichen Werken Wagners sein, das Herrn Dr. Erich Schwebsch zum Verfasser hat. *ετ.*

Kriegssaat und Friedensernte. Von Adolph Matthias. 53 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1915.

Die kleine, in ihrer Schlichtheit so ansprechende Schrift ist der „Freien vaterländischen Vereinigung" gewidmet, die, von Mitgliedern aller Parteien gebildet, das Verlangen der weitesten Kreise verwirklichen will, den inneren Gewinn des Krieges für unser innerpolitisches Staats- und Volksleben sicherzustellen, das rein national-politische Bewußtsein, das vaterländische Volksbewußtsein, das sich als das Gemeingut aller Parteien erwiesen hat, zur letzten und höchsten Richtlinie unseres öffentlichen Lebens zu machen. Der Krieg bedeutet die Aussaat, die Neuschöpfung großer geistiger und materieller Güter. Vielleicht war nach 1870/71 — hier urteilt der Schreiber dieser Zeilen ein wenig anders als der Verfasser — der materielle Aufschwung Deutschlands mit allen seinen üblen Begleiterscheinungen eine aus der Summe der vorhergehenden Lebensanschauungen notwendige Durchgangsstufe unseres Volkes; aber hüten wir uns, daß sie sich wiederholt. Regierung und Volk sollen schon jetzt, nicht erst nach dem Frieden die Wege ebnen zur weiteren Gesundung unseres öffentlichen Lebens. Größere Freiheit für die Vereine und Gewerkschaften, sittliche Vertiefung des Beamtentums, Beseitigung des Mammonismus bei aller Wertschätzung des Reichtums von seiten der Regierung, größere Reinheit und Einheit, Neugruppierung bei den Parteien, Zurückdrängung der Plutokratie, die sich nach

einem treffenden Ausdruck des Verfaſſers in „mammoniſtiſche Tempelbezirke“ zuſammenſchließen mag, Beſeitigung der Vorliebe für Fremdwörter und für fremdes Weſen, deutſche, religiös-ſittliche Kultur und Art in Haus und Familie, in Kunſt und Wiſſenſchaft: das ſind Kriegsziele, Friedensernten, die nicht verſchoben, ſondern auf der Stelle angepackt ſein wollen, wenn nicht das beſte Stück des Kriegserlebniſſes der einzelnen und des ganzen Volkes in dem Einerlei des Arbeitstages verſchwinden ſoll. *ux.*

In der Kriegsprima. Von Fritz Piſtorius. Berlin, Trowitzſch und Sohn. 1915.

In dieſem Buch ſpiegelt ſich die große Zeit, ſtill und bewegt! Mag es auch paradox klingen, kein anderes Motto paßt für das herrliche Jugendbuch, aus dem ein hohes Lied deutſcher Pflichttreue, deutſcher Kraft, deutſcher Standhaftigkeit mächtig bewegt uns entgegenklingt, aus dem die herbe, innige, keuſche Vaterlandsliebe deutſcher Knaben und Jünglinge uns ſtill und ſchmerzlich ans Herz greift. So waren ſie, die Söhne, die wir hingeben mußten, ſo ſind ſie aber auch noch, die Söhne, die wiederkehren werden, um nach ſiegreich beendetem Kampfe das Friedenswerk zu vollenden. Wie Menzels ſtählerner Griffel das friderizianiſche Zeitalter mit liebevollſter Genauigkeit und genialſter Präziſierung verewigte, ſo gelingt es Piſtorius, die hiſtoriſchen Momente 1914 in treffenden Bildern feſtzuhalten. Berlin als Einheit, als Seele der Nation iſt wohl noch nie ſo wahr und richtig geſchildert wie in dem erſten Kapitel beim Ausbruch des Krieges, wo heilige Begeiſterung für die gute Sache Herrſcher und Volk auf dem Schloßplatz zuſammenführte. Der Deutſche, in ſeiner gemütvollen Schlichtheit, findet auch in den größten Momenten ein Lächeln, ein Schlagwort, das die prunkende, hiſtoriſche Steifheit erquickend löſt, und gerade dieſer köſtliche Humor gibt dem Buche einen individuellen Reiz, läßt uns die jungen Helden liebgewinnen, als wären es Freunde. Das habe ich nicht geleſen, nein, das habe ich ſelbſt erlebt, dieſe Opfer, dieſe Taten, dieſe Hingabe, dieſes Wachstum, das aus Kindern Männer macht. — Daß wir alle Schüler ſind in der Schule des Lebens, das lehrt dies Schulbuch, wie eine Mahnung wirkt es, würdige Kinder zu ſein einer würdigen Zeit. *βσ.*

Jugendwehr und Zukunftsheer. Ein Rückblick und Ausblick. Von Oberſtleutnant v. Hoff. Oldenburg, Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

Ein warm zu Herzen gehendes Buch. Überzeugend weiß der Verfaſſer die dringende Notwendigkeit der geſetzlichen Regelung der Jugendwehrfrage darzutun. Er zeigt, daß das Syſtem des freiwilligen Beitritts zu Jugendwehrorganiſationen nicht volle Arbeit leiſten konnte, daß den Beſtrebungen ein ſehr großer Teil der Jugend ferngeblieben iſt. Ein Geſetz, wie es der Verfaſſer erhofft, würde hier Wandel ſchaffen, indem alle Knaben vom ſiebzehnten Jahre an gezwungen wären, ſich der Vorbereitung zur Wehrpflicht zu unterwerfen. Die freiwilligen Vereinigungen würden immer noch ein reiches Feld zur Betätigung behalten. Bei dieſem Zwang auf die Maſſen käme als ein ſehr zu begrüßendes Element hinzu, daß die Knaben dann auch nur unter ärztlicher Kontrolle ausgebildet würden. Hierdurch würde mancher ſorgliche und jetzt wohl auch da und dort noch berechtigte Einwand, daß die Gefahr einer Überanſtrengung des mitten in der Entwicklung ſtehenden jugendlichen Körpers beſtehe, beſchwichtigt werden. Sehr erfreulich iſt auch die Betonung, daß das Kind am Sonntag im weſentlichen der Familie verbleiben ſoll, denn das deutſche Volk darf nie vergeſſen, daß die Wurzeln ſeiner ſittlichen Kraft im Familienleben liegen. Ein Wegziehen der Kinder vom Elternhaus nimmt den Kindern unter Umſtänden die ſtärkſten Einflüſſe auf Herz und Gemüt, aber auch, was vielleicht noch wenig beachtet worden iſt, es kann in vielen Eltern das Gefühl der Verantwortung immer weiter einſchläfern. — Wie aber ſteht es mit der Schule? Leider iſt es eine Tatſache, daß bei der Aufgabe häuslicher Arbeiten an den den Übungen der Jugendwehr gewidmeten Tagen von manchen Lehrern keinerlei Rückſicht geübt wird. Kein Wunder, wenn dann die Schüler die doppelte Pflicht nur ſeufzend und murrend auf ſich nehmen und der übermüdete Körper und Geiſt weder hier noch dort Erſprießliches leiſten kann. v. Hoff betont ſehr richtig, daß die Übungen der geſetzlich zu regelnden Jugendwehr keineswegs in die Freizeiten der Woche gelegt werden dürfen, ſondern in die Zeit der Schule und Berufsarbeit fallen ſollen. Dieſe Übungen müſſen ein gleichberechtigter Faktor neben der Schule und der beruflichen Ausbildung werden, ohne daß die der Familie ohnedies ſchon leider viel zu knapp bemeſſene Zeit des Einfluſſes auf die Kinder weiter geſchmälert wird. Das muß möglich ſein und wird möglich ſein, wenn die Aufklärung aller beteiligten Kreiſe in ſo warmer, friſcher und überzeugender Weiſe geſchieht, wie durch dieſes Buch. *ιαx.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Dezember zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adickes. — Persönliche Erinnerungen zur Vorgeschichte der Universität Frankfurt a. M. Von Dr. Franz Adickes. 64 S. Frankfurt a. M., Englert und Schlosser. O. J.

Andersen. — Andersens Märchen. Übersetzt von Gertrud Bauer. Mit Bildern von Paul Hey. 259 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Behrens. — Das kriegerische Frankreich 1915. Von Eduard Behrens. Erlebnisse und Betrachtungen. 158 S. München, Rosenlaui-Verlag. 1915.

Biermann. — Volkswirtschaftliche Lehren des Weltkrieges. Ein Vortrag von Dr. W. Ed. Biermann, Professor der Nationalökonomie an der Universität Leipzig. 34 S. Berlin, Dr. Walther Rothschild 1915.

Bock. — Die leere Kirche. Roman von Alfred Bock. 170 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Bolt. — Peterli am Lift. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von Nikolaus Bolt. Mit 20 Zeichnungen von Rudolf Münger. 151 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. O. J.

Bonde. — Die Prise der Britannia. Erzählung von Sophus Bonde. 286 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Brockhaus. — Von Schelmen und drolligen Käuzen. Lustige Geschichten, gesammelt und der Jugend neu erzählt von P. Brockhaus. Mit vielen Bildern von Leo Bauer. 128 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Curti. — Sang der Zeiten. Von Theodor Curti. 335 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1915.

Damaschke. — Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not. Von Adolf Damaschke. Zehnte Auflage. 490 S. Jena, Gustav Fischer. 1915.

Diederich. — Ein Weltkrieg im Altertum. Der Jugend erzählt von Benno Diederich. Mit zehn Bildern von Max Bernuth. 158 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Diepold. — Das deutsche Kunstproblem der Gegenwart. Von Rudolf Klein Diepold. 116 S. Berlin, B. Behr's Verlag (Friedrich Feddersen). O. J.

Ebers. — Italien und das Garantiegesetz. Von Dr. G. J. Ebers, Professor des öffentlichen Rechts an der Universität Münster. 62 S. Köln, J. P. Bachem. 1915.

Elster. — Deutschtum und Dichtung. Rektoratsrede von Ernst Elster. (Marburger Akademische Reden Nr. 33.) 36 S. Marburg a. L., N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung (G. Braun). 1915.

Emerson. — Nature and Thought. By Ralph Waldo Emerson. 285 S. (Tauchnitz-Edition, Vol. 4512.) Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 1915.

Engelbrecht. — Krieg, Kunst, Leben. Betrachtungen von Kurt Engelbrecht. 123 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1916.

Ermatinger. — Gottfried Kellers Leben. Mit Benutzung von Jakob Baechtolds Biographie dargestellt von Emil Ermatinger. Mit einem Bildnis. 677 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Eucken. — Geistige Strömungen der Gegenwart. Von Rudolf Eucken. Der Grundbegriffe der Gegenwart fünfte, umgearbeitete Auflage. 406 S. Leipzig, Veit und Comp. 1916.

Eulenspiegel. — Alte und neue Geschichten von Till Eulenspiegel. Nach dem ältesten Druck neu übersetzt und ergänzt von H. Könlg. Mit 30 Tondruckbildern nach Originalen von Rolf Wintler. 187 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Faulhaber. — Waffen des Lichtes. Gesammelte Kriegsreden. Von Dr Michael von Faulbaber, Bischof von Speyer. 181 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Ganz. — Peter das Kind. Von Hans Ganz. 275 S. Zürich, Rascher und Cie. 1915.

Gozdovic. — Im blutigen Karst. Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Kriegsjahr 1914. Von Rifat Gozdovic Pascha. Mie acht Tondruckbildern nach Originalen von Willy Planck. 168 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Grillparzer. — Grillparzers Ahnen. Eine Festgabe zu August Sauers 60. Geburtstage. Herausgegeben vom Literarischen Verein in Wien. 56 S. Wien, Verlag des Literarischen Vereins in Wien. 1915.

Grimm. — Elfenmärchen der Brüder Grimm. Neu erzählt von Ernst Stemmann. Mit vielen Bildern von W. Planck. 198 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Grimm. — Aufsätze zur Kunst. Von Herman Grimm. Herausgegeben von Reinhold Steig. 355 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1915.

Grimm. — Aufsätze zur Literatur. Von Herman Grimm. Herausgegeben von Reinhold Steig. 273 S. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1915.

Günther. — Liliput-Zitatenschatz. Von Dr. phil. Hans Günther. 954 S. Leipzig, Schmidt und Günther. O. J.

Harbou. — Die deutsche Frau im Weltkriege. Einblicke und Ausblicke von Thea von Harbou. 144 S. Leipzig, Hesse und Becker. 1916.

Harbou. — Die Masken des Todes. Sieben Geschichten in einer. Von Thea von Harbou. 264 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1915.

Hashagen. — Das Studium der Zeitgeschichte. Von Justus Hashagen. 36 S. Bonn, Friedrich Cohen. 1915.

Heigel. — Deutsche Reden von Karl Theodor von Heigel. Mit einem Anhang von Aufsätzen und Reden über den Krieg, einem Nachruf von Ivo Striedinger und einem Bildnis nach Franz Lenbach. 305 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Herget. — Österreichs Ruhmeshalle. Patriotisches Jugend- und Volksbildungswerk. Herausgegeben von Anton Herget. Der Weltkrieg von 1914—1915. 2. Band. Bilder von K. A. Wilke. Text von L. Praebauser. 12 S. Prag, A. Haase. O. J.

Hesse. — Unterwegs. Von Hermann Hesse. Zweite, vermehrte Auflage mit dem Anhang „Zeitgedichte". 111 S. München, Georg Müller. 1915.

Ifemann. — Maria im Tempel. Novellen von Bernd Ifemann. 170 S. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1914.

Ifemann. — Der Musikantenstrauch. Märchenerzählungen von Bernd Ifemann. Mit 8 Zeichnungen von Max Schwerdtfeger. 119 S. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten und Loening. 1914.

Kappeler. — Conrad von Orelli. Sein Werden und Wirken aus dem schriftlichen Nachlaß dargestellt von Ernst Kappeler, Pfarrer in Zollikon. 507 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Karlemeyer. — Sorge für die Hinterbliebenen und Kriegsversorgung. Was soll man für den Fall seines Todes vorbereiten? Wie macht man sein Testament kostenlos selbst ohne Notar? Rat, Hilfe und Unterstützung für die Hinterbliebenen, Kriegsversorgung. Von Dr. jur. Ed. Karlemeyer. 100 S. Wiesbaden, E. Abigt. O. J.

Kreutzer. — Das normale Klavierpedal vom akustischen und ästhetischen Standpunkt. Von Leonid Kreutzer. Mit einem Bildnis des Verfassers. 99 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Kubli. — Gedichte von Otto Kubli. Zeichnerische Beigaben von Alexander Soldenhoff. 107 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Lang. — Feldgrau. Erste Kriegserlebnisse in Frankreich. Von Martin Lang. Vierte Auflage. 142 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Leopold. — Im Schützengraben. Erlebnisse eines schwäbischen Musketiers auf der Wacht und beim Angriff in Polen. Von Albert Leopold. 114 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Lessing. — Carl Robert Lessings Bücher- und Handschriftensammlung, herausgegeben von ihrem jetzigen Eigentümer Gotthold Lessing, Rittergutsbesitzer zu Meseberg bei Gransee. Zweiter Band. Handschriftensammlung, Teil 2: Deutschland. Bearbeitet von Arend Buchholtz. 496 S. Berlin, Otto von Holten. 1915.

Leuthner. — Russischer Volksimperialismus. Von Karl Leuthner. 81 S. Berlin, S. Fischer Verlag. 1915.

Lifschitz. — Rußland. Von Dr. F. Lifschitz, Privatdozent an der Universität Bern. 165 S. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. 1916.

Literarische Neuigkeiten

Löhr. — Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs. Eine deutsche Antwort auf französische Anklagen. Von Joseph Löhr, Doktor der Theologie, beider Rechte und der Philosophie. Zurzeit Festungsgarnisonpfarrer in Metz. 44 S. Köln, J. P. Bachem. 1915.

Märchen. — Die schönsten Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Für die Jugend bearbeitet von Paul Moritz. Mit Bildern von K. Mühlmeister. Elfte Auflage. 312 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Menzel. — Zur Psychologie des Staates. Inaugurationsrede, gehalten am 23. Oktober 1915 von Dr. Adolf Menzel, derzeit Rektor der Universität Wien. 26 S. Wien, Selbstverlag der k. k. Universität. 1915.

Mühlestein. — Der Vorrang der deutschen Staatsidee und ihr Sieg in Europa. Von Hans Mühlestein. 32 S. München, Rosenlaui-Verlag. O. J.

Mulert. — Der Christ und das Vaterland. Von Lic. Hermann Mulert, Privatdozenten der Theologie an der Universität Berlin. 227 S. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1915.

Münzer. — Menschen von gestern. Ein Berliner Roman von Kurt Münzer. 370 S. München, Georg Müller. 1916.

Nathusius. — Johann Gottlob Nathusius, ein Pionier deutscher Industrie. Von Elsbeth von Nathusius. 306 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Niethammer. — Wunderfitzchen. Ein Waldmärchen. Kleinen Leuten erzählt von W. Niethammer. 83 S. Stuttgart, K. Thienemanns Verlag. O. J.

Osten. — Aus dem fernen Osten. Ein Rückblick und Ausblick. Von einem rheinischen Großindustriellen. (Deutsche Kriegsschriften, Heft 19.) 42 S. Bonn, A. Marcus und E. Weber. 1915.

Otto. — Blätter des Lebens. Von Friedrich Otto. 86 S. Leipzig, Xenien-Verlag. 1915.

Pferfche. — Die Parteien der Deutschen in Österreich vor und nach dem Weltkrieg. Von Dr. Emil Pferfche, Hofrat und Professor der Rechte an der deutschen Universität in Prag. 26 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1915.

Pistorius. — Die Kriegsprima und andere Geschichten vom Doktor Fuchs. Von Fritz Pistorius. 268 S. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1915.

Planiscig. — Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten. Isonzo-Ebene. Istrien. Dalmatien. Südtirol. Von Leo Planiscig. Mit 115 Abbildungen. 118 S. Wien, Anton Schroll & Co. G. m. b. H. 1915.

Plenge. — Eine Kriegsvorlesung über die Volkswirtschaft. Das Zeitalter der Volksgenossenschaft. Von Dr. Johann Plenge, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universitat Münster i. W. 31 S. Berlin, Julius Springer. 1915.

Possart. — Erstrebtes und Erlebtes. Erinnerungen aus meiner Bühnentätigkeit. Von Ernst von Possart. Dritte Auflage. Mit elf Bildertafeln. 326 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1916.

Quenzel. — Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Mit Beiträgen von Björn Björnson, Cornelius Gurlitt, W. Lennemann u. a. Herausgegeben von Karl Quenzel. Mit Bildern nach Originalaufnahmen. Zweiter Band. 269 S. Leipzig, Hesse und Becker. 1915.

Rabe. — Sünd jî all' dor? Althamburgische Kasperiezenen. Gesammelt und für den „Quickborn" in Hamburg herausgegeben von Johs. E. Rabe. 59 S. Hamburg, Quickborn-Verlag. 1915.

Schauffler. — Goethes Leben, Leisten und Leiden in Goethes Bildersprache. Von Theodor Schauffler. 634 S. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. O. J.

Schiffner. — Die militärische Vorbereitung der Jugend. Von Franz Schiffner, k. k. Regierungsrat in Wien. 32 S. Prag, A. Haase. 1915.

Schneider. — Natürliche Menschheitsgeschichte in 20 Bildern von der Urzeit bis in die Zukunft. Von Dr. Karl Camillo Schneider, Professor an der k. k. Universität Wien. 72 S. Wien, Orion-Verlag G. m. b. H. 1915.

Seemann. — Dreieinigkeit. Nige plattdütsche Gedichten. Von August Seemann. Berlin, W. Röwer. 1915.

Silberer. — Durch Tod zum Leben. Eine kurze Untersuchung über die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Symbols der Wiedergeburt in seinen Urformen, mit besonderer Berücksichtigung der modernen Philosophie. Von Herbert Silberer. 58 S. Leipzig, Wilhelm Heims. 1915.

Steinlein. — Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Weltschlacht am Birkenbaum in Westfalen mit Erläuterungen zur deutschen Kaisersage und heutigen Weissagung von Stephan Steinlein. 74 S. Leipzig, Wilhelm Heims. 1915.

Stimmen. — Schwedische Stimmen zum Weltkrieg. Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Dr. Friedrich Stieve. 203 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Stümcke. — Vor der Rampe. Neue dramaturgische Blätter. Von Heinrich Stümcke. 314 S. Oldenburg, Schulzesche Hof-Verlagsbuchhandlung. 1915.

Tod. — Der Tod fürs Vaterland. Zwei Reden aus Antike und Gegenwart. (Tat-Flugschriften Nr. 12.) 30 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Tornius. — Die Baltischen Provinzen. Von Dr. Valerian Tornius. Mit acht Abbildungen und zwei Kartenskizzen. 104 S. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 542.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Ullmann. — Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa. Zu den Grundlagen des deutsch-österreichischen Bündnisses. Von Hermann Ullmann. (Tat-Flugschriften Nr. 11.) 39 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Ulmer. — Sturmgeboren. Gedichte aus dem Krieg. Von Friedrich Ulmer. 58 S. München, Paul Müller. 1915.

Vesper. — Vom großen Krieg 1914/1915. Neue Gedichte von Will Vesper. Dritte Folge. 96 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Volksböker. — Plattdütsche Volksböker. Rutgeb'n von'n Plattdütschen Landes-Verband för Sleswig-Holsteen, Hamborg un Lübeck. Heft 1: Kattengold. Vertellt von Johann Hinrich Fehrs. 42 S. Heft 2: Öst un West. Von Fritz Lau. 43 S. Heft 3: Jk will di wat vertelln. Holsteensch Volksmärchen sammelt von Gustav Friedrich Meyer. 43 S. Heft 4: Uns' Tiern. Allerhand Snack und Riemels von de Tiern sammelt in Sleswig-Holsteen von Gustav Friedrich Meyer. 45 S. Heft 5: Weltkrieg und Niederdeutschtum. Kulturpolitische Betrachtungen von Jacob Bödewadt. 43 S. Heft 6: Vadder is en Landwehrmann. 20 Leeder von Krieg und Heimat von Georg Semper. 27 S. Garding, H. Lühr und Dircks. 1915.

Wagemann. — Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo. Von Dr. Ernst Wagemann. Mit 14 Abbildungen und 2 Karten. 151 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1915.

Wegener. — Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront. Von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier. 190 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1915.

Wernle. — Jesus. Von D. Paul Wernle, Professor an der Universität Basel. 368 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1916.

Widmann. — Jugendfeiel und andere Erzählungen. Von Josef Viktor Widmann. 167 S. Berlin, A. Francke. 1915.

Wieder. — Der Teutone. Kriegsroman von Konrad Wieder. 386 S. Leipzig, C. F. Müller. 1915.

Windegg. — Der Barde. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Walther Eggert Windegg. 380 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. O. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die Bedeutung einer vlämiſchen Hochſchule.

Von

Franz Fromme.

Rogier, der führende Geiſt unter den Gründern Belgiens, ſoll im Programm ſeines Staatsweſens den einen Grundſatz beſonders betont haben: Allmähliche Vernichtung des germaniſchen Elements in Belgien. Man hat verſucht, den bekannten Brief an Raikem, der dieſe Stelle enthält, für unecht zu erklären — ein unnötiger Verſuch; denn dieſem franzöſiſchen Grundſatz hat der belgiſche Staat fünfundachtzig Jahre ununterbrochen gelebt; er hat mit dem ganzen Syſtem ſeiner Einrichtungen, mit allen ſeinen Taten und Maßregeln nie ein anderes Ziel verfolgt, und von allen ſeinen Werkzeugen haben die Schulen dieſem germanenfeindlichen Lebenszweck am erfolgreichſten gedient.

Das Deutſche Reich hat es die längſte Zeit für gut befunden, davon keine Notiz zu nehmen.

Daß vor 1870 die noch uneinigen deutſchen Staaten nicht dazu kamen, dies gefährliche Gebilde mit dem erforderlichen politiſchen Mißtrauen zu betrachten, läßt ſich verſtehen; zur Not auch noch, daß in den erſten beiden Jahrzehnten nach der Reichsgründung näher liegende Probleme die belgiſche Gefahr überſchatteten. Daß aber im vergangenen Menſchenalter, beſonders nach 1900, nichts Politiſches von deutſcher Seite geſchah, um der Durchtränkung Belgiens mit franzöſiſcher Sprache und franzöſiſcher Kultur Einhalt zu gebieten, muß dieſer Generation unſerer Politiker, den zünftigen wie den unzünftigen, die auf belgiſchem Gebiet arbeiteten, unerbittlich aufs Schuldkonto geſchrieben werden.

Die Unbekümmertheit um die völkiſchen Verhältniſſe Belgiens iſt um ſo weniger zu verzeihen, als ſich andere reichsdeutſche Elemente mit großer Stoßkraft in die innerbelgiſchen Verhältniſſe eingedrängt haben, in das kaufmänniſche und induſtrielle Getriebe. Wo aber eine Nation einmal durch viele Staatsangehörige mit großen Kräften feſtgelegt iſt, da knüpfen ſich mit Naturnotwendigkeit intime politiſche Beziehungen entweder freundſchaftlicher oder feindſchaftlicher Natur, deren kluger Ausbau Sache der Politiker iſt, und ein ſolcher Ausbau kann nur bei ſicherer Fühlung mit den völkiſchen Strömungen im richtigen Gleichgewicht erfolgen.

Man hört von der Gegenſeite oft einwenden, daß völkiſche Strömungen, Sympathien und Antipathien nebenſächlich ſeien, daß es auf die wirtſchaftliche Bindung ganz allein ankomme. Die materiellen Vorteile ſeien die entſcheidenden; niemals werde eine politiſche Geſamtheit von Menſchen ſich in kriegeriſche Unternehmungen einlaſſen, die gegen ihren wirtſchaftlichen Vorteil wären.

Dieſer Einwand geht von denſelben „Praktikern" aus, die dieſen ganzen Krieg einzig und allein aus dem Handelsneide Englands ableiten wollen. Niemand wird dieſen wirtſchaftlichen Grund hinwegleugnen; aber hat er allein Englands Haltung beſtimmt? Englands größerer Vorteil wäre nicht Krieg von Anfang an, ſondern eine abwartende übelwollende Neutralität geweſen; eine ſolche hätte ihm unendlich viel mehr Freiheit gegeben, unſern Handel zu ſchädigen und ſeinem eigenen Handel zu nützen, um nötigenfalls in einem günſtigen Augenblicke ſpäter doch noch über Deutſchland herzufallen. Nur das moraliſche Moment, das mit der Verletzung der belgiſchen Neutralität gegeben und für Stimmungsmache höchſt geeignet war, beſtimmte die ſofortige Kriegserklärung. Frankreich hätte den größten materiellen Vorteil davon gehabt, ſtatt des Revanchegedankens uns gegenüber Freundſchaft zu pflegen; nicht das geringſte wirtſchaftliche Intereſſe, ſondern völkiſche Eitelkeit hat Frankreich in den Krieg getrieben.

Haben wir innerhalb der Reichsgrenzen irgendeinen nennenswerten politiſchen Erfolg mit der Zuerteilung wirtſchaftlicher Vorteile, mit der Förderung von Wohlſtand und wohltuender Organiſation gewonnen auf Gebieten, wo völkiſche Strömungen gegen uns waren? In Nordſchleswig etwa? Hat nicht das Elſaß ſeit 1871 einen erſtaunlichen wirtſchaftlichen Aufſchwung genommen, gerade durch deutſche Verwaltung und Geſetzgebung? Und doch ...

Im Elſaß aber wie in Belgien handelt es ſich um denſelben Feind. Wir können ihn durch Gewährung wirtſchaftlicher Vorteile nie und nimmer gewinnen. Wir können ihn überhaupt nicht zu unſerm Freunde machen, es ſei denn, daß eine andere Nation ſeine Eitelkeit noch empfindlicher verletzt als die verhaßten Boches, die 1870/71 ſo taktlos waren, ſich nicht beſiegen zu laſſen, und 1914 15 eine ähnliche Ungefälligkeit an den Tag gelegt haben. Und es iſt wenig Ausſicht vorhanden, daß die Franzoſen neben dieſer alten Wunde, die ſie ſich ſelbſt immer wieder aufgeriſſen und offen gehalten haben, irgendeine Verletzung von anderer Seite überhaupt ſpüren werden.

Unter ſolchen Umſtänden fragt es ſich vielmehr, ob das Geſchenk wirtſchaftlicher Vorteile und fördernder Organiſation derart feindlich Geſinnte nicht noch zu viel gefährlicheren Feinden macht, als ſie bisher waren. Vergeſſen wir nie: Der belgiſche Staat iſt eine kulturelle Maſchine, eingerichtet zu dem eigentlichen Zweck: „Vernichtung des germaniſchen Elements" ...; mit allem Raffinement eingebaut gerade an der Stätte, die zwiſchen Germanen, Franzoſen und Großbritanniern das naturgegebene Schlachtfeld iſt [1]).

Wer dieſe Maſchine in Gang hält, arbeitet an der Vernichtung der germaniſchen Elemente gerade auf dieſem für uns ſo wichtigen Kampffelde; ſeit gut einem Jahre iſt es — in einer wohl zu rückſichtsvollen Auffaſſung

[1]) Vgl. auch „Deutſche Rundſchau". XLI, 4 (Januarheft 1915): „Der Nationalitätenkampf in und um Belgien".

internationaler Bräuche — deutsche Tüchtigkeit, die diese Maschine in Betrieb hält; wir haben es dank dem deutschen Organisationstalent sogar dahin gebracht — wiederum in wohlmeinender Beobachtung des Völkerrechtes —, diesen Mechanismus im Sinne seiner alten Besitzer, im Sinne der belgischen Gesetzgebung zu vervollständigen. Wir haben die Gesetze des belgischen Staates korrekt durchgeführt, so daß der ganze Apparat vollständiger wurde und das Romanisierungsverfahren noch präziser besorgt.

So haben die deutschen Behörden dort in guter Absicht den Schulzwang eingeführt. Diese von unsern Zeitungen gerühmte Ordnung führte zu folgendem Ergebnis: Während bisher ein Teil der Jugend Unfug trieb, auch den Soldaten mancherorts Ärger und kleine Unannehmlichkeiten bereitete, aber hier und da in vlämischen Bezirken auch sie bewundern lernte, deutsche Lieder sang und ins Gefühl der Stammesverwandtschaft hineinwuchs (solche Jugendeindrücke sind in der Regel unvergeßlich!), wurde die vlämische Jugend jetzt in ein System gebracht, das mit Verhetzung und Deutschenverleumdung fast gleichbedeutend ist und ihre Beeinflussung im deutschfreundlichen Sinne ausschließt. Denn was für Lehrer (vom belgischen Staat herangezüchtet) stehen zur Verfügung? Eine größtenteils französischsprechende Generation, des Vlämischen entwöhnt, meist unfähig zum Unterricht in der vlämischen Sprache, in den tiefsten Vorurteilen und Antipathien gegen alles Deutsche groß geworden. Und was für Lehrkräfte sind es, die für die „freien" und die „adoptierten" Schulen in Betracht kommen? Ebenfalls Französlinge, zum großen Teil sogar geborene Franzosen, die durch die antiklerikale Gesetzgebung aus Frankreich vertrieben, zwar nicht Anhänger der Republik, aber durchaus deutschfeindlich waren und sind! Weit entfernt also, mit dieser Anordnung ein gutes Werk zu tun, hatte die wirtschaftlich und organisatorisch so tüchtige deutsche Verwaltung dadurch das fruchtbare Feld für die belgische Saat noch vergrößert. Belgien, die antigermanische Maschine, leistete nun unter deutscher Leitung fast mehr als unter belgischer.

Das Herz dieser Maschine ist Brüssel. Wir hören von allen Seiten, daß es unter deutschem Schutze — soweit der allgemeine Zustand es erlaubt — ebenso gut pulsiert wie in den belgischen Zeiten; diese Zentrale des Blutkreislaufs speiste nach wie vor alle Organe und leistete so dieselbe deutschfeindliche Arbeit wie unter jener Regierung, die unter der Maske der Neutralität mit unsern Feinden paktierte; es hat eine Zeitlang unter deutscher Verwaltung mindestens ebenso wirksam gegen uns gearbeitet wie vorher, als sich die belgische Regierung noch in Brüssel befand: Der Fall Cavell, der vom unkundigen und übelwollenden Auslande kritiklos ausgebeutet wurde, ist nur einer von hundert, und die gerechte Ahndung wird kaum mehr nachholen können, was durch deutsche Langmut und Gutherzigkeit vorher versäumt worden ist. Wie hätte sich sonst die stark dezimierte belgische Armee nach der Katastrophe von Antwerpen wieder zur fast vierfachen Stärke erheben können! Ein Teil dieser neuen Kräfte kam von den Landesflüchtigen, ein anderer, nicht geringerer

jedoch aus Belgien, das nun einmal — solange es als Einheit besteht — keine andere Arbeit tun kann als: Vernichtung des germanischen Elements.

Vergeblich haben sich besonders neutrale Kenner Belgiens gefragt: Was veranlaßt die deutschen Politiker, die belgische Romanisierungsmaschine in Gang zu halten? Warum sind sie, nachdem sie anfangs gerade Belgien gegenüber so wenig Wert auf den Buchstaben völkerrechtlicher Abmachungen gelegt haben, nun so peinlich auf die buchstäbliche Erfüllung der Haager Bestimmungen bedacht, die uns an dieser Stelle aufs empfindlichste ins eigene Fleisch schneiden muß? Die Vermutung lag nahe, daß die Reichsregierung Belgien wieder herauszugeben beabsichtigte und die Männer von Le Havre als zukünftige Grenznachbarn auf solche Weise versöhnlich zu stimmen hoffte. Glaubte sie nicht an die Möglichkeit deutschfreundlicher Entwicklungen innerhalb des Vlamentums? Hatte man die Vlamen am Ende überhaupt aufgegeben? Oder wollte man diesen Volksstamm, den man vielleicht für unversöhnlich oder dem Untergange geweiht hielt, opfern, um damit französische Sympathien zu erkaufen? Oder hielt man ein solches Opfer für gerechtfertigt, wenn man verlorene Kolonialgebiete, in denen unser Ansehen bei den Eingeborenen für dies Menschenalter doch dahin ist, dadurch erhandeln konnte?

In diese Fragestellungen scheint ein wenig Klarheit zu kommen, seit die Nachricht durch die Zeitungen ging, daß der Generalgouverneur zu Brüssel die Vervlamung der Genter Universität angeordnet habe. Zum ersten Male sprechen einige Anzeichen dafür, daß die bisherigen belgischen Erfahrungen und Experimente nunmehr unserer Bureaukratie die Erkenntnis geliefert haben, was das moderne Belgien für das Germanentum bedeutet. Zum ersten Male sprechen Anzeichen dafür, daß in die Romanisierungsmaschine ein Bestandteil eingefügt werden soll, der unter gewissen Umständen die belgische Vernichtung des germanischen Elements hemmen kann. Bei Verwendung geschickter Mechaniker und kundiger Aufseher könnte vielleicht nach und nach der ganze komplizierte Apparat so umgebaut und in Gang gehalten werden, daß er statt der Zerstörung die Erhaltung des Germanentums besorgte. Ja, wenn schöpferische Geister sich in der deutschen Politik betätigen sollten, könnte es am Ende geschehen, daß statt dieser verderblichen Maschine ein lebendiger Staatskörper erstünde, mit einem vlämischen Herzen statt jener französisch-belgischen Zentrale und mit Adern vlämischen Blutes anstatt der Röhren, die noch heute das germanische Element dem ununterbrochenen Romanisierungsprozesse zuleiten. Doch würde eine solche Umwandlung wohl Jahrzehnte dauern.

Schon mehrmals haben wir und nicht allein auf Grund eigener Erfahrung darauf hingewiesen, daß nur eine vlämische (nicht eine hochdeutsche!) Universität imstande wäre, die germanischen Elemente Flanderns zu solchem Leben zu bringen. Wir denken dabei nicht an die wallonischen und hochdeutschen Teile Belgiens (die von den vlämischen geschieden werden müssen), sondern allein an den niederländischen, d. h. an die Provinzen Limburg, Antwerpen, Ost- und Westflandern

sowie an die größere Hälfte der Provinzen Brabant und an kleinere Bezirke von Hennegau und Lüttich (Edingen, Landen usw.). Eine Verhochdeutschung dieser geschlossenen Volksmasse darf nicht versucht werden; selbst dort, wo sich die Bevölkerung noch „dietsch" nennt, wie z. B. in Limburg, hegt man gegen die hochdeutsche Sprache eine Abneigung, die nicht zu überwinden ist; selbst dort, wo früher einmal das Wort „nederduitsch" beliebt war, hegt man heute gegen dies unpolitische Wort Mißtrauen und sieht es als einen Hinterhalt an, in dem doch nur die „Moffen" lauern. Jeder Versuch in dieser Richtung wäre vollkommen aussichtslos; er würde die germanischen Köpfe der Vlamen nur noch härter machen, daß sie auf ihrem Recht bestehen. Auch etwaige wirtschaftliche Vorteile, die mit einer Verhochdeutschung verbunden wären, würden solche Versuche nicht im geringsten erleichtern. Niemand hat so viel Geld nach Antwerpen gebracht als die rührigen Hoch- und Großstadtdeutschen; — und niemand war in Antwerpen so unbeliebt; daß die hochdeutsche Schule dort das Vlämische so geringschätzig behandelte, hat diesen Haß auch in gut vlämischen Kreisen aufkommen lassen, die vordem keineswegs deutschfeindlich waren.

Nur eine vlämische Hochschule mit niederländischer Unterrichtssprache böte die Möglichkeit, das Germanentum auf diesem Gebiete zu erhalten und widerstandsfähig zu machen. Aber nur erst die Möglichkeit böte sie, und von der Möglichkeit bis zu ihrer Erfüllung ist es noch ein weiter Weg. Gesetzt den Fall, daß die unerforschliche höhere Macht den Deutschen fernerhin auf den Schlachtfeldern gnädig ist, so bleibt immer noch die Frage: Werden sie fähig sein, die besten Kräfte und Gedanken so umsichtig und durchgreifend zu meistern, daß die Hochschule auch wirklich zu einem Rückgrat und Zentralorgan des Germanentums wird? Und dann eine zweite Frage: Wenn das vlämische Germanentum sich so in seiner Eigenart weiter entwickelt — wird das dem Deutschtum und dem Deutschen Reiche keinen Schaden tun?

Die erste Frage ist durchaus berechtigt. Wenn man aus dem jetzigen Lehrkörper der Genter Universität unzuverlässige Leute übernimmt, wenn man nicht unter den Vlamen selbst einen Unterschied macht zwischen solchen, die durch ihr jahrelanges Wirken als tüchtige, durch und durch vlämische Männer erprobt sind, und solchen, die doch nur verkappte Französlinge sind oder trotz ihrer vlämischen Abkunft ihre Wissenschaft doch nur französisch vortragen können, wenn man gar „âmes belges" (wie Pirenne) in ihrer ganzen Macht, mit ihrer tendenziösen Geschichtsauffassung und ihrem heimlichen Deutschenhaß weiterwirken läßt, so wird die vlämische Hochschule nicht viel germanischer sein als die bisherige Vorburg des Franzosentums. Überhaupt würde eine „trapsgewijze" Vervlamung, wie sie früher von Vlamen vorgeschlagen ist, dem französischen Elemente einen sehr gefährlichen Wirkungskreis belassen. Ein ähnliches Ergebnis würde man unfreiwillig zeitigen, wenn man in diese und jene Lücke hochdeutsche Professoren beriefe — das sicherste Mittel, die Vlamen dem Franzosentum wieder in die Arme

zu treiben, das sie schon jetzt zumeist als das schwächere Übel neben dem Hochdeutschen ansehen. Da das Gedeihen eines echt vlämischen Gelehrtenstandes im belgischen Staate nicht möglich war (außer in der germanistischen Abteilung), würden nicht viele einheimische Kräfte zu Gebote stehen; man würde sich also nach anderen Gelehrten umsehen müssen, die in niederländischer Sprache lehren können; das würde, da die belgische Regierung noch im internationalen Verkehr anerkannt wird, allerhand Schwierigkeiten ergeben, falls es sich um fremde Staatsangehörige handelt. Die größte Gefahr aber ist dabei, daß man auf die belgischen Staatsbehörden zuviel Rücksicht nehmen wird; diese sind vlamenfeindlich, und es wäre besonders gefährlich, ihnen Gelegenheit zu heuchlerischen Gebärden zu geben, als ob sie es mit den „sales flamins" nachträglich gut meinten; sofort würde dann das ewig gutgläubige Loyalitätsgefühl der Vlamen in voller Kraft erwachen, und ahnungslos, wie dies Volk in seiner Masse ist, würde es wieder der Romanisierungsmaschine ausgeliefert, von der ja die meisten Teile, die Stadt- und Schulbehörden, noch im Lande geblieben sind.

Vergessen wir nie, wie es mit dem vlämischen Volke steht. Wenn wir die vlämischsprechenden Elemente zwischen der Yser und der Linie Gravelingen — St. Omaars — Hazebroek — Belle (die Teile von Westflandern und Nordfrankreich, die noch nicht in deutscher Hand sind) ausnehmen, ferner die im Waalenland ansässigen Vlamen, so handelt es sich um eine geschlossene Volksmasse, die zu Friedenszeiten rund vier Millionen zählte; gut drei Millionen davon verstehen kein Französisch, sind sich aber ihres germanischen Volkstums nur wenig bewußt dank dem französisch-belgischen System. Genauere statistische Angaben sind wertlos; denn erstens ist jeder Akt der Statistik in Belgien, auf diesem Gebiete erbittertster Sprachen- und Parteikämpfe, nichts weiter als ein Kampfakt im großen „germanisch-lateinischen Duell", eine Zuckung der Romanisierungsmaschine, also alles andere als eine wissenschaftlich-statistische Feststellung; und zweitens hat der Krieg mit seinen Todesfällen, mit der Flucht und Abwanderung von Hunderttausenden, mit der Rekrutierung des belgischen Heeres alle Ziffern verschoben.

Wenn man jetzt neue Zählungen vornähme, würden sie ebenso wertlos sein und noch mehr in die Irre führen. Wenn die deutschen Behörden an eine Feststellung der Sprachverhältnisse gingen, würden sie allerorten belogen werden. Es mag hier ein heilsames Beispiel aus Westflandern erwähnt werden, wo die korrekte deutsche Statistik ermitteln wollte, wie viele Schulkinder zur vlämischen, wie viele zur französischen Muttersprache zu rechnen seien. In dieser Landschaft, in der man selten einem Menschen begegnet, der französisch spricht, meldeten sich neunzig Prozent zum Französischen; in dieser Gegend, die ganz und gar vlämisch ist, bekannten sich kaum zehn Prozent zur vlämischen Muttersprache! Der Romanisierungsapparat funktioniert, wo man ihn auch in Bewegung setzen mag. Der Vlame pflegt sich dem Deutschen

nicht zu öffnen, außer einem ſolchen, den er perſönlich ſchon lange kennt; er lebt in Demut vor ſeiner franzöſiſch-belgiſchen Obrigkeit, die ihn noch jetzt in der Gewalt hat; dazu kommt, beſonders auf dem Lande, die Unterwürfigkeit unter den Geiſtlichen, ein Verhältnis das beſonders in den adoptierten und freien Schulen mit dem größten Takt berückſichtigt ſein will. Hier wird der deutſche Beamte und der deutſche Durchſchnittswiſſenſchaftler faſt nichts feſtſtellen und noch weniger erzielen können; nur der Kenner von Land und Leuten, der von früher her noch Freunde unter den Vlamen hat, wird dazu beitragen können, daß dieſem Volke ſein Anrecht auf ſeine eigene natürliche Entwicklung gewährleiſtet wird.

Was im günſtigſten Falle von einer wirklich vlämiſchen Hochſchule zu erwarten iſt, wurde an dieſer Stelle ſchon früher auseinandergeſetzt[1]). Nur die beiden Hauptpunkte ſeien hier noch einmal hervorgehoben: Das geſellſchaftliche Anſehen der vlämiſchen Sprache wird ſteigen, und weil das vlämiſche Volk ſeine Oberſchicht wieder niederländiſch ſprechen hört, wird es die Franzöſelei nicht mehr nachäffen, ſondern ſich überall ſeiner Mutterſprache bedienen; es wird ein Stand von Lehrern herangezogen, der wirklich fähig iſt, in allen Fächern die niederländiſche Unterrichtsſprache zu gebrauchen, und da die niederländiſche Wiſſenſchaft höher ſteht als die zurückgebliebene franzöſiſche, ſteigt ſchon dadurch die Bildung des Volkes gegenüber den konkurrierenden Französlingen. Aus dieſer Hebung der völkiſchen Tüchtigkeit und des Volksbewußtſeins folgt natürlich eine Stärkung der germaniſchen Kultur, genauer geſagt, eine Kräftigung des geſamten Niederländertums, die bis nach Südafrika wirken würde.

Und damit wird die zweite Frage berührt, die für uns die wichtigſte iſt: Geſetzt den Fall, daß Deutſchland ſiegreich bleibt, und daß es mit ſeiner Hilfe gelingt, die Genter Hochſchule zum Herzen und Hirn Großflanderns zu machen — wird dieſe Stärkung des allgemein-niederländiſchen Gedankens dem Deutſchtum und dem Deutſchen Reiche keinen Schaden bringen?

Für die deutſche Kultur wäre es ein Segen. Die niederländiſche „beschaving“ iſt der unſern verwandt, ſie iſt in ihrer holländiſchen Form ſogar germaniſcher als die unſrige. Ein kurzer Blick auf das Sprachliche genügt: wir können „wijsgeer“ mit Philoſoph, „wiskunde“ mit Mathematik, „belangwekkend“ mit „intereſſant“ vergleichen und Dutzende von Beiſpielen noch hinzufügen; in dieſer Sprache denkt man mit germaniſcheren Wortbildern, ſie iſt von Fremdwörtern noch nicht ſo durchſetzt wie die neudeutſche Ausdrucksweiſe, wenn ſich auch ins Holländiſche ebenſo viele franzöſiſche Wörter eingeſchlichen haben wie ins Deutſche. Ferner ſind die Mächte der Zentraliſation dort nicht ſo ſtark wie bei uns, und die Landflucht hat noch nicht den erſchreckenden Umfang angenommen — zwei Bewegungen, die in

[1]) Vgl. den oben angezogenen Artikel in dieſer Zeitſchrift (Januarheft 1915, S. 142 f.).

Deutschland die germanische Kultur stark zu entfärben beginnen. Die Vlamen sind zwar stärker mit romanischem Blute gemischt als die Holländer, aber ungermanischer als der größte Teil der Deutschen sind sie nicht; ihre Kultur hatte den Spielraum zu mannigfaltigeren Formen als das starre, staatlich gefestigte Holländertum; die Unterschiede zwischen dem härteren, nüchterneren Norden und dem gefühl- und phantasievolleren Süden sind noch groß, wiewohl Übergänge in dem katholischen Teil der holländischen Staatsangehörigen und — hier mehr der Rasse nach — in dem nordwestlichen Vlamen bestehen. Eine Annäherung zwischen diesen beiden niederländischen Hauptgruppen könnte für uns von großem Werte sein. Wir könnten es durchaus vertragen, daß unsere stammverwandten Nachbarn im Westen stärker würden und dadurch den freien Mut fänden, uns offener entgegenzutreten — so oder so. Die innere Kraft des Deutschen Reiches besteht in der Mannigfaltigkeit seiner Volksstämme; dem Wetteifer und der gegenseitigen Befruchtung von Preußen, Schwaben, Bayern, Thüringern, Franken, Ober- und Niedersachsen, ihrem gut organisierten Zusammenwirken verdanken wir unsere Erfolge. Aber diese innere Kraft ist bedroht durch das kaum aufhaltsame Wachstum einer zentralistischen Macht; die Gleichmacherei, die von Berlin aus droht, ist uns gefährlicher als den Franzosen Paris und den Engländern London; denn sie ist international, kapitalistisch im schlechten Sinne des Wortes, charakterlos; sie ist weder deutsch noch preußisch. Es täte uns Deutschen gut, wenn wir mit einer beachtenswerten germanischen Macht, die politisch unabhängig und eigenköpfig ist, in etwas regere Berührung und Reibung kämen; wir würden stolzer auf uns selbst gestellt und vielleicht den Weg zu den Quellen unserer kulturellen Kraft, zur Eigenart unserer Volksstämme zurückfinden, wenn den internationalen, jede ursprüngliche Kraft zersetzenden Einflüssen ein Gegengewicht gegeben würde durch eine starke, geistige Wechselbeziehung mit einer ausgesprochen germanischen Macht. Es könnte eine gegenseitige Erhaltung und Förderung der germanischen Eigenart hüben und drüben daraus erblühen. Solche Einflüsse können aber von niederländischer Seite nur dann kommen, wenn das niederländische Kulturbewußtsein ein größeres Gebiet umfaßt und stärker ist als jetzt; sonst wird es noch mehr in die Defensive geraten als bisher, sich noch herber gegen das übermächtige Deutschtum verschließen und sich durch Annahme französischer Elemente instinktiv dagegen zu stärken suchen.

Die eigentlich politische Beantwortung der Frage ist darin noch nicht enthalten. Bevor die endgültige Entscheidung des Krieges gefallen ist, weiß niemand, welche Vorsichtsmaßregeln das Deutsche Reich zur eigenen Sicherheit, zum Schutze gegen England und Frankreich nötig hat. Noch länger währt es, bis sich die politische Gestaltung und die wirtschaftlichen Anschlüsse jener Gebiete geklärt haben.

Was die politische Stimmung betrifft, so sind ja bei Vlamen und Holländern mutige Vorkämpfer für eine gerechtere Beurteilung der Deutschen

erstanden, obwohl die Mehrheit einstweilen noch den Sieg der Entente wünscht. Manch ein Vlaming ist noch so verbittert, daß er, von germanischer Anhänglichkeit an seinen Fürsten und an seine alte Regierung erfüllt, die vlämische Hochschule als Danaergeschenk von deutscher Seite ansieht und die dargebotene Hand zurückstößt; viele bekennen, daß sie die Gewährung dieser alten Forderung lieber von der belgischen Obrigkeit angenommen hätten. Doch darf man, wenn eine wirklich vlämische Universität zustande kommt, damit rechnen, daß die uns günstige Stimmung unter den Vlamen zunehmen und daß dies auch auf die übrigen Niederländer nicht ohne Eindruck bleiben wird; zum mindesten wird der Gegensatz zu dem imperialistischen „Beschützer der kleinen Nationen" (der sowohl Buren wie Iren in dieser Hinsicht rechtlos gelassen hat) und zu der „nation généreuse" (die gerade den Vlamen ihr Recht vorenthielt) dem rechtlich empfindenden Niederländer nicht unbemerkt bleiben.

Aber selbst in diesem Falle kann man die politische Stellungnahme der gesamten Niederländer noch nicht ermessen. Das jetzige Königreich der Niederlande ist durch seinen entlegenen Kolonialbesitz zu einer sehr vorsichtigen Politik genötigt, und die Mehrheit seiner Staatsangehörigen hat für die südlichen Stammesbrüder noch immer keine lebhafte Sympathie; die einzige Macht, zu der sie Zuneigung haben, ist eigentlich Frankreich; in Belgien zog der Holländer es allgemein vor, mit dem Vlamen nicht das gemeinsame Niederländisch, sondern Französisch zu sprechen; er liebt es überhaupt nicht, den Ausländer in seine Muttersprache hineinzulassen; ihrer ist nur der Einheimische würdig (der Niederdeutsche im Reiche macht es genau so!); wenn man sie ihm gegenüber im Gespräch anwendet, sieht er es oft als Aufdringlichkeit an, während der Vlame es meist dankbar empfindet. Für den wohl höchstwahrscheinlichen Fall, daß Holland weiterhin außerhalb des jetzigen Weltkonflikts bleibt, ist indessen beim Emporblühen einer niederländischen Genter Universität zu erwarten, daß auch in Holland die großniederländische, die „dietsche" Strömung anschwellen wird [1]). Es wird langsam damit gehen; denn der Holländer ist nicht schneller als andere Nordseeanwohner; die Mehrheit der Nation wird die Augen auch fernerhin mehr auf die Kolonien richten und aus Besorgnis um sie die vorsichtigste Zurückhaltung üben; von dem Schicksal Niederländisch-Indiens wird es abhängen, wie weit der Nordniederländer Gefühlen der Blutsverwandtschaft nachgehen und die dietschen Belange in seiner Politik neben oder gar über die enger holländischen stellen wird. Sollten aber die dietschen Strömungen einmal in der Politik mächtig werden, so wäre damit noch nicht gesagt, daß eine unbedingt deutschfreundliche Politik einsetzen würde (wie bitter die Gefühle gegen

[1]) Schon jetzt sind Anzeichen dafür zu bemerken. Nach der Drucklegung dieses Aufsatzes kommen uns zwei interessante Artikel zu Gesicht: In „De Toekomst" (I, 41, Leitartikel „Olanda irredenta") und in „Dietsche Stemmen" (I, 1 und 2, „Het Nieuw Europa").

England auch immer sein möchten). Seit der Einverleibung von Schleswig-Holstein und Hannover beherrscht die Furcht vor preußischen Annexionsgelüsten die niederländische Stimmung gegen uns, und so wenig diese Befürchtung den Tatsachen entspricht — unverantwortliche Stubengelehrte und Phantasten vom Schlage der Lasson und Ostwald, die ihre politischen Entgleisungen auf ihre Privatgemächer oder besser noch auf Monologe beschränken sollten, scheinen immer wieder dafür sorgen zu müssen, daß diese niederländische Scheu und Empfindlichkeit gegen uns lebendig bleibt. Aber selbst wenn sich diese reizbare Abneigung in einem dietscheren Holland erhalten sollte, wohl schwerlich würde diese Abneigung in einem solchen jemals zu einem Kriege gegen ein mächtiges Deutsches Reich führen; warnend steht für lange Zeit das schreckliche Bild des niedergeworfenen Belgiens dicht vor aller Augen. Selbst im Falle der ungünstigsten Stimmung dürfte also der dietsche Gedanke für das Deutsche Reich wohl kaum eine realpolitische Gefahr bedeuten; und dieser Fall unfreundlicher Gesinnung wird gerade bei Dietschgesinnten weniger wahrscheinlich sein als bei andern. Es steht sogar bei uns, diese Gesinnung zum Freundschaftlichen oder Feindschaftlichen zu wenden; auch hier würden wirtschaftlichen Bindungen, die ja bei der geographischen Lage gar nicht ausbleiben können, wiewohl wesentlich, doch nicht allein den Ausschlag geben; *wie* sie angeknüpft und belastet werden, kann unter Umständen wichtiger sein als ihre Quantität. Vor allem muß erst Gras über den Gräbern vieler gefallener Vlamen gewachsen sein; dann wird man vielleicht allgemein anerkennen, daß wir ehrlich bemüht waren, Wunden zu heilen und Herzeleid vergessen zu machen.

Aber wenn die Bewegung so weite Kreise ziehen, so weithin Wellen werfen soll, bleibt der Ausgangspunkt immer, daß die Hochschule wirklich eine vlämische werde; und wird dieser Punkt richtig gewählt, so kann innerhalb der vlämischen Grenzen doch noch eine See von Leidenschaften aufbrausen; türmen sich die „liberal-klerikalen" Gegensätze auf, wenn die erste Welle der neuen Ära verheißend emporsteigt, so kann sie leicht zwischen dem Gewoge der Parteien zergehen, und alles Vlämische verliert sich wieder im Belgischen. Und läuft es zu Anfang glatt, so kann immer noch die Fernwirkung im Kulturellen wie im Politischen zerstört und ins Gegenteil verkehrt werden, wenn die Fühlung mit dem *Volke*, die unsere Verantwortlichen jetzt zu nehmen beginnen, nicht allenthalben, besonders in derartigen Staaten, noch gefestigt wird. Ein gewagtes Experiment ist es, das vorbereitet wird. Aber gewagt werden muß es; denn es ist vielleicht das einzige, das ohne Grausamkeit dem Romanisierungsapparat seine Opfer entreißen kann; und dazu ist es Zeit; oder hat der Deutsche darum sein Blut nach Belgien gegeben, damit auch er dort nach dem Grundsatze arbeite und verarbeitet werde: Vernichtung des germanischen Elementes . . .?

B. B. Ephraims Pariſer Geheimſendung von 1790/91.

Das Ende einer politiſchen Legende.

Von

Joachim Kühn.

Wer mit der Geſchichte der franzöſiſch-preußiſchen Beziehungen in der Revolutionszeit beſchäftigt eine anſcheinend Ende März 1791 veröffentlichte Flugſchrift durchblättert, die den vielverſprechenden Titel: „Le Secret de la coalition des ennemis de la révolution française“ führt, der ſtößt bald auf eine ganz ungeheuerliche Anklage gegen das Berliner Kabinett, über deren Berechtigung er ſich vergebens klar zu werden verſucht. Sie richtet ſich gegen den Geheimen Kommiſſionsrat Benjamin Veitel Ephraim und gipfelt in der Behauptung, dieſer ſei von der preußiſchen Regierung nach Paris geſandt worden, um die dort herrſchende Erregung in Klubs und Kaffeehäuſern mit den verwerflichſten Mitteln zu ſchüren. Er verbringe zu dieſem Behuf den Tag mit den Lameth und Frau von Sillery, werde nächtlich durch eine beſondere Pforte bei dem Herzog von Orleans eingeführt, konferiere häufig mit dem preußiſchen Geſandten und nehme öfters beträchtliche Summen bei dem Hofbankier de Laborde in Empfang; dabei umgebe er ſich mit allen Revolutionären zweiten Ranges und wage es endlich, in einem öffentlichen Lokal zu wiederholen, daß Frankreich erſt dann frei ſein werde, wenn man die Königin getötet habe. Kurz und gut, der Pamphletiſt von 1791 macht über Ephraims Tätigkeit ſo beſtimmte und wohlunterrichtet klingende Angaben, daß man unwillkürlich den Kopf ſchüttelt und das ſchmale Heft ziemlich bald aus der Hand legt, um ſich anderwärts Rat zu holen. Greift man jedoch nach zuverläſſiger informierten Denkwürdigkeiten und Darſtellungen, ſo findet man dort die gleichen Beſchuldigungen ausgeſprochen: ſie nehmen ſogar mit der Zeit immer beſtimmtere Formen an, um ſich endlich unter der Feder des klaſſiſchen franzöſiſchen Geſchichtsſchreibers der Revolution, Albert Sorel, zu der Anklage zu verdichten, das Berliner Geheimkabinett habe 1790/91 tatſächlich die ſchwarzen Pläne gehegt, die ihm ſchon in der Revolutionszeit zugeſchrieben worden ſeien. Zum Beleg weiſt der berühmte Hiſtoriker darauf hin, daß Preußen nach Abſchluß der Konvention von Reichenbach völlig vereinſamt dageſtanden habe: da ſei der diplomatiſche Vertrauensmann Friedrich

Wilhelms des Zweiten, Oberſt v. Biſchoffwerder, mit dem Plan hervorgetreten, Öſterreich zu ſich herüberzuziehen. Einem ſo feinen Rechner wie dem damals regierenden Kaiſer Leopold dem Zweiten habe man aber große Vorteile bieten müſſen, um ihn zu beſtechen und ihm gleichzeitig die Hände zu binden. Zu dieſem Zweck habe Biſchoffwerder vorgeſchlagen, die notoriſche Preußenfreundlichkeit der Pariſer Radikalen durch Anknüpfung von Bündnisverhandlungen zu heller Glut anzufachen und antiöſterreichiſche Schritte zu provozieren, die dann in Wien zur Kenntnis gebracht werden und den Kaiſerſtaat zur Löſung des Choiſeulſchen Vertrages von 1756, zum Erſatz des treuloſen Bundesgenoſſen durch den getreuen Angeber veranlaſſen ſollten, ein Plan, der 1791 auch tatſächlich geglückt ſei.

Damit ſcheint der Ring geſchloſſen, das letzte Wort in der Angelegenheit geſprochen zu ſein. Wie ſich jedoch bei näherem Zuſehen herausſtellt, iſt eine nicht unweſentliche Stelle der Sorelſchen Arbeit morſch, ſehr morſch: die Grundlage. Der berühmte Akademiker hat es nämlich fertig gebracht, ſein Urteil nur auf franzöſiſchen Quellen aufzubauen und dieſe, wie aus einer ſorgfältigen Nachprüfung an Ort und Stelle hervorgeht, weder objektiv noch vollſtändig zu benutzen. Ein im Archiv der Pariſer Polizeipräfektur liegendes wichtiges Protokoll iſt ihm entgangen. Was aber ſchwerer in die Wage fällt, iſt die gänzliche Unkenntnis, in der er ſich hinſichtlich der auswärts über ſeinen Gegenſtand aufbewahrten Akten befindet. Die aufſchlußreichen Berichte des damaligen preußiſchen Geſandten in Paris, des Grafen Bernhard Wilhelm v. d. Goltz, ſind ihm unbekannt geblieben; ebenſo unbekannt geblieben ſind ihm die noch bedeutſameren Immediatberichte des angeklagten Geheimagenten an Friedrich Wilhelm den Zweiten, die gleichfalls im Berliner Geheimen Staatsarchiv ruhen; unbekannt geblieben ſind ihm ferner die Depeſchen des öſterreichiſchen Geſchäftsträgers v. Blumendorf, die, im Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv aufbewahrt, zur Beurteilung der von Sorel ausſchließlich herangezogenen und für dieſe Arbeit teils auf dem Pariſer Miniſterium des Äußern, teils im Nationalarchiv nochmals durchgeſehenen Berichte und Weiſungen der Grafen Montmorin und Mouſtier von Wichtigkeit waren. Vor allem iſt ihm aber das Ende der Ephraimſchen Sendung verborgen geblieben, das für die Klärung des über ihr ruhenden Dunkels entſcheidend iſt. Und ſo darf die vorliegende Studie Ergebniſſe in Anſpruch nehmen, die der von Sorel unbewußt oder gefliſſentlich verbreiteten Darſtellung diametral widerſprechen und Ephraims Miſſion wie die ſich daran knüpfenden preußiſch-franzöſiſchen Annäherungsverſuche von 1790/91 in einem weſentlich anderen Licht erſcheinen laſſen, als jenſeits des Rheins angenommen wurde.

Am 27. Juli 1790 war die Konvention von Reichenbach unterzeichnet worden; ſie hatte den damaligen Lenker der preußiſchen Politik, den Grafen Hertzberg, kaltgeſtellt, ſeinen auf einen Bruch mit Öſterreich hindrängenden

„großen Plan" über den Haufen geworfen und eine Umkehr der preußischen Politik besiegelt, die das von den Lütticher Wirren her[1]) stark erschütterte Vertrauen des Fürstenbundes wiederherstellte und die Pforte erneut mit dem Berliner Kabinett verknüpfte. Freilich erforderte diese Umkehr eine völlige Neuorientierung des diplomatischen Kurses, hatten doch die in Reichenbach gepflogenen Unterhandlungen über den Status quo auf dem Balkan die Beziehungen zu Österreich höchst unsicher gestaltet und den augenblicklichen Bundesgenossen der Donaumonarchie im Türkenkriege, Rußland, empfindlich gereizt, während sich das von Hertzberg so warm vertretene Bündnis mit Großbritannien vollends gelockert hatte und seiner Auflösung entgegenzugehen schien. Da andererseits eine Unterstützung von schwedischer oder polnischer Seite unsicher war und im günstigsten Falle nur wenig Erfolg versprach, so mußte Friedrich Wilhelm den Versuch machen, ein gegen Preußen gerichtetes Bündnis der beiden östlichen Kaiserhöfe zu verhindern und ein eventuelles Abschwenken Englands durch sofortige Vorbereitung einer neuen Allianz von vornherein unschädlich zu machen. Zur Wahrung der preußischen Interessen boten sich unter diesen Umständen drei Operationsmöglichkeiten: es konnte einmal der entstehende Gegensatz zwischen Österreich und Rußland ausgenutzt und unter teilweiser Preisgabe der Türken und Polen eine Einigung mit der Zarin angebahnt werden; zweitens konnte Österreich durch Betonung der von Katharina drohenden Gefahr, wie durch Hervorhebung der für alle Monarchien durch ein Umsichgreifen der französischen Revolution erwachsenden Sorgen, günstig gestimmt werden; und drittens lag es nahe, sich auf die Sympathien der antiösterreichischen Pariser Revolutionäre zu stützen, um mit ihrer und polnischer Hilfe einem gemeinsamen Angriff der östlichen Kaisermächte erfolgreich entgegentreten zu können.

Freilich waren die Beziehungen zwischen Wien und Petersburg vorläufig noch zu ungeklärt, um hier oder dort mit der Anregung bestimmter Pläne einsetzen zu können. Um so aussichtsreicher schien es, jenseits des Rheins eine Stütze zu suchen. Seit Ausbruch der Revolution legte der Graf v. d. Goltz ausgesprochene Sympathien für eine freiheitliche Ausgestaltung des französischen Staatslebens an den Tag. Er handelte damit im Sinne des Grafen Hertzberg, dem eine Schwächung der bourbonischen Dynastie, eine nur zeitweise Verdrängung Frankreichs aus der Reihe der Großmächte zur indirekten Erschütterung der feindselig gestimmten und mit dem Versailler Hof eng verbündeten Habsburgermonarchie erwünscht schien. Seit Januar 1790 unterhielt er Beziehungen mit einer ganzen Reihe von radikalen Abgeordneten und zeigte sich im Hause einer ziemlich abenteuerlichen Holländerin, der sogenannten

[1]) Vgl. darüber des Verfassers Schrift: „Wie Lüttich dem Reiche verloren ging". Ein Rückblick auf die Reichsexekution von 1790/91. Auf Veranlassung Se. Durchlaucht des Fürsten von Hatzfeldt, Herzogs zu Trachenberg, nach ungedruckten Akten aus dessen Archiv. Berlin, Stilke, 1915.

Baronin van Aelders, die in revolutionären Kreiſen eine große Rolle ſpielte; ſeit dem März ſtand er zunächſt durch einen Mittelsmann, dann direkt mit Jérôme Pétion (de Villeneuve) in immer engerer Verbindung; ſeit dem Frühjahr gewann er auch mit Barnave Fühlung, und Ende Juni war er ſo weit, daß ſich beide entſchloſſen, in der Nationalverſammlung den Abſchluß einer franzöſiſch-preußiſchen Allianz zu befürworten und die endgültige Entſcheidung darüber Friedrich Wilhelm dem Zweiten anheimzuſtellen.

Auf dieſem Grunde ließ ſich auch nach der Kaltſtellung des Grafen Hertzberg weiterbauen. Freilich ſchien es nun weder dem König noch Biſchoffwerder geraten, dem Grafen Goltz die Fäden der Angelegenheit zu belaſſen; Goltz war in offizieller Stellung, er ſollte ſich um ſo weniger bloßſtellen, als er durch ſeine langjährige Geſchäftserfahrung und Lokalkenntnis auf ſeinem Poſten unentbehrlich und ſchwer zu erſetzen war. Mit ſeinen Freunden von der Nationalverſammlung durfte er ſich nicht allzutief einlaſſen, da der Ausgang etwaiger Bündnisverhandlungen mit Frankreich ebenſo ungewiß war wie die innerpolitiſche Lage des Landes überhaupt. Goltz war außerdem Hertzbergianer und, ſoweit er eine Meinung vertreten durfte, Anhänger der Allianz mit England; er brauchte alſo in das Secret du Roi nicht hineinzuſchauen. Unter dieſen Umſtänden kam es darauf an, einen unternehmungsluſtigen Mann zu finden, der, mit allen Schlichen diplomatiſcher Kleinarbeit vertraut, leicht fallen gelaſſen werden konnte und dabei gefällig genug war, jede zu gewärtigende offizielle Verleugnung mit philoſophiſcher Ruhe einzuſtecken. Biſchoffwerder wußte im voraus, wen er mit einer derartigen Aufgabe zu betrauen hätte; es war niemand anderes als der Mann, gegen den ſich die eingangs erwähnte Anklage richtet — Benjamin Veitel Ephraim.

Wer in der damaligen Berliner Geſellſchaft nur einigermaßen Beſcheid wußte, der vermochte im Augenblick ein Bild des Genannten zu entwerfen. Ephraim war nämlich eine ſtadtbekannte Perſönlichkeit; ſein prunkvolles Palais am Mühlendamm, ſein etwas ſnobiſtiſch angehauchter Salon, in dem die Löwen des Tages verkehrten, mochte es ſich nun um Ignaz Feßler oder Iffland handeln, ſeine Spitzen- und Blondenfabrik, ſeine Getreidehandlung, ſeine Gold- und Silberwarenmanufaktur, die ihre Erzeugniſſe bis nach der Türkei und Oſtindien ausführte und jährlich zwei- bis dreitauſend Seelen ernährte, das alles vereinigte ſich, um ſeine Geſtalt mit einem ſpäter nur von den Schicklers oder Bleichröders wiedererreichten Nimbus zu umgeben. Allerdings verband ſich damit ein etwas unheimliches Gefühl: man traute ihm alles mögliche zu, erzählte ſich tauſend Geſchichten über ihn und hatte lieber nichts mit ihm zu tun. Wer ihn trotzdem perſönlich kennen lernte, der fühlte ſich von ſeinem aufdringlich-beredſamen Aplomb, der ſtets etwas Fehlendes erſetzen zu wollen ſchien, wenig angenehm berührt. Der Grund dazu lag in der Geſchichte ſeines Lebens. Als jüngſter Sohn des reichen Hofjuweliers und General-Münzentrepreneurs Veitel Heine Ephraim um 1740 geboren, war

er trotz gelegentlicher Förderung durch Lessing und Moses Mendelssohn nie zu einem regelrechten Unterricht gekommen und dabei früh in maßgebende kaufmännische Stellungen hineingelangt, in denen sich sein ohnehin bedeutendes Selbstbewußtsein bis zur Abgeschmacktheit steigern mußte, ohne daß sich ihm als Juden Gelegenheit geboten hätte, die Staatsstellung zu erreichen, in der er allein Befriedigung zu finden hoffte. Mit siebzehn Jahren folgte er seinem Vater, der sich gerade damals im Auftrage Friedrichs des Großen mit der Ausprägung und Verbreitung minderwertiger sächsischer Goldstücke, der legendär gewordenen „Ephraimiten", beschäftigte, nach Leipzig; noch im selben Jahre ging er nach Kopenhagen und beteiligte sich von Lübeck aus an der Verproviantierung der von den Russen belagerten Festung Kolberg; später übernahm er die Leitung einer Zweigniederlassung der väterlichen Handlung in Amsterdam und verheiratete sich; aber all das vermochte seinen Ehrgeiz nicht zu stillen; sobald wie möglich kehrte er nach Berlin zurück und wußte sich dort durch Vermittlung des damals in voller Gunst stehenden Geheimen Kabinettsrats Galster allmählich so geschickt an die leitenden Minister heranzudrängen, daß Friedrich der Große auf ihn aufmerksam wurde und ihm Anfang der 1770er Jahre den Auftrag erteilte, nach Polen zu reisen und bei dieser Gelegenheit nach dem Vorbilde seines Vaters das Land mit schlechten Dukaten zu überschwemmen. Nach anfänglichem Sträuben ging Ephraim darauf ein und löste seine Aufgabe so befriedigend, daß ihn der König 1773 noch einmal nach Warschau sandte, um diesmal vorteilhafte Salzabsatzkontrakte mit polnischen Magnaten abzuschließen. Die erhoffte Anstellung im Staatsdienst gewährte er ihm aber nicht; er ließ ihn im Gegenteil fallen, als er sich nach der ersten Teilung Polens erlaubte, ihn geschäftig darüber aufzuklären, daß er von Rußland und Österreich übervorteilt worden sei, und nun blieb Ephraim nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, sich unter der Hand bei dem kommenden Mann, dem Thronfolger, einzunisten. Er unterbreitete ihm durch Vermittlung des damaligen Oberstleutnants v. Bischoffwerder, der an seinen Getreidespekulationen beteiligt war und besonders mit seiner Frau im besten Einvernehmen stand, staatswirtschaftliche Denkschriften über Preußen, half ihm in vorkommenden Fällen mit klingender Münze aus und konnte auf diese Weise, als Friedrich der Große die Augen schloß, eine bedeutende Summe — man sprach von zweihunderttausend Talern — reklamieren. Der Lohn für eine derartige Gefälligkeit blieb nicht aus; die geliehene Summe wurde sofort nach der Thronbesteigung zurückerstattet, und damit nicht genug, ließ sich Bischoffwerder nunmehr dazu herbei, den scharfsinnigen, nach diplomatischen Abenteuern lüsternen Kaufherrn als gefügiges und stets zu verleugnendes Werkzeug der königlichen Kabinettspolitik nutzbar zu machen. Als Ephraim 1787 von einer gelegentlichen Geschäftsreise nach Brabant heimgekehrt beachtenswerte Aufschlüsse über die Volksstimmung in den im Aufstand gegen die josephinischen Reformen begriffenen Niederlanden mitbrachte, sandte

er ihn mit der Weisung nach Brüssel zurück, die Häupter der belgischen Revolutionäre zum Widerstand gegen den Kaiser zu ermutigen und ihnen die Hilfe Friedrich Wilhelms des Zweiten für den Fall zu versprechen, daß Österreich ablehne, mit der von Preußen, England, Polen und Schweden unterstützten Pforte Frieden zu schließen. Und Ephraim entsprach den Erwartungen, er erledigte seine Instruktionen mit anerkennenswerter Umsicht und machte seine Sache trotz seines stets regen Bedürfnisses, sich in Positur zu setzen, so gut, daß sich die klerikalen Führer politische, militärische und wirtschaftliche Zugeständnisse ablocken ließen, die im Fall eines preußisch-österreichischen Zusammenstoßes vielleicht entscheidend geworden wären.

Es war also kein Neuling in diplomatischen Angelegenheiten, den Bischoffwerder unmittelbar nach Unterzeichnung der Reichenbacher Konvention zur Entsendung nach Paris vorschlug; und wirklich ging Friedrich Wilhelm, durch Goltz über Talente und Zuverlässigkeit des Amateurdiplomaten beruhigt, auf die Anregung seines Günstlings ein. Als Ephraim, durch die aufflammende Enttäuschung der Brabanter gefährdet, Mitte oder Ende August mit direkter Post in Breslau eintraf, befahl er ihn in sein Hoflager zu Scheidnig und eröffnete ihm dort nach Entgegennahme eines kurzen Berichts über seine belgische Tätigkeit, er solle nach Paris gehen und sehen, ob er den Abschluß einer Allianz mit Frankreich vorbereiten und verläßliche Erkundungen über die Lage des französischen Handels einziehen könne; wenn er seine Sache gut mache, setze er ihn in ein Departement; im übrigen werde er ihm Empfehlungsschreiben nach dem Haag, Paris und London mitgeben. Obwohl die finanzielle Seite des Angebots — dreitausend Taler Gehalt — keineswegs glänzend war und die Kosten der Mission auf keinen Fall zu decken versprach, nahm Ephraim trotzdem an, reiste zur Abwicklung der dringendsten Geschäfte unverzüglich nach Berlin ab, traf zum gleichen Zweck am 27. September in Brüssel ein, machte einen kurzen Abstecher in den Haag, wurde am 26. Oktober auf seinen Antrag zum Geheimen Kommissionsrat ernannt und langte zwischen dem 3. und 9. November in der französischen Hauptstadt an.

Friedrich Wilhelm der Zweite hatte inzwischen dem Grafen v. d. Goltz am 14. September mitgeteilt, daß er Ephraim „einige Geschäfte und Aufträge" in Paris anvertraut habe: „Ich hoffe," hatte er dem Gesandten geschrieben, „daß er sie unter Ihren Auspizien gut erledigen wird und daß er im Bedarfsfalle auf Ihren Beistand wird zählen können ... Sie werden im übrigen dafür Sorge tragen, mir fortlaufend über die Geschäfte zu berichten, die der besagte Ephraim auf dem Immediatwege mit mir persönlich behandeln wird." Etwas später hatte er den Vorschlag des Geheimagenten entgegengenommen, als Grund der Mission den Abschluß eines Handelsvertrages mit Frankreich vorzuschützen, um in England keinen Verdacht zu erregen; ohne das überschlaue Auskunftsmittel zurückzuweisen, war er am 26. Oktober offiziell darauf ein-

gegangen und hatte zur Erſtattung regelmäßiger Rapporte über die in Erwartung ſtehenden Verhandlungen aufgefordert. In dieſer Weiſe angekündigt und inſtruiert, verfügte ſich Ephraim am 9. November auf die preußiſche Geſandtſchaft und hatte dort mit Goltz eine dreiſtündige Unterredung. Goltz kannte und verurteilte die Rolle, die das Kabinett von Saint-James ſeit Anfang des Jahres ſpielte, er hielt aber eine Löſung des engliſchen Bündniſſes für verfehlt und hätte es vorgezogen, die Ephraimſche Miſſion lediglich zu Preſſionszwecken auszunutzen; er ſuchte daher den tatendurſtigen Geheimagenten zurückzuhalten und ihn zu einer vorderhand abwartenden Haltung gegenüber den Radikalen zu veranlaſſen. Ephraim ließ ihn reden und nahm ſich nur vor, die bevorſtehenden Scheinverhandlungen wegen eines Handelsvertrages ſo zu führen, daß die Möglichkeit gewahrt blieb, tatſächliche Ergebniſſe zu erzielen, falls ſich für die vorausſichtlichen kommerziellen Verluſte Preußens beſonders günſtige politiſche Kompenſationen boten; auf einen Rat des Grafen Goltz ging es wohl zurück, wenn er gleichzeitig den Entſchluß faßte, mit dem franzöſiſchen Außenminiſter Grafen Montmorin erſt dann in Fühlung zu treten, wenn ſich die augenblicklich erſchütterte Stellung des Kabinetts mehr gefeſtigt habe.

Nach Feſtlegung dieſes Operationsplans nahm er unverzüglich ſeine Arbeit auf. Um Goltz einerſeits in keiner Weiſe bloßzuſtellen, andererſeits wohl auch, um ſpäter den Ruhm des Erfolges mit niemand teilen zu brauchen, ſetzte er ſich ſelbſtändig mit einigen Mitgliedern der Nationalverſammlung in Verbindung, ſprach am 10. Lafayette, den er mit der belgiſchen Politik des Königs ziemlich unzufrieden fand, und am 12. traf er bei de Laborde mit einigen Abgeordneten aus dem Handelsausſchuß der Volksvertretung zuſammen. Um dieſelbe Zeit lernte er Mirabeau kennen, der ihn ſehr zuvorkommend aufnahm, wenn er ihm auch nicht allzuviel Vertrauen einzuflößen vermochte. In nähere Beziehungen trat er, und das verdient im Gegenſatz zu der bisherigen Auffaſſung hervorgehoben zu werden, nicht mit den ultraradikalen Umſtürzlern der Nationalverſammlung, ſondern mit den im heutigen Sinne lediglich fortſchrittlich geſinnten Häuptern der Feuillants, die ſich gerade damals der Regierung näherten, Männern wie Fréteau, wie Dandré, wie dem Herzog von Aiguillon, wie Barnave, Duport oder Charles de Lameth, die, trotz allen Freiſinns an der Monarchie feſthaltend, nach Varennes offen für den König eingetreten und um ihrer immerhin gemäßigten Anſchauungen willen teils aufs Schafott, teils in die Verbannung gewandert ſind. Ihnen allen ſetzte er auseinander, daß ſich der preußiſche Handel mit dem franzöſiſchen nicht meſſen könne, daß daher unverhältnismäßig viel preußiſches Geld nach Frankreich fließe, daß dies aber ſehr wohl auf ſeine bisherige Handelspolitik zu verzichten in der Lage ſei, wenn es ſich dafür Preußen in politiſcher Beziehung nähere: Gedanken, die Ephraims Berichten zufolge überall den Vorſchlag hervorriefen, ein preußiſch-franzöſiſches Bündnis abzuſchließen. Eine

solche Allianz schien überall erhofft zu werden: „Lameth, Barnave, Fréteau, Dandré, die die Nationalversammlung und besonders das (seit dem 1. August bestehende und mit der Überwachung der äußeren Politik betraute) Comité Diplomatique beherrschen", berichtete der Sendling am 22. November, „sind so begeistert für die Freundschaft Preußens, daß man im Augenblick alles verlangen könnte, was man wollte, man könnte darauf zählen, alles durchzusetzen; selbst der Marquis von Lafayette kann nunmehr nicht umhin, die Freundschaft Preußens anzustreben." Trotzdem blieb Ephraim ziemlich zurückhaltend; er begnügte sich damit, herumzuhorchen, schlummernde Sympathien zu wecken, bestehende in aller Stille zu ermutigen, Hoffnungen, Wünsche entgegenzunehmen, allzu direkte Anträge zu überhören, ohne sie rund zurückzuweisen, und mit einem Wort das schmeichelhafte Urteil zu rechtfertigen, das zwei Jahre später ein Polizeimann der Schreckensherrschaft im Anschluß an ihn fällen sollte, „que les enfants d'Israel surpassent toutes les nations dans ce métier".

In Berlin war man mit Ephraims Auftreten zufrieden: als die Nationalversammlung die Einfuhr ausländischer Webwaren teils völlig verbot, teils mit hohen Zöllen belegte und die westfälischen Fabriken dadurch schwer bedrohte, ließ Friedrich Wilhelm ihn durch Hertzberg und Finckenstein am 20. November beauftragen, bei Montmorin und durch dessen Vermittlung bei der Volksvertretung unter Androhung von Repressalien und entsprechenden Vergeltungsverboten dagegen Einspruch zu erheben. Drei Tage später ließ Friedrich Wilhelm Ephraim wissen, seine Berichte befriedigten ihn, er solle in ähnlicher Weise fortfahren; und da Goltz die Anwesenheit des Agenten unnötig zu finden und seine baldige Abreise zu wünschen schien, schrieb er dem Gesandten persönlich, der von dem Sendling vorbereitete Handelsvertrag sei nicht so eilig, er solle diesem nur einen plausiblen Vorwand bieten, sich in Paris umzusehen, ohne verdächtig zu erscheinen.

Infolge der königlichen Aufträge vom 20. und 23. begab sich Goltz mit Ephraim am 6. Dezember zum Grafen Montmorin; doch scheint man über den Austausch einiger Höflichkeiten bei dieser Gelegenheit nicht hinausgekommen zu sein, da Ephraim auf Montmorin einen wenig vertrauenerweckenden Eindruck machte, zumal der Minister nicht vergessen hatte, daß die Berliner Regierung 1787 die holländischen Angelegenheiten mit Gewalt zugunsten des Erbstatthalters geordnet und ihm, Montmorin, dadurch eine diplomatische Niederlage bereitet hatte, die seine Stellung auf Monate hinaus erschütterte und Frankreich der Früchte des amerikanischen Befreiungskrieges beraubte. Trotzdem war Montmorin Staatsmann genug, um sich einen Stoß zu geben und etwaigen Anerbietungen des preußischen Hofes Gehör zu leihen. Vier Tage später ließ er daher den Emissär durch Lafayette zu sich bitten und gewährte ihm eine dreistündige Unterredung, in deren Verlauf er eine Allianz zwischen Frankreich und Preußen als die denkbar natürlichste bezeichnete,

wenn er auch nur ungern auf eine Beteiligung Englands verzichte, da er den Frieden in Europa zu wahren wünſche. Als Ephraim daraufhin erklärte, auch er kenne keine natürlichere Allianz als die erwähnte, er ſei aber zu dahingehenden Erörterungen nicht ermächtigt und werde dem König darüber Bericht erſtatten, ſetzte Montmorin hinzu, er werde dem franzöſiſchen Geſandten in Berlin, Grafen Mouſtier, entſprechende Weiſungen erteilen und ihn inſtruieren, bei ſich bietender Gelegenheit direkt mit dem König Rückſprache zu nehmen; überhaupt werde er alles tun, was dem Berliner Hof angenehm ſein könne, nur müſſe ſich dieſer hinſichtlich der durch die Revolution in ihren Rechten geſchädigten Reichsfürſten im Elſaß nachgiebig zeigen, denn das Glück und die Sicherheit Frankreichs hänge wie der Erfolg der Revolution überhaupt von einer befriedigenden Löſung dieſer Frage ab. Im gleichen Sinne ſprach er ſich am 11. gegen den Grafen v. d. Goltz aus, der wie beiläufig auf dem Miniſterium des Äußeren erſchien und zunächſt nur ſeine Befriedigung über die von dem Miniſter geäußerte Bereitwilligkeit zu handelspolitiſchen Zugeſtändniſſen ausdrückte. Aus ſeiner Reſerve ließ ſich Goltz dabei freilich nicht herauslocken, war er doch der Überzeugung, daß man Preußen um ſo mehr entgegenkommen werde, je weniger es ſich beeile. Übrigens trat Goltz in dem Immediatbericht, den er gleich darauf nach Berlin abſtattete, erneut für möglichſte Zurückhaltung ein, „weil allzu ſichere Hoffnungen auf eine franzöſiſch-preußiſche Verſtändigung von den Demokraten als großes Glück ſofort verbreitet werden und in England beunruhigen würden, deſſen Kabinett überaus empfindlich iſt und zu der neuen Allianz hinzugezogen zur Errichtung eines Bollwerks gegen die beiden Kaiſerhöfe und ihre Sukkurſalen Madrid und Turin in bedeutendem Maße beitragen kann".

Am 17. hatte Ephraim eine neue Unterredung mit Montmorin und überreichte ihm bei dieſer Gelegenheit ein ziemlich unklares Memorandum zur Vorbereitung des Handelsvertrages. Der Miniſter überflog das Schriftſtück und verſprach, es in Erwägung zu ziehen; dann ging er wieder zur Politik über und meinte, er habe ſeine Anſchauungen hinſichtlich Englands mittlerweile geändert, Pitt würde gern über Frankreich herfallen, nur die Furcht vor dem Volke halte ihn davon zurück. Die Zukunft gehöre daher einem Bündnis zwiſchen Frankreich, Preußen, Spanien und Rußland. Ephraim wich zwar einer Antwort aus, gab dem Miniſter jedoch die Zuſage, dem Grafen Mouſtier ein vertrauliches Zuſammentreffen mit Biſchoffwerder und dem König zu ermöglichen. Am 18. ſandte er Montmorin zu dieſem Zweck ein Schreiben an ſeine Frau, das von Mouſtier am Mühlendamm abgegeben werden und zuvörderſt eine Unterredung mit dem Günſtling vermitteln ſollte.

Montmorin ging auf das Anerbieten ein und legte ſeinem Berliner Geſandten in einem beſonderen Schreiben am 20. die vorausgegangenen Verhandlungen kurz auseinander. „Wenn ſich die Dinge in der Tat in dem angedeuteten Sinne geſtalten, werden Sie in der Lage ſein, die geheimen

Absichten des Berliner Hofes kennen zu lernen, und unmerklich uns genehmen Doktrinen Eingang verschaffen", führte er aus; „von Ihrer Umsicht und Geschicklichkeit wird es abhängen, aus den Vorteilen Ihrer künftigen Lage Nutzen zu ziehen. Ich mache Sie nur darauf aufmerksam, daß Ihre Sprache, Ihre Schritte die größte Vorsicht erfordern werden und jede Überstürzung unsern Plan von vornherein illusorisch machen kann. Sie dürfen sich zunächst nur nach Ihren Instruktionen richten, d. h. lediglich versichern, daß der König in bezug auf die holländische Angelegenheit keinerlei Groll hegt und gern geneigt ist, mit Sr. preußischen Majestät in vollkommenem Einverständnis zu leben. Führen derartige Äußerungen zu keinen Sondereröffnungen des Königs von Preußen, so muß daraus geschlossen werden, daß dieser uns keine zu machen hat; verhalten Sie sich in dem Fall reserviert! Wenn Ihnen hingegen Vorschläge gemacht werden, die darauf abzielen, ein näheres Verhältnis als lediglich ein gutes Einvernehmen herzustellen, so nehmen Sie dieselben entgegen, ohne außer acht zu lassen, daß Sie darüber hierher zu berichten und neue Weisungen einzufordern haben." Er fuhr dann fort, daß Friedrich Wilhelm zunächst hinsichtlich seiner Haltung in der elsässischen Frage zu sondieren und daraus auf seine Gesinnungen und Dispositionen zu schließen sein werde; die Empfehlung, die ganze Sache mit der strengsten Verschwiegenheit zu behandeln und alle in ihrem Interesse gewechselten Depeschen selbst zu dechiffrieren, machte den Beschluß.

Moustier empfing das Schreiben seines Chefs am 30. Dezember; erst seit kurzem am Berliner Hof weilend, einer Verständigung mit Preußen schon vor Antritt seines Postens geneigt und überdies mit der Weisung versehen, das preußische Kabinett tunlichst von seinen früher eingegangenen Verpflichtungen loszulösen, interessierte er sich für die Mitteilung aufs lebhafteste und versprach, das Anerbieten bei Gelegenheit zu benutzen. Als kurz darauf Montmorin bei ihm anfragte, auf welche Handelsgegenstände sich die preußischen Kompensationsforderungen stützten, entschloß er sich, seinen Privatsekretär mit dem Billett des Agenten nach dem Mühlendamm zu senden und am 17. selbst bei Frau Ephraim vorzusprechen. Er unterhielt sich mit ihr über Bischoffwerder; da er auf die Bemerkung, der Günstling würde ihn gern kennen lernen, diplomatisch antwortete, er würde sich freuen, wenn er dafür günstigere Gelegenheit fände als im Rahmen gesellschaftlicher Veranstaltungen, konnte er den politischen Flügeladjutanten bereits am 26. Januar persönlich auf der französischen Legation begrüßen. Bischoffwerder trat nach den ersten Höflichkeiten sofort in eine Erörterung der politischen Lage ein. Die preußisch-englisch-türkische Allianz gegen Rußland habe sich überlebt, erklärte er, weil England eben Schweden im Stich gelassen habe und die Haltung des Kaisers Leopold völlig ungewiß sei; der König sehe in England einen zweideutigen Freund und in dem Kaiser einen verdeckten Feind. Da scheine ihm eine Annäherung an Frankreich das zweckmäßigste. Freilich ziele alles, was er

ſage, nur auf eventuelle Vereinbarungen ab, da ſich der König mit England ſo weit eingelaſſen habe und Rußland gegenüber ſo deutlich geworden ſei, daß man erſt mit der Löſung der gegenwärtigen Lage beginnen müſſe, ehe anderweitige feſtere Verbindungen eingegangen werden könnten. Mouſtier begnügte ſich damit, einige Allgemeinheiten zu antworten, hielt es jedoch für angezeigt, Montmorin noch am ſelben Abend um genauere Inſtruktionen zu erſuchen und ihn zu bitten, durch geeignete Leute Ephraim eine möglichſt vorteilhafte Meinung von dem perſönlichen Anſehen des franzöſiſchen Geſandten am Berliner Hof beibringen zu laſſen, da man um ſo offener mit dieſem ſprechen werde, je beſſer man ihn bei Ludwig dem Sechzehnten, im Auswärtigen Amt und bei den maßgebenden Mitgliedern der Nationalverſammlung angeſchrieben glaube. Daß er den Miniſter gleichzeitig erſuchte, ihm durch Gewährung einer Zulage den Ankauf mehrerer Sattelpferde zu ermöglichen, da Biſchoffwerder alle Morgen ſpazieren reite und dabei am ungezwungenſten zu ſprechen ſei, beweiſt, für wie ausſichtsreich er die eingeleiteten Verhandlungen hielt.

Unter dieſen Umſtänden ſprach alles dafür, daß der Plan des Berliner Geheimkabinetts ſeiner Verwirklichung entgegenreife. Die Nationalverſammlung einem Bündnis mit Preußen überaus ſympathiſch gegenüberſtehend, der mißtrauiſche Leiter der franzöſiſchen Auslandspolitik dem Projekt nicht abgeneigt, ſein Geſandter in Berlin für die neue Allianz begeiſtert — ſo ſchien die Auflöſung des Verſailler Vertrages von 1756 bevorſtehend und die Entſcheidung darüber Friedrich Wilhelm anheimgeſtellt.

Wenn die Ephraimſche Miſſion trotzdem geſcheitert iſt, ſo lag das zunächſt an der Perſönlichkeit des Unterhändlers. Seine Vielgeſchäftigkeit, ſeine Geheimniskrämerei, ſeine verſchwenderiſche Lebensführung, ſeine fortwährende Immediatkorreſpondenz mit dem König verſtärkten den Argwohn, den man im Andenken an ſeine belgiſche Tätigkeit von vornherein gegen ihn hegte; und da er den Zweck ſeiner Sendung auch jetzt noch durch gefliſſentliche Ausſtreuung offenbar falſcher Gerüchte zu maskieren ſuchte, gewann man ſchließlich die Überzeugung, daß er tatſächlich etwas Unkontrollierbares und Staatsgefährliches im Schilde führe. Dazu kam, daß Montmorin durch den öſterreichiſchen Geſchäftsträger v. Blumendorf in dieſem Sinne beſtärkt wurde. Blumendorf beobachtete Ephraim ſeit Mitte Dezember; er kam im Geſpräch mit dem Miniſter immer wieder auf ihn zurück und drang um ſo beſtimmter auf ſeine Entfernung, als er Anfang Januar von Marie Antoinette perſönlich hörte, Ephraim kabaliere gegen ſie und habe „laut ſicherer Anzeige ſich nicht geſcheut, gegen ein und andere ſich dahin zu äußern, daß, ſo lange Ihre Majeſtät hier exiſtieren werde, die neue Konſtitution nie einen feſten Grund würde faſſen können". Unter dieſen Umſtänden zog ſich Montmorin immer mehr von dem Sendling Friedrich Wilhelms des Zweiten zurück. Ohne zu

unterſuchen, was an den umlaufenden Gerüchten wahr ſei, ließ er den Bündnisplan allmählich fallen und verfiel nun ſo ſtark in die entgegengeſetzte Taktik, daß er dem Geheimagenten Eintrag zu tun ſuchte, wo er dazu imſtande war. Und ſo konnte er, während Marie Antoinette den Vertreter ihres Bruders beauftragte, dem preußiſchen Hof durch Vermittlung des Kaiſers „anſinnen" zu laſſen, „dergleichen verfängliche Bearbeitungen ſeinem Emiſſarien ernſtlich zu unterſagen", Blumendorf die Mitteilung machen, er habe Ephraim das Waſſer von allen Seiten derartig abgegraben, daß dieſer nun den Entſchluß gefaßt habe, unverrichteter Sache nach Berlin zurückzukehren. Vierzehn Tage ſpäter richtete er an Mouſtier eine Depeſche, in der er die ungeheuerlichſten Beſchuldigungen gegen Ephraim aneinanderreihte, ohne ſie durch beſtimmtere Angaben beweiſen zu können. „Es ſind mir Äußerungen von ihm hinterbracht worden, die er öffentlich getan hat, die ich aber nicht wiederholen werde, weil ſie zu entſetzlich ſind," ſchrieb er nach Berlin; „ich möchte mich daher auf die Mitteilung beſchränken, daß ſich der Intrigant mit Perſönlichkeiten zu verbinden geſtrebt hat und noch ſtrebt, deren Eifer für die Revolution ſie ſeiner Meinung nach geneigter machen würde, ihn anzuhören. Sein Ziel iſt es, uns dem Kaiſer gegenüber bloßzuſtellen; dies hat er leichter zu erreichen gedacht, wenn er die Gemüter gegen die Königin erhitzt. Er hat ſich infolgedeſſen heftige Bemerkungen und Ermahnungen erlaubt; ich kenne nicht die Wirkung, die ſie auf die Mitglieder der Nationalverſammlung, an die er ſich hat wenden können, hervorgebracht haben; ſicher haben ſie ihm mit dem Abſcheu zugehört, den derartige Bemerkungen verdienen; doch gibt er ſich geheimen Umtrieben hin und ſucht auf die Zeitungsſchreiber einzuwirken; ich bin faſt gewiß, daß er Geld verbreitet, und weiß, daß er bei Bankiers beträchtliche Summen abhebt. Ich vermag nicht zu glauben, daß die Berliner Regierung ſolche Mittel anwendet; was dieſer Meinung freilich einigen Grund verleihen könnte, iſt die Tatſache, daß der pp. Ephraim nach Brabant geſchickt worden iſt, um die dort von Preußen erregte Revolution zu fördern, und daß er erſt dann nach Paris gekommen iſt, als er ſah, daß Brüſſel ſeinem Eifer keinen Stoff mehr bot(?). Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß Sie von Vorſtehendem dem preußiſchen Miniſterium gegenüber keinen Gebrauch zu machen haben; Sie würden mich aber ſehr erfreuen, wenn Sie die Zwecke der Sendung des pp. Ephraim ausfindig machen könnten. Ich weiß freilich, daß das ſehr ſchwer ſein muß; ſind ſie doch derart, daß man ſie, wie ich zu glauben Anlaß habe, mit der größten Sorgfalt zu verbergen hat."

Ob ſich Ephraim der von Montmorin angedeuteten Handlungsweiſe tatſächlich ſchuldig gemacht hat, wird weiterhin zu erörtern ſein. Jedenfalls zeigt der Brief des Miniſters, daß es dem Agenten nicht gelungen war, den urſprünglichen Eindruck zu verwiſchen und die tatſächliche Ehrlichkeit der preußiſchen Vorſchläge glaubhaft zu machen. Daß die kaum angebahnte An-

näherung zwischen Preußen und Frankreich unter diesen Umständen ebenso schnell und schneller verschwinden mußte, als sie herbeigeführt worden war, liegt auf der Hand. Und in der Tat neigte sie sich bereits ihrem Ende zu. Von einer Fortsetzung der angeknüpften Verhandlungen war nicht mehr die Rede. Wenn sich Ephraim trotzdem wieder einmal im Auswärtigen Amt sehen ließ, so fand er einen überaus förmlichen Empfang. Als er sich zum Beispiel am 4. Februar bei Montmorin melden ließ, nahm ihn dieser zwar an, ließ sich aber doch nur ganz beiläufig in eine weitere Besprechung der seinerzeit in Anregung gebrachten handelspolitischen Zugeständnisse ein und erklärte ihm statt dessen kühl, er habe den Eindruck gewonnen, Preußen finde es nicht schicklich, sich gegen Frankreich freundschaftlich zu benehmen, habe er doch gesehen — was der Wahrheit nicht entsprach — daß Moustier in seinen Berichten andeute, man behandle die anderen am Berliner Hof beglaubigten Diplomaten vertraulicher und gestatte ihnen direkteren Zutritt. Gleichzeitig erteilte er Moustier die Weisung, seine Bemühungen um Bischoffwerder einzustellen; im gegenwärtigen Augenblick könne von einer Allianz mit Preußen auf keinen Fall die Rede sein, da eine solche Verbindung von einer ganzen Reihe ungewisser und selbst unwahrscheinlicher Umstände abhänge. „Alles, was wir in der gegenwärtigen Lage anzustreben haben, ist, einen schicklichen Verkehrsmodus mit dem Berliner Hof zu finden und ihn beiläufig zu der Überzeugung zu bringen, daß wir den uns zugeschriebenen Groll nicht kennen: eine Großmacht kennt nichts derartiges, oder besser: trennt es sorgfältig von ihren politischen Interessen." Und auf diesem Standpunkt beharrte er, zumal Blumendorf immer neue Räubergeschichten zutrug und am 9. Kaunitz in dieser Beziehung gestand, er lasse keine Gelegenheit vorübergehen, um „ernannten Grafen über die gehässigen Manoeuvres, so sich der Jud Ephraim allhier gegen unsern allerhöchsten Hof erlaubt, zu sprechen, und ihn anzugehen, die Sache in solche Wege zu leiten, damit dessen Machinationen ohne weiteren Zeitverlust Schranken gesetzt werden mögen". Daß Moustier plötzlich die Entdeckung machte, Bischoffwerders Entgegenkommen sei eitel Lug und Trug gewesen und der „von den gewöhnlichsten und hirnlosesten Ideen" beherrschte Berliner Hof habe damit nur beabsichtigt, das österreichische Bündnis zu sprengen, bestärkte ihn nur in der Ansicht, daß seine Haltung die allein richtige sei. Am 18. Februar band er seinem Berliner Gesandten auf die Seele, ja auf der Hut zu sein, da seine Äußerungen Ephraim hinterbracht würden und von diesem nur im schädlichen Sinn benutzt werden könnten. So war der preußisch-französische Annäherungsplan endgültig gescheitert, ehe er über die Vorstadien hinausgediehen war.

Immerhin wäre es übertrieben, Ephraim allein für diese Wendung verantwortlich zu machen. Gewiß hatte sein persönliches Auftreten im Pariser Auswärtigen Amt ungünstig gewirkt und zur Bildung der abenteuerlichsten Gerüchte veranlaßt; sein Mißerfolg wäre aber weniger vollständig geworden,

hätte er aus Berlin rechtzeitig Instruktionen erhalten, die zu positiven Verhandlungen Anlaß geboten und seiner Betriebsamkeit weniger Spielraum gelassen hätten. Indessen war seine Sendung eben nur eine Funktion der Geheimpolitik Friedrich Wilhelms des Zweiten; sie mußte verdächtig werden, sobald sich diese anderen Zielen zuwandte. Und das geschah seit Anfang 1791. Das Anwachsen der Revolution, die dadurch bedingte Unsicherheit jedes mit Frankreich abgeschlossenen Vertrages, die gleichzeitig steigende Gefahr eines Zusammenstoßes mit Rußland, das auf türkischem Boden immer weiter vordrang und schließlich zu einer Hilfsaktion zugunsten der Pforte zwingen konnte, das alles hatte Friedrich Wilhelm bereits im Januar 1791 zu dem Wunsch veranlaßt, doch lieber ein Bündnis mit dem Wiener Kabinett abzuschließen. Am Kaiserhof hatte sich der Wind inzwischen ebenfalls gedreht. Das russische Bündnis war immer brüchiger geworden, Katharina streckte ihre Hand nach der Walachei aus und drohte, bis zur Donau vordringend, die künftige Herrschaft der Habsburgermonarchie über Magyaren und Südslawen in Frage zu stellen; andererseits trafen immer erschütterndere Briefe der Königin Marie Antoinette in der Hofburg ein, die den Kaiser, so wenig ihm als Herrn von Belgien eine Schwächung Frankreichs nahe ging, doch als Bruder und Familienoberhaupt empörten. Unter diesen Umständen konnte Bischoffwerder zwei Tage, nachdem Montmorin Mousti er zur größten Zurückhaltung ermahnt hatte, nach Wien abreisen und dort über ein preußisch-österreichisches Zusammengehen beraten, das prinzipiell nicht abgelehnt wurde und nach einer Klärung der Lage zu endgültigen Besprechungen führen sollte.

Da sich die angedeutete Neuorientierung der preußischen Politik im strengsten Geheimnis vollzog und auf des Königs ausdrückliche Weisung nicht einmal Hertzberg davon erfuhr, blieb Ephraim unbekannt, weshalb er keine Instruktionen mehr erhielt; daß er hauptsächlich deshalb in Paris belassen wurde, weil er nicht durch eine plötzliche Abreise zu Kommentaren Anlaß bieten oder, was noch schlimmer gewesen wäre, die Pläne Bischoffwerders an seine guten Bekannten von der Nationalversammlung ausplaudern sollte, fiel ihm natürlich nicht im Traume ein. Er setzte deshalb seinen Aufenthalt mit philosophischer Ruhe fort: und da er im Einverständnis mit Goltz seit Ende Februar auf weitere Besprechungen in der Handelsvertragsfrage fast ganz verzichtet hatte, so füllte er seine noch immer regelmäßig nach Berlin abgehenden Berichte mit ziemlich gemeinplätzigen Notizen und Gutachten über die Lage des französischen Handels, die kommerzpolitischen Maßnahmen der Nationalversammlung und verwandte Gegenstände aus.

Inzwischen war Blumendorf immer nervöser geworden, da er von irgendwo gehört hatte, daß Ephraim die in Belgien stehenden österreichischen Truppen mit Hilfe geheimer Sendlinge aufzuhetzen suche und „ein sicherer Klub allhier" zur Erreichung des gleichen Ziels bedeutende Mittel flüssig gemacht habe.

Am 21. meldete er Kaunitz entſetzt, der Berliner Agent habe ſehr wahrſcheinlichem Vernehmen nach „bei einem hieſigen Wechſler beträchtliche Summen Goldes" erhoben; „vor etwa vierzehn Tägen ſoll er in einer Woche bis ſechshunderttauſend Livres empfangen haben; man mutmaßet, daß die diesfälligen Fonds von dem großbritanniſchen Hof hergeſchoſſen werden". So ſehr die letzte Angabe den Wert der ganzen Nachricht in Frage ſtellte — das Gerücht von den ſechshunderttauſend Francs wird in Hofkreiſen, aber auch nur in dieſen, allgemein verbreitet geweſen ſein, da es Ferſen Guſtav dem Dritten zwei Wochen ſpäter, am 8. Mai, als Tatſache mitteilte, — ſo wenig ſcheute ſich Blumendorf, ſie Montmorin vorzuenthalten und ihn erneut zu erſuchen, „einen ſo gefährlichen Intriganten" nicht länger in Paris zu dulden. Der Miniſter wandte ein, man könne ſich ſeiner nicht ſo leichter Hand entledigen, da er vom Berliner Hof „avouiert" ſei, verſicherte aber, er werde keine Gelegenheit vorübergehen laſſen, „um teils die gehäſſigen Bearbeitungen dieſes Emiſſärs zu vereiteln, teils deſſen Fortſchaffung womöglich zu beſchleunigen". Er ſcheint ſich damals über Ephraim bei Goltz beſchwert zu haben, der darüber am 11. März nach Berlin berichtete; als daraufhin nichts erfolgte, entſchloß er ſich, Ephraim offen den Krieg zu erklären und Ende März die bereits erwähnte Flugſchrift: „Le secret de la coalition des ennemis de la révolution française" in die Öffentlichkeit gelangen zu laſſen. Wie Blumendorf nach Hauſe berichtete, erregte ſie in der Hauptſtadt „ein merkliches Aufſehen"; die ganze Auflage wurde angeblich „von denjenigen, welchen an ihrer Unterdrückung gelegen war, ganz aufgekauft, gleich darauf aber wieder neuerdings aufgelegt und unter das Publikum gebracht". Eine „wenig bedeutende" Rechtfertigung, die Ephraim dagegen erſcheinen ließ, vermochte den einmal hervorgebrachten Eindruck des Pamphlets nicht zu verwiſchen: befriedigt äußerte ſich Montmorin zu Blumendorf, diesmal werde der Agent ſeinen Aufenthalt wohl um ſo weniger fortſetzen, als er tags zuvor auf ſeine Behauptung, der König von Preußen ſei weit entfernt, ſich irgendwie in die inneren Händel Frankreichs einzumiſchen, „ganz trocken" erwidert habe, eine derartige Auffaſſung ſtehe mit den tatſächlichen Ereigniſſen in Widerſpruch. Aber auch diesmal blieb ſeine Hoffnung unerfüllt: Ephraim wurde nicht abberufen, obwohl Mouſtier die Broſchüre Hertzbergs damaligem Adjunkten und ſpäteren Nachfolger, dem Grafen v. d. Schulenburg, nichtamtlich in die Hände ſpielte und den Geheimagenten in ſchärfſter Weiſe desavouieren hörte. Und ſo mußte ſich Montmorin darauf beſchränken, immer wieder gegen den Agenten Front zu machen. In ſeinem Auftrage hetzten die Pamphlete, die nach dem 18. April, wo Ludwig der Sechzehnte an der Abfahrt zur Kommunion nach St. Cloud verhindert worden war, gegen die Orleaniſten und vor allem gegen den Hauptratgeber Egalités, den Verfaſſer der „Liaisons dangereuses", Choderlos de Laclos, gerichtet wurden, auch gegen den Sendling Friedrich Wilhelms des Zweiten, um ihn zu beſchuldigen, die Umtriebe

des Palais Royal zu finanzieren. Anfang Mai bat der Minister Goltz geradezu um Auskunft, ob Ephraim nicht bald nach Berlin zurückkehren werde; obwohl seine Frage energisch zurückgewiesen wurde, wiederholte er sie Ende Mai und verlieh bei dieser Gelegenheit noch einmal dem Verdacht Ausdruck, der Emissär wirke unmittelbar oder durch Mittelsleute auf die Demagogen ein. Daß ihn der Agent am folgenden Tage persönlich aufsuchte und salbungsvoll erklärte, er sei in Paris, um durch die Fehler, die Frankreich mache, für Preußen zu lernen, vermochte seinen Argwohn nicht zu beheben. Trotzdem dachte der Berliner Hof noch immer nicht daran, Ephraim abzuberufen; Goltz wurde vielmehr auf allerhöchste Weisung durch ein von Finkenstein, Hertzberg, Schulenburg und Alvensleben unterzeichnetes Immediatreskript vom 2. Juni für die Zurückweisung der Montmorinschen Bemerkungen belobt: gleichzeitig habe er recht daran getan, Ephraim von neuem zu zurückhaltendem Auftreten zu mahnen; wenn dieser es an Umsicht fehlen lasse, solle er nach Berlin berichten. Mit anderen Worten: Ephraim wurde infolge der noch immer bestehenden politischen Unsicherheit neu bestätigt und konnte sich in seiner Stellung so sicher fühlen, daß er sich jetzt sogar von Frau und Tochter besuchen ließ. Ein letzter Versuch des Grafen Hertzberg, ihn am 10. Juni durch einen an den Grafen d'Escherny gerichteten und im „Journal de Paris" abgedruckten offenen Brief unmöglich zu machen, blieb wirkungslos, und da der greise Staatsmann kurz darauf, am 5. Juli, überhaupt aus dem Amte schied, so wurde auch dieser Angriff abgeschlagen.

Friedrich Wilhelm der Zweite hatte sich mittlerweile endgültig für einen Anschluß an Österreich unter Beibehaltung der englischen Allianz entschieden, und am 12. Mai war ein amtlicher Bündnisantrag der preußischen Krone nach Wien übermittelt worden. Im Juni war Bischoffwerder mit Leopold dem Zweiten in Mailand zusammengetroffen und hatte die Nachricht mitgebracht, daß der Kaiser mit Friedrich Wilhelm in Pillnitz zusammentreffen wolle und seinen Botschafter in Petersburg schon angewiesen habe, der Zarin anzukündigen, daß er mit Preußen und England in der orientalischen und polnischen Frage konform gehe. Hinsichtlich der französischen Politik konnte er hinzufügen, daß sich Leopold endlich entschlossen habe, seiner schwerbedrängten Schwester zu Hilfe zu eilen und ihren wankenden Thron zu stützen, ohne die Vormachtstellung der Bourbonen in Westeuropa wiederherzustellen. Ephraim erhielt wenige Tage nach der Verhaftung Ludwigs des Sechzehnten und der königlichen Familie in Varennes davon Wind. Mit bemerkenswerter Entschiedenheit widerriet er am 4. Juli, an der sich bildenden Koalition teilzunehmen: Preußen habe nichts von der Revolution zu befürchten. Und am 15. richtete er an den König geradezu eine Warnung. Wolle er Eroberungen machen, so würden diese bei der nationalen Überhitzung der französischen Öffentlichkeit nicht von Dauer sein und nur Geld und Menschen kosten; eine gewaltsame Restauration Ludwigs des Sechzehnten sei vom preußischen Stand-

punkt aus überflüſſig. „Die moraliſche Peſt der Revolution unterſcheidet ſich in nichts von der körperlichen," ſchrieb er, „man bleibe alſo zu Hauſe und ſchütze ſich durch Vorbeugungs- und Abwehrmaßregeln. Man kann der Anſteckung ſicher ſein, wenn man in die verſeuchten Länder eindringt." Doch verhallte ſeine Stimme ungehört: die Würfel waren gefallen, ſeine Miſſion an ſich erledigt.

Während der Geheimagent im Sinne ſeiner urſprünglichen Inſtruktionen den nahenden Sturm noch in elfter Stunde zu beſchwören ſuchte, geriet er merkwürdigerweiſe in den Verdacht, im Intereſſe des ſich vorbereitenden monarchiſchen Offenſivbundes zu arbeiten. Eben noch von Montmorin wegen revolutionärer Umtriebe angegriffen, wurde er aus den Reihen der Nationalverſammlung heraus plötzlich royaliſtiſcher Kabalen bezichtigt. Möglich, daß ſeine ſeit einigen Monaten beobachtete Zurückhaltung aufgefallen war; möglich auch, daß die radikaleren Elemente der Volksvertretung die ſich ſeit Varennes gegen ſie erhebende rückſchrittliche Bewegung der hauptſtädtiſchen Bevölkerung auf die fremden Mächte abzulenken ſuchten und deshalb gegen Ephraim mobil machten. Jedenfalls verfügte das Comité des recherches nach den Krawallen auf dem Marsfelde am 17. Juli, ohne ſich auf beſtimmte Denunziationen zu ſtützen, in der Frühe des 18. die ſofortige Verhaftung des Agenten. Morgens gegen 7 Uhr begab ſich der Polizeiagent Sellier von der Sektion der Place Louis Seize nach der Rue baſſe Porte St. Martin Nr. 8, wo Ephraim einige Zimmer im erſten Stock bewohnte; er fand ihn noch im Bett und forderte ihn unter Vorweiſung ſeiner Order auf, ſich anzuziehen. Anſcheinend auf das Ereignis nicht ganz unvorbereitet, warf ſich Ephraim in die Kleider, vertraute ſeine Wohnung einem im gleichen Hauſe abgeſtiegenen Deutſchen an und erſuchte nur, ſeine Papiere verſiegeln zu dürfen, eine Bitte, die ihm gewährt wurde. Er erklärte darauf, preußiſcher Rat zu ſein und mit dem diplomatiſchen Korps in Verbindung zu ſtehen; da er ſich indeſſen zu einer näheren Bezeichnung ſeiner Miſſion nicht bequemen wollte, ſandte Sellier einen entſprechenden Bericht an das Comité des recherches und verfügte ſich mit ſeinem Häftling nach Aufnahme eines Protokolls in das Amtslokal des Ausſchuſſes. Da dort noch keiner der dazu gehörigen Abgeordneten anweſend war, ſo übergab der Polizeiagent die beſchlagnahmten Dokumente dem Sekretär des Ausſchuſſes und ordnete die Überführung Ephraims nach der berüchtigten Baſtille der „rive gauche", der Abbaye, an, die ſeitdem längſt dem Durchbruch des Boulevard St. Germain zum Opfer gefallen iſt. Gegen ein Uhr mittags kehrte Sellier auf Anordnung und unter Begleitung der Abgeordneten Payen Boisneuf und Chabroud zurück, die als Mitglieder des Comité des recherches in ſeiner und Ephraims Gegenwart nach einem förmlichen Proteſt des letzteren eine Inventariſierung der am Morgen beſchlagnahmten Papiere vornahmen. Um vier Uhr wurde die Sitzung

auf Wunsch der beiden Volksvertreter vertagt; die noch nicht geprüften Schriftstücke wurden in einen Doppelkasten gelegt, mit einem blauen Seidenband geschlossen, versiegelt und der Obhut Payen Boisneufs anvertraut, während Ephraim gefangen in der Abbaye zurückblieb. Die Prüfung des nächsten Tages begann bereits um halb eins und währte bis fünf; die Immediatkorrespondenz mit dem König und eine Reihe Denkschriften, die sich in einem Kasten aus Nußbaumholz befanden, wurden dem Emissär vorläufig wieder ausgefolgt. Am 20. wurde eine dritte Durchsicht vorgenommen, über die leider keine bestimmten Angaben vorliegen, zu der aber noch zwei weitere Abgeordnete, vielleicht die später von Ephraim genannten Deputierten Sales und Muguet de Nanthou, hinzugezogen worden sein müssen. Diesmal beschränkte man sich nicht auf eine bloße Bestandaufnahme, sondern machte Stichproben aus den Akten; man ließ sich sogar die Immediatkorrespondenz mit dem König wieder ausfolgen und entnahm ihr drei oder vier Blätter, die aber nichts Belastendes enthielten und im Gegenteil bewiesen, daß Ephraim in Wirklichkeit gegen eine Einmischung Preußens in die französischen Angelegenheiten eingetreten war. Unter diesen Umständen sahen sich die Kommissare in der Lage, ihren Kollegen beruhigende Zusicherungen über das Ergebnis ihrer Untersuchung zu erteilen. Sie konnten feststellen, deß Ephraims Papiere nichts Tadelnswertes oder auch nur Verdächtiges, sondern im Gegenteil Beweise der Loyalität, der friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen Preußens für Frankreich enthielten. Wie sie weiterhin ausführten, habe seine Tätigkeit in keiner Weise einen Verstoß gegen die öffentliche Ruhe dargestellt; konkrete Anklagen lägen nicht gegen ihn vor, über ihn eingezogene Auskünfte lauteten befriedigend; und so durfte Ephraim noch am selben Abend das Abbayegefängnis verlassen. Schon vorher hatte Montmorin Goltz, der am Morgen des 19. bei ihm vorgesprochen hatte, von dem Beschluß des Ausschusses in Kenntnis gesetzt. „Man gibt mir keine anderen Einzelheiten darüber, ich vermute aber, daß er umgehend heimkehren wird," schrieb er bittersüß an den aufatmenden Diplomaten; „ich bin hocherfreut, Ihnen diese Nachricht noch vor Abgang der Post zugehen lassen zu können. Das lebhafte Interesse, das Sie an Herrn Ephraim zu nehmen bezeugt haben, hat nicht wenig zu der Schnelligkeit beigetragen, mit der man die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen geprüft hat. Sie fühlen, Herr Graf, wie es in Augenblicken wie den jetzigen unentbehrlich ist, alles mit der größten Aufmerksamkeit zu prüfen. Übrigens wird Herrn Ephraim sein Abenteuer nur nützen können, da es die Irrigkeit der gegen ihn gerichteten Anklagen erwiesen hat."

Ephraims Verhaftung hatte in Paris ungewöhnliches Aufsehen erregt; die Blätter hatten sensationelle Einzelheiten gebracht und u. a. behauptet, der Geheimagent habe seit einigen Tagen Geld an das Volk verteilt und es zum Aufstande gereizt, wenn nicht noch Schlimmeres dahintersteckte und ein Anschlag auf das Gemeindehaus und die Tuilerien im Plan gelegen habe, der eine

Entführung des Königs verdecken ſollte. Auch in den Geſandtſchaften wirbelte die gefängliche Einziehung des Emiſſärs beträchtlichen Staub auf; Earl Gower und Baron Stael beeilten ſich, darüber nach Hauſe zu berichten; am fabelhafteſten informiert zeigte ſich der parmeſiſche Geſchäftsträger Bailli de Virieu, der an ſeinen Hof depeſchierte, Ephraim ſei verdächtig, im Namen ſeines Königs oder auf deſſen Befehl einen Haufen Briganten gedungen zu haben. Die ſchnelle Entlaſſung Ephraims wirkte unter dieſen Umſtänden erheiternd: „parturiunt montes!“ zitierte Gorſas am 21. im „Courrier des 83 départements“, um am 23. beluſtigt feſtzuſtellen, es handle ſich um denſelben Geheimdiplomaten, „der noch am Sonntag Morgen ſechs Millionen in klingender Münze eigens zu dem Zweck erhalten haben ſollte, den König ... die Königin ... die Nationalverſammlung ... die Nationalgarde ... ganz Paris umbringen zu laſſen!“ Ernſthafter ſchrieb das „Journal général de l'Europe“ am 23. abends: „Mehr als ein Zeichen ſpricht für die Annahme, daß die Verhaftung des Geheimrats Ephraim auf ein Mißverſtändnis oder vielmehr auf verleumderiſche Anſchuldigungen von ſeiten der öſterreichiſchen Partei zurückgeht, der man noch immer nicht genug mißtraut. Feſt ſteht, daß das Comité des recherches nach ſorgfältiger Prüfung im Benehmen des preußiſchen Agenten nichts gefunden hat, was ſeine Feſthaltung hätte motivieren können.“ Daß Ephraim und Goltz die Ehrenerklärung des Ausſchuſſes nebenbei allen größeren Blättern mitteilten und dort mit entſprechenden Kommentaren zum Abdruck brachten, entſprach nur einem Plan des Geſandten, der Friedrich Wilhelm dem Zweiten von vornherein gemeldet hatte, er werde ſich der Beſcheinigung bedienen, um den ſeit Ephraims Verhaftung doppelt ſtark umlaufenden, für ihn natürlich ebenſo peinlichen wie nachteiligen Gerüchten ein- für allemal ein Ende zu machen.

Mittlerweile war das Ereignis vom 18. Juli in Berlin bekannt geworden: Frau Ephraim hatte ſich in höchſter Beſorgnis an den König gewandt, und da das Bündnis mit Öſterreich ſeit dem 23. Juli unterzeichnet und jede etwa noch beſtehende Neigung zu einer Allianz mit Frankreich ſeit Varennes endgültig beſeitigt war, hatte dieſer Goltz am 30. Juli angewieſen, die Freilaſſung des Agenten unter dem Zugeſtändnis zu erwirken, daß er ſofort den Boden des Königreichs verlaſſe; freilich habe der Geſandte alles zu tun, um eine Bloßſtellung ſeines Herrn oder ſeiner Regierung zu vermeiden; vielleicht könne er zu dieſem Behuf die ihm zu Gebote ſtehenden indirekten Verbindungen in der Nationalverſammlung ſpielen laſſen. Nachdem am 31. Goltz' und Ephraims Berichte eingelaufen waren, verfügte Friedrich Wilhelm am 1. Auguſt die ſofortige Rückkehr des Sendlings, „um zu verhindern, daß ihm neue Ärgerniſſe zuſtoßen“. Schulenburg und Alvensleben gaben die königliche Weiſung am 2. an Goltz weiter, der ſie ſofort nach Empfang Ephraim zur Kenntnis brachte. Dem blieb nur übrig, dem Befehl Folge zu leiſten. Am 15. Auguſt erwiderte er dem König, Goltz habe ihm den Allerhöchſten Willen mitgeteilt,

er werde gehorchen, nur bitte er, erſt in acht Tagen abreiſen zu brauchen, da ſeine Geſundheit durch die Verhaftung ein wenig erſchüttert worden ſei. So wird er um den 23. herum Paris verlaſſen haben: auf Weiſung Friedrich Wilhelms, nicht, weil ihm „das Applaudieren der Poiſſarden im Palais Royal und der Forts de la Halle den Aufenthalt vergällt hatten", wie er ſpäter renommierte. Ergebniſſe hatte ſeine Sendung nicht erzielt.

Man muß unwillkürlich lächeln, wenn man ſich angeſichts dieſer tatſächlichen Geſchehniſſe zu der ſeit 1791 gepflegten und von Sorel bekräftigten Ephraimlegende zurückwendet. Denn in Wirklichkeit vermag ſich die Anklage, der Geheimagent habe im Auftrage ſeiner Regierung gegen Marie Antoinette gehetzt, um das öſterreichiſche Bündnis zu ſprengen, nach den vorhergehenden Unterſuchungen auf keinerlei ernſthaftes Material zu ſtützen. Von zwei Seiten erhoben, geht ſie auf eine einzige Quelle, Montmorins Schreiben vom 23. Januar 1791, zurück. Wie aber aus dieſem Schreiben erhellt, hat es der Miniſter bei ſeiner Abfaſſung vermieden, das bequeme Gebiet geheimnisvoller Verleumdungen zu verlaſſen, obwohl es für ihn ein Kinderſpiel geweſen wäre, ſich durch die auch damals noch vorzüglich arbeitende Pariſer Polizei genauere Einzelheiten zu verſchaffen, wenn er es nicht auf ſich nehmen wollte, Ephraim durch irgend einen desavouierbaren Polizeiagenten auf friſcher Tat ergreifen zu laſſen. Er machte ſich die unterlaufenden Gerüchte zu eigen, weil ſie mit Ephraims Vergangenheit zuſammenzupaſſen ſchienen und obwohl ſich die Ziele des Berliner Geheimkabinetts ſeit Reichenbach völlig geändert hatten. Er glaubte ihnen, weil er es wollte. Dasſelbe gilt für die Angaben Blumendorfs, auf die ſich der treu an der öſterreichiſchen Allianz feſthaltende Miniſter geſtützt hat. Auch Blumendorf bringt keinerlei greifbare und damit diskutable Angaben; er weiß nur, daß Ephraims Anweſenheit die Intereſſen des Wiener Hofes bedroht; er ſucht daher ſeinem Aufenthalt ein Ende zu machen und ihn zum mindeſten in ein ſchiefes Licht zu ſetzen. Wie blind er infolgedeſſen alles für bare Münze hielt, was ihm über Ephraim zugetragen wurde, beweiſt ja die unbezahlbare „Vermutung", daß die dem Emiſſär zu Gebote ſtehenden Mittel – aus britiſcher Quelle flöſſen!

Schrumpfen auf dieſe Weiſe die „aktenmäßigen" Zeugniſſe der beiden Diplomaten und die darauf baſierten Anklagen zu tendenziöſen Aufeinanderhäufungen haltloſer Gerüchte und Zwiſchenträgereien zuſammen, ſo liegen andererſeits die bisher von keiner Seite beachteten und keinen Zweifel laſſenden Ergebniſſe der Unterſuchung vom 18., 19. und 20. Juli vor, die ſich auf die Geſamttätigkeit des Geheimagenten erſtreckte. Ergänzt wird die damals erlaſſene Erklärung des Comité des recherches durch den bisher ungedruckt gebliebenen Brief Montmorins an Goltz vom 20. Juli 1791, in dem der Miniſter notgedrungen bezeugen muß, die über den Sendling verbreiteten Beſchuldigungen hätten ſich als irrig erwieſen, und das nicht etwa nach einem

oberflächlichen Scheinverfahren, sondern nach einer Prüfung, die nach des Ministers eigenen Worten mit der größten Aufmerksamkeit vorgenommen worden war.

Die in der Broschüre von 1791 ferner unterstrichenen Beziehungen Ephraims zu Philipp Egalité und seinem Kreise gehören nach den im Berliner Geheimen Staatsarchiv vorhandenen Berichten ins Reich der Fabel; für die Verbindung des Geheimdiplomaten mit Choderlos de Laclos fehlt jede Unterlage.

Wie steht es nun mit dem zweiten Hauptanklagepunkt, dem von Sorel vorgetragenen Plan des preußischen Geheimkabinetts, Frankreich zu Ausschreitungen gegen Österreich zu treiben, um sich auf diese Ausschreitungen hin in Wien mit einem Offensivbündnis gegen die Friedensstörer jenseits des Rheins einzustellen? Er fällt nach allem vorher Ausgeführten in nichts zusammen. Preußen suchte aufrichtig nach einer Allianz mit Frankreich, bis es in Rücksicht auf seine östliche Politik wie auf das Anwachsen der Revolution sich dem Kaiser zu nähern rätlich fand. Was im besonderen Ephraim anbetraf, so ist er, wie aus den Akten einwandfrei hervorgeht, bis zuletzt und noch nach dem 20. Juli 1791 für ein Zusammengehen mit Frankreich eingetreten. Hinzuzufügen bleibt nur als Kuriosität, daß Sorel seine Theorie der Ephraimschen Sendung neben dem Schreiben vom 23. Januar hauptsächlich einem Bericht Moustiers vom 4. Februar 1791 verdankt, zu dessen Beurteilung die Tatsache genügt, daß der Gesandte am Schluß die Meinung ausspricht, Ephraim handle bei alledem gar nicht im Auftrage des Königs, er sei vielmehr von verschiedenen, mit Österreich immer noch nicht ausgesöhnten Belgiern erkauft worden!

So bleibt von dem ein Jahrhundert lang nachgebeteten Ephraimroman blutwenig Ernsthaftes übrig: der Historiker wird die sich daran knüpfenden Beschuldigungen unbekümmert übergehen können. Freilich wird das nicht hindern, daß die alte Legende dort, wo sie eigentlich Wurzel gefaßt hat und groß und stark geworden ist, jenseits des Rheins, lustig fortwuchert. Gibt es doch Gerüchte, die von den Zeitgenossen als Tatsachen übernommen werden und in den folgenden Generationen als selbstverständliche Wahrheiten weiterspuken.

Klopſtock der Patriot und Revolutionär.

Von

Gottfried Fittbogen.

Nicht mit Unrecht, wenn auch nicht mit vollem Recht gilt Klopſtock als der „Vater der vaterländiſchen Dichtung". Schon vor ihm hatte, hervorgerufen durch die Taten Friedrichs des Großen, die patriotiſche Dichtung in Deutſchland begonnen; aber ſie war, wo ſie nicht rein fritziſch oder antifritziſch blieb, doch nur partikulariſtiſch: preußiſch, ſächſiſch, öſterreichiſch und ſo fort, je nach den „Vaterländern", denen die Dichter entſtammten. Auch Kleiſt, Gleim, Ramler ſind wohl preußiſche, aber nicht deutſche Patrioten. Klopſtock iſt tatſächlich der erſte unſerer größeren Dichter, der frei von aller partikulariſtiſchen Beſchränktheit Deutſchland als ſein „Vaterland" liebt und Deutſchland ſeine Dichtung widmet. Inſofern, aber auch nur inſofern, iſt Klopſtock allerdings der Vater der vaterländiſchen Dichtung.

Wir Heutigen haben keine unmittelbare Fühlung mehr mit ihm, er iſt uns völlig hiſtoriſch geworden, und ſchlimmer als das, ſeine Geſtalt wird von einem ſchwer durchdringbaren Nebel verhüllt, gewoben aus dem Nimbus, mit dem er ſich ſelbſt und mit dem ihn ſeine begeiſterten Zeitgenoſſen reichlich umgaben. Verdient er ihn? oder wie ſieht Klopſtock aus, wenn er ohne ihn in ſeiner Blöße vor uns tritt?

Nur eine Vorſtellung iſt für uns heute feſt mit Klopſtock verbunden: wir können ſeinen Namen nicht in den Mund nehmen, ohne daß uns dazu Leſſings Epigramm einfällt:

> Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
> Doch wird ihn jeder leſen? — Nein.
> Wir wollen weniger erhoben
> Und fleißiger geleſen ſein.

Doch iſt uns daran weniger das Mißverhältnis zwiſchen ſeinem Ruhm und der Bekanntheit ſeiner Werke, auf das Leſſing ironiſch den Finger legt, auffallend, uns iſt vielmehr dieſer Ruhm ſelbſt mit dem Klopſtock-Enthuſiasmus jener Tage das eigentlich Merkwürdige. Wir fühlen uns durch Leſſings Appell daher nicht im mindeſten veranlaßt, nun Klopſtock fleißiger zu leſen; wohl aber iſt es für uns eine Aufforderung, zu ergründen, welche reale Leiſtung

diesem Ruhm entspricht. Zweifelt doch schon Lessing ein wenig an dem Wert dieser Leistung.

Klopstock und Lessing nebeneinander! Verschiedenere Naturen kann man sich als Zeitgenossen kaum vorstellen. Frühere Leser mochten geneigt sein, Klopstock als Dichter über Lessing zu stellen; denn als Lyriker ist er ihm überlegen. Aber sie haben vergessen, daß ihm auch sechs Dramen, die keine Dramen sind, und ein Epos, das kein Epos ist, zur Last fallen — Umstände, die bei einer Würdigung der dichterischen Gesamtleistung nicht einfach zugunsten Klopstocks ignoriert werden dürfen. Allerdings hat Lessing, so können wir einwenden, wie es scheint, diesen Streit von vornherein gegenstandslos gemacht; denn hat er nicht in seinem berühmten Schlußwort zur „Hamburgischen Dramaturgie" vor Mit- und Nachwelt bekannt, daß er kein Dichter sei? Daß nur die Hilfe der Kritik eine Fähigkeit in ihm auslöse, die dem Genie sehr nahe kommt? Ist also nicht der Dichter Klopstock eo ipso über einen Nicht-Dichter zu stellen?

Zweifellos, ein dichterisches Genie war Lessing nicht. Er fühlte die lebendige Quelle nicht in sich, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt; er mußte alles durch Druckwerk und Röhren aus sich herauspressen. Und den Worten dieser wundervollen Selbstkritik, die in erster Linie darauf bedacht ist, daß dem eigenen Ich auch nicht ein Jota mehr zugeschrieben wird, als ihm zukommt, soll nichts abgehandelt werden. Lessing nimmt den absoluten Maßstab und bescheidet sich. Aber was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Dann muß man auch die andern Dichter, muß Klopstock mit diesem selben Maß messen. Und ob sie sich sträuben oder nicht, die meisten unserer Dichter entpuppen sich bei diesem Verfahren als Nicht-Dichter im Sinne Lessings.

Wie steht es nun in dieser Beziehung mit Klopstock?

Er selbst hat seine Werke mehrfach für unsterblich erklärt und sich — mindestens in seiner Blütezeit — für den größten dichterischen Genius seiner Zeit gehalten. Aber das ist noch kein Beweis dafür, daß er es auch wirklich war; Selbstüberschätzung ist bei Künstlern nicht ganz selten.

Klopstocks Dichtung besteht, aufs Ganze gesehen, aus zwei Gruppen, der religiösen und der patriotischen; schon den Zeitgenossen galt er einfach als der „Dichter der Religion und des Vaterlandes". Wir wollen nur die zweite Gruppe ins Auge fassen und sie auf ihre wirkliche Bedeutung hin prüfen. Denn sie darf heute auf erhöhtes Interesse rechnen, und gerade bei ihr läßt sich, um das Resultat vorwegzunehmen, mit überraschender Deutlichkeit erkennen, wie wenig ursprünglich und aus eigener Kraft der dichterische Quell hier springt, in wie hohem Maße mit „Druckwerk und Röhren" gearbeitet werden muß, damit doch ein Rinnsal zustande kommt.

Allerdings darf man den Dichter Klopstock nicht nur nach seiner vaterländischen Dichtung beurteilen.

Klopſtocks großes, unvergängliches Verdienſt iſt dies, daß er als Lyriker mit bisher unerhörter Freiheit von Schablone, mit der größten Unbefangenheit und Selbſtverſtändlichkeit ſich gab und ausſprach. Das löſte den Jubel aus, der ihn alsbald umgab. Und tatſächlich ſind alle ſpäteren Lyriker, auch die, welche in ihrem Stil nichts mit ihm gemein haben, hierin von ihm abhängig: er iſt der Bahnbrecher, ſie die Nachfolger.

Zugleich hat Klopſtock — ein Geſichtspunkt, für den man gerade in letzter Zeit neues Verſtändnis gewonnen hat — die Möglichkeiten des dichteriſchen Ausdrucks in Sprache wie Vers außerordentlich vermehrt[1]). Auch hierin haben die Späteren ſeine Leiſtung ſich als ſelbſtverſtändlich zunutze gemacht.

Mit dieſem Verdienſt — der energiſchen Ausſprache des eigenen Ich und der eigenwillig-neuen Formgebung — hängt nun aber eine andere Eigentümlichkeit Klopſtocks unzertrennlich zuſammen: ihm wurde es ſchwer, über die eigene Subjektivität hinauszukommen. War ſein Ich ſo wertvoll, daß er ganz Deutſchland davon unterhalten konnte, ſo lag die Gefahr nahe, dies ſein Ich zu überſchätzen und das Individuum Klopſtock, das, ſo bedeutend es auch ſein mochte, doch immer Individuum blieb, abſolut zu ſetzen. Dieſer Gefahr iſt Klopſtock nicht entgangen. Der Leſer hat daher bei jedem lyriſchen Motiv Klopſtocks Perſon mit in den Kauf zu nehmen. Die Nabelſchnur zwiſchen Produkt und Autor iſt noch nicht zerriſſen, ja, ſie gilt als ein weſentliches Stück des Geſchaffenen.

Nur ſelten iſt Klopſtock der objektiven Geſtaltung eines lyriſchen Motivs nahe gekommen. Es ſind das die kleinen Gedichte, die auch heute noch des Stimmungsgehaltes nicht entbehren, weil man den Dichter über ſeinem Werk vergeſſen kann (zum Beiſpiel „Die frühen Gräber").

Dieſe eigentümliche Weſensart Klopſtocks tritt nun auch in ſeiner vaterländiſchen Dichtung zutage. Auch hier drängt ſich überall ſeine Subjektivität hervor. Der Lyriker kann nicht vom Vaterland ſprechen, ohne zugleich von ſich zu ſprechen; dafür iſt er eben Lyriker. Die Klopſtockſche Auffaſſung vom Weſen der Lyrik bringt das ſo mit ſich — und ſie war in ihrer Zeit ein Fortſchritt.

I.

Klopſtocks nationale Dichtung iſt auf höchſt eigentümliche, teilweiſe geradezu komplizierte Weiſe entſtanden. Schon daß ſie ausgerechnet mit dem Jahre 1764 einſetzt, in dem doch kein Ereignis von irgendwie deutſch-nationaler Bedeutung zu entdecken iſt, iſt auffällig. Woran liegt das?

[1]) Vgl. die betreffenden Abſchnitte meiner Monographie „Die ſprachliche und metriſche Form der Hymnen Goethes", Halle 1909.

Nach der negativen Seite liegt es daran, daß Klopstock sich den bedeutendsten Stoff für eine nationale Dichtung — Friedrich den Großen — entgehen ließ. Klopstock war auch geographisch nicht in dem vollen Sinn Preuße wie Kleist, Gleim, Ramler; sein „Vaterland" war nämlich das Stift Quedlinburg, das nur unter preußischer Schutzherrschaft stand, aber ein eigener Reichsstand war und erst 1803 Preußen einverleibt wurde. Die entscheidenden Jahre der Jugendbildung verlebte er außerhalb Preußens im kurfürstlichen und herzoglichen Sachsen: auf Schulpforta, in Jena und Leipzig. Gleichwohl konnte auch er sich dem Einfluß des Königs, den seine Untertanen nach der siegreichen Heimkehr aus dem gefährlichen zweiten Schlesischen Krieg als den Großen willkommen hießen, nicht entziehen. Mit einem Male tritt mitten in die sanften Stoffe der Klopstockschen Dichtung von Religion, Freundschaft, Liebe, wie sie dem Privatmenschen des achtzehnten Jahrhunderts entsprachen, die Heldengestalt des Preußenkönigs. Ihm zu Ehren stimmt er (1749) jenes Kriegslied an, dessen Strophe Gleim später für seine Grenadierlieder verwertete, ihn schildert er als den jugendlich strahlenden Kriegesfürsten:

Es braust das königliche Roß
Und trägt ihn hoch daher,
Heil, Friedrich! Heil dir, Held und Mann
Im eisernen Gefild!

Sein Antlitz glüht vor Ehrbegier
Und herrscht den Sieg herbei.
Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt.

Streu furchtbar Strahlen um dich her,
Stern an des Königs Brust,
Daß alles tödliche Geschoß
Den Weg vorüber geh!

Der du im Himmel donnernd gehst,
Der Schlachten Gott und Herr:
Leg deinen Donner! Friedrich schlägt
Die Scharen vor sich hin.

Klopstock ist auf dem besten Wege, Dichter Friedrichs zu werden. Aber er ist es nicht bloß nicht geworden, er hat auch nachträglich jede Beziehung dieses Gedichts auf Friedrich ausgemerzt und es auf den nun ja doch schon recht viele Jahrhunderte toten König Heinrich den Ersten, den Besieger der Ungarn in der Schlacht bei Merseburg (oder Riade 933) übertragen, ja er hat es nicht einmal mehr wahrhaben wollen, daß die älteste Form des Gedichts Friedrich gewidmet war!

Inzwischen nämlich hatte Friedrich das Unglück gehabt, bei Klopstock in Ungnade zu fallen. Klopstock nahm unter den Dichtern seiner Zeit — seinem

Selbstbewußtsein zufolge — eine besondere Stellung ein. Waren sie nur Dichter für ihre Person, so war er zugleich der Bevollmächtigte der Poesie und hatte als Diplomat ihre Interessen auf Erden zu vertreten. „Ein solcher Mann (ein Diplomat) unterwindet sich der schweren Aufgabe, zugleich seine eigene Würde und die Würde eines Höheren, dem er Rechenschaft schuldig ist, durchzuführen, seinen eigenen Vorteil neben dem viel wichtigeren eines Fürsten, ja ganzer Staaten zu befördern," so schildert Goethe den Dichter, der ihn in Frankfurt besuchte. Klopstock verlangte von den Großen dieser Welt, daß sie etwas für die Dichtung tun sollten; praktisch kam es darauf hinaus, daß sie ihm die Sorge für den Lebensunterhalt abnehmen sollten. Die Ehrerbietung gegen die Dichtung mußte ja in erster Linie ihrem Repräsentanten zugute kommen. Zeit seines Lebens hat Klopstock in- und ausländische Fürsten unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, und nicht ohne Verwunderung sieht man, wie bunt die Liste der Namen ist, deren erlauchten Trägern Klopstock es gelegentlich nahe gelegt wissen möchte, welche Ehre es für sie sei, wenn sie etwas für die Dichtung, das heißt für Klopstock täten; Georg der Dritte von England, Katharina von Rußland, ein russischer Großfürst, Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig und so manchen anderen finden wir da, der gutmütige Friedrich Wilhelm der Zweite von Preußen darf natürlich nicht fehlen. Um Friedrich den Großen aber gab sich Klopstock ganz besondere Mühe; er ließ Stücke des „Messias" ins Französische übersetzen und versuchte sie ihm durch Voltaires Vermittlung — ausgerechnet Voltaire! — nahe zu bringen. Vergebliches Bemühen! Friedrich kümmerte sich weder um Klopstock noch um die deutsche Dichtung: in Klopstock aber hatte er die deutsche Dichtung selbst beleidigt. Das mußte bestraft werden. Seitdem lebt Klopstock im Kriegszustand mit Friedrich dem Großen.

Zur selben Zeit aber hat Klopstock in Friedrich dem Fünften von Dänemark den Gönner gefunden, den er brauchte. Dies Doppelereignis hatte bedeutsamen Einfluß auf seine Dichtung; denn fortan kontrastiert er, solange Friedrich der Fünfte lebt, die beiden Herrscher als den guten und den bösen König, und unterläßt es auch später nicht, Friedrich den Großen mit Invektiven zu bedenken. Jetzt ist natürlich keine Rede mehr davon, daß der Preußenkönig, wie es in jenem Kriegslied hieß, der „beste Mann im ganzen Vaterland" sei; jetzt ist vielmehr der Dänenkönig der „Könige bester" — der beste, weil er als „Menschenfreund" den blutigen Kriegsruhm verschmäht, weil er Christ ist und weil er die Dichtung fördert:

> Alsdann schaut auch sein Blick lächelnd auf die herab,
> Die der Muse sich weihn, welche das weiche Herz
> Tugendhafter und edler macht.

Friedrich der Große aber ist von alledem das Gegenteil: Eroberer, Unchrist, Verächter deutscher Dichtung.

Ein Trumpf ist es besonders, den Klopstock je und je gegen seinen großen Gegner ausspielt: die Dichter haben die Unsterblichkeit der Könige in der Hand; darum, will Friedrich noch unsterblich werden, so ist es die höchste Zeit für ihn, daß er sich bessert:

Denn, betritt er nicht noch
Die Bahn des vaterländischen Mannes, so schweigt
Von ihm die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Zwar kann er nicht leugnen, daß die Taten des Helden auch ohne den Dichter irgendwie auf die Nachwelt kommen, aber nur nebelhaft, verschwommen und entstellt, so daß die Überlieferung von ihm keineswegs der Wahrheit entspricht und daher nicht wirklich unsterblich macht:

in Nebel
Hüllt die Geschichte die Tat des Meisters;

ein wahrheitsgemäßes, unzerstörbares, wirklich unsterbliches Bild von ihm kann nur der Dichter, dessen Werk selbst unverändert von Generation zu Generation sich vererbt, schaffen:

aber des Meisters Werk,
Nur das bleibt da, wie's ist[1]).

Man kann nicht sagen, daß Klopstock mit diesem überspannten Dichterbewußtsein recht behalten hat. Friedrich lebt aus eigener Kraft weiter, während Klopstock mehr und mehr in den Archiven der Literaturgeschichte verstaubt. Bei dem ganzen Handel ist Klopstock der allein Leidtragende: Friedrich ist nicht bloß ohne ihn zur Unsterblichkeit eingegangen, der „Diplomat" hat den Dichter, dem er eine sachliche Würdigung Friedrichs unmöglich machte, aufs nachhaltigste dadurch geschädigt, daß er ihm eine kräftig strömende Quelle des Lebens verschloß. Klopstock wurde immer wirklichkeitsfremder und verstiegener. Wie viel sympathischer ist doch die Haltung der Preußen Kleist, Gleim, Ramler, die sich nicht dadurch verstimmen ließen, daß ihr Abgott sie ignorierte. Und welchen Gewinn hatten sie dadurch nicht für ihre Dichtung!

Bei dieser inneren Stellung zu Friedrich dem Großen konnten die Taten des Siebenjährigen Krieges, die er noch dazu nur von ferne, im Ausland lebend, mit ansah, ihn nicht irgendwie zu dichterischer Produktion anregen. Einen Herrscher, dessen Art zu sein er ablehnte, konnte er unmöglich besingen.

Doch ist diese seine Stellung nicht bloß durch persönliche Sympathien und Antipathien, so sehr sie auch mitsprechen, bedingt, es wirkt zugleich auch

[1]) Diese Verse sind zugleich ein bezeichnendes Beispiel für die Eigenwilligkeit von Klopstocks Terminologie. Der Meister der Tat ist der Held und König, der Meister des Werkes der Dichter.

ein ethisch-politisches Dogma mit, an das Klopstock Zeit seines Lebens geglaubt hat. Es beruht auf dem das achtzehnte Jahrhundert beherrschenden Begriff des Menschentums, so zwar, daß dieser an sich vieldeutige Begriff durch die Verbindung mit dem Eudämonismus der Aufklärung und mit der privatmenschlichen Betrachtung politischer Dinge sein Gepräge erhält. Hat Gott den Menschen dazu geschaffen, daß er glücklich werde, so erschöpft sich die Aufgabe des Königs darin, „Gott nachzuahmen und selbst Schöpfer des Glückes zu sein vieler Tausend"; er wird „Menschenfreund sein und Vater des Vaterlands" und als solcher für das Privatwohl seiner Untertanen sorgen wie ein Vater für seine Kinder. Von irgendwelchen Aufgaben staatlich-politischer Natur ist nicht die Rede. Dies idyllisch-patriarchalische Phantasiebild des idealen Königs liegt allen Äußerungen Klopstocks über die Herrscher, insbesondere seiner Verherrlichung Friedrichs des Fünften und seinen Angriffen auf Friedrich den Großen, zugrunde. Mit der ihm eigenen Zähigkeit hat er diese Anschauung unwandelbar festgehalten; noch in seiner Ode an Kaiser Alexander den Ersten von Rußland aus dem Jahre 1801 hat er sie ausgesprochen: der russische Alexander, hofft er, werde größer werden als der mazedonische, der in seinen Kriegen so viel Menschenleben und Menschenglück geknickt hat; denn er werde im Zeichen der heiligen Menschlichkeit als Friedensfürst regieren. Immer noch also mißt Klopstock die Größe der Herrscher einseitig nach dem Quantum der εὐδαιμονία, das die einzelnen Individuen, die seine Untertanen sind, unter ihm erleben.

In dem Maße betrachtet Klopstock den König wie einen Privatmenschen, daß er ihm sogar das Recht, die Aufopferung seiner Soldaten für staatliche Zwecke zu verlangen, bestreitet. C. F. Cramer hat von ihm eine Anekdote überliefert, in der er sich gegen einen ungenannten General wendet; dieser General aber ist aller Wahrscheinlichkeit nach niemand anders als Friedrich der Große selbst, und der Vorfall jene bekannte, von Fontane behandelte[1] Episode aus der Schlacht bei Torgau. Klopstock erzählte, so berichtet C. F. Cramer[2], „von einem Generale, der drei-, viermal ein Regiment, das er aufzuopfern entschlossen ist, gegen eine Batterie anführt; es wird mörderisch zurückgeschlagen. Die Soldaten stehen endlich still wie eine Mauer und wollen nicht gegen den unvermeidlichen Tod an. Der General reitet vor die Front, flucht und wettert: Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben? — — — Die Menschlichkeit schauderte in uns allen. Klopstocks Seele ward bitter, er flüsterte mir ins Ohr: Warum es denn nicht einem von diesen Grenadieren einfiel, zu sagen: Hund, willst du denn ewig leben? . . . und . . ." — Der Feldherr also, der durch Einsatz und Aufopferung eines Regiments

[1] In dem Siebenzeiler „Bei Torgau".

[2] Cramer, Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa. Hamburg 1777. Bd. I, S. 138 ff.

den Staat vor großem Unglück bewahrt, handelt „inhuman", und der „inhuman" behandelte Soldat kann — nach Klopstock — gegen den Feldherrn rebellieren und ihn erschießen! Gewiß, ein solch gelegentlich hingeworfenes Wort darf man nicht so ernst und vollgewichtig nehmen wie ein öffentlich gesprochenes oder gedrucktes. Aber es enthüllt uns doch das Charakteristische der Klopstockschen Anschauungsweise: die Ignorierung staatlicher Notwendigkeiten und die Verwechslung von Sentimentalität und Humanität, eine Verwechslung übrigens, die viele seiner Zeitgenossen mit ihm teilten.

Aus all dem geht mit hinlänglicher Klarheit hervor, daß Klopstock bis zum Ausgang des Siebenjährigen Krieges spezifisch nationale Töne nicht anschlagen konnte.

II.

Wenn wir nun aber fragen, wie es kommt, daß seine nationale Dichtung gerade mit dem Jahre 1764 beginnt, so können wir die Wirksamkeit des großen Königs doch nicht ganz umgehen. So sehr Klopstock sich auch in Opposition zu ihm befand, so sehr er auch den Krieg nur als innerlich unbeteiligter Zuschauer vom fernen Norden aus mitangesehen hat, einer Wirkung des Krieges hat er sich doch nicht entziehen können: Die Taten Friedrichs, vor allem seine Siege über Franzosen und Russen, brachten den deutschen Namen wieder zu Ehren und stärkten über die Grenzen seines eigenen Staates hinaus auch das Selbstgefühl der nichtpreußischen Norddeutschen. Eine derartige geistige Erscheinung wirkt wie eine klimatische Veränderung; auch Klopstock mußte, ob er sich ihres Ursprungs bewußt war oder nicht, von ihr berührt werden. Er selbst strebte ja schon danach, durch seine Dichtung die geistige Überlegenheit der Deutschen über Franzosen und Engländer darzutun. Die neue Welle nationalen Empfindens konnte ihn nur in dieser Richtung bestärken, sie half zugleich dazu, seinen künftigen Dichtungen einen Resonanzboden im deutschen Volke zu schaffen.

Ferner: Klopstock lebte im Ausland. Für jeden Deutschen, der lange Jahre im Ausland lebt, bedeutet das eine Krisis: entweder wird sich sein deutsches Empfinden verflüchtigen oder steigern. Bei Klopstock trat das letztere ein, gerade im Ausland wurde er sich erst recht seines deutschen Wesens bewußt. Naturanlage, der rege Verkehr mit den deutschen Freunden in Dänemark und längere Besuche in der alten Heimat[1]) mochten das bewirken. Und zwar empfand er sich den ihn umgebenden Dänen gegenüber als Deutscher schlechthin ohne irgendeine partikularistische Besonderung;

[1]) Nach Metas Tod hält sich Klopstock häufig in Deutschland auf: Winter 1758/59 in Hamburg, dann bis Juli 1759 in Quedlinburg, Sommer 1760 in Pyrmont, 1762—1764, zwei volle Jahre lang, meist in Quedlinburg.

nicht das Stift Quedlinburg, nicht Preußen oder sonst ein Partikularstaat — Deutschland war sein „Vaterland". Das ist das Konstitutive seines Vaterlandsbegriffs — seine Größe wie seine Schwäche. „Das ganze Deutschland soll es sein," dies umfaßte er mit seiner Liebe; aber all seine Liebe konnte nichts daran ändern, daß dies sein „Vaterland" mehr in seiner Phantasie als in der Wirklichkeit vorhanden war. Als ein wirres Chaos lag es gestaltlos da, nur einzelne Teilgewalten erhoben sich zu klarer Form, gerade die aber ignorierte Klopstock. So stand sein Vaterlandsbegriff in Spannung zur geschichtlichen Gegenwart. Dem entsprach seine Dichtung. Phantasiemäßig das Ganze ergreifend, sehnsüchtig die empirische Wirklichkeit hinter sich lassend, wurde sie wie sein Vaterlandsbegriff: groß gedacht und gestaltlos.

Die unwillkürliche Steigerung des nationalen Empfindens durch Friedrich den Großen aber und Klopstocks von partikularistischer Beschränkung freies Deutschbewußtsein sind noch kein ausreichender Grund dafür, daß seine nationale Dichtung gerade 1764 beginnt; sie schaffen nur die subjektive Voraussetzung dazu, daß eine nationale Dichtung entstehen konnte. Die Frage nach dem Anlaß und Anstoß ist immer noch unbeantwortet, und vergebens suchen wir in der deutschen Geschichte nach einem Geschehnis, welches Klopstock hätte veranlassen können, im Jahre 1764 Oden zu Ehren Deutschlands zu dichten. Es ist auch nicht auffindbar. Denn der entscheidende Anstoß zu Klopstocks nationaler Dichtung kam — vom Ausland. Sie verdankt ihre Entstehung einem Ereignis der englischen Literaturgeschichte. Seit 1760 nämlich erschienen Ossians Gedichte, und das Jahr 1764, das zwei Übersetzungen[1]) brachte, machte sie in Deutschland bekannt; sofort beginnt Klopstock seine Tätigkeit als vaterländischer Dichter.

Der Ossian-Enthusiasmus, der die von Rousseau-Stimmung erfüllten Zeitgenossen bei der Lektüre dieser angeblich schottisch-naturwüchsigen, in Wirklichkeit modern-sentimentalen Dichtungen begeisterte und auch die beiden Männer, die wir für die urteilsfähigsten ihrer Zeit halten, Herder und Goethe, noch mit sich fortriß, ergriff auch Klopstock. In seinem Leben aber machte Ossian in ganz besonderem Sinn Epoche. Er sah in Ossian anders als die andern in erster Linie den Dichter seiner Nation, den Dichter, der die Helden seines Volkes verherrlicht und ihre Taten in unsterblichen Gesängen auf die Nachwelt bringt, der Tugend und Großmut in die Herzen der Mitlebenden pflanzt.

[1]) Die wichtigere der beiden Übersetzungen (Fingal, ein Heldengedicht in sechs Büchern, von Ossian. Nebst verschiedenen andern Gedichten von demselben. Hamburg und Leipzig 1764) stammt von demselben Lizentiaten juris Albrecht Wittenberg, der aus dem Streit Lessing-Goeze als Parteigänger Goezes bekannt ist. Die andere (Fragmente der alten hochschottländischen Dichtkunst, nebst einigen andern Gedichten Ossians. Hamburg 1764) hat zum Urheber einen Joh. Andr. Engelbrecht.

Von Stund an beschloß Klopstock, der deutsche Ossian zu werden. Er faßte den Entschluß nicht von ungefähr. Denn schon von Jugend an hatten ihm Größe und Ruhm des eigenen Volkes am Herzen gelegen. Natürlich war es, daß er dabei als Dichter an die eigene Lektion dachte und dichterischen Ruhm für sein deutsches Volk ersehnte. Schon als Schüler in seiner Abschiedsrede beklagt er, daß die Deutschen den unsterblichen Werken fremder Dichter nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen haben: „Unwillen ergreift meine Seele, wenn ich, von dem gerechtesten Zorne entbrannt, die Schlafsucht unsres Volkes hierinnen erblicke." Und er stachelt sie an, endlich in den Wettkampf einzutreten: „Durch die Sache selbst, durch ein großes unvergängliches Werk müssen wir zeigen, was wir können!" Dann hatte er selbst — nach seinem und seiner Zeitgenossen Urteil — zu leisten begonnen, was der Nation fehlte, und die ersten Gesänge eines „großen unvergänglichen Werkes", seines „Messias" veröffentlicht. Nun richtet er den Appell, den seine Primanerrede enthielt, auch öffentlich an die Nation: er fordert die Deutschen auf[1]), als Erben des Helden Hermann und des Denkers Leibniz, sich auf die eigene Kraft zu besinnen, die Nachahmung der Ausländer abzuschütteln und sie mit Meisterwerken der eigenen Dichtung zu übertreffen. Schon wagt er, die Frage aufzuwerfen[2]), wer aus dem Wettlauf, der zwischen der englischen und deutschen Muse begonnen hat, als Sieger hervorgehen werde: Milton oder — Klopstock? Er beantwortet die Frage noch nicht; aber deutlich genug ist zu erkennen, er hofft, die deutsche, das ist seine eigene Muse werde den Sieg erringen. Er kennt nur einen Dichter, der fähig wäre, Milton zu übertreffen und dem deutschen Volke dadurch Ehre zu erringen: sich selbst. Bei dieser Lage der Dinge verschmelzen sich für ihn Nationalbewußtsein und Selbstbewußtsein.

Als er jetzt (im Jahre 1764) sich anschickt, der deutsche Ossian zu werden, ist daher das erste, was er tut, daß er einen Blick auf seine bisherige Dichtung wirft und sich fragt, was er für sein Volk geleistet habe. So wird, während die nationalen Dichter Preußens auf den Taten Friedrichs fußen, für Klopstock die Basis, auf der seine nationale Dichtung sich erhebt, sein eigenes Selbstbewußtsein. Darum beginnt er seine Tätigkeit als vaterländischer Dichter mit der Verkündigung seines eigenen Ruhms. Das derbe Sprichwort vom Selbstlob wird außer Kurs gesetzt, statt dessen gilt im Klopstockschen Kreis[3]) der Satz: Eigenlob „duftet wie Morgentau".

Jetzt, findet Klopstock[4]), kann die deutsche Dichtung es mit allen andern Völkern aufnehmen, selbst mit den Griechen; denn Klopstock hat mit seinem „Messias" und seinen (längst vergessenen) biblischen Dramen Homer sowohl wie Sophokles entthront:

[1]) In der Ode „Fragen", 1752.
[2]) In der Ode „Die beiden Musen", 1752.
[3]) C. F. Cramer, a. a. O. I, S. 75.
[4]) In der Ode „Kaiser Heinrich", 1764.

Die Religion erhöhet
Uns über Hämus, über des Hufes Quell.
Posaun' und Harfe tönen, wenn sie beseelt;
Und tragischer, wenn sie ihn leitet,
Hebet, o Sophokles, dein Kothurn sich.

Wenn jetzt Thuiskon[1], der Stammvater der Deutschen, vom Himmel herabsteigt, um nach seinem Volke zu sehen, kann er zufrieden sein: seit Klopstocks Auftreten empfängt ihn echter deutscher Gesang.

Hat Klopstock sich schon mit seiner religiösen Dichtung große Verdienste ums Vaterland erworben, so wachsen sie noch, seit er spezifisch vaterländische Töne anschlägt, seit er — nach seiner Terminologie — außer der Harfe auch die Telyn rührt. Aber wie soll dies neue Verdienst angedeutet werden? Als religiöser Dichter hat er sich schon die Unsterblichkeit errungen und trägt zum Zeichen dessen den „rötlichen Kranz Sarons"; ein zweiter Kopf für einen zweiten Kranz steht ihm nicht zur Verfügung; so bleibt nur übrig, den „Kranz Sarons" nachträglich mit den Blumen des heimischen Eichenhains zu durchwinden[2].

Im Jahre 1767 richtet er an die Göttin der deutschen Sprache Teutone die erwartungsvolle Frage[3], ob auch seine vaterländischen Gedichte das Geschick der meisten Bardenlieder aus der alten Zeit, die Vergessenheit, teilen müssen:

— Wirst auch diesen, so sie klagt,
Die Vertilgten, du vertilgen? —

oder ob sie mit dem einzig geretteten, mit dem großen Sänger Ossian, die Ehre der Unsterblichkeit teilen werden. Wenige Jahre später — inzwischen ist sein erstes Bardiet erschienen — hat ihm die Angerufene bereits Erfüllung seines Wunsches gewährt[4], auch seine vaterländischen Dichtungen erklärt sie für unsterblich:

Mir deuchte, daß Teutona mit Lächeln auf mich
Blickte . . .
. . . Sie rief,
Und Geister der Gesänge, gesungen durch mich,
Kamen, ihr Gebild'[5], und hatten stolz
Mit heiligem Laube die Schläfe sich bekränzt.
. . . Die Göttin hat sie
Schirmend auf der Bahn des steilen Gangs,
Des kühnen, hinauf zur Unsterblichkeit geführt.

Klopstock hat damit, der Geschichte vorgreifend, das definitive Urteil über seine vaterländischen Dichtungen zu fällen geglaubt und ihnen die Unsterblichkeit zugesprochen.

[1] In der Ode „Thuiskon", 1764.
[2] In der Ode „Der Bach", 1766.
[3] In der Ode „Unsere Sprache".
[4] In der zum großen Teil identischen Ode „Teutone".
[5] Das heißt: Geschöpfe der Teutone.

Ist für Klopstock als Dichter die Dichtung das Erste und Wichtigste für Deutschland, so bleibt er doch dabei nicht stehen. Ein Volk, das eine so herrliche Dichtung hervorgebracht hat und damit allen andern Völkern gewachsen, wenn nicht überlegen ist, muß auch auf den andern Gebieten den Vergleich mit den übrigen Völkern aushalten können — selbst mit den Engländern, von denen Klopstock — Milton und Ossian — am stärksten abhängig ist[1]). Daß die Deutschen frei von Reichtum und Stolz, dafür aber mit Gerechtigkeitssinn ausgestattet sind, der auch die Verdienste anderer anzuerkennen weiß, stellt sie über die Engländer. An Wissenschaft sind sich beide Völker gleich. In Musik, Malerei und jetzt auch in der Dichtung ist der Wettkampf zugunsten der Deutschen entschieden. Wenn die Engländer zur See überlegen sind, so liegt das nur daran, daß es den Deutschen an einer Gelegenheit fehlt, ihre Seetüchtigkeit zu zeigen. Im Nahkampf zu Lande dagegen sind die Deutschen seit den Zeiten Hermanns des Cheruskers unübertroffen; einst, hofft er, werden sie auch den stolzen Engländern ihre Kraft beweisen:

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran!
Vor uns entflöhen sie.

O, sähn wir sie in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, einst dicht
Am Stahl, wenn er nun sinkt:

Hermanne unsre Fürsten sind,
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker, kalt und kühn.

Tief verächtlich sind ihm die „undeutschen Deutschen", die alles Ausländische bewundern und nachahmen müssen, mit ihrer Kriechsucht[2]).

Der Deutsche muß deutsch sein. Er kann es um so mehr, da er von Haus aus ein ganz prächtiger Kerl ist. Und so beginnt denn Klopstock die Reihe der Dichtungen, welche die Vortrefflichkeit des Deutschen verkünden, mit dem Vaterlandslied des deutschen Mädchens[3]):

Ich bin ein deutsches Mädchen!
Mein Aug' ist blau und sanft mein Blick;
Ich hab ein Herz,
Das edel ist und stolz und gut.

Der Schönheit des Körpers und seiner Glieder entspricht die Schönheit und Tüchtigkeit der Seele. Viele Nachahmungen hat dies Gedicht gefunden, besonders im Kreis der zu Klopstock als ihrem Patriarchen aufsehenden Göttinger

[1]) „Wir und Sie", 1766.
[2]) Überschätzung der Ausländer, 1781.
[3]) Vaterlandslied. Zum Singen für Johanna Elisabeth von Winthem, 1770.

Dichter[1]. Seitdem ist es in diesen Kreisen Dogma, daß der Deutsche ein moralischer Tugendmensch, daß er ein Muster von „Biederkeit" ist. Für die politische Bedeutungslosigkeit der Deutschen insgesamt fand man wohl einen Ersatz in der persönlichen Vortrefflichkeit des einzelnen.

Auch Klopstock selbst ist sich nicht darüber klar, wo er das empirische, wo er das Vaterland seiner Träume und Wünsche besingt, Phantasie und Wirklichkeit sind bei ihm unlösbar verschmolzen. Wenn er singt[2]:

Nie war gegen das Ausland
Ein anderes Land gerecht wie du.
Sei nicht allzu gerecht! Sie denken nicht edel genug,
Zu sehen wie schön dein Fehler ist!

wird man nichts einzuwenden haben; wenn er aber fortfährt:

Einfältiger Sitte bist du und weise,
Bist ernstes tieferes Geistes. Kraft ist dein Wort,
Entscheidung dein Schwert,

so empfinden wir aufs schärfste den Zwiespalt zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Das deutsche Schwert hatte damals nichts zu entscheiden. Wem aber dieser Zwiespalt nicht gegenwärtig ist, der ist in Gefahr, in hoch- und hohltönende Phrasen zu verfallen. Große Worte, aber wenig dahinter. Klopstocks Jünger sind davon nicht frei.

Als einer, der bewußt die Reihe der alten Barden fortsetzt, wendet er ihrer Dichtung die lebhafteste Teilnahme zu. Klagen muß er zwar darüber, daß fast alle ihre Werke untergegangen sind[3]:

es hüllt
Nacht die Telyn der Barden ein.
... Wo sank
Unserer Filea [das heißt der vortrefflichsten Barden] Telyn hin?

Aber einer wenigstens, der „große Sänger Ossian", ist nach langer Vergessenheit wieder auferstanden — Ossian, der es selbst mit den Griechen aufnimmt, und so kann man sich noch jetzt ein Bild von der Bedeutung der alten Bardendichtung machen. Selbst den Spondeus, nach dem der neudeutsche Dichter sich so sehr sehnt, hatten die Barden bereits. Als „feuriger Naturgesang" waren ihre Worte der Kunstdichtung der Griechen überlegen. Darum muß der deutsche Dichter nicht dem griechischen Poeten, sondern dem Barden folgen, in Form und Inhalt. Ist doch auch die mit Recht hoch geschätzte griechische Dichtung nur eine Tochter der bardischen: die Kämpfe der Götter und Titanen sind zuerst in der keltisch-germanischen Sprache der Barden besungen.

[1] Am bekanntesten das Gedicht von Matthias Claudius: „Ich bin ein deutscher Jüngling".

[2] In den freien Rhythmen „Mein Vaterland", 1768.

[3] In der Ode „Die Barden", 1767.

Folgt nun der deutsche Dichter den Barden, so hat er vor allem wie sie die Helden seines Volkes zu besingen. In der Wahl der Helden aber hatte sich Klopstock von vornherein festgelegt; denn den Helden seiner Zeit, Friedrich den Großen, den von ihm befehdeten, konnte er dieser Ehre nicht für würdig halten. Dieses Stoffes beraubte er sich selbst und war nun genötigt, in die Vergangenheit zurückzugehen. Hielt er dort Umschau, so konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein: sie konnte nur auf den deutschen Helden, Hermann den Cherusker, fallen. Seine Gestalt den Deutschen nahezubringen, hat er sich in drei dramatischen Gedichten eigener Gattung, den Bardieten, und zwei Oden abgemüht. Dieser seiner Aufgabe zuliebe hat er sich auch in eifrige Studien wissenschaftlicher Art gestürzt; alles, was Tacitus und die andern antiken Schriftsteller von Hermann und seinem Volk aufgeschrieben haben, alles was die altnordische Literatur über das Leben der alten Skandinavier meldet, die er ohne weiteres mit den alten Germanen identifizierte, suchte er sich vertraut zu machen, ehe er mit der Produktion seiner Werke begann.

Aber auch Ossian, der ihm den Willen zum vaterländischen Dichter eingegeben hatte, lieferte ihm mancherlei Material für die Wiederbelebung der „teutonischen" Vergangenheit. Er war nicht nur ein Barde, in seinen epischen Gedichten traten auch zahlreiche Barden auf, und Klopstock konnte hier lernen, worin ihre Tätigkeit bestand. Stets im nächsten Gefolge des Herrschers oder Heerführers sind sie überall zur Hand, wo sie gebraucht werden; sie richten Botschaften aus, sie verschönern jedes Fest und singen beim Mahle von den Taten der Helden, der lebenden, wie den Helden „voriger Zeiten"; sie begleiten die Streiter in den Kampf und helfen mit ihren Liedern den Sieg erringen, denn „der Gesang belebet den Krieg". Ja, es kommt vor, daß der bloße Gesang eines Barden genügt, die Feinde in Schrecken zu setzen und zu verscheuchen; so rühmt Ossian, Klopstocks literarisches Vorbild für öffentliches Eigenlob, von sich selbst: „Ich sang leise ... sie flohen; mein Sohn verfolgte."

In Ossians Fingal fand er auch einen wirklichen Bardengesang mitgeteilt, und da er ihn für echt hielt, mußte er ihn zum Muster nehmen. In rhythmischer Prosa stürzt er (nach Macpherson-Ossians Erläuterung) „daher wie ein Strom und besteht fast gänzlich aus Beiwörtern", aus nichts als einem „Haufen Beiwörter". Um Mut und Kraft der Kämpfenden zu beleben, feuert der Barde ihren Führer also an[1]):

Du Sohn des Gebieters edler Rosse!
Hochspringender König der Speere!
Starker Arm in jeder gefährlichen Arbeit(?)!
Hartes Herz das nimmer weicht!
Haupt der spitzigen Waffen des Todes!
Haue den Feind nieder;
Laß kein weißes Segel um das dunkle Inistore tanzen.

[1]) Wittenbergs Fingal-Übersetzung, S. 94 f.

Dein Arm gleiche dem Donner!
Deine Augen gleichen dem Feuer,
Dein Herz sei von festem Felsen!
Schwänke dein Schwert herum, wie ein Meteor zur Nacht,
Und erhebe deinen Schild wie die Flammen des Todes.
Du Sohn des Gebieters edler Rosse,
Haue den Feind nieder, verwüste!

Dieser Gesang des Barden Uller ist denn tatsächlich das Urbild für so manchen Klopstockschen Bardengesang geworden. Nicht bloß die zahlreichen Exklamationen finden sich bei ihm wieder; die rhythmische Prosa veranlaßte ihn, die Form der freien Rhythmen, die er sich für seine psalmartigen religiösen Hymnen geschaffen hatte, auch für die bardische Dichtung zu verwenden, und von Ossian übernahm er die Alliteration, die seit 1764 bei ihm eine große Rolle spielt.

Von Ossian überkam Klopstock, wie wir schon gesehen haben, das Selbstlob des Dichters — ein Motiv, das er zwar nicht für die in der Vergangenheit spielenden Bardiete, wohl aber für seine Oden und freien Rhythmen benutzte. Die späteren „Barden" (Denis, Kretzschmann usw.) haben, seinem Beispiel folgend, bei all ihrer Jämmerlichkeit kein „Bardenwerk" dichten können, in dem sie nicht mit ihrer eigenen werten Person kokettieren. Von Ossian stammt auch ihr Dogma, daß der König und Held „bloß durch ihre (das ist der Barden) Hilfe sich zur Unsterblichkeit seines Ruhms Hoffnung machen" kann[1]).

Bei Ossian fand Klopstock auch manche kleinen Züge, wie die Geistererscheinungen, die „hohe und bejahrte" Eiche, die auf den Bergen seiner Heimat steht — und die seitdem zur „deutschen Eiche" germanisiert worden ist. All diese großen und kleinen Züge konnte Klopstock einfach in seine Dichtung übernehmen, weil er — mit vielen Vertretern der zeitgenössischen Wissenschaft — die alten Bewohner Galliens, Britanniens, Germaniens, Skandinaviens für Glieder ein und desselben Volkes hielt, so daß er gelegentlich Ossian geradezu einen Deutschen nannte!

Für Hermann selbst bot ihm Ossian nichts, da war er ganz und gar auf die antiken Schriftsteller (und ihre deutschen Bearbeiter) angewiesen. Die Überlieferung unseres eigenen Volkes enthält bekanntlich kein Sterbenswörtchen über den Mann, der Germanien von der Römerherrschaft befreit hat, sein Andenken war unter den Deutschen vollständig erloschen. Erst die Humanisten sind es gewesen, die bei ihren eifrig betriebenen klassischen Studien entdeckten, daß Deutschland sich dieses Helden rühmen könne. Voll nationalen Stolzes haben sie dafür gesorgt, daß dieser Arminius, den man bald Hermann nannte, aus der Vergessenheit hervorgezogen wurde; sie haben begonnen, ihn zu einer populären Gestalt zu machen. Diese grundlegende Leistung sollte

[1]) Wittenbergs Fingal-Übersetzung, S. XXXII.

man den Humanisten nicht vergessen. Ihr Werk haben die Historiker und ganz besonders die Dichter (in Dialog, Drama, Epos, Oper) fortgesetzt. Es seien hier nur Hutten mit seinem Arminius-Dialog, Lohenstein mit seinem umfangreichen Roman „Großmütiger Feldherr Arminius und dessen erlauchtigste Gemahlin Thusnelda", Elias Schlegel und der Patriot Justus Möser mit ihren Trauerspielen, der Gottschedianer Schönaich mit seinem mißglückten Nationalepos genannt. Klopstock tritt hier also in eine zwei Jahrhundert lange Tradition ein: der Held der Deutschen ist Arminius, ein Nationalgedicht kann nur ihn zum Gegenstand haben. Ihm selbst blieb keine Wahl. Er mußte nur das leisten, was keinem seiner Vorgänger gelungen war: ein künstlerisch wertvolles Werk zu schaffen, das dauernd den ersten Platz im Herzen des deutschen Volkes behauptete.

Dazu eben sollte ihm die Inspiration durch den Barden Ossian verhelfen. Darum schuf er sich eine eigene lyrisch-dramatische Form: das Bardiet. Der starke lyrische Einschlag entspricht dem Vorbild Ossians. Daß Klopstock sich in der Wahl zwischen Epos und Drama für das letztere entschied und sich damit von Ossian trennte, kann auffallen; es wäre wohl kaum geschehen, wenn Klopstock nicht der eigentümlichen Meinung gewesen wäre, daß kein grundsätzlicher Unterschied zwischen Epos und Drama bestehe, daß also jeder epische Stoff wie die Taten Achills und Fingals, die Irrfahrten des Odysseus usw. auch ein Stoff für den dramatischen Dichter sei. Darüber, daß Klopstock sein großes Vorhaben, ein Nationalgedicht zu schaffen, nicht gelungen ist, besteht längst kein Zweifel. Im Grunde sind seine Bardiete nur dramatisierte Vorgänge, denen der Nerv des Dramas, die Handlung, fehlt. Sie gehören also bloß in die Gattung der lebenden Bilder.

Ein besonderes Kolorit haben diese verunglückten Dramen und nicht wenige seiner lyrischen Dichtungen noch durch die Art erhalten, wie Klopstock seine nordischen Studien verwertet: er erneuert die teutonische Mythologie. Auch hier tritt Klopstock in eine bereits vorhandene Bewegung ein; es ist aber nicht eine Bewegung, die ganz Deutschland, sondern die nur seinen Norden tiefer berührt. Als Angehöriger des nördlichsten deutschen Kulturkreises, der mit Dänemark in enger Verbindung stand — Deutschland hatte damals keine einheitliche Kultur, sondern nur verschiedene Kulturkreise —, war Klopstock besonders geeignet, ihre Resultate sich anzueignen und dem ganzen Deutschland bekannt zu machen. Seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nämlich kamen die altdeutschen und altnordischen Studien in diesen Gegenden in Aufnahme. Der große Fortschritt bestand darin, daß man die altnordische Literatur zur Aufhellung auch der altdeutschen Vergangenheit benutzte; anstatt aber vorsichtig zu Werke zu gehen, beging man den Irrtum, die Kultur der alten Germanen und Skandinavier schlechthin zu identifizieren. Vermöge dieses patriotischen Fehlers kam zwar ein falsches Bild des altdeutschen Lebens zustande, aber das Interesse an diesen Studien fand zweifellos auf

diese Weise sehr viel mehr Nahrung, als es sonst möglich gewesen wäre. Auch hier laufen, ähnlich wie bei den Humanisten des sechzehnten Jahrhunderts, wissenschaftliche und patriotische Bestrebungen parallel. Ihr warmherziger und federgewandter Popularisator ist Gottfried Schütze (zuerst in Altona, dann in Hamburg), der seit 1742 nicht ohne Erfolg als „Advokat der alten deutschen und nordischen Völker" aufgetreten ist. Wie die Humanisten zu den Paten der nationalen Arminius-Dichtung, so gehört er — und er hatte die Freude, es noch selbst zu erleben — zu den Paten der nationalen, spezifisch „bardischen" Dichtung.

Sein Schüler nämlich ist Gerstenberg, der in seinem „Gedicht eines Skalden" zum ersten Male die nordische Götterwelt wiederaufleben ließ — Schüler im Sinne der unmittelbaren, persönlichen Beeinflussung. Obwohl Gerstenberg nicht das von Gottfried Schütze geleitete Gymnasium besuchte, entstand dies persönliche Verhältnis; schon auf der Schule trat Gerstenberg in die Fußstapfen seines Meisters und besang — als der „Väter Herold" wie er — in einer Ode, was den Menschen jener weichen, anakreontischen Zeit am meisten an den Altvorderen imponierte, ihre Freudigkeit zu sterben. Noch bei Klopstock wird man finden, daß die alten Deutschen keinen lieberen Sport treiben als den, sich eilends in den Tod zu stürzen. Später drang Gerstenberg tiefer in die nordischen Studien ein; er war es auch, der Klopstock in das ihm bisher unbekannte Land einführte. Seit seiner Übersiedelung nach Kopenhagen erwärmt er nämlich seine neuen Freunde, darunter Klopstock und den Hofprediger Cramer, für seine Interessen; er ist die Seele des Kränzchens, das gemeinsam die altnordischen Studien betreibt. Aus diesem Kreis ist sein „Gedicht eines Skalden", das für Klopstock so große Bedeutung gewinnen sollte, hervorgegangen. Doch es trägt einen völlig andern Charakter als die Dichtungen Klopstocks.

Es ist ein bloßes Gelegenheitsgedicht. Cramer hatte seine poetische Übersetzung der Psalmen beendet, und diesen Anlaß benutzt Gerstenberg, um den Freund zu seinem Erfolge zu beglückwünschen; es geschieht in einer Sprache, die nur den Kränzchengenossen, diesen aber auch ganz verständlich ist. Das Gedicht dient dem Zweck, das gesellige Leben zu verzieren; insofern ist es also, wenn man den Ausdruck in diesem weiteren Sinn und nicht bloß von Liebe und Wein gebrauchen darf, anakreontischen Ursprungs, eine Fortsetzung von Gerstenbergs Tändeldichtung; Gerstenberg hatte aber den geistreichen Einfall, die Studien, denen das Kränzchen sich hingab, dazu poetisch fruchtbar zu machen. So ließ er die alten Götter erscheinen, aber nichts liegt ihm ferner als eine nationale Tendenz.

In seinem Gedicht tritt nicht bloß der alte Skalde, der aus dem Grabe erwacht, auf, vielmehr stehen zwei Dichter einander gegenüber, und die Hauptperson ist der lebende, Gerstenbergs Freund Cramer, der Nachdichter der Psalmen. Alles aber, was der Skalde sagt und tut — darin besteht die

Pointe der ganzen Erfindung — muß dazu dienen, Cramer und ſeinem Werke zu huldigen. Der Klang von Cramers Harfe iſt es, der bis ins Grab dringt, den Skalden aus ſeinem Todesſchlaf erweckt und neubeſeelt. Aber der Skalde weiß ſich in der Welt, die ſein Auge jetzt erblickt, nicht zurechtzufinden; was er ſieht, iſt ſo ſchön und herrlich, daß er glaubt, in Walhalla zu ſein. Durch dieſe geiſtreiche Wendung erhält Gerſtenberg nun Gelegenheit, die verſunkene Götterwelt in ihrem Glanz hervorzuzaubern; das Landgut Cramers und die Schlöſſer des Königs, die der Skalde von ſeinem Grab aus erblickt, verwandeln ſich in ſeiner Phantaſie in die Götterwohnungen, auch Götter — Allvater ſelbſt — glaubt er zu ſehen. Dann erinnert er ſich der Vorgänge, die ſeinen eigenen Tod herbeiführten; auch das gibt Gelegenheit, ein Stück altnordiſchen Lebens zu ſchildern. Das Ganze mündet dann, wie es der Charakter der Gelegenheitsdichtung fordert, in eine Verbeugung vor dem Dichter Cramer. Die Schmeichelei, die darin liegt, wird dadurch gemildert, daß die Huldigung vor ihm zugleich eine Huldigung vor der neuen Welt und dem Chriſtengott, der ſie beherrſcht, iſt: der Skalde bewundert nicht bloß die Dichtung Cramers, ſondern er beugt ſich auch vor dem „Gott, dem ſeine Saite ſingt", und der Kultur, die ſeinem früher ſo rauhen Dänemark ein Feſtkleid angezogen hat. Der Skalde ſelbſt muß bekennen: die alte Zeit mit ihren Göttern iſt nicht bloß untergegangen, ſie war auch wert, unterzugehen, die neue Zeit iſt beſſer und ſchöner — und er verſtummt in Ehrfurcht:

In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeiſtertes Aug' umher, erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt
Und dieſe Himmel, ihr Gezelt!
Mein ſchwacher Geiſt, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht und ſchweigt —

Damit iſt das Gedicht zu Ende.

Der Reiz des Ganzen beruht auf der Kontraſtierung zweier verſchiedener Zeitalter. Jedem wird ſeine Eigenart gelaſſen. Und wenn auch, ganz in der Art Gottfried Schützes, der ſich mit Vorliebe ausmalte, wie ſeine alten Deutſchen ſtaunen würden, könnten ſie aus ihren Gräbern auferſtehen und die Errungenſchaften der modernen Welt ſehen, die neue Zeit triumphiert, ſo wird die alte Zeit doch mit Liebe und Andacht geſchildert: auch ſie war ſchön, auch in ihr ließ es ſich leben, ein Tor oder Verleumder iſt, wer die Alten Barbaren ſchilt. Im Grunde iſt das Gedicht alſo ein in Poeſie überſetzter Philologengedanke: die Darſtellung einer liebgewordenen untergegangenen Welt.

Ein derartiges Motiv widerſtrebt der Wiederholung; hat der Dichter es ausgeführt, ſo iſt der Stoff abgetan. Gerſtenberg hat denn auch nicht im entfernteſten daran gedacht, in dieſem Stil fortzufahren oder gar die alten Gottheiten in die moderne Dichtung einzuführen. So ſehr er ſie auch ſchätzte,

und gerade weil er sie so gut kannte, ließ er die alte nordische Welt in ihrer charakteristischen Eigenart unangetastet, als eine wertvolle, aber abgetane Größe. Auch hat er sich nicht im mindesten in die Rolle eines Barden hineinphantasiert. Sein Gedicht also gehört, obwohl es der Bardendichtung einen starken Antrieb gegeben hat, selbst nicht in die Bardendichtung. Es hat gewirkt, ohne daß der Autor diese Wirkung beabsichtigte.

Gerstenberg hat zwar zum ersten Male die nordische Götterwelt dargestellt, insofern ist Klopstock von ihm abhängig. Aber ein selbständiger Fortschritt — oder doch wenigstens Schritt — ist es, wenn Klopstock sie in die moderne Dichtung als lebendige Größe eingeführt und sie mit andern Elementen vermischt hat, so daß ein neues Gebilde herauskam, für das man den Namen „teutonische" Mythologie geprägt hat. Wie Klopstock auf diesen Gedanken gekommen und daß es für ihn kein willkürlicher Einfall gewesen ist, läßt sich noch sehr wohl erkennen.

Klopstock unterscheidet nämlich drei verschiedene Arten von Dichtung, die er samt ihren Attributen fein säuberlich auseinanderhält: die griechische Dichtung, die religiöse und die vaterländische Dichtung.

Der Quell der griechischen Dichtung entspringt im Lorbeerhain, der Poet benutzt als Instrument die Leier und erhält zum Lohn einen Lorbeerkranz; der Quell der religiösen Dichtung entspringt im Palmenhain, ihr Dichter gebraucht die Harfe und wird mit einem Kranz von Rosen aus dem Tal Sarons geschmückt; der Quell der vaterländischen Dichtung entspringt im Eichenhain, ihr Dichter trägt nach dem Vorbild der alten Barden Telyn und Eichenlaub. Jede dieser wohl abgezirkelten Sphären muß auch ihre eigenen Götter haben. Der Grieche hat seinen reichen Götterhimmel, der Christ hält sich an die biblischen Vorstellungen, was aber soll der moderne vaterländische Dichter tun? Soll er, wie das in Deutschland üblich ist, die griechisch-römischen Gottheiten anrufen? Klopstock erklärt das für widersinnig; denn Griechenland sei nicht „der Thuiskone Vaterland". In dieser Verlegenheit gibt ihm Gerstenbergs Gedicht den rettenden Gedanken ein, an Stelle der griechischen soll er die altdeutsche Mythologie gebrauchen:

Des Hügels Quell ertönt von Zeus,
Von Wodan der Quell des Hains.
Weck ich aus dem alten Untergange Götter
Zu Gemälden des fabelhaften Liedes auf,

So haben sie in Teutoniens Hain
Edlere Züge für mich;
Mich weidet dann der Achäer Hügel nicht,
Ich geh zu dem Quell des Hains.

Auf diesem Wege kam Klopstock dazu, sich der teutonischen Mythologie zu bedienen.

Auch darin erweist er sich, wie überall, als ein Mann des Übergangs ohne wirkliche Originalität, er geht über die Grenzen des Alten hinaus, ohne doch etwas wirklich Neues zu schaffen. Daß er die griechische Mythologie verbannte, war ein Schritt vorwärts; aber daß er meinte, ohne Mythologie gehe es nicht, und an Stelle einer bekannten, wenn auch fremden, eine unverständliche setzte, zeigt ihn doch noch als Mann der alten Zeit; erst Herder und Goethe haben die deutsche Dichtung definitiv vom Ballast der Mythologie befreit.

Daß eine Dichtung, die aus so verschiedenartigen Elementen zusammengebraut ist wie die vaterländische Dichtung Klopstocks, nicht lebensfähig werden konnte, liegt auf der Hand. Sie gleicht eher dem Produkt eines chemischen Laboratoriums, eher dem Homunkulus als einem wirklichen Menschen. Wenn sie trotzdem auf viele der Zeitgenossen mächtig eingewirkt hat, so liegt das weniger an ihren poetischen Qualitäten als an dem Stoff und der Tendenz sowie an der Person des verehrten Dichters. Nicht die Denis, Kretzschmann und wie alle die Dichter heißen, die sich bald als „Barden" auftaten und ihre Unfähigkeit in der patriotischen Maske versteckten, sind hier zu nennen; ihre Dichtung ist doch nur ein unechter Seitentrieb der Klopstockschen. Wohl aber haben die Dichter des Hainbundes als Klopstocks echte Jünger seine Bestrebungen fortgesetzt. Und im Publikum sind seine Gedichte doch immerhin bis in die Zeit der Freiheitskriege geliebt worden. Manchen Primaner begleiteten Klopstocksche Verse in den Freiheitskampf, bei mancher Siegesfeier noch wurden Klopstocksche Verse vorgetragen. Er war ja der verehrte Vater der vaterländischen Dichtung. Und dieser Ruhmestitel läßt sich ihm auch heute nicht völlig rauben, er hat sich ein bleibendes Verdienst um die Entwicklung der vaterländischen Dichtung erworben.

III.

Derselbe Mann aber, der durch und durch deutscher Patriot war, hat die französische Revolution, die in ihren Folgeerscheinungen so verhängnisvoll für Deutschland wurde, mit Jubel begrüßt und als die „größte Handlung dieses Jahrhunderts" in einer ganzen Reihe von Oden gepriesen; er ist zugleich der erste Revolutionsdichter, den Deutschland hervorgebracht hat. Diese Tatsache ist in ihrer ganzen Bedeutung bisher nicht erkannt worden. Man hat sich dabei beruhigt, daß Klopstock nach einigen Jahren *gegen* die französische Revolution Stellung genommen hat, man hat aber übersehen, daß er damit nur bestimmte Begleiterscheinungen der Revolution verurteilte, daß er aber seine eigene grundsätzliche Überzeugung nicht geändert hat; die französische Revolution entsprach nur nicht seinem Ideal einer Revolution, an diesem Ideal selbst aber hielt er fest.

Längst vor dem Ausbruch der Revolution stand Klopstocks Überzeugung fest. Sie ist bereits in seiner deutsch-patriotischen Dichtung mit aller nur wünschenswerten Klarheit ausgesprochen.

Die beiden Begriffe Freiheit und Vaterland gehören für ihn untrennbar zusammen. Das vor allem rühmt er wieder und wieder an Hermann dem Cherusker, daß er Deutschland aus der Knechtschaft der Römer gerettet und ihm die Freiheit wiedergeschenkt habe. Aber Klopstock kennt noch einen andern Freiheitshelden, der an Wert unmittelbar neben Hermann steht und es sogar verdiente, ein „Nachkomme Thuiskons" zu sein; das ist Brutus, der den Untergang der Republik nicht verwinden konnte und dem Tyrannen Cäsar den Dolch ins Herz stieß; so weit geht seine Verehrung für ihn, daß er ein Petschaft mit seinem Kopf und einem Dolche gebrauchte. In Klopstocks Freiheitsbegriff ist also beides zur Einheit verschmolzen: frei nach außen und frei im Innern. Nur dem zufälligen Umstand, daß Brutus kein Germane war, haben wir es vermutlich zu verdanken, daß Klopstock nicht auch den Tyrannenmord in einem Drama verherrlichte; für berechtigt hielt er ihn zweifellos.

Diese Überzeugung ist auch für die Gestaltung der künstlerischen Voraussetzungen zu seinem letzten Bardiet[1]) maßgebend geworden. Hermann muß dort, um Rom in Italien selbst angreifen zu können, die Kräfte aller deutschen Stämme unter seinem Kommando vereinigen. Strebte er nun nach einer dauernden Herrscherstellung, so wäre durch ihn die „Freiheit" der Deutschen bedroht, er wäre ein „Tyrann", und seine Gegner hätten das Recht und die Pflicht, ihn zu töten. Ein Tyrann darf natürlich Hermann nicht sein. Darum läßt Klopstock ihn nachdrücklichst versichern, er wolle nur während des Feldzuges aus Zweckmäßigkeitsgründen die militärische Führung haben, nach vollbrachter Tat aber werde er sofort zurücktreten. Hermann ist also Freiheitsheld in dem doppelten Sinne: er will zunächst durch die Niederwerfung Roms die Freiheit der Deutschen für alle Zukunft sichern, übrigens zugleich in selbstloser Weise alle unterdrückten Völker von der Zwingherrschaft Roms befreien; und dann will er, da ja kein Gegner mehr zu bekämpfen ist, auch den einzelnen deutschen Stämmen ihre Freiheit zurückgeben; ist Rom erst zerstört, so kehren sie in die Haine ihrer Heimat zurück, freuen sich ihrer Tat und legen sich beruhigt nieder, in den Grabhügeln ihrer Väter zu schlafen. Von einer Verbindung der Stämme ist nicht mehr die Rede. So unpraktisch dieser Plan auch vom politischen Standpunkt aus ist, so notwendig ist er um des Klopstockschen Freiheitsbegriffs willen. Ein Germane, der wirklich in irgendeiner Form Herr über Deutschland hätte werden wollen, wäre des Todes schuldig gewesen.

Nicht bloß für diesen nur hypothetischen Fall, auch ganz allgemein und

[1]) Hermanns Tod, veröffentlicht 1787.

grundſätzlich hat Klopſtock ſich ſo ausgeſprochen. Denn auf die Frage, was des Kriegers Größe ausmache, gibt er[1]) die Doppelantwort, die wir nach dem Bisherigen erwarten müſſen:

wenn er für Freiheit kämpft
Oder wider ein Ungeheuer,
Das mordet, mit der Kett' umklirrt[2]), ſo iſt der Held
Edler Mann, verdienet Unſterblichkeit.

Die Parole „in tyrannos" war damit ſchrankenlos ausgegeben. Es kam im einzelnen Fall nur darauf an, zu entſcheiden, ob ein Herrſcher in die Kategorie der Tyrannen gehöre; dieſe Entſcheidung lag natürlich in der Hand der Beherrſchten. Von hier aus wird auch jene Äußerung verſtändlich, in welcher Klopſtock es dem Soldaten freigibt, einen tyranniſchen Feldherrn zu erſchießen; ſie paßt durchaus in ſeine Gedankenwelt.

Wie aber nun, wenn irgendwo in der Welt dieſe abſtrakte Theorie vom Tyrannenmord in die Wirklichkeit übertragen wurde? wenn ein Volk ſeinen rechtmäßigen König für einen Tyrannen erklärte, ihn abſetzte und dann im Namen der Freiheit hinrichtete? — Dann mußte Klopſtock das für eine edle Tat erklären.

Man ſieht, ſchon immer war Klopſtock der Überzeugung: „Sobald ein Volk ſich eins wird, Republik ſein zu wollen, ſo darf es auch"[3]); lange ſchon vor ihrem Ausbruch hat Klopſtock die franzöſiſche Revolution ſanktioniert.

Auch hiermit hat Klopſtock Schule gemacht. Die Göttinger haben ſich dieſes Motives mit beſonderem Eifer bemächtigt, Deklamationen gegen die Tyrannen ins Blaue hinein werden ſeitdem in der deutſchen Dichtung häufig. Auch gräfliche Dichter machten die Mode mit; in den Gedichten der Brüder Stolberg findet ſich manch kräftiges Wort gegen die Tyrannen, und bekannt iſt jene köſtliche Stelle von „Dichtung und Wahrheit", an der Goethe mit Humor ſchildert, wie der poetiſche Tyrannenhaß der Grafen bei ihrem Beſuch in Frankfurt zum Vorſchein kam und ſie nach dem Blut ſolcher Wüteriche lechzend ſich erwieſen.

Dieſer Tyrannenhaß wurzelt ebenſo wie das Ideal des guten Herrſchers in Klopſtocks ſentimental gefaßtem Humanitätsbegriff. Jeder Menſch iſt — Menſch, hat als Menſch zu handeln und iſt als Menſch zu behandeln; auf dieſem Grundſatz fußen Klopſtocks politiſche Anſchauungen. Auch der Fürſt iſt nur ein Menſch, und jeder iſt — als Menſch — dasſelbe wie ein Fürſt.

[1]) In den freien Rhythmen „Die Krieger", 1778.

[2]) Das heißt: wider einen Tyrannen, der andere „mit der Kett' umklirrt", nämlich dadurch, daß er ſie in Ketten legt.

[3]) Cramer, a. a. O. I, 137.

Recht absichtlich wendet sich Klopstock gerade in einem Gedicht, in dem er einem Herrscher Dank und Huldigung darbringt[1]), gegen derart überhebliche Fürsten —

Halbmenschen, die sich in vollem dummen Ernst für höhere
Wesen halten als uns.

Alles, was Menschenwürde beeinträchtigt und Menschenglück zerstört, vermeidet ein Fürst, der sich selbst als Mensch fühlt und darum als Menschenfreund mit seinen Untertanen mitfühlt; er bedrückt niemanden, und er führt, soviel an ihm liegt, keinen Krieg. Der ewige Friede gehört darum auch zu Klopstocks Hoffnungen[2]); die Menschlichkeit verlangt es. Verletzt aber — und das ist die Kehrseite dieses Humanitätsbegriffs — ein Fürst den Menschen in seinen Untertanen, dann haben diese ein Recht, sich im Namen der Menschlichkeit gegen ihn zu empören.

Es war also nur konsequent, wenn Klopstock die Revolution, die seinem Humanitätsdogma zu entsprechen schien, mit Freuden begrüßte und hoffte, daß bald Entsprechendes sich in Deutschland vollziehen werde. Noch sei Deutschland ruhig; aber vielleicht verkünde diese Ruhe nur die

nahe Verwandlung,
Wie die schwüle Stille den Sturm[3]).

Es war nur konsequent, wenn er den Waffen Deutschlands im Kampf gegen das freiheitliche Frankreich eine Niederlage wünschte und brieflich sogar den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig anflehte, er solle nicht die Sünde begehen, an der Spitze des preußischen Heeres gegen die französische Freiheit zu Felde zu ziehen; es war auch nur konsequent, wenn er an der Hinrichtung des Königs keinen Anstoß nahm. Das alles paßte ja zu seinem Dogma.

Unter den Revolutionsoden, die im ganzen ohne poetisches Verdienst und in einer Sprache geschrieben sind, deren gesuchte Unverständlichkeit ihren Mangel an Gehalt nur mühsam verhüllt, ist eine, die den Angelpunkt von Klopstocks Gedanken mit völliger Deutlichkeit erkennen läßt; es ist die Ode „Der Fürst und sein Kebsweib" (1789), die auch den Vorzug hat, im Ausdruck leicht verständlich zu sein. Sie schildert, welchen Eindruck die französische Revolution auf einen der deutschen Kleinfürsten macht: der Wein, die Lieder seiner Buhlin, alle andern Vergnügungen sind ihm gleichgültig geworden, nichts kann ihn mehr erfreuen, ja, an sein geliebtes Soldatenspiel kann er nicht ohne stille Sorge denken; denn es nahet sich

der schreckliche Geist der Freiheit, durch den sich die Völker
Jetzt erfrechen zu sehn, was sie sind.

Da regt sich in ihm das Gewissen; er fürchtet, die gequälte Kreatur könnte im Bewußtsein erwachender Menschenwürde die verdiente Strafe an ihm

[1]) In den freien Rhythmen „Fürstenlob", 1775.
[2]) In den freien Rhythmen „Der jetzige Krieg", 1781.
[3]) Kennet euch selbst, 1789.

vollziehen. Er hat sich nach seinem Belieben über die Schranken der Moral hinweggesetzt; er weiß, daß er vor dem, der ihn im Namen der Moral zur Rechenschaft ziehen wird, nicht bestehen kann. Bisher war niemand da, der das gewagt hätte, jetzt aber ermutigt der „schreckliche Geist der Freiheit" die bedrückten und geknechteten Untertanen, moralische Forderungen an den Fürsten zu stellen.

Damit ist der Nerv von Klopstocks Freiheitsbegriff bloßgelegt: er ist nicht politisch, sondern rein moralisch orientiert. In seinen Revolutionsoden fühlt er sich daher als der Vertreter der moralischen Weltordnung, staatsrechtliche Fragen liegen ihm fern. Von hier aus erst kann man seine Haltung verstehen. Klopstock glaubte tatsächlich, daß mit der französischen Revolution eine neue Ära im moralischen Leben der Völker anbrechen werde. Er konnte es glauben, weil er die Vorgänge mit der Brille seines Dogmas betrachtete.

Allmählich aber mußte es sich herausstellen, daß die Machthaber der Republik Klopstocks Anschauungen nicht teilten. Geschah dies aber, so mußte Klopstock mit ihnen brechen. Bezeichnenderweise trat der Bruch bei einer Frage ein, die an und für sich weder mit der republikanischen noch mit der monarchischen Verfassung zusammenhängt: die Republik machte Eroberungen, Klopstock aber hatte das längst als unmoralisch gebrandmarkt. Nun erklärt er (1793), sich in der französischen Revolution geirrt zu haben, und wird nicht müde, seinem Schmerz darüber wieder und wieder Worte zu leihen.

Ein Politiker also, so sehr er selbst auch von dieser seiner Rolle erfüllt sein mochte, war Klopstock nicht, eher ein Phantast. Gleichwohl sind seine Oden nicht ohne sachlichen Wert, wenn auch in anderer Weise. Er geht von ihrem moralischen Gehalt aus. Daß nicht wenige der deutschen Kleinfürsten in einer Art, die aller Sittlichkeit Hohn sprach, mit Land und Leuten umgingen, ihre Untertanen in unmenschlicher Weise brutalisierten und den Zweck ihres Daseins in einem Genußleben fanden, ist in keiner Weise zu leugnen; Namen und Tatsachen dafür anzuführen, ist überflüssig. Dem entsprach auf seiten der Untertanen eine würde- und rückgratlose Kriecherei; den Launen fürstlicher Willkür gegenüber gab es kein anderes Mittel, als den Mantel nach dem Winde zu hängen. „Recht" gab es für den Untertanen nicht, nur den Machtspruch des Fürsten, des „Tyrannen". Auch Wind und Wetter, Sonnenschein und Regen gegenüber macht der Mensch kein Recht geltend, er fügt sich ihnen, so gut es gehen will. Diese Anschauungen hatten sich in Deutschland tief eingenistet und weithin demoralisierend gewirkt; da ist es ein Verdienst Klopstocks, daß er den Begriff des Menschen in den Mittelpunkt seiner Anschauungen stellte und Fürsten wie Untertanen predigte, daß sie Menschen seien. Daß der Appell an die Menschenwürde, die Schärfung des Gewissens sich in erster Linie an die Fürsten richtete, war eine Folge der Zeitverhältnisse; daß Klopstock dabei Politisches und Moralisches untrennbar verquickt, schränkt sein Verdienst ein, hebt es aber nicht auf. Zweifellos hat seine Dichtung mit dazu beigetragen, Herren und Be-

herrſchten — jedem in ſeiner Weiſe — die Pflichten, die ſie als moraliſche Weſen haben, einzuſchärfen.

Ferner nötigten ihn die Erfahrungen, die er machte, über die Freiheit, die er bisher als etwas Selbſtverſtändliches hingenommen hatte, nachzudenken. Damit beginnt die außerordentliche wichtige Auseinanderſetzung der deutſchen Dichter mit dem Begriff der Freiheit, jahrzehntelang haben ſie mit dieſer ſchillernden Größe gerungen, ohne doch ganz mit ihr fertig zu werden. Auch Klopſtock iſt nicht mit ihr fertig geworden; aber er hat doch wenigſtens im Kampf gegen die franzöſiſche Revolution den fundamentalen Grundſatz aufgeſtellt: Freiheit „deine Seel' iſt Geſetz", und gegen ſie den Vorwurf erhoben, daß ſie die Todfeindin der Freiheit, die Anarchie (das „Ungeſetz") begünſtige.

So bleiben aus der Klopſtockſchen Freiheitsdichtung nur zwei Sätze übrig; der moraliſche, daß der Menſch als moraliſches Weſen auch im Staate „frei" ſein müſſe; der politiſche, daß im Staat das Geſetz, nicht der Wille eines oder mehrerer Menſchen herrſchen müſſe. Und es liegt auf der Hand, daß gegen eine Monarchie, in der dieſe beiden Forderungen erfüllt werden, kein begründeter Widerſpruch erhoben werden kann. Daher hat denn Klopſtock ſich nie gegen die Herrſcher als ſolche gewandt, ſondern nur gegen die unmoraliſchen, gegen die „Tyrannen". Sein Brutus-Ideal aber konnte er feſthalten, auch als er den franzöſiſchen Freiheitsmännern den Rücken kehrte.

In all dieſen Begebenheiten alſo blieb Klopſtock ſich ſelbſt treu. Den Machthabern, die den Namen der Freiheit mißbrauchten, hätte er einen neuen Brutus gegönnt; den Fürſten aber, die ihre Regierung in Einklang mit Moral und Geſetz führten, brachte er ſelbſt Verehrung und öffentliche Huldigung entgegen. Er war zugleich Freiheitsdichter und Fürſtenfreund; denn überall lag ihm nur eins am Herzen, daß auch im ſtaatlichen Leben die Moral zur Geltung kommen und die Menſchenwürde reſpektiert werden ſolle. Im Grunde bleibt er auch als politiſcher Dichter rein moraliſch. Seine Gedichte dieſer Art tragen den Stempel zeitgeſchichtlicher Beſchränktheit und Vergänglichkeit in noch höherem Maße als die andern; aber den Gedanken, der ihnen allen zugrunde liegt, wird man nicht mit ihnen zum alten Eiſen werfen dürfen: daß Regierende und Regierte Menſchen und als ſolche in ihrem gegenſeitigen Verhältnis an die Gebote der Ethik gebunden ſind. Klopſtocks Zeitgenoſſen bedurften dieſer Predigt in beſonderem Maße.

Inſofern iſt alſo die moraliſche Orientierung von Klopſtocks Freiheitsdichtung, zeitgeſchichtlich betrachtet, ein Vorzug. Es entſpricht nicht nur dem perſönlichen Charakter des Mannes, der ſeine religiöſe Dichtung doch immer für ſehr viel wichtiger hielt als die vaterländiſche, wenn er hier als Prediger der Moral auftrat; auch für die Wirkung auf die Zeitgenoſſen war es nötig. Der politiſchen Bildung der Deutſchen mußte ihre moraliſche Erziehung vorangehen; Klopſtock wies den Weg dazu. —

Krupski.

Eine Erzählung aus dem Kriege.

Von

Carl Busse.

In einer der weißen, hellen Stuben des Diakonissenhauses hat uns Georg Dieter, der leicht verwundet von Kowno zurückgekehrt war, die Geschichte seines Kameraden Boguslaw Krupski erzählt — halb mit einem Lächeln, wie man wohl von sonderbaren Kostgängern unseres Herrgotts spricht, halb auch mit einem vergrübelten Ausdruck, als suche er noch immer die Lösung einer verwickelten Aufgabe.

Denn sein starres, unbiegsames und etwas bürgerlich selbstgerechtes Wesen machte es ihm nicht leicht, andere Naturen zu verstehen. Aber wir fühlten bald, daß er im Kriege einen Menschen erlebt hatte, der gleichsam durch Art und Schicksal ein Luftloch in die engen Mauern seiner Anschauungen geschlagen hatte.

Ganz zufällig hatte das hin und her springende Gespräch die entscheidende Wendung genommen. Es war die Frage aufgeworfen worden, ob den vielen bewunderungswürdigen Heldentaten, die aus dem Felde berichtet würden, nicht ebenso viele oder gar noch zahlreichere Vorkommnisse der entgegengesetzten Art gegenüberstünden. Man müßte das eigentlich annehmen können, da die Mehrzahl der Menschen doch ohne Zweifel eher ängstlicher, als besonders mutiger Natur sei.

Georg Dieter nahm die nicht gerade geschickte Frage wider Erwarten auf und antwortete darauf, was sich darauf antworten läßt. Es sei selbstverständlich, daß der Krieg die Menschen nicht plötzlich ändere, daß der einzelne aber durch den Eintritt in neue und große Verbände einen ganz neuen Halt gewinne und dem darin gepflegten Geiste allmählich untertan werde. Eingefügt in den festen Bau einer militärischen Körperschaft, würden selbst die furchtsamsten Leute durch die straffe Zucht, durch das Beispiel der Führer und Kameraden zu Leistungen getrieben, die ihrem eigensten Wesen widersprächen, und da überdies niemandem eine Wahl gelassen würde, so geschehe es, daß die etwa vorhandenen ängstlichen und feigen Triebe des einzelnen nirgends recht einen

Ausweg fänden. Wenigstens so lange nicht, wie der militärische Verband, der ihn umschließe, noch Bestand habe.

„Aus diesem Grunde," sagte Georg Dieter, „kommen nach meiner Erfahrung ausgesprochene Fälle von Feigheit im Felde ungeheuer viel seltener vor, als man nach den gewiß wenig heldenhaften Anlagen der meisten Menschen erwarten könnte. Man vermag sie sich auch kaum vorzustellen. Denn fast möchte man sagen, es gehörten mehr außergewöhnliche Eigenschaften dazu, sich dem Zwang und Handeln der Gemeinschaft zu entziehen, als mit ihr durch dick und dünn zu gehen. Ein Arzt hat mir vor kurzem von dem feigen Verhalten eines Mannes erzählt, das er selbst beobachtet haben will. Der Mann hat sich tags darauf erschossen. Und so wenig ich die Verwirrung aller Begriffe mitmache, die unsere Psychologen mit Vorliebe betreiben, — das gibt doch zu denken. Ich selbst habe in den Monaten, die ich an der Front verbrachte, nur einen einzigen Fall von Feigheit erlebt, aber auch er ist viel zu merkwürdig und zu sehr mit den besonderen Anlagen einer nicht gewöhnlichen Persönlichkeit verknüpft, als daß man aus ihm einen allgemeinen Schluß ziehen dürfte.

Es hat sich da nämlich um einen Kameraden gehandelt, der in mancher Beziehung der Liebling, ja der Stolz der ganzen Kompagnie war: um unsern Kriegsfreiwilligen Krupski. Wäre er nur jener Jämmerling gewesen, als den ich ihn einmal gesehen habe, so würde es sich nicht lohnen, auch nur ein Wort über ihn zu verlieren, und niemand würde begreifen, daß ich in meinen Gedanken immer wieder zu ihm und den Frühjahrserlebnissen von 1915 zurückkehre. Ich suche mir stets von neuem sein Schicksal aus den seltsam gemischten Eigenschaften seines Wesens zu erklären, aber ich weiß nicht, ob ich dieses Wesen andern so schildern und lebendig machen kann, daß sie fühlen, was ich selber fühle: nämlich bei allem geheimen Widerstande, den man einer feindlichen Natur entgegensetzt, doch eine wachsende Teilnahme, die trotz unverzeihlicher Geschehnisse im stillen Zurückdenken sich immer mehr verstärkt hat. —

Im März ist der Krupski damals zu uns gekommen. Mit den sehnlichst erwarteten Ersatzmannschaften, die unsere dünn gewordenen Reihen wieder auffüllen sollten.

Es war gerade eine greuliche Zeit. Der Krieg, hat einer gesagt, ist langweilig und manchmal gefährlich. Für uns war er in jenen Tagen nur langweilig. Wir gehörten zu der nördlichen Flügelarmee im Osten, die aus strategischen Gründen zurückgehalten wurde. So lagen wir schon weiß Gott wie lange eng zusammengepfercht in einem zerschossenen Dorfe unweit von Mariampol, halb verkommend vor Dreck und Untätigkeit.

Seit Wochen herrschte Schlackerwetter: Regen und Schnee vermischt. Das ging Tag und Nacht, ein ewiges Rieseln und Nieseln. Alles schien sich in Feuchtigkeit lösen zu wollen; die so wie so schlechten Wege waren völlig grundlos geworden; man blieb in dem zähen Kot einfach stecken.

Und dazu die trostlose Öde der weiten polnischen Ebene. Hier und da verlorene Bäume, kahl wie frierende Bettler. Hier und da ein Heiligenbild mit trübseligen Resten verwelkter Kränze. In der Luft nur die Schreie hungriger Krähen oder das Klagen des Windes, der einem den Sprühregen in die Augen warf. Man konnte sich nicht vorstellen, daß auch hier, in das eintönige Grau hinein, einst der Frühling kommen würde. Und in Deutschland blühten an geschützten Stellen gewiß schon die ersten Veilchen ...

Wie eine schwere Welle lähmender Traurigkeit legte es sich langsam über uns alle. Wir wurden samt und sonders stumpf. Keiner lachte mehr. Zuerst hatten wir noch böse gemault, wenn wir mit klammen Fingern den feuchten Tabak in die Pfeifen stopften. Nun starrten wir mundfaul in das unabänderliche Einerlei — nach Westen hinüber, wo die Heimat lag, räumlich nicht gar so weit und doch für jede Vorstellung fast unwirklich fern.

Auch die Neuen, die ein paar Tage lang Abwechslung und Bewegung in die Öde gebracht hatten, konnten sich bald dem Einfluß dieser grauen, schwermütigen, aus der Landschaft aufwachsenden Stimmung nicht entziehen. Um uns nur zu beschäftigen und abzulenken, wurden wir gedrillt wie auf dem Exerzierplatze, aber es ist klar, daß dies unsere Laune nicht verbesserte. Bis auf wenige Unverwüstliche ließ jeder das Maul nicht schlecht hängen.

Und da machte sich Krupski bemerkbar. Lieber Himmel, wer war Krupski? Wir hatten alle möglichen Leute unter uns, Leute mit Titeln und Leute, die sich noch niemals einen Stiefel selber geputzt hatten, — kein Mensch drehte den Kopf nach ihnen. Aber Krupski hob sich immer spürbarer aus allen heraus. Krupski begann uns Tag für Tag in eine sanfte Neugier zu versetzen. Krupski schien als einzigster jedem Naturzusammenhang geheimnisvoll enthoben, so daß seine Laune, ganz unabhängig von örtlichen, zeitlichen, atmosphärischen Verhältnissen, immer strahlender und ansteckender ward.

Wie soll ich ihn beschreiben? Es ist nicht leicht, da er eigentlich nichts besonders Auffälliges an sich hatte. Ein mittelgroßer Mensch um die Dreißig herum; das Gesicht in seiner Bartlosigkeit und Beweglichkeit vielleicht etwas schauspielerhaft. Mitten in die Stirn hinein war ihm fast zentimeterlang ein schmaler dünner Haarstreifen gewachsen, und ich sehe noch seine häufige Bewegung: wie er mit der Kuppe des Ringfingers lose über diese feine Haarnarbe hinfährt.

Seine Augen konnten dabei sekundenlang etwas Zurückgewandtes haben, was sie sonst niemals hatten. Denn sonst waren diese nervösen, dunklen, nicht eigentlich großen Augen fast immer in Bewegung: sie flitzten abenteuernd umher und gingen heißhungrig auf die Suche, sie waren kinderhaft neugierig und dann wieder von einem kalten, überlegenen Spott durchfunkelt, sie versteckten sich wohl auch in Gleichgültigkeit, Hochmut, Müdigkeit oder irrten in Teilnahmslosigkeit ab — kurz, sie wechselten jäh im Ausdruck und ließen sich schwer fassen. Der Mund stimmte dazu. Er war merkwürdig ausdrucks-

voll, verräteriſch üppig, gleichſam von Begier gewölbt und durchpulſt. Aber ich habe auch geſehen, daß er manchmal erſchlaffte und häßlich ward.

Nun, laſſen wir das ... ich ſelber habe mir dieſe Einzelheiten erſt in der Erinnerung ganz klar gemacht und zurechtgelegt, als alles ſchon vorbei war und ich im Lazarettzug viel Zeit zum Nachdenken hatte. Ein anderer wird ſich doch ſchwerlich ein zutreffendes Bild machen können. Schon früher war es mir immer rätſelhaft, wie man auf die allgemeinen Angaben eines Steckbriefes hin Leute faſſen und erkennen kann. Aber ſo oder ſo ... jedenfalls ward dieſer Krupski damals in der Troſtloſigkeit und Untätigkeit vor Mariampol unſer Retter.

Wie er das anfing, das iſt ein Kapitel für ſich. Er muß offenbar erſt ein paar Tage geſchnüffelt haben, ehe er ſachte mit ſeinen Künſten und Fähigkeiten herauskam. Da drängten ſich erſt drei oder vier Mann um ihn. Die trugen es weiter und machten die andern neugierig, und ehe man es ſich verſah, hielt faſt die ganze Kompagnie die Augen auf ihn gerichtet.

Es war auch wirklich beinahe unwahrſcheinlich, was er alles konnte, ausheckte und anſtellte. Und noch merkwürdiger, woher er zu allem die gute Laune nahm. Wenn er einmal im Zuge war, gab es kein Halten mehr. Seine Einfälle überpurzelten ſich; er brachte im Handumdrehen Bewegung in die träge Maſſe; er hatte die Gabe, nicht nur ſelber mit Feuereifer an die Ausführung irgendeines Planes zu gehen, ſondern auch gleich ein Dutzend andere Leute dafür zu gewinnen und arbeiten zu laſſen. Als ich eines Vormittags von einem Meldegang zurückkam, war die ganze Kompagnie in ſanfter Aufregung. Krupski wollte nichts Geringeres, als in einer ausgeflickten Scheune eine Art Überbrettl auftun. Krupski hatte geſchworen, ſchon morgen ſollte die erſte Vorſtellung ſtattfinden. Krupski war bereits mitten drin in den Vorbereitungen.

So ein verrückter Kerl! ſagten die alten Leute kopfſchüttelnd, pafften ihre Pfeifen und verzogen die Lippen. Alle ſprachen ſie davon, alle waren ſie neugierig, alle lachten ſie, und erwartungsvoll ſchoben ſie ſich gegen die wacklige Scheune vor. Da ſtand Krupski wie ein Schmierendirektor und traf Anordnungen, hetzte ein halbes Dutzend gutmütiger Kameraden, die von Beruf Tiſchler oder Stellmacher waren, durcheinander, trieb die Neugierigen zurück und ſchickte ſie nach Brettern, riß ſchlechte Witze und war mit dampfendem Eifer bei der Sache.

Er bekam es auch fertig: Tags darauf konnte der Spaß vor ſich gehen. Natürlich ließ ſich keiner bitten, auch die Offiziere nicht. Sie ſchienen mindeſtens ſo vergnügt wie die Mannſchaften, denn der tolle Kerl hatte die allgemeine Stimmung um ein paar Grad gehoben und ihnen damit eine heimliche Sorge abgenommen. Der Beifall war ſelbſtverſtändlich auch gewaltig. Lieber Gott, man war ja längſt nicht mehr verwöhnt; man war für alles, was die Öde ringsum nur für eine Stunde belebte, ſo unendlich dank-

bar. Aber Krupski hätte ſich wohl auch vor einem anſpruchsvolleren Publikum ſehen laſſen können. Er war großartig. Oder wenigſtens ſchien er uns ſo. Die drei, vier Mann, die ſonſt noch ihre netten kleinen Kunſtſtückchen zeigten, kamen neben ihm überhaupt nicht zur Geltung. Sie waren Lückenbüßer, ſie füllten die Pauſen aus, während derer er verſchnaufte.

Wenn ich heut, weit vom Schuß, erzähle, was der Krupski alles vorgebracht und angeſtellt hat, ſo lacht ihr mich ſicherlich aus. Ich fühle ja ſelber, daß es durch die Bank die üblichen harmloſen Scherze waren ... fühle es hier vor euch anſpruchsvollen Kulturmenſchen doppelt. Drüben war das alles ganz anders. Und es muß doch irgendwie etwas dabei geweſen ſein, daß wir ſämtlich aus Rand und Band gerieten. Vielleicht war es die forſche Unbekümmertheit, mit der Krupski loslegte, vielleicht die Müheloſigkeit, mit der er alle Anſtrengungen ertrug. Denn was er da leiſtete, das muß zuſammengerechnet ſogar verteufelt anſtrengend geweſen ſein. Oder iſt es etwa eine Kleinigkeit, das große Einleitungskonzert ganz allein zu beſtreiten, das heißt: nicht nur als moderner Kapellmeiſter wildgenialiſch den Taktſtock zu ſchwingen, ſondern auch die ganze Kapelle zu machen und jedes Inſtrument bald in ſeinem Einzelklang, bald in der Vermiſchung mit dem Chor der übrigen bloß mit den Lippen nachzuahmen? Iſt es eine Kleinigkeit, mit zwei zuſammengeborgten ſchmierigen Kartenſpielen die älteſten und neueſten Kunſtſtücke in fabelhafter Geſchwindigkeit vorzuführen? Eine Kleinigkeit, die ſchrillen, langſam ſchwächer werdenden Angſtſchreie eines dem Schlächter überlieferten Schweines naturgetreu wiederzugeben? Eine Kleinigkeit, neben der Mundharmonika her ein paar kitzliche Schelmenlieder ſo zu ſingen, daß die Leute heiß wurden und jeder an ſein Mädel oder ſeine Frau zu Hauſe dachte.

Aber Krupski war unverwüſtlich. Es ſchien ihn gar nicht anzufechten. Wenn wir glaubten, nun müßte er für die nächſte Stunde glatt ausgepumpt ſein, holte er dreimal Atem und begann von neuem. Beſonders als deutſch-polniſch-jüdiſcher Jahrmarktsausrufer war er überwältigend. Er brauſte einen Wortorkan über uns hin, daß wir halb betäubt waren und vor Lachen nicht mehr weiterkonnten. Wir brüllten einfach — wir brüllten ſo, daß er nicht mehr mitkam, trotzdem er ſich krebsrot ſchrie und mit allen zehn Fingern noch dazu ſprach. So ging es weiter. Draußen ſchneite es, draußen regnete es, draußen war es grau, grau ... aber die Öde und Fremde floh zurück und verſank. Es war rührend, die Kerle dabei anzuſehen. Wie ſie lauſchten! Wie ſie ſich freuten! Wie ſie lachten! Kann ſich ein anderes Volk auch noch ſo harmlos freuen? Und als Krupski plötzlich ſchrie, daß es nun genug ſei, da waren ſie aufgekratzt wie die vergnügten Seifenſieder und ſangen noch ein Dutzend Lieder durch, wie ſchon ſeit Monaten nicht mehr.

Die Kunde von unſerem luſtigen Überbrettl verbreitete ſich mit Windeseile auch bei den Nachbarverbänden, und manch liebes Mal mußte der Spaß wiederholt werden. Es fanden ſich auch immer ein paar Neue, die etwas

zum beſten gaben, aber der Erfolg war doch nur dann groß, wenn Krupski ſich erweichen ließ und mittat. Das geſchah durchaus nicht jedesmal. Denn ebenſo ſchnell wie er in Feuer und Flamme für einen Einfall entbrannte, ebenſo raſch ließ er ihn auch fallen. Es war mit ihm durchaus nicht ſo einfach. Viele von uns mochten ihn zuerſt als billigen Allerweltskerl und Tauſendſaſſa eingeſchätzt haben, etwa wie eine beſonders gelungene Ausgabe des Kompagnieſpaßmachers. Aber ſie erkannten doch bald, daß dies nicht ſtimmte. Unſer Krupski nämlich amüſierte ſich in erſter Linie immer ſelber, lange bevor er daran dachte, ob ſich auch die andern amüſierten. Er gab ſich in Luſt und Laune aus, nicht wie ein Clown und Spaßmacher, ſondern ſchon eher wie ein großer Herr — heut denke ich manchmal: wie ein Fürſt, der verſchwenderiſch, zu eigenem Vergnügen, die blanken Bettelpfennige unter das Volk wirft. Das Volk jubelt, das Volk ſtürzt darauf zu, und immer luſtiger, wilder, lachender wirft der Fürſt ihm das Geld vor die Füße. Doch nur ſo lange, wie er ſelber Spaß daran hat. Dann macht er ihm eine heimliche Grimaſſe: — Aus! Fertig! Und kopfüber in etwas Neues!

So war Krupski. Wenn er ſelbſt genug hatte, mußten auch alle übrigen genug haben. Gelangweilt und irgendwie erſchlafft ſteckte er dann in jähem Übergang die Hände in die Hoſentaſchen und ließ die Kameraden ſtehen.

Ich für meine Perſon hatte zuerſt wenig mit ihm zu tun und wünſchte offen geſtanden darin auch keine Änderung. Denn obwohl Krupski zu den gebildeteren Leuten gehörte, die ſich naturgemäß auch im Felde zu ſuchen pflegen, ſo hatte ich doch das ahnungsvolle Gefühl, daß wir fremden, um nicht zu ſagen feindlichen Welten angehörten. Seine Künſte ließ ich mir mit Vergnügen gefallen, doch ihr wißt, daß ich von jeher allem Komödiantenvolk aus dem Wege ging. Ich bin für dieſe leichten Hühner zu ſchwerfällig, leide wohl auch unter den Vorurteilen des kleinſtädtiſchen Beamtenkindes und kann jedenfalls ein halbes Mißtrauen, eine geheime Abneigung gegen alles, was ſich auf den offenen Markt ſtellt, nicht loswerden.

Dennoch ſollte gerade ich mit Krupski näher vertraut werden, als jeder andere. Ein harmloſer Zufall war dabei der Gelegenheitsmacher. Eines Abends — es war bald nach der Brettlgeſchichte — will ich quer über die Straße und patſche dabei ſo tief in den Dreck, daß mir die Spritzer bis ins Geſicht fliegen. „Blotte verfluchte!“ ſchimpf ich ärgerlich los und hänge noch verſchiedene Ehrennamen für die Zuſtände im heiligen Rußland an — da lacht drüben einer laut auf.

Wer es iſt, kann ich in der tiefen Dämmerung nicht erkennen. Ich ſeh nur eine Geſtalt und den glimmenden Punkt einer Zigarette. „Soll ich dich 'rausziehen, Menſch?“ fragt der Raucher, noch immer lachend. Ich brumme ihn an, ſtampfe aber doch auf ſeine Seite hinüber. Denn dort hatten wir einmal Bretter gelegt, und obwohl ſie halb verſunken waren, war man wenigſtens ſicher, nicht allzu tief ins Unergründliche zu geraten.

Wer ſteht drüben? Krupski. Ich erkenne ihn und ſpüre im gleichen Augenblick auch wieder dieſes leiſe Widerſtreben. „Ach, Sie ſind es!“ ſage ich, — „warum nachtwandeln Sie denn noch? Wohl zu viel Hitze?“

Unwillkürlich war mir das „Sie“ entfahren, obwohl ſonſt ziemlich allgemein das kameradſchaftliche „Du“ im Umgangston vorherrſchte. Beſonders im Dienſt wurde es ausſchließlich angewandt; jeder von uns ließ es ſich vom Nebenmann gefallen und gab es zurück. Andererſeits machte es im Geſpräch der gebildeten Leute doch gleichſam ſelbſtverſtändlich dem „Sie“ Platz, ſo daß es oft genug luſtige Übergänge gab. Als Soldaten, als Teile des Heereskörpers, duzten wir uns ſozuſagen; als Perſönlichkeiten fielen die Angehörigen der gebildeten Kreiſe leicht in das „Sie“ zurück.

Krupski nahm das „Sie“ auch ſofort und ohne weiteres auf. — „Ja,“ erwiderte er in demſelben leicht ſpöttiſchen Tone, in dem ich geſprochen hatte, „das jugendliche Blut. Man muß es durch kalte Füße im Zaum halten. Außerdem trocknen drinnen ein Dutzend naſſe Mäntel. Es ſtinkt und dünſtet niederträchtig. Da rauche ich lieber hier draußen meine Zigarette. Wollen Sie ſich auch eine ins Geſicht ſtecken?“

Ein Wort gibt das andere. Er plaudert ſo leicht, daß man in jedem Augenblick die Unterhaltung abbrechen, ſie aber ebenſo gut auch noch eine halbe Stunde fortſetzen kann. „Wiſſen Sie“, fragt er, „weshalb ich ſo lachen mußte? Sie haben da vorhin, als Sie im Dreck ſaßen, auf die Blotte geſchimpft. Das habe ich lange nicht gehört. Woher kennen Sie das Wort? Blotte ſagt man doch nur bei uns in Poſen.“

Nun waren die meiſten unſerer Leute Märker, und daß ich ſelber meine Kindheit und Schulzeit im Poſenſchen verbracht habe, hat ſicherlich keiner gewußt. Ich beſtätige ihm alſo, daß ich das Wort wahrſcheinlich aus dem Oſten mitgebracht habe — aus dem kleinen, heimiſchen Polajewo.

„Woher?“ fragt er und nimmt ſeine Zigarette aus dem Munde. „Aus Polajewo? Machen Sie keine Witze! Wie kommen Sie gerade auf Polajewo?“

Alſo kurz und gut: er iſt auch aus der Gegend da herum. Polniſcher Kleinadel. Auf Czempowo geboren ... damals hatten ſeine Eltern das Gut noch. Aber es ging ſchon mit Ach und Weh. Der Alte hatte ſich ehrlich gequält und ſich nichts im Leben gegönnt, doch der Großvater, der luſtige Großvater hatte die fröhlichen Nächte ohne Schlaf zu gern gehabt: die Nächte mit guten alten Ungarweinchen, die Nächte mit hübſchen jungen Weiberchen, die Nächte mit Goldgeklingel und Kartenſpiel. Er hatte es ja ſchließlich noch gekonnt. „Aber,“ ſeufzte Krupski, „an den Enkel hat er nicht gedacht.“ Und lachend: „Ich muß ihm das eigentlich übelnehmen, doch ich denke mir: ich an ſeiner Stelle hätte das ebenſo gemacht. Psia dusza, was geht mich mein Enkel an?“

Da mußte ich mitlachen. Er brachte es zu komiſch heraus. Er beluſtigte

ſich ſelber offenbar an der Vorſtellung. Und als ich weiterſtapfte, rief er mir nach: „Sie müſſen mir noch viel von Polajewo erzählen.“

Eigentlich hatte er mich in den paar Minuten halb beſiegt. Ich fühlte mich gegen ſeine Harmloſigkeit und Offenheit wehrlos und ärgerte mich heimlich über meine mißtrauiſche Schwerfälligkeit. Der ganze Menſch ſchien mir auch mit einem Male verſtändlicher, ſeit ich wußte, daß er Pole war. Auf den Gütern um Polajewo hatte von jeher viel leichtes Tuch geſeſſen. Allzu wichtig würde Krupski außerdem die engere Landsmannſchaft, die wir eben feſtgeſtellt hatten, ja ſo wie ſo nicht nehmen.

Aber verwunderlicherweiſe ſchien er doch größeren Wert darauf zu legen, als ich erwartet hatte. Gleich am nächſten Tage legte er Beſchlag auf mich. „Sie haben mich geſtern zwei Stunden Schlaf gekoſtet,“ ſagte er in ſeiner leichten Art. „Links und rechts iſt überall Guben und Kottbus, und dazwiſchen hört man plötzlich Heimatlaute aus Polajewo. Ein Dutzend Namen ſind mir eingefallen, ich muß Sie ausfragen wie ein Reporter. Aber erſt rauchen Sie eine gute Papiros ... eine von uns ... nicht, was man in Berlin ſo Zigaretten nennt.“

Er knipſte eine kleine Taſche auf, die mit gleichmäßig feinem, langfädigem, türkiſchem Tabak gefüllt war. Wenn irgend möglich drehte er ſich die Zigaretten ſelbſt. Und wie er das machte, wie er den Tabak auf das dünne Papier ſchüttete, ihn in der zarten Hülle zwiſchen den Fingern rollte und gleichmäßig verteilte, das war wunderhübſch. Oder nein — dafür gibt es kein anderes Wort: es war außerordentlich elegant. Ich habe doch ſonſt nur wenig Sinn für dergleichen, doch ſelbſt mir fiel es auf. Tatſächlich: er hatte Augenblicke, in denen er beſtrickend wirkte, und ich konnte mir denken, daß beſonders Frauen ihm dann ſchwer hätten widerſtehen können.

Nun alſo ... wir haben geplaudert, wie es ſich eben ergab, ... meiſtens von der Heimat. Wenn ich es recht überlege, hatten wir dabei kaum einen einzigen gemeinſamen Bekannten. Es waren nur ein paar Namen von Leuten aus Polajewo, von ein paar Dörfern und Gütern in der Runde, die wir beide kannten. Aber ſchon dies ſchien ihn aufs tiefſte zu berühren. Und als gar herauskam, daß ich als Gymnaſiaſt einmal in Czempowo geweſen war, hätte er mich am liebſten umarmt. „Wie?“ rief er, „es iſt doch herrlich?“ Und dieſe Schwärmerei hatte einen faſt kindlich-phantaſtiſchen Zug. Denn nach meiner eigenen Erinnerung war Czempowo das übliche dreckige polniſche Koſſätendorf, wie in jener Gegend zwölf auf ein Dutzend gehen, mit einem verwahrloſten Herrenhaus. Aber Krupski ſprach von dem „Schlößchen“, wie er es nannte, wie von einem kleinen Weltwunder. Der Raſenplatz davor, die Kugellinden, die darum ſtanden, die Pappelallee, die von der Landſtraße darauf zuführte und in der immer der Wind ſauſte, der kleine Park mit dem noch vom Großvater gebauten Luſttempelchen, das

Flüßchen, das fünf Minuten davon durch die Wiesen rann, — das alles waren in seinen Augen überaus köstliche Dinge.

Auch indem er von ihnen sprach, verlor er eine letzte Überlegenheit nicht. Er gaukelte gleichsam zärtlich darüber fort, mit einem Lächeln, das jeden Augenblick bereit war, ein wenig Spott in die Schwärmerei zu mischen. Deshalb wurde er nicht langweilig, während er dabei verweilte, und nichts hat so sehr den Eindruck des Allerweltsspaßmachers bei mir verwischt, wie diese Erinnerungsseligkeit. Jeder Mensch, sagte ich mir, hat ein Winkelchen in sich, wo er den Scherben eines Ideals bewahrt. Für den einen ist es die Mutter oder das Haus der Jugend oder nur ein Hund, der ihm die Hände geleckt hat, der andere nennt es Vaterland oder Freiheit oder Ruhm oder sonstwie — aber wer den Scherben noch manchmal vorholt, ihn blank putzt und ihn leuchten läßt, der ist noch immer irgendwie mit der guten Seite der Menschheit verbunden.

Der Krupski muß das wohl gefühlt haben, daß ich in diesem Augenblick etwas für ihn übrig hatte. Er schob seinen Arm unter den meinen und sagte: „Sie müssen sich das alles einmal ansehen. Denn eins steht fest: ich hol mir Czempowo noch einmal wieder. Dann müssen Sie mich besuchen . . . vielleicht im Sommer, wenn die Linden blühn, oder nein: Kommen Sie lieber im Herbst zur Hasenjagd! Wir hatten immer eine sehr gute Strecke."

Großartig! Mitten im Weltkrieg lud er zur Hasenjagd auf ein Gut, das er sich — vielleicht, vielleicht auch nicht! — nach vielen Jahren einmal zurückerobern wollte. Nun, diese Einladung konnte man ohne Gefahr annehmen. Ich habe nicht gelacht, aber geschmunzelt. „Wenn wir jetzt," habe ich gesagt, „in Polajewo bei Paszewski säßen, würde ich darauf trinken, daß Czempowo bald wieder Ihnen gehörte."

Die kleine Ironie schien er gar nicht zu merken. Er war Feuer und Flamme.

„Richtig!" rief er und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn, — „Paszewski! Am Marktplatz! Ist es noch immer der beste Gasthof? Welch ein Geld hat mein Großvater da gelassen! Vierspännig ist er vorgefahren, und schon haben es die lustigen Brüder straßauf und -ab gerochen. Damals war Paszewski ein armer Teufel, und Großvater war reich, reich! Nun sind die Paszewskis reich und die Krupskis arm — es geht 'rauf, 'runter, wie bei einer Schaukel. Man muß es nur gut abpassen, daß man selber nicht gerade unten ist. Sonst gefällt es einem nicht. Immerhin — einen Schnaps können wir uns deshalb trotzdem genehmigen!"

Damit zog er mich sachte vorwärts, als ob er hier eine verborgene kleine Kneipe kenne.

Unterwegs plauderte er allerlei. Im Essen sei er ganz bedürfnislos, aber Tabak gehöre bei ihm zum Leben, und einen Kognak habe er meistens

auch. Wenn Liebesgaben einträfen, tauſche und ſchummele er wie ein Pferdejude. So läge für alle Fälle immer ein Fläſchchen im Hinterhalt.

Auf dieſes Fläſchchen ſtrebten wir alſo zu und gerieten dabei ins Schulhaus, in dem ſich die Offiziere einquartiert hatten. Es hatte ſich bereits herumgeſprochen, daß Krupski ſich in dem wenig beſchädigten und ganz ſtattlichen Gebäude kürzlich eine überflüſſige, weißgetünchte Kammer ausgebeten hatte. Sie war ihm auch anſtandslos bewilligt worden, denn ich ſagte wohl ſchon, daß man ihn nach Möglichkeit ſchalten und walten ließ, weil er die Mannſchaften ſo aufkratzte. Die halbe Kompagnie riet herum, welchen Unſinn er nun da wieder in der Kammer aushecke, aber er ließ keinen herein und wehrte lachend jeder Neugier.

Nun nahm er mich alſo in dieſen verbotenen Bezirk mit. Da hatte der tolle Kerl doch mit Ruß und Holzkohle über die weißgetünchten Wände fort einen ganzen Bacchantenzug der verrückteſten Karikaturen gezeichnet: feindliche Potentaten und Staatsmänner, polniſche Bauern und flüchtende Ruſſen, ein paar Tolpatſche aus der Kompagnie und urkomiſche Liebesgabenſpender — alles mit flüchtigen Strichen hingeworfen, boshaft, aber ganz ausgezeichnet. Er war noch nicht fertig; eine halbe Wand hatte er noch frei.

An meinem Geſicht muß er wohl meine Verblüffung gemerkt haben. „Gefällt's Ihnen?" fragte er; „es hat mir viel Spaß gemacht. Sehen Sie ... der Grey hier mit dem Fuchsgeſicht ... der iſt fein ... Aber nun das Feuerwaſſer!" Und er bringt zwei Näpfchen an — etwa wie Futternäpfe von Kanarienvögeln —, geſtrichen voll mit leidlich gutem Cognak.

„Na zdrowie, Landsmann," nickt er, als ich auf Czempowo trinke, und leert ſein Näpfchen auf einen Zug. „Was ſoll das ſchlechte Leben nützen? Auf einem Bein kann der Menſch nicht ſtehen!" Und er gießt die Näpfchen noch einmal voll.

Das war unter den obwaltenden Umſtänden Edelmut — keine Frage! Mich brennen ein wenig die feurigen Kohlen. Mit jedem Augenblick imponiert mir Krupski mehr. Ich habe ja für Karikaturen wenig übrig, ſie ſchaffen mir meiſt ein körperliches Unbehagen wie jede Verzerrung, aber ſo viel ſah ich doch: ſie waren überaus flott gemacht, und faſt wider Willen bewundernd platzte ich heraus: „Wo, zum Teufel, haben Sie das her? Was können Sie eigentlich noch alles?"

Er lacht; ſpöttiſch, aber doch geſchmeichelt. „Sie denken gewiß: greulich viel Talente und kein Talent! Nicht? Um ſo liebenswürdiger! Das Kunſtſtück hier iſt übrigens nicht ſo groß, wie es ausſieht. Ich bin ja Kunſtmaler, und wenn ich kein Geld hatte, habe ich für die Witzblätter ſolche Scherze gemacht. Bei den großen Schinken verlor ich regelmäßig nach ein paar Wochen die Luſt, aber ſo etwas ... das liegt mir wohl!"

Da zeichnet er ſchon los und fängt dabei zu erzählen an. Immer in dem alten leichten Ton und immer von ſich. Ein Geſpräch konnte anſetzen,

wo es wollte, — es glitt stets und meist ganz unmerklich auf seine Person hinüber. Zuerst habe ich mich heimlich gefragt: Warum erzählt er dir das alles? Aber ich glaube fast, es hatte mit mir selbst wenig zu tun; er hätte genau so zu den meisten anderen auch gesprochen. Seine Offenheit, die zurückhaltende Menschen quälen oder verwirren mochte, war kein Vertrauensbeweis, den man sich etwa hinter den Spiegel stecken konnte, sondern sie beruhte auf einer gewissen selbstbewußten Unbekümmertheit. Sie unterstellte sich auch niemals dem Urteil des anderen.

Krupski war, wie er damals erzählte, gerade fünfzehn Jahr alt, als Czempowo verloren ging. Mit dem wenigen, was sie gerettet hatten, waren die Eltern nach Posen gezogen ... der Vater schweigsam, erbittert gegen das Geschick, das ihm einen langen, mühseligen und zuletzt doch vergeblichen Kampf auferlegt hatte; die Mutter immer noch einen Rest von Lustigkeit, Leichtsinn und Hoffnungsseligkeit in den neuen Zustand hinübernehmend. Was aus dem einzigen Kinde einmal werden sollte, war die große Ungewißheit und Sorge, die jeder nach seiner Natur ganz verschieden trug. Zum Studieren hatte der Boguslaw keine Lust ... Bücher waren ihm gräßlich. Zum Kaufmann fehlte ihm jede Anlage. Gutsbesitzer spielen — mit tausend Freuden! Aber als Inspektor sich herumdrücken und für andere schuften — nein! Nun hatte er eben dieses Zeichentalent. Freunde rieten zu: es wurde ausgebildet — gut! Er war da und dort gewesen, in Paris, Südfrankreich, Italien; hatte in München, Posen, Berlin gelebt ... wahrscheinlich doch ein bißchen zigeunerhaft. Nach einigen Bemerkungen zu schließen, muß er manchmal toll viel Geld ausgegeben haben. Woher es kam, blieb unklar. Denn die Eltern, die inzwischen gestorben waren, hatten ihm offenbar nicht viel hinterlassen. Nun, es ging mich nichts an. Ich sah ihm zu, ich hörte ihm zu, ich saß auf einer umgestülpten Kiste und rauchte seine Zigaretten.

„Ach", sagte er plötzlich fast heftig und drehte sich nach mir um, „mein lieber Großvater war doch eigentlich verteufelt rücksichtslos. Ich soll ihm ähnlich sehen ... alles hat er mir vermacht, die Freude an den lustigen Nächten, am Wein, am Spiel, an den Weibern, ... nur sein Geld nicht! Das ist schlimm! Psia krew, wenn ich so aus dem Vollen wirtschaften könnte, wie er! Was für ein Leben! ... Was für ein Leben!"

Da hat er ganz heiße Augen, schwärmerisch halb und halb gierig.

Bis er sich mit einem Achselzucken wieder wendet und sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn tippt: „Verrückt — wie? Seinen eigenen Großvater zugleich lieben und hassen zu müssen! Wenn der alte Herr noch lebte, möchte ich mal ein Wörtchen mit ihm reden. Ich wette, er würde mich verstehen; meinen Vater verstand er nicht. Er begriff nicht, wie er zu solchem Sohn kam. Alle seine Sünden fielen ihm davor ein. Ich glaube, die beiden haben sich gehaßt wie Feuer und Wasser. Und als mein Vater eines Tages auftrumpfte, ob er denn als Bettler zurückbleiben solle, — wissen Sie, was

er da zur Antwort bekam? ‚Reichtum, Söhnchen,‘ hat der Alte trocken geſagt, ‚iſt ein Verführer. Du ſiehſt es an mir: welch ein ſchlechter Menſch bin ich geworden! Immer iſt man von Verlockungen, Gefahren und Fallſtricken aller Art bedroht. Du jedoch wirſt arm ſein. Wenig nur werde ich dir hinterlaſſen. Aber ich werde mit dem Troſt ſterben, daß du auf ſolche Weiſe nicht in mein Sündenleben verfallen kannſt und viel älter werden wirſt als ich. Denn ſtets habe ich dieſe Erfahrung gemacht: Wer nichts hat, dem paſſiert auch nichts.‘“

„Noch Jahre ſpäter hat mein Vater die Hände geballt, wenn er das erzählt hat. Denn er hatte gar keinen Sinn für Humor und Ironie. Er hat immer nur gerechnet, ob er Czempowo ſpäter würde halten können. Mit jedem Jahr, das der Alte länger lebte, wurde das fraglicher. So hat er in dem einen Flügel des Schlößchens gewohnt und hat einen Monat nach dem andern auf den Tod des Großvaters gewartet. Und Großvater, der das wohl gewußt hat, trieb es auf die alte vergnügte Art weiter. Ja, er war ein Filou ... alles, was recht iſt ... aber doch ein feiner Kerl. So luſtig, wie er gelebt hat, iſt er dann auch geſtorben. Hat man Ihnen in Polajewo nichts davon erzählt?

„Nämlich ... als er ſein Ende nahen fühlte, hat er ſeinem Leibdiener geſagt, der große Schlitten ſolle angeſpannt werden. Denn es war im Januar, und der Schnee lag halbmeterhoch. Mit dem Wagen war gar nicht durchzukommen. Der Diener hat gedacht, daß der Großvater nach dem Propſt ſchicken will. Aber ſtatt deſſen hat er ſich die ganze Polajewoer Stadtkapelle beſtellt, ſieben oder acht Mann. Die Trompeten haben ſie zu Hauſe laſſen müſſen, doch die Streichinſtrumente mußten ſie mitbringen. So ſind ſie unter Schellengeläut auf den Hof gefahren; wenn der alte Krupski rief, haben ſie für nichts anderes Zeit gehabt. Der Kapellmeiſter war damals der alte Gmerek. Den hat Großvater an ſein Bett kommen laſſen und hat ihm, ſchon mit ganz wächſernen Fingern, eine ſchöne gehäkelte Geldbörſe gezeigt, in der es nicht ſchlecht klingelte. Alles, was darin war, ſollte für ihn und ſeine Muſikanten ſein, aber ſie mußten dafür hinter einem Vorhang ſpielen, ſo lange er es haben wollte. Polka, Walzer, Krakowiak, was ſie wollten ... nur nichts Trauriges. Nach jeder halben Stunde ſollten ſie eine Pauſe machen und erſt dann weiterſpielen, wenn er riefe.

„Was Wunder, die Kerle haben natürlich auf den Lohn hin gefiedelt wie die Zigeuner, und als ſie nach einer halben Stunde abſetzten, hörten ſie die Stimme des Großvaters hinterm Vorhang: „Weiter!“ Noch drei- oder viermal haben ſie inne gehalten, und immer hat er „Weiter!“ gerufen. Beim letztenmal ſoll es ſchon eine ganze Zeit gedauert haben und dann nicht mehr ſo deutlich geweſen ſein. Als ſie dann wieder ſchwiegen — der alte Gauner, der Gmerek, hat die volle halbe Stunde gar nicht mehr eingehalten — iſt alles ſtill geblieben. Eine Minute nach der andern verging, wie die Luchſe

haben sie gehorcht — nichts. Schließlich hat der alte Gmerek den Vorhang ein klein wenig verschoben und durchgeguckt, hat auch seinen Saufbruder und Primgeiger Pollakowski herangewinkt. Da hat der alte Herr tot dagelegen, und sie haben die Geldbörse eingesteckt, haben dem Diener Bescheid gesagt und sind zu Fuß durch den Schnee nach Polajewo zurückgewatet ... Denn daß mein Vater ihnen den Schlitten nicht mehr gab und daß sie überhaupt zum letztenmal auf Czempowo gewesen waren, das wußten sie. Erst als sie schon auf der Landstraße waren, hat der Diener meinen Vater benachrichtigt.

„Nun, es war ja in einer Beziehung wirklich die höchste Zeit, daß der alte Herr starb. Hätte er noch ein paar Jahre länger gelebt, wäre Czempowo schon damals zum Teufel gegangen. Aber finden Sie nicht auch? er hatte doch etwas Großartiges. Ich möchte auf ihn schimpfen und bin doch immer stolz und vergnügt, wenn ich an ihn denke und von ihm erzählen kann. Noch mit vierzig Jahren hat er damals den Aufstand mitgemacht, den von 1863. Ist seiner Frau und den Kindern einfach davongelaufen, hat sich bei Nacht und Nebel über die Grenze geschlichen und soll unter Langiewicz manch tollkühnes Stückchen gegen die Russen ausgeführt haben."

— Mit zurückgewandtem, versonnenem Blick, der sein Gesicht merkwürdig beruhigte, ja fast veränderte, sah Krupski vor sich hin. Seine Fingerspitzen strichen dabei leise über die feine Haarnarbe, die ihm in die Stirn gewachsen war. Er dachte an den alten Herrn und lächelte.

Da war es mir, als ob ich auf meiner Kiste auch einmal das Maul auftun müsse, und ich habe so ungefähr gesagt, daß sich der Großvater nun des Enkels freuen könnte. Denn er sei gleichsam noch einmal aufgestanden, um in einem neuen Kampfe mit den Russen abzurechnen.

„Natürlich", erwiderte Krupski leichthin .., „es wiederholt sich alles."

Doch gleich hinterher, als ginge ihm plötzlich ein Licht auf, maß er mich über die Schulter weg mit einem verwundert fragenden Blick. „Ach so," sagte er gedehnt, „Sie glauben, daß ich mich deshalb freiwillig gemeldet habe? Gleichsam aus erblichem Russenhaß? als Enkel eines Freiheitskämpfers?"

Sekundenlang glitt wieder das ironische Schmunzeln um seinen Mund, dieses Zucken spöttischer Überlegenheit.

„Sehen Sie, das wäre doch noch eine idealische Maske. Ich bin selber noch gar nicht darauf gekommen. Aber die germanischen Völker haben erstaunlich viel Sinn dafür. Sie sind erst glücklich, wenn sie für jedes Tun oder Unterlassen einen allgemeinen moralischen Grund entdeckt haben. Selbst Weltgeschichte wollen sie nur aus Gründen bürgerlicher Moral machen. Sogar die Engländer können sich davon nicht befrein ... sie haben für den jetzigen Machtkampf natürlich die triftigsten politischen Gründe, sie handeln selbstverständlich auch nur danach, aber sie reden, als ob sie eben aus der Sonntagsschule kämen und halten sich schämig das belgische Feigenblatt vor. Es ist furcht-

bar komiſch. Es iſt der unüberwindliche germaniſche Reſpekt vor dem Moraliſchen!"

Er lachte vor ſich hin. Er beluſtigte ſich offenbar ganz außerordentlich.

„Aber Sie," fuhr er fort und tippte mit dem Stück Kohle nach mir, „Sie kriegen wahrhaftig noch mehr fertig als die Engländer. Sie ſtellen ſogar mich unter die moraliſche Idee — mich, den Enkel vom tollen Krupski. Gott behüte — was ſind Sie ein herrlicher Menſch! Zwiſchen 1863 und heute ſchlagen Sie eine ideale Brücke und ſetzen einen mitten darauf! Man fühlt ſich förmlich gehoben. Man rückt mit einem Male in die Verklärung. Und das iſt immer hübſch, wenn es auch nicht ganz ſtimmt. Bei mir ſtimmt es wirklich nicht — ich kann es drehen und wenden, wie ich will, ich muß Sie enttäuſchen."

Da blinkerten ſeine Augen ſo ſpitzbübiſch, daß mir nichts übrig blieb, als in ſeine Heiterkeit einzuſtimmen. Und während er von neuem zu zeichnen begann, erzählte er ganz offen, weshalb er ſich als Kriegsfreiwilliger gemeldet hätte. Mit der Mobilmachung nämlich war allen Leuten, die gleich ihm in der Luft ſchwebten, jede Verdienſtmöglichkeit abgeſchnitten. Man konnte ſich aufhängen: niemand war entbehrlicher als ein Maler. Hatte er ſchon vorher in der Klemme geſeſſen, ſo war es nachher immer brenzlicher geworden. Bis Mitte November hatte er das ausgehalten. Dann hatte er ſich geſagt: Beſſer, du gehſt jetzt freiwillig; in zwei, drei Monaten holen ſie dich ſowieſo, und wenigſtens biſt du dann deine Gläubiger los und brauchſt nicht zu hungern! So war er in die Kaſernen gelaufen, bis ſie ihn in einer glücklich behalten hatten.

„Ja," ſagte Krupski, „hinterher hat es mir bitter leid getan. Ich hatte mir nämlich, um noch alles zu ordnen, bis zum nächſten Abend um acht Urlaub erbeten. Bevor ich alles gepackt hatte, war es Mitternacht geworden, und als ich fortgehe, um mir für mein letztes Zehnmarkſtück etwas Gutes zu tun, laufe ich dem Rechtsanwalt Körner in die Arme. Woher? wohin? — alſo kurz und gut, er ſchleppt mich zu den Sumpfhühnern mit, die Nacht für Nacht im Hinterzimmer einer kleinen Weinkneipe tempeln. Mir iſt's gleich. Morgen bin ich ſowieſo Soldat, alſo verlier ich, verlier ich. Aber wenn's einem egal iſt, hat man gerade Duſel. Ich ſitze und trinke und ſpiele — Teufel noch einmal, ich gewinne wie verrückt. Ein ganzes Paket Scheine hab ich ſchon vor mir. Als ob Großvater bei Paszewski ſitzt. Nun, die Strähne geht vorbei, aber als ich um drei Uhr aufſtehe, habe ich noch immer über vierhundert Mark gewonnen. Warum nicht zwei Tage früher? Nun half kein Fluchen mehr: in die Kaſerne mußte ich am Abend doch! Erſt hab ich ein paar Stunden geſchlafen, und dann hab ich mir überlegt, wie ich das Geld am beſten anbringe. Mein alter Hausdrachen kriegt zwar noch für drei Monat Miete, aber ich werde ihr etwas huſten. Und weil erſpieltes Geld weiterſpielen will, ſo kaufe ich mir für die Hälfte des Segens ein Los

der preußiſchen Klaſſenlotterie. Ich kaufe immer nur ganze Loſe oder gar nichts, denn wenn ich mit zwei, vier, acht oder zehn Menſchen teilen müßte, dann würde ich mich halb tot ärgern. Der Einnehmer kennt mich ſchon. Ich laſſe ihm das Los da: es ſoll ſich totſpielen, wenn's nichts Ordentliches bringt. Mit der andern Hälfte des Geldes hab ich mir dann noch einen vergnügten Tag gemacht und hab ein paar Freunde und nette Mädels zuſammengetrommelt. Es war herrlich. Bis ſieben Uhr haben wir Sekt getrunken, das Atelier war ſchon ſo gut wie leer, doch das ſchadete gar nichts. Dann ſind wir losgezogen. Der Bildhauer hat auf einer Mundharmonika den ganzen Weg geblaſen, die Mädels haben auf Kämmen und Seidenpapier begleitet, ich hab den Takt geſchlagen und mit den Lippen muſiziert — ſo ſind wir durch die Straßen marſchiert, alle ſchon ein bißchen beſchwipſt, und ich mit dem Köfferchen in der Hand. Die Schutzleute machten erſt böſe Geſichter, doch wenn ſie hörten, daß ich Kriegsfreiwilliger war und zur Kaſerne wollte, lachten ſie. Vor der Kaſerne hab ich dann den Mädels noch feierliche Abſchiedsküſſe verſetzt, und dann — gerade, als es acht Uhr ſchlug, — rin ins Vergnügen! Seitdem iſt es nicht wieder ſo hübſch geworden."

Er ſchwelgte und ſchmunzelte noch in der Erinnerung. „Großartig, wie das Goldmariechen auf dem Kamm geblaſen hat! Bloß an einer Stelle hat ſie jedesmal gekickſt. Vielleicht war die Rührung ſchuld oder der Sekt oder auch nur eine ausgebrochene Zinke."

Mit heiterem Spott ſah er mich von der Seite an. „Dies, mein Freund, war mein Eintritt in die Armee. Ich habe es gleich geſagt: die ideale Geſinnung hat gefehlt."

Und wie er das dumpf anklagend herausbrachte, halb vor Luſtigkeit blinkerte und halb auch eine zerknirſchte Armeſündermiene vorſteckte, da mußte man eben doch lachen. Eigentlich war es auch nett, daß er ſich nicht beſſer machte, als er war. Ja, ich habe mich ſpäter gefragt, ob er ſich nicht eher ſchlechter gemacht hat. Er nannte ſich ſelbſt einmal ein „windiges Früchtchen" — weniger noch ſelbſtgefällig als in einer Art trockener Einſicht. Er konnte Anſichten entwickeln, daß einem normalen deutſchen Staatsbürger und gar einem Soldaten die Haare zu Berge ſtanden. Er wußte ganz gut, daß es Dinge gab, über die wir niemals einig werden würden und vor denen ich ſeine ſpielende Überlegenheit nicht vertrug. „Schimpfen wir auf den Großvater", gab er mir dann wohl zur Antwort; „wenn ich ſchon alles von ihm habe, kann er auch mein Blitzableiter ſein." —

Vielleicht iſt es danach begreiflich, daß dieſer Krupski etwas Entwaffnendes hatte. Man konnte ihn niemals in den Griff bekommen. Es gab Stunden, wo ich alles an ihm ſchwarz ſah und ihn bei mir ſelbſt mit faſt bewußter Ungerechtigkeit einen Gaukler und Komödianten ſchalt; doch immer öfter kamen auch Stunden, in denen ich ihn geradezu gern hatte und von ſeinem immer lebendigen und ſchillernden Weſen beſtrickt wurde.

Die Karikaturen erregten übrigens allgemeines Entzücken. Sie wurden ſozuſagen zu unſerer Sehenswürdigkeit. Sie wurden mit Stolz jedem, der des Weges kam, gezeigt. Selbſt der Diviſionär, der uns eines Tages überfiel, ſah ſie ſich an. Es war ein Herr mit einem ſtrengen Gelehrtenkopf. Er ſoll eine ganze Zeit davorgeſtanden, ſie betrachtet und dann lächelnd zu den Offizieren geſagt haben: „Prachtvoll, meine Herren! Aber es iſt doch ein Glück, daß wir nicht lauter ſolche Leute haben wie den Künſtler hier."

Das Wort wurde herumgetragen. Ich ſelber habe es Krupski geſteckt. „Sieh, ſieh," ſagte er mit einem leichten Zucken um den Mund, „die Kunſt iſt verräteriſch." Man wußte, wie öfter bei ihm, nicht recht, was Ernſt und was Spott war.

Der Spott ſchien doch aber zu überwiegen. Wenigſtens neigte ich zu dieſer Anſicht, als ich ein paar Wochen ſpäter an die kleine Bemerkung zurückdachte.

Mittlerweile nämlich hatte ſich das Wetter gebeſſert. Die Landſtraßen wurden notdürftig benutzbar, die Feldpoſt traf regelmäßiger ein, und wenn wir auch ſelber noch immer zurückgehalten wurden, ſo ſetzten doch die Ruſſen, deren Aufklärungsdienſt ſchlecht war, zu allerlei Vorſtößen an. Wahrſcheinlich ſollten ſie nur Erkundungszwecken dienen, denn beſonders nachdrücklich war keiner, wir konnten ſie mit leichter Mühe zurückweiſen. Aber wir mußten jedenfalls auf dem Poſten ſein. Das war uns allen recht. Die ſchreckliche Untätigkeit hatte am allerſchlimmſten auf uns gelaſtet. So gab es wieder geſpannte und vergnügte Geſichter — keins doch, das vergnügter geweſen wäre als das Krupskis. Wo es etwas zu tun gab, war er vorneweg. Wenn ſich Freiwillige melden ſollten, ſprang er zuerſt aus dem Glied. Auf eigene Fauſt unternahm er ſogar nicht ungefährliche Fahrten.

Zuerſt glaubte ich, die Bemerkung des Diviſionärs hätte ihn doch heimlich geärgert, und er wollte nun um ſo mehr beweiſen, was er auch als Soldat wert wäre. Aber das hätte eigentlich nicht zu ihm geſtimmt. Noch weniger konnte man bei ihm auf irgendwelche idealen Beweggründe ſchließen, auf ein beſonderes Pflichtgefühl oder einen ungeſtümen Dienſteifer. Dergleichen lag ihm völlig fern. Seine richtige Meinung plauderte er einmal im Geſpräch aus. „So ein Krieg," ſagte er kopfſchüttelnd, „iſt ja ein Blödſinn ſondergleichen. Aber das Hübſche daran iſt, daß man alles plötzlich tun darf, was ſonſt verboten iſt." Und er erzählte eine Anekdote, die Kameraden von der Weſtfront mitgebracht hatten und die er geradezu liebkoſte. Da hatte irgendein hohes Tier einen braven Bayern gefragt, wofür er das Eiſerne Kreuz erhalten hätte, und der Bayer hatte geantwortet: gerade für dasſelbe, wofür er vor einem halben Jahr eine Woche hätte ſitzen müſſen. Nun wurden ja bei uns eine Anzahl Geſchichten und Witzchen erzählt, aber niemals habe ich Krupski ſo entzückt geſehen. Er behauptete, das wäre das Großartigſte, was

man überhaupt über den Krieg ſagen könne, und wenn er ein Philoſoph wäre, würde er ſeine ganze Philoſophie darauf aufbauen.

Genug: im Grunde betrachtete er den Krieg wohl als günſtige Gelegenheit für perſönliche Abenteuer, als eine aufregende Abwechſlung oder dergleichen. Und jetzt, wo die Möglichkeit dazu da war, ſtürzte er ſich kopfüber hinein: nach der langen Untätigkeit machte es ihm Spaß. Es gelang ihm auch, gleich von einem der erſten Erkundungsgänge wichtige Meldungen zurückzubringen, und ſeitdem wirkte er, wie er zu ſagen pflegte, „im Außendienſt." Beinahe Tag für Tag hatte er etwas vor, er entwickelte den gleichen ungeſtümen Eifer wie dazumal, als er das Überbrettl machte, und wieder nahmen die alten Leute die Pfeife aus dem Mund, ſchüttelten den Kopf und ſagten: „Ein verrückter Kerl!" Die ganze Kompagnie wartete auch immer mit Spannung auf ſeine Rückkehr. Denn außer etwaigen Meldungen brachte er gewöhnlich noch anderes mit — ſelten, daß er ganz umſonſt ging. Das hört ſich vielleicht übertrieben an, aber es iſt tatſächlich wahr und hat im Grunde auch nichts Wunderbares. Denn Krupskis Erfolge erklärten ſich zum Teil ganz einfach dadurch, daß er als einzigſter von uns fließend Polniſch ſprach und mit der zurückgebliebenen Bevölkerung als Landsmann verkehrte.

Als er wieder einmal losging, rief ihm einer zu: „Du, Krupski, ich hätt nächſtens mal Appetit auf friſche Blutwurſt. Bring doch mal ein Schwein mit." „Schön", ſagt Krupski, „ſollſt du haben, mein Sohn. Aber unter hundert Zigaretten tu ich's nicht." Man lachte ihn aus und verſprach alles, was er verlangte, denn viele Meilen im Umkreis war das Land ratzekahl gefreſſen. Eine Ziege war allenfalls mit Mühe und Not noch aufzutreiben, ein Schwein nach Menſchenermeſſen nicht. Und jeder freute ſich, daß der gute Krupski diesmal aufs Glatteis geraten würde.

Er kam auch wirklich mit leeren Händen wieder. Am erſten Tag, und am zweiten auch. Die halbe Kompagnie ſteht da und feixt und fragt immer wieder, wann es denn nun die Blutwurſt gäbe. Er knurrt etwas von Verfreſſenheit und ſchleicht ſich ſeitwärts in die Büſche. Schön. Am dritten Tag — es wird ſchon dämmerig, und ich kritzele gerade eine Feldpoſtkarte — hör ich draußen einen anſchwellenden Radau und dazwiſchen das mörderiſche Quieken eines Schweines. Wie der Wind bin ich aus der Tür: richtig, da ſteht Krupski ſeelenvergnügt inmitten des Hallos der herbeiſtürzenden Mannſchaften und kneift einem Borſtenvieh ins Ringelſchwänzchen, daß es immer durchdringender quiekt und immer mehr Leute heranlockt. „Zum Donnerwetter, Krupski," ruft der Feldwebel, „wo haben Sie Sakramenter denn das Vieh aufgetrieben?" „Schwere Sache, Herr Feldwebel", ſagt Krupski, „ich hab zehn Kilometer gelockt, bis eins geantwortet hat." Und er macht das Grunzen, Nutten und Schnüffeln ſo täuſchend nach, daß alles vor Vergnügen tanzt. Nun, man kann ſich den ungeheuren Jubel denken, mit dem die Beute zum Opfertode geführt wurde. Krupski aß übrigens am allerwenigſten davon,

aber auf ſeinen hundert Zigaretten beſtand er unerbittlich, und in den unmöglichſten Sorten wurden ſie ihm dargebracht.

Ein anderes Mal blieb er zwei Tage fort. Wir fingen ſchon an, beſorgt zu werden, da kommt er auf einem kleinen litauiſchen Panjewagen angefahren — wißt ihr, ſo einem zweirädrigen Karren —, vor ihm, halb auf der Deichſel, ein kleiner eisgrauer Bauer im Schafspelz, er aber wie ein Paſcha zurückgelehnt und huldvoll nach allen Seiten winkend. Er hatte das Fuhrwerk kraft militäriſcher Gewalt einfach requiriert, und der verängſtigte Bauer war ſchon heilfroh, daß er ungekränkt zurückfahren durfte. Aber er kannte unſern Krupski nicht. Denn Krupski winkt ihn noch einmal heran, holt ſeinen Bruſtbeutel vor und drückt ihm einen harten Taler in die Hand. Das geſchah mit einer unnachahmlichen Großartigkeit. Sicherlich war es ſein letztes Geld, aber er hätte es nicht mit größerer Selbſtverſtändlichkeit geben können, wenn der Bruſtbeutel außerdem noch randvoll geweſen wäre. Der alte Kerl war glücklich. Er küßte Krupski die Hand, er griff zum Kuß nach ſeinem Rockſaum, und während wir andern bei ſolchem Verſuch grob oder verlegen abwehrten, ließ es Krupski lächelnd geſchehen. Er ſprach ein paar polniſche Worte, da ſtrahlte der eisgraue Alte über das ganze verrunzelte Geſicht. „Was wollen Sie?“ ſagte er ſpäter, als ich einmal davon anfing, „ſo bin ich aufgewachſen. Daß mir der Kerl den Rockſaum küßt, iſt ſeine Ergebenheitsform. Es iſt das gleiche, als wenn Ihr Schuſter Sie grüßt. Indem Sie abwehren, beleidigen Sie nur. Aber das könnt ihr Deutſche nie verſtehen. Theoretiſch begreift ihr alles, habt die ganze Weltliteratur in eurer Sprache verſammelt und ſprecht über die Eigentümlichkeiten andrer Nationen höchſt verſtändnisvoll, ja, ſogar bewundernd. Doch praktiſch ſeid ihr unbiegſamer als jedes andre Volk, könnt gar nicht koloniſieren und ſeid überall unbeliebt. Mit den Franzoſen und Engländern iſt es gerade umgekehrt. Sie haben viel mehr Vorurteile, und doch kommen die übrigen Nationen viel beſſer mit ihnen aus.“

Als ich antworten wollte, hielt er ſich lachend die Ohren zu.

Ein drittes Mal — wir wollten unſeren Augen nicht trauen — bringt er ganz allein neun Ruſſen an . . . Rieſenkerle . . . jeder gut einen Kopf größer als er ſelber. Zwei gehen ein Dutzend Schritt voraus und ſchleppen im Schweiße ihres Angeſichts die neun Gewehre; die übrigen trotten im Abſtand hinterdrein und Krupski hält mit ſchußbereiter Waffe die Flanke. „Komiſche Leute,“ ſagt er, als er ſie abgeliefert hat, . . . „im Walde kommen ſie an, ganz gemütlich. Aber wie ſie mich ſehen, hat der eine auch ſchon die Knarre an der Backe und drückt los. So ein niederträchtiger Halunke! Hätte er mich nicht treffen können? Was ſoll ich da machen? Im nächſten Augenblick werde ich ein Sieb ſein. Da hat mir Großvater geholfen. Er hat von den Menſchen keine hohe Meinung gehabt. Die einen, hat er immer behauptet, fallen um, wenn du brüllſt wie ein Löwe, die andern, wenn du zwitſcherſt wie

ein Goldvögelchen. Wobei er an die Dukaten gedacht hat. Also — ich hab gebrüllt wie ein Löwe. ‚Ihr verfluchten Laufekerle,‘ hab ich die Russen angeschrien, ‚seid ihr denn ganz und gar des Teufels? habt ihr, psia krew, an diesem blödsinnigen Krieg noch immer nicht genug? Seid doch zum Deubel vernünftig und kommt mit! Da kriegt ihr gut zu fressen, könnt nicht tot geschossen werden und könnt behaglich warten, bis ihr zu Tatjana Wlasjewna oder Matrjona Pawlowna nach Hause kommt. Aber dalli, dalli . . . sonst pfeif ich euch eins!‘ Schön! Drei von ihnen haben es zuerst begriffen und den Arm gehoben, die andern haben sich noch einen Augenblick beraten. Bis der Älteste sagt: ‚Recht hast du, Väterchen . . . es dauert zu lange. In Gottes Namen . . . führe uns!‘“

Es mag sein, daß Krupski, wenn er solche Geschichten zum Besten gab, die Einzelheiten nach Laune ausschmückte, aber auf einer Lüge habe ich ihn nie ertappt. Und da wir die handgreiflichen Beweise dessen, was er leistete, ja vor uns hatten, so nahmen wir, gleich ihm selber belustigt, auch die hübschen Histörchen und Schilderungen hin, die er daran knüpfte. In den kleineren Gefechten und Schießereien, die sich jetzt häufiger folgten, war keiner forscher als er. Oft hörte man ihn und die Nächsten mitten in der schönsten Knallerei lachen: das hat manch einen mit Ruhe und Sicherheit erfüllt. Ja, als es einmal zu einem Nahkampfe kam, wandte er sein altes Verblüffungsmittel, den Gegner mit furchtbaren polnischen Flüchen anzubrüllen, von neuem an, und der Erfolg war wirklich nicht schlecht. Denn nichts wirkt im Felde mehr als das Beispiel. Es braucht nur einer in plötzlicher Bestürzung die Waffen wegzuwerfen, so machen es ein paar andre sofort nach.

Da war es kein Wunder, daß Krupskis Ansehen fast von Tag zu Tag stieg, und daß er als erster und einziger von den Neuen sehr bald das Eiserne Kreuz bekam. Ich glaube, die ganze Kompagnie freute sich neidlos darüber. Wir im Osten bildeten uns nämlich vor der großen Maioffensive ein, daß wir in dieser Beziehung gegenüber den Kameraden von der Westfront arg vernachlässigt und benachteiligt würden. Das war wohl Unsinn, aber es wurde allgemein geglaubt. Und so begrüßten wir mit doppelter Freude die Auszeichnung, die einer der Unseren empfing, — als wäre damit ein Bann gebrochen. Der Hauptmann hielt wider seine Art eine kleine Ansprache über diese schönste Belohnung des Soldaten: es sei eine Anerkennung für die bisherigen Leistungen und ein Ansporn für künftige. Damit war Krupski, unser Kriegsfreiwilliger, auf den wir allmählich alle stolz waren, Ritter des Eisernen Kreuzes.

Das Merkwürdige war: er selber schien bei aller Freude etwas bedrückt.

Unter vier Augen tippte ich einmal an, ob er sich denn nun selber nicht ganz großartig vorkomme. Ja, erwiderte er, er wäre natürlich höchst erfreut. Immerhin müsse er sich erst daran gewöhnen. Er sprach noch dies und das. Unter anderem sagte er: Ob er jemals heiraten würde, wozu er vorläufig

nicht die geringſte Luſt verſpüre, wiſſe er nicht. Aber das eine wolle er ſchon heut beſchwören, daß er niemals einen Ehering aufſetzen würde.

Und wie er ſo redete, ahnte ich dunkel, was ihn drückte. Das Kreuz war gewiß ſehr ehrenvoll, aber alle Kameraden nahmen es ſo wichtig, und der Hauptmann hatte bei der Überreichung mit ſolcher Ehrfurcht von der Bedeutung dieſes Stückchen Eiſens geſprochen, daß Krupski es halb und halb wie eine Laſt und Verpflichtung empfand. Er mochte ſich ſeitdem in mancher Beziehung abgeſtempelt vorkommen, und das beunruhigte ihn, davor ſcheute ſeine Natur inſtinktiv zurück.

Ich habe ſpäter noch oft darüber nachgedacht, bin aber immer wieder auf dieſe Deutung ſeines Empfindens zurückgekommen. So gewiß er vielerlei kleine Eitelkeiten hatte, ebenſo gewiß fehlte ihm jeder Ehrgeiz. Nicht nur der militäriſche. Einmal wurde davon geſprochen, daß die Akademiker und ſonſtigen gebildeten Leute über kurz oder lang zum Offiziersersatz herangezogen werden müßten. Aber gegen den Gedanken, daß er ſelber auf dieſe Weiſe einmal Offizierſtellvertreter und Leutnant werden könnte, wehrte ſich Krupski mit glatter Entſchiedenheit. Jedes Verantwortlichkeitsgefühl war ihm unſympathiſch. Das ging ſo weit, daß er als Künſtler ſogar dem Ruhm zweifelnd gegenüberſtand. „Ich möchte," erklärte er einmal, „lieber reich und unberühmt, als reich und berühmt ſein. Von einem berühmten Mann erwartet man immer etwas, er darf ſich gleichſam nur in einer beſtimmten Richtung bewegen und ſoll ſtets bedeutend, klug, vernünftig oder ſonſt etwas ſein. Der Unberühmte iſt viel freier — vorausgeſetzt, daß er über den nötigen nervus rerum verfügt."

(Schluß folgt.)

Aus Gellerts Briefwechſel.

Von

Wolfgang Stammler.

Chriſtian Fürchtegott Gellert, der Leipziger Dichter, Profeſſor und Moralphiloſoph, übte auf ſeine Zeitgenoſſen eine Wirkung aus, die wir uns heute ſchwer mehr vorſtellen können. Für jene fünfziger und ſechziger Jahre des achtzehnten Jahrhunderts bedeutete er geradezu einen Kulturfaktor. Zu ſeinen Füßen im Kolleg ſaßen wiſſensdurſtige Jünglinge, welche die geiſtigen Führer der Nation werden ſollten, ſaß der junge Adel des Landes, welcher die politiſchen Fäden dereinſt in ſeiner Hand halten ſollte. Seine Vorleſung über Moral gehört zu haben, forderte der gute Ton von jedem Leipziger Studenten, vor allem von dem jungen ſächſiſchen Edelmann. Von allen Seiten beſtürmten ihn beſorgte Eltern mit Bitten um Rat für den Lebensgang ihrer Söhne, mit Bitten um einen guten Hofmeiſter. Voll Milde und Ergebenheit beantwortete Gellert die zahlloſen Schreiben an ſich und verbrachte oft ganze Tage mit Briefſtellerei.

Und das iſt der andere Weg ſeines Einfluſſes: der briefliche. Dem bereits vor ihm gepredigten Grundſatz des „natürlichen" Briefſtiles hat er durch Theorie und Praxis zur Geltung verholfen und dadurch der deutſchen Sprache Anmut und Geſchmeidigkeit auch in der Proſa verliehen, der Romanſprache Wielands und Goethes die Steige ebnend. Vom Katheder herab, wie durch eigenes Beiſpiel, wirkte er hier vorbildlich. So ſind ſeine Briefe von der größten Bedeutung für die Entwicklung der neuhochdeutſchen Sprache und Literatur. In Kopien wanderten ſie von Hand zu Hand, abſchriftlich waren ſie verbreitet in Paläſten wie in Bürgerhäuſern, und Tauſende folgten ihrem Exempel, ſchulten ſich an ihrem Vorbilde.

Infolge der ausgebreiteten Verbindungen, welche Gellert in ſeiner Korreſpondenz unterhielt, mit alt und jung, mit Adel und Bürgertum, mit katholiſcher und proteſtantiſcher Geiſtlichkeit, mit Militär und Akademie, mit Dichtern und Gelehrten, ſind ſeine Briefe eine noch wenig ausgeſchöpfte Fundgrube für den Hiſtoriker, in erſter Linie für den Kulturhiſtoriker. Auch die neuerwachte Familienforſchung wird dieſe reiche Quelle nicht unbenutzt ſprudeln laſſen dürfen.

Daher iſt es dankbar zu begrüßen, daß die Königlich Sächſiſche Kommiſſion für Geſchichte beſchloſſen hatte, einer Geſamtausgabe des Gellertſchen Brief-

wechſels näherzutreten. Infolge des Krieges ſind die Arbeiten ins Stocken geraten; doch nach Friedensſchluß ſoll mit friſcher Kraft das Werk gefördert werden.

Aus dem reichen Material, das ſich bei eifrigem Nachſuchen in Bibliotheken, Archiven und Privatbeſitz vorgefunden hat, ſei im folgenden einiges publiziert, was allgemeiner Bekanntſchaft wert erſcheint. Ausgewählt ſind vorwiegend Stücke, die durch literariſchen Inhalt Intereſſe zu erregen imſtande ſind, während das Allgemein-Menſchliche in ihnen etwas zurücktritt; Briefe vorwiegend ſolchen Charakters bleiben einer anderen Veröffentlichung vorbehalten.

Doch auch hier in unſerem Material fehlt es nicht an Stellen, wo Gellerts eigenartige Perſönlichkeit zutage tritt: mit ihrer Miſchung von Demut und Eitelkeit, von Stolz und Zerknirſchtheit, von Schwermut und reſigniertem Humor. Gellert iſt in ſeinem Auftreten ganz ein Kind des Rokoko, zierlich in Rede und Gewand, ſichtlich erfreut über die große Anzahl ſeiner Verehrer und — nicht zu vergeſſen! — Verehrerinnen, dann wieder klagend über die Eitelkeit und Nichtigkeit dieſer Welt, doch nicht blind für ihre Schönheiten, und ſich immer mit Todesgedanken tragend. Der weltgewandte, im höfiſchen Ton und Umgang wohlerfahrene Herr Profeſſor gleicht den zarten Meißner Porzellanfiguren jener Zeit in Spitzen und Manſchetten, welche man mit derben Fingern zu zerbrechen fürchtet.

In ſeinem literariſchen Urteil war Gellert auch ſtets vorſichtig und hütete ſich wohl, etwa ſcharfe Kritik zu äußern. In der Geſchmacksrichtung durch Gottſched wie durch chriſtlich-pietiſtiſche Geſinnung beeinflußt, brachte er es fertig, von der größtenteils unbedeutenden zeitgenöſſiſchen Literatur manche Erſcheinungen für unſterblich zu halten, die alles andere eher waren, und hat wiederum die neuanbrechende Ära eines Klopſtock nicht gebührend zu würdigen verſtanden. Allerdings hatte er andererſeits mit feinem Gefühl gemerkt, daß Gottſcheds Stunde geſchlagen hatte, und ſich daher in wenig vornehmer, kleinlicher Art auf die gegneriſche Seite der „Bremer Beiträger" geſchlagen, ohne ſich offen für ſie zu erklären. Dieſe behutſame Ader ſeiner Natur wird uns in den folgenden Briefen immer wieder entgegentreten.

* * *

Zu dem Leipziger Kreiſe, der ſich um Gottſched geſchart hatte, gehörte auch ein gewiſſer Steinauer, von dem ſonſt wenig bekannt iſt; er war offenbar eine ſubalterne Perſönlichkeit. Seine Frau Wilhelmine aber ſpielte bei den Genoſſen eine gewiſſe Rolle wegen ihrer muſikaliſchen Fähigkeiten, und ihr widmete Gellert ein Exemplar der unter dem einfachen Titel „Lieder" (Leipzig 1743) veranſtalteten erſten Sammlung ſeiner Poeſien, welche nur in zwölf Exemplaren, ſozuſagen „als Handſchrift", gedruckt ward und heutzutage eine bibliographiſche Seltenheit iſt. Der Begleitbrief zu der Überſendung lautet[1]):

[1]) Original im Beſitz von Herrn Gotthold Leſſing in Berlin. — Die Adreſſe lautet: An die Madame Steinauern p.

Madame,

Erlauben Sie mir die Ehre, daß ich Ihnen ein Duzend von den versprochnen Liedern überreichen darf. Sie wißen, daß ich Niemanden lieber, als Ihnen, diene, und daß ich unendlich zufrieden seyn werde, wenn Ihnen dieser kleine Gehorsamm gefallen wird. Ich freue mich zum voraus auf die vergnügten Augenblicke, wenn ich meine Verse von Ihnen werde singen hören. Mancher Dichter würde sich zu Tode arbeiten, wenn er das Glück hätte, daß seine Einfälle von einer so liebenswürdigen Frau wiederholet würden. Ich bin für meine geringe Mühe tausendfach belohnet, wenn Sie mir es nicht übel nehmen, daß ich Dero Namen meinen Liedern vorgesetzet habe. Wie viele Leute werden sich bey mir erkundigen, wer die kluge Wilhelmine ist und wie viele werden ihren German heimlich beneiden, wenn ich Ihnen [!] sage, daß diese Wilhelmine seine Frau, und zugleich eine Dichterinn, eine Sängerinn und eine Musikverständige ist. Meine Freunde werden eyfersüchtig werden, wenn sie hören, daß ich die Ehre Dero Freundschaft genieße und ich werde über ihre Misgunst zufriedner seyn, als wenn mich der Hamburger Zeitungsschreiber in einem Monate zehnmal lobte. Aber was werden die Leute erst sagen, wenn ich Ihnen, Madame, meine Fabeln zueigne, und zugleich der ganzen Welt gestehe, daß Sie und die Frau Profeßor Gottschedinn meine fleißigsten Leser sind.

Zu den Texten, welche Sie noch nicht gesehen haben, erhalten Sie zugleich die Noten. Dero Herr Bruder wird mir, wie ich hoffe, den Gefallen erzeigen und Ihnen u. Christianchen die Melodeyen etliche mal vorspielen, damit Sie sich nicht lange mit den neuen Stücken qvälen dürfen. Ich warte mit Verlangen, Ihnen bey Dero Rückkunft die Hand zu küßen und Ihnen von neuen zu sagen, daß ich vor tausend andern bin

Leipzig,
Den 29 December,
1742.

Madame,
Dero ergebenster Freund
und Diener
Gellert.

Gellerts vertrautester Freund von der Studienzeit her war Johann Adolf Schlegel (1721—1793), als Theolog und Dichter bekannt, der nachmalige Mitherausgeber seines Nachlasses, der Vater der beiden Romantiker. Bevor er den ehrenvollen Ruf nach Hannover erhielt, wo er als Generalsuperintendent, in höchsten Ehrenstellungen, starb, wirkte er, jungverheiratet, als Lehrer und Diakonus an der berühmten Klosterschule Pforta und verschaffte sich einen Nebenverdienst durch Übersetzungen französischer Predigtwerke und durch geistliche Dichtungen. 1752 sandte ihm Gellert als Honorar im Auftrage des Leipziger Buchhändlers Erasmus Reich, des Mitinhabers der jetzt noch bestehenden Firma Weidmann, einen Louisdor mit folgenden Zeilen[1]):

[1]) Original im Besitz von Herrn Geheimen Hofrat Hans Meyer in Leipzig.

Mein lieber Schlegel

Hier haſt du deinen Louisdor. Ich bin mit deinem Gedichte ſehr wohl zufrieden geweſen, Herr Reich vielleicht nicht. Wenigſtens ſchien mirs ſo. Er hat des ſeel. Boſtens[1]) Predigten, die etwan 4 Bände im franzöſiſchen ausmachen und gegen den Auguſt gedruckt ſeyn werden, übernommen. Wenn er eine deutſche Überſetzung, wie ich hoffe, machen läßt: ſo habe ich ihm ſchon geſagt, daß du der einzige Überſetzer wäreſt, den er ſuchen ſollte. Grüſſe deine lieben Schweſtern. Dich grüßt mein Br.[uder][2]) und ſeine Frau.

Leipzig, den 22 Jan. 1752 Glrt.

Inzwiſchen war Gellert ſelbſt als Autor bekannt geworden und hatte auch außerhalb Leipzigs Bekanntſchaften angeknüpft. In reger Korreſpondenz ſtand er mit den Berliner Freunden, dem Dichter Ramler und dem Äſthetiker Sulzer, und wohl durch ihre Vermittlung trat er dem bekannten Züricher Arzt und Philanthropen Hans Kaſpar Hirzel (1725—1803) näher, welcher auf ſeiner Reiſe nach Deutſchland wohl Berlin und Potsdam, aber nicht Leipzig beſucht hatte. 1754 kamen Gellerts „Lehrgedichte und Erzählungen" heraus, die ſeinen Ruhm allenthalben verbreiteten und ungeahnte Auflagen noch zu des Dichters Lebzeiten erreichten. Dieſe Sammlung ſollte als Zeichen der Freundſchaft nach Zürich gehen, durch Vermittlung von Gellerts Studienfreund Johann Friedrich Reichsfreiherrn von Cronegk (1731 bis 1757), dem talentierten, frühverſtorbenen Dichter des Dramas „Codrus", deſſen Prämiierung er ſelbſt nicht mehr erleben ſollte; von ſeinem vertrauten Briefwechſel mit Gellert iſt uns glücklicherweiſe der größte Teil wohlerhalten. In einem ſchönen, von beſcheidenem Autorſtolz durchdrungenen Brief[3]) kündigte Gellert ſeine Sendung Hirzel in Zürich an:

Ihr empfindendes Herz hat ehedem meine Gedichte mehr als einmal belohnet, und dieſe Belohnung ſuche ich vom neuen durch die beygelegten Gedichte. Wer wird mir williger und freudiger ſeinen Beyfall geben, als Sie, wenn ihn anders dieſe Arbeiten verdienen? und wie gern wollte ich ihn hoffen, wenn Hoffen in dieſem Falle nicht ſchon Fordern hieße. Genug, ich weis es, Sie leſen mich und die Schuld wird mein ſeyn, wenn Sie mich nicht mit Vergnügen leſen, und mich gelaſſen aus den Händen legen. Melden Sie mir wenigſtens, wenn Sie mir ſchreiben, welche Stücke Ihnen am beſten gefallen haben; das kann ich immer noch begehren, ſo demüthig auch der Autor von ſich ſelbſt denken ſoll.

[1]) So! Offenbar iſt damit der berühmte franzöſiſche Kanzelredner Jacques Bénigne Boſſuet (1627—1704) gemeint, deſſen Predigten in der Tat ein paar Jahre ſpäter J. A. Schlegel verdeutſcht herausgab.

[2]) Gellerts Bruder Friedrich Leberecht (1711—1770) war Oberpoſtkommiſſär in Leipzig.

[3]) Original im Beſitz von Frau Geheimrat Remak in Berlin.

Ich wünsche Ihnen von Herzen alles Gute, alle wahre Freude des Lebens und bin

Leipzig
den 23 März
1754.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert

Sie werden das Exemplar durch den Herrn Hofrath Croneck erhalten.

Gleich Johann Adolf Schlegel gelangte auch der Universitätsfreund und Vertraute Gellerts Johann Andreas Cramer (1723—1788), der feste Vater des haltlosen Sohnes Karl Friedrich, zu hohen Stellungen. Wie alle in diesem Kreise von Haus aus Theolog, hat er nachmals besonders als Kurator der Kieler Hochschule eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet. 1754 war er auf Betreiben des kunstsinnigen Grafen Bernstorff, den die Literaturgeschichte als Klopstocks Verehrer und Gönner kennt, von König Friedrich dem Fünften von Dänemark als Hofprediger nach Kopenhagen berufen worden, und der erste Band seiner rasch berühmt und beliebt gewordenen „Predigten" war im Erscheinen begriffen. Gleich J. A. Schlegel war er aber auch als geistlicher Dichter tätig und bemühte sich um eine „Poetische Übersetzung der Psalmen", welche in vier Bänden zu Leipzig 1755—1764 erschien. Über seine Arbeiten handelt ein inhaltsvoller Brief, welchen Gellert an den Freund richtete[1]:

Theuerster Cramer,

So wie ich vielleicht der erste Leser deiner Predigten gewesen bin: so will ich auch, nicht der erste Richter, das kann ich nicht, nein, der erste und aufrichtigste Lobredner seyn. Ich bewundre dich. Wo ich dich sehe, in welcher Scene der Wissenschaft und der Beredsamkeit es auch sey, da sehe ich meinen ganzen Cramer, dich ganz mit einem Großen Genie, mit einem hindurchdringenden Verstande, mit einer fruchtbaren und freywillig gehorchenden Einbildungskraft, mit einem seligen Gedächtnisse. Vergieb mir meinen Lobspruch, er quillt aus dem Innersten meines Herzens. Vergieb mir ihn und glaube ihn; du mußt ihn glauben; du bist es werth, ihn nach dem Buchstaben glauben zu dürfen. Habe Dank, guter trefflicher Cramer, für deine Reden. Sie haben mich schon eben so sehr erbauet, als vergnügt, und meine Zuhörer in der Beredsamkeit hören schon Stellen aus ihnen, ehe sie noch fertig sind; denn ich habe nicht mehr als zehn oder eilf Bogen, da ich dieses schreibe, gelesen, und diese Bogen habe ich mir von Breitkopfen selber geholet, selber erbettelt, selber geheftet, und itzt schicke ich Herr Becken[2] demüthig an ihn, mir die übrigen, die aus der Presse seyn werden, zukommen zu laßen. O herrlicher Cramer, wie klein werde ich mir, wenn ich dich lese, und wie groß auf

[1] Original im Besitz von Herrn Geheimen Hofrat Hans Meyer in Leipzig. — Die Adresse lautet: A Monsieur Monsieur Cramer, Predicateur ordinaire de S. M. le Roi de Dannemarc p à Coppenhagen.

[2] Gellerts Famulus.

der andern Seite, wenn ich dich als meinen Freund und Bruder denke. Gott laſſe es dir und deiner Charlotte und deinen Kindern vorzüglich unaufhörlich wohlgehn! Und dein König müſſe noch täglich dich mit neuer Gnade belohnen. Er iſt es unter allen Prinzen, der es am würdigſten thun kann, obgleich nicht der einzige, der es thun würde. Meinem Graf Moritz[1]) will ich deine Reden, ſo bald ich ſie halb habe, ſchicken. O wie wird er mich lieben, wie werde ich ihn mir zu Dankſagungen gegen mich, zu ſüſſen Empfindungen gegen die Religion und gegen Ihren Prediger verbinden! Deine Pſalmen, nebſt vier Abhandlungen, habe ich ſchon bey Breitkopfen liegen ſehn, und ängſtlich fragte ich ihn, wenn er ſie drucken wollte. So bald die Predigten fertig ſind, ſagte er; nun weis ichs. — So weit habe ich in einer wahren Hitze geſchrieben. Ich will aufhören, damit ich dich nicht vom neuen lobe. Lebe wohl, liebſter Freund, küſſe deine Charlotte und Kinder von mir; lebe wohl, theurer Cramer, liebe mich unaufhörlich, bete für mich täglich, ich bin ewig dein Freund

C. F. Gellert.

Leipzig,
den 6 December
1754.

Lieber Cramer,

Ich habe ſchon ſechs Bogen von deinen Pſalmen in der Reviſion gehabt, und ich bin auſſerordentlich damit zufrieden. Breitkopf hat mir dieſes Geſchäfte freywillig aufgetragen. Ich ſehe oft in deinem Manuſcripte eine doppelte Ortographie, und ich ſuche alles einförmig zu erhalten, bis auf die vitia, quae parum cavet humana natura. Deine Interpunktion laſſe ich meiſtens auch ſtehn; ob ich gleich nicht leugnen kann, daß mir die Zeichen der Exclamation zu oft vorkommen. Vielleicht haſt du nach den Hebraeiſchen Accenten Grund dazu. Wegen der Einſchränkung der Strophen, weil du ſie befohlen haſt, habe ich nichts ändern wollen; und dennoch ſehe ich, daß ſie nicht in allen Pſalmen beobachtet iſt. In gewiſſen Versarten habe ich nichts wider dieſe Einſchränkung, das iſt wahr; ob ſie gleich dem Auge nicht allemal die Mühe erleichtert. Einmal p. 76 haſt du auf ſehen oder gehen, erheben gereimet. Ich habe es im Drucke durch erhöhen noch geändert. p. 66.

Und deine Gnaden ewige Zeiten
Sich ſegnend — verbreiten.

Dieſe Stelle hätte ich gern geändert; und dennoch zitterte ich, es zu thun. Das ewige Zeiten hat mich lange beunruhiget, ehe ich errieth, daß es ſo viel als ewig oder durch ewige Zeiten heiſſen ſollte. Ich habe die ewigen Zeiten in commata eingeſchloſſen; allein ich ſehe daß die Deutlichkeit eben ſo wohl dabey leiden kann. — Dr. Cruſig[2]) hat deine Predigten gelobet. Nun

[1]) Graf Hans Moritz von Brühl, ein junger Freund und Schüler Gellerts.
[2]) Ehemaliger Zuhörer Gellerts, Literat in Leipzig.

warte ich mit Angst auf deine Psalmen; denn ich kündige sie allen Menschen an. Wie wird dich die Welt loben und über einen Rousseau weit hinaus loben! Lebe wohl et omnibus laetitiis incede. Den 20 Decbr.[1]).

Das Schreiben verdient vor allem unser Interesse, weil wir einmal offen Gellerts tätige, helfende und bessernde, Mitarbeit an den Arbeiten der Freunde belauschen können. In wie vielen Fällen hat er wohl ähnlich im Verborgenen gewirkt! Leider wissen wir sonst kaum Genaueres davon, da Gellerts übergroße Bescheidenheit stets den Freunden verbot, seinen Namen etwa als Helfer im Vorwort zu nennen; auch in Cramers Einleitung werden wohl andere als Beistand gerühmt, doch Gellert fehlt, ohne Zweifel auf sein eigenes Betreiben. Um so glücklicher müssen wir uns schätzen, hier einmal einen authentischen Beweis für seine stille Unterstützung in Händen zu haben.

Die beiden zitierten Stellen lauten: Seite 76, letzte Strophe von Psalm 21:

„Auf! Laß, Herr, deine Stärke *sehen*!
Dann jauchzen, Gott, dann rühmen wir!
Wir wollen deinen Ruhm *erhöhen*;
Und unsre Harf ertönt von dir!"

Und Seite 66, der Schluß des achtzehnten Psalms:

„Daß seine Gnaden, *ewige Zeiten*,
Sich segnend auf seine Geschlechter verbreiten,
Das preise mein entflammter Dank;
Das preise mein ewiger Jubelgesang."

Auf Gellerts Bedenken wegen dieser Stelle ist Cramer nicht eingegangen; durch Gellerts Setzung der Kommata war ihm der Sinn offenbar deutlich genug; in der „verbesserten" Auflage (1763) der Psalmen ist jedenfalls nichts daran geändert.

Bei einem Besuch der Leipziger Messe hatte auch der Halberstädter Dichter *Gleim* Gellerts Bekanntschaft gemacht; die beiden Junggesellen hatten Gefallen aneinander gefunden und verabredeten einen Briefwechsel. Allerdings scheint dieser nicht recht gediehen zu sein; bis jetzt hat sich nur ein Stück davon aufgefunden[2]), möglicherweise überhaupt das einzige — das ohne Antwort blieb. Gellerts anmutige und taktvolle Schalkhaftigkeit zeigt sich hier im schönsten Licht; einer Erläuterung bedarf die Epistel nicht.

Mein lieber Gleim,

Sehn Sie, daß ich mein Wort besser halte, als Sie? Wer hat nun am ersten geschrieben? Ich. Wer ist also der Ordentlichste unter uns Beiden?

[1]) Der Brief ist unvollständig schon einmal gedruckt in „Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius, herausgegeben von Ebert" (Leipzig 1823), S. 639—640; doch fehlt hier neben anderen Ungenauigkeiten vor allem die wichtige Nachschrift, so daß hier der Abdruck nach dem Original genügend gerechtfertigt erscheint.

[2]) Original im Gleimhaus zu Halberstadt; ungenauer Teildruck im „Deutschen Museum", herausgegeben von Dohm und Boie, Jahrgang 1779, Band II, S. 351—353.

Ich. Wer der Empfindlichſte, der Artigſte, der Beſte? — Hier will ich aus Beſcheidenheit Platz laſſen und Sie ſollen ſelbſt nach Ihrem Gewiſſen meinen oder Ihren Namen hineinſetzen. Ich will mich nicht mit eigner Hand krönen, ſo ſehr verlaſſe ich mich auf Ihre Billigkeit und auf meine gerechte Sache. Nunmehr will ich auch in Ihrem Namen etliche Fragen aufwerfen und den ganzen [Brief] in Frag und Antwort abfaſſen; ich denke, es hat es noch Niemand vor mir gewagt. Wer iſt alſo (Gleim fragt) der beſte Poët unter uns beiden? Sie! antworte ich. Wer wird die beſte Frau von uns beiden bekommen? Sie! wenn Sie nur wollen und den Frühling Ihrer Jahre nicht ſorglos verſtreichen laſſen. Aber wer verdient die beſte Frau von uns beiden? Ja, mein lieber Freund, das iſt eine andere Frage, die wollen wir wieder im Herzen ausmachen. Genug, daß ich ſie Ihnen wünſche und auf Ihre Hochzeit kommen, und wenn ich geſund bin, auch tanzen will. Das iſt viel geſagt. Aber wer wird am längſten unter uns leben? Mein Herr, in dieſer Frage ſteckt eine Zweydeutigkeit. Meynen Sie das phyſikaliſche oder poetiſche Leben? In dem erſten Falle werden Sie am längſten leben. Das beſcheide ich mich ganz gern. Wenn ich gelaſſen und fromm ſterbe: ſo bin ich herzlich zufrieden. In dem andern Falle ſollten Sie nach dem ordentlichen Laufe der Verdienſte auch am längſten exiſtiren. Geht es aber nach der Menge der Werke: ſo werden Sie es nicht ungut nehmen, daß ich Sie überlebe. Gönnen Sie mir immer dieſes uneinträgliche Glück. Ich bin Ihr Freund; und nach meinem Tode iſt es Ihre Pflicht, meinen Ruhm zu ſchützen. Eher ſollen Sie mich nicht vertheidigen. Nun die allerletzte Frage in Ihrem Namen, wann wollen Sie denn nach Halberſtadt kommen? Dem Willen nach ſehr bald. Bis dahin küſſe ich Sie in Gedanken, bitte daß Sie mich vor andern lieben und mir erlauben, meinen Brief zu ſchließen. Wenn Sie mit der Beantwortung der Fragen zufrieden ſind: ſo verlange ich keine Zeile Antwort von Ihnen; denn ich bekomme doch ſo bald keine. Leben ſie nur wohl: ſo ſoll alles gut ſeyn. Empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden und Gönnern.

Leipzig
den 7 Jun.
1755

Glrt.

Gleim ſcheint „mit der Beantwortung der Fragen zufrieden" geweſen zu ſein, denn offenbar folgte dem Leipziger Freundesruf kein Widerhall aus den Harzbergen. Dafür können wir noch ein zweites ungedrucktes Stück[1]) aus der Korreſpondenz mit Johann Adolf Schlegel vorlegen, welches wiederum von einer Honorarſendung begleitet war und für Gellerts lebhaften Stil charakteriſtiſch iſt.

[1]) Original in der Autographenſammlung des Keſtner-Muſeums zu Hannover.

Mein lieber Schlegel

Ich schicke Ihnen die drey armseligen Ducaten, schäme mich heimlich, küsse Sie, daß Sie es nicht sehn sollen, liebe Sie, daß Sie mir vergeben sollen, umarme Ihre Frau, daß Sie mir bald schreiben sollen, gebe Ihnen einen Brief von unserm Cramer, der mich zu lieb hat und etliche Anmerkungen von Gärtnern und warte auf einen Gewinnst aus der Leipziger Lotterie, um Ihnen ein Praesent zu machen. Grüssen Sie Ihre lieben Schwestern und HEn Bölaun von mir und leben Sie wohl, Redner, Dichter, Übersetzer, Kunstrichter und Freund von

Den 3 Februar, 1756. Gellert.

Mit „unserm Cramer" ist natürlich Johann Andreas Cramer gemeint, an den der obige Brief (S. 242) gerichtet war. Karl Christian Gärtner (1712—1791), einer der „Bremer Beiträger", anspruchsloser Dichter einiger kleiner Lustspiele, lebte und starb als Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig, an dem noch mehrere andere dieses Kreises, wie Ebert, Zachariae, Schmidt, wirkten.

Gellerts Lustspiel „Die Betschwester", welches mit zahmer Satire einen pietistischen weiblichen Tartüff auf die Bühne brachte, hatte großes Aufsehen besonders in lutherischen Kreisen hervorgerufen und dem Dichter mannigfache Anfeindungen eingetragen. Er hatte alles andere beabsichtigt, als ein Tendenzstück gegen gläubige Christen zu schreiben, für welches die Neider seine Komödie verschrien, und wollte daher von dem ganzen ihm unleidlich gewordenen Handel nichts mehr wissen. „Die Betschwester" blieb ihm das „enfant terrible" seiner Muse. Wenig angenehm wird es ihn daher berührt haben, als im Jahre 1756 ein gewisser Poizeaux eine französische Übersetzung des Stückes anfertigte, die unter dem Titel „La fausse dévote" in Berlin herauskam; mußte doch — und sollte offenbar nach Absicht des Übersetzers — dadurch das Lustspiel noch weitere Verbreitung finden, auch in den höheren Gesellschaftskreisen, wo man deutsche Literatur höchstens in französischen Übertragungen zu genießen pflegte. Dazu kam, daß die (mir leider unbekannt gebliebene) Verwelschung ziemlich mangelhaft gewesen zu sein und von Fehlern und Mißverständnissen gewimmelt zu haben scheint. Der Prediger an der französischen Kirche in Berlin, Louis Esaïe Pajon de Moncets (1725—1799), ein Freund Gellerts, wandte sich gegen Poizeaux und sein Machwerk in einer scharfen und schonungslos verurteilenden Kritik. Ob diese einzeln als Flugblatt, nach der literarischen Sitte damaliger Zeiten, oder in einer Zeitschrift erschienen ist, kann ich nicht angeben; trotz meinem Suchen hat sie sich bisher allen meinen Nachforschungen entzogen. Jedenfalls richtete Gellert bald nach dem Bekanntwerden der Kritik einen längeren Brief[1]) an Pajon, der für seine geistige Vorsicht, ja Ängstlichkeit recht bezeichnend ist.

[1]) Original im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Liebſter Freund,

Ihr Brief an meinen Ueberſetzer iſt vortrefflich; aber dennoch haben Sie mich zu ſehr gelobt, und ihn zu empfindlich getadelt. O was ſind Sie für ein beißender Deſperanz [!]. Der Ueberſetzer hat alles, hat jedes Wort und noch mehr verdient, aber wenn er glaubt, daß ich der Anſtifter dieſer Critik bin, ſo muß er nothwendig auf mich böſe werden. Ich hätte ihm die Wahrheit ſanfter geſagt ſo, daß er ſich hätte ſchämen und mir in voller Demuth danken müſſen. Kurz, er wird ſich einbilden, daß mein ſogenannter Schüler (zu viel Ehre für mich) mir den Brief gewieſen und der Lehrmeiſter ihn herzlich gewilligt hat. Die Stelle aus dem Boileau iſt ein vergifteter Pfeil. Das Bekenntniß, daß er in zwey Jahren wenig oder gar kein Deutſch gelernt, daß er nicht eine Arbeit von vierzehn Tagen gleich in den Druck hätte geben ſollen; alles dieſes wird den Ueberſetzer in den Wuth des Unvermögens ſtürzen. Für jede Ihrer Verbeſſerungen ſollte er Ihnen die Hand küſſen und es öffentlich geſtehen, was Sie ihm für einen Verdienſt erwieſen, wenn Sie anders Ihren Namen unter den Brief ſetzen wollten. — Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für alle die Mühe, die Sie ſich mir zum Beſten gegeben und für alle die guten Meynungen, die ich kaum zur Hälfte verdiene. Es iſt wahr, ich habe Ruhm; aber Sie ſuchen Ihren Ruhm ſtill in Ihrer Pflicht und Ihr Glück in der Liebe der beſten Frau; wer iſt nun wohl der Glücklichſte von uns beiden? — Ich küſſe Ihrer lieben Frau die Hand und bin mit der größten Hochachtung und Dankbarkeit

den 9 Octbr 1756 — Ihr Freund und Diener Glrt.

Pajon ſelbſt hat übrigens nach Gellerts Tode deſſen „Moraliſche Vorleſungen" als „Leçons de morale de Gellert" (Leipsick et Paris 1772) franzöſiſch herausgegeben. Hoffentlich findet ſich noch mehr von dem ohne Zweifel regen Briefwechſel zwiſchen den beiden Geſinnungsgenoſſen.

Einer der adligen Lieblingsſchüler Gellerts war Hans Ernſt von Teubern (1738—1801). Gleich nach dem Abgang von der Univerſität war er in noch ſehr jugendlichem Alter als Regierungsrat in kurſächſiſche Dienſte getreten; als Verfaſſer verſchiedener Romane machte er ſich in der Folgezeit literariſch bekannt, verdient vor allem durch die Überſetzung von Edward Youngs berühmtem Programm „Conjectures on original composition", das auf Shakeſpeare nachdrücklich hinwies und mit der Verteidigung des angeborenen Dichtergeiſtes dem deutſchen „Sturm und Drang" vorleuchtete. In die Zeit, kurz nachdem Teubern die Hochſchule und die Stadt Leipzig verlaſſen hatte und nach Dresden übergeſiedelt war, fällt ein Schreiben[1]) des

[1]) Original im Beſitz von Herrn Oskar Uler in Altona a. E.

einstigen Lehrmeisters an ihn, in welchem Gellert bei aller Höflichkeit vor dem Edelmann so herzliche Töne anschlägt wie selten in seinen Briefen; der junge Regierungsbeamte war ihm offenbar sehr ans Herz gewachsen.

Hochzuehrender Herr Regierungsrath,

Wenn ich der Ordnung der Zeit folgen wollte: so hätte ich noch viele Briefe zu beantworten, ehe ich an den Ihrigen denken dürfte; aber wer folgt nicht lieber seiner Neigung, als der bloßen Pflicht? Es ist also kein Ruhm für mich, liebster Herr von Teubern, daß ich Ihnen für den Brief, den ich gestern von Ihnen erhalten, heute schon danke; es ist bloß eine Wirkung des Vergnügens, mit dem ich ihn gelesen habe; so sehr hat er mich erfreut, ob ich mir gleich kaum die Hälfte von den vielen Verbindlichkeiten zueignen kann, die Sie mir in Ihrem Briefe auf eine so beredte Art sagen. Ich will es glauben, daß Sie meinem Unterrichte und Umgange gewisse Vortheile zu danken haben, weil Sie michs mit so vieler Aufrichtigkeit versichern; und ich darf mich ohne Eitelkeit darüber erfreun. Aber daß Sie ihn mehr, als viele andre, genützet haben; dieses ist Ihr Verdienst, so wie es auf meiner Seite Pflicht war, Ihnen als meinem Zuhörer und Freunde nützlich zu werden. Ja, bester Herr v. Teubern, Sie sind einer der fleißigsten und ruhmwürdigsten jungen Herren gewesen, die ich iemals gekannt habe; und ich habe ihrer in zwanzig Jahren viele gekannt. Dieses Zeugniß geben Ihnen so gar Ihre ehmaligen Commilitonen, und Ihr ganzes künftiges Leben wird es durch die vorzüglichen Verdienste bestätigen, die Sie sich um die Wissenschaften und das Glück Ihres Vaterlandes erwerben werden. Nein, fleißiger kann man auf Academien nicht seyn, als Sie gewesen sind. Dieses sage ich aller Welt, und das Zeugniß eines ehrlichen Mannes, dafür erkennt mich das Publicum, und eines Mannes, der vier Jahre ein Augenzeuge gewesen und als Lehrer verpflichtet ist, es zu sagen, dieses Zeugniß muß wenigstens bey der academischen Welt vielen Einfluß haben, nicht so wohl zu Ihrem Ruhme, als zur glücklichen Nachahmung. Gott segne Ihre Bemühungen! und so weis ich gewiß, daß, wie Sie einer der besten und frömmsten Jünglinge gewesen sind, so werden Sie auch einer der nützlichsten und rechtschaffensten, das heißt der größten Männer werden. Ihr itziges nicht beschwerliches Amt, das Ihnen noch Freyheit zum Privatfleiße läßt, ist recht eigentlich für Sie ausersehn und ist nichts als die kurze Einleitung zum großen Werke. Genieſſen Sie also Ihrer gegenwärtigen Ruhe aufs beste, so wie Sie thun. Ich will mich mit Ihnen über Ihr Glück freun und Gott dafür preisen und Sie beständig lieben und hochschätzen. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald wieder.
Ich bin zeitlebens

Leipzig,
den 2ten Decbr.
1760.

Ihr ergebenster Freund und Diener
Gellert.

Doch nicht nur der Adel Oberſachſens, auch der Niederſachſens war beſtrebt, bei dem berühmten Profeſſor mit Erfolg Vorleſungen zu hören und ſeinen perſönlichen Umgang zu genießen. Mit Empfehlungen der Braunſchweiger Freunde Gellerts ausgerüſtet, ſtellten ſich die hochgeborenen Studenten nicht ſelten in Leipzig vor und fanden willkommene Aufnahme. Am Collegium Carolinum lehrte als Profeſſor ſeit 1758 auch Eleazar Mauvillon (1712 bis 1779), welcher, aus Frankreich gebürtig, als „Privatlehrer der franzöſiſchen Sprache" an der Leipziger Univerſität Gellerts Bekanntſchaft gemacht hatte und bald nach Braunſchweig in die einträgliche Stellung berufen worden war. Sein ungleich berühmterer Sohn war der Staatswiſſenſchaftler Jakob Mauvillon (1743—1794). Eleazar Mauvillon hatte ebenfalls an Gellert einen jungen Edelmann, einen ehemaligen Schüler des Carolinums, empfohlen, und der Dichter dankte ihm in einem Briefe[1]), der zugleich eine für den Schreiber bezeichnende Charakteriſtik des Jünglings enthält:

Hochedelgebohrner Herr,
Hochgeehrteſter Herr Profeſſor,

Ich ſehe es als den größten Beweis Ihrer Freundſchaft gegen mich an, daß Sie mir den Herrn von Böttticher empholen haben; und die Güte und das Vertraun, womit Sie Ihre Empfehlung begleitet haben, hat mich bis zur Beſchämung gerühret. Ob ich nun gleich das viele Gute, das Sie mir aus einem freundſchaftlich beredten Herzen ſagen, nicht verdiene: ſo danke ich Ihnen doch dafür, als für eine Wohlthat, die uns wegen ihres Gebers ſchätzbar bleibt, auch wenn ſie uns durch ihre Größe beſchämt. Der Herr von Böttticher iſt ein gutes Kind, der ſeiner Erziehung Ehre und mir ſehr viel Hoffnung macht. Ihm zu dienen iſt ſchon die Pflicht meines Amtes; allein ich werde ihm doch mit größerm Vergnügen dienen, da er mir von Ihnen, theuerſter Herr Profeſſor, und andern ſo würdigen Freunden und Männern nachdrücklich empholen worden. So lange ich alſo dieſen jungen Herrn um mich habe, werde ich oft Gelegenheiten finden, der Hochachtung und Liebe, die ich Ihnen lebenslang ſchuldig bin, genug zu thun und im ſtillen dankbar gegen Sie zu ſeyn. Daß unſre Akademie Sie verloren hat, habe ich oft laut beklagt. Indeſſen wünſche ich dem guten Carolino Glück zu dem Unterrichte, den es von Ihnen genießt, und wie ich hoffe und wünſche, noch lange genießen wird; der ich mit der vollkommenſten Hochachtung und Ergebenheit beſtändig verhare,

Leipzig,
den 2ten Junius 1764.

Ew. Hochwohlgebohrnen
ergebenſter Diener
Gellert.

* * *

[1]) Original in der Reſtnerſchen Autographenſammlung der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig.

Anna Luise Karschin (1722–1791), die „deutsche Sappho", wie die zeitgenössische unverständige Kritik sie verhimmelte (in dem Johanna Ambrosius-Rummel der neunziger Jahre Berlins haben wir einen ähnlichen Mißgriff von falsch angebrachter „Naturdichter"-Krönung erlebt), machte sich an jede Größe ihrer Tage heran mit Briefen und Gedichten zum Teil holprigster Form und naivsten Inhalts, der nicht selten auf eine Bettelei hinauslief. Auch Gellert blieb nicht von ihr verschont, und in seiner weichherzigen Güte unterließ er es nicht, ihr zierlichen Dank abzustatten, war ihm doch der Ruhm der „Naturdichterin" ohne Zweifel durch die Berliner Freunde, an ihrer Spitze Sulzer, zuposaunt worden. Die komplimentierende Epistel[1] lautet:

Liebste Frau Karschinn,

Wenn ich gesünder und muntrer wäre, als ich bin: so würde Ihre beredte und recht geistreiche Einladung in den Garten meines Theuersten Sulzers, unstreitig Ihre Wirkung thun; und ich käme also mit Herr Weißen[2], dem Kreiseinnehmer, meinem Freunde, der im Begriffe steht, bald nach Berlin zu reisen, auf einige Tage dahin, und suchte meine Freunde und Gönner auf. Aber nein, liebe Dichterinn, an diese Freude soll ich nicht denken, zwar daran denken, aber sie nicht genießen. Indessen danke ich Ihnen von Herzen für Ihren Brief und Ihr schönes Gedichte. Ich fand dieses unerwartete Geschenke gestern auf meinem Tische, als ich eben von unserm vortrefflichen Fürsten[3] kam, auf dessen Zimmer ich eine moralische Vorlesung im Beyseyn seiner Gemahlinn hatte halten müssen. Ich war noch von dem gnädigen und liebreichen Bezeigen dieses guten Herrn, und seiner eben so guten Gemahlinn, kräftig gerührt; und ich wurde es bey der Beschreibung des liebenswürdigen Kindes, die Ihr Brief enthält und bey einigen Stellen der letzten Seite Ihres Briefs noch mehr, ja so sehr, daß ich meine Hände faltete, und Gott laut für das Gute dankte, das er an mir Unwürdigen, oder durch mich Elenden thut. — Nun so viel; denn das ist für einen Kranken, ich leide an Hüftschmerzen, schon ein langer Brief. Ich grüsse unsern besten Sulzer, und alle, die mich mit ihm lieben, freundschaftlichst, wünsche Ihnen von Gott alle Wohlfahrt, wünsche Ihnen das Glück, noch viel Nützliches und Treffliches zu schreiben, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Leipzig,
den 29 April,
1769.

Ihr ergebenster Diener,
Gellert.

[1] Original im Besitz von Herrn Geheimen Hofrat Hans Meyer in Leipzig.
[2] Der bekannte Dichter, Verfasser der Trauerspiele „Essex" und „Richard der Dritte".
[3] Kurfürst Friedrich August der Dritte von Sachsen.

Nordamerikas imperialiſtiſche Beſtrebungen.

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P.

I.

Vorbereitungen.

Während das alte Europa in die Wirren des unheilvollen Krieges, des furchtbarſten, den die Geſchichte je verzeichnet hat, verſtrickt iſt, bereichert und kräftigt ſich das junge Amerika und geht ſeinem Ziele mit ſicheren Schritten entgegen. In demſelben Maße, in dem die Nationen unſerer Hemiſphäre ſich gegenſeitig ſchädigen und ſchwächen, nehmen die Vereinigten Staaten von Tag zu Tag an Wohlſtand und Bedeutung zu.

Die finanziellen Unternehmungen der Yankees haben in dieſen letzten Zeiten jede Berechnung übertroffen. Selbſt für Fachleute wäre es ſchwierig, auch nur annähernd eine Summe über den Gewinn der bedeutenden Bankhäuſer von Neuyork mit Sicherheit zu nennen. Die letzte große engliſche Anleihe mit ihren beinahe wucheriſchen Prozenten und Vermittlungsgebühren zeigt zur Genüge, wie ſehr die Vereinigten Staaten den Geldmarkt der Welt beherrſchen. Zudem kann die außerordentliche Höhe von amerikaniſchen Werten als Beweis für ihre günſtige Lage dienen. Auch der Dollar ſtand nie höher als gegenwärtig.

Es iſt jedoch bedauerlich, feſtzuſtellen, daß dieſes unerwartete Emporblühen in der Hauptſache dem Weltkrieg zu verdanken iſt. Die Banken leihen rückhaltslos den Mächten zur Ermöglichung der Fortſetzung ihrer Feindſeligkeiten, und die Werke und Fabriken ſtellen Tag und Nacht Bomben, Waffen und alle Arten von mörderiſcher Munition her, damit die Menſchheit fortfahren kann, ſich gegenſeitig zu töten, zu vernichten.

Wie unendlich traurig, ich wage ſelbſt zu ſagen, welche Sünde, daß Amerika, anſtatt die edle Rolle eines unparteiiſchen Friedensvermittlers zu wählen, allein vom Standpunkt des rein materiellen Eigennutzes aus handelt. Selten wurde einer Regierung mehr Gelegenheit gegeben, den durch Haß und Kampf verblendeten Völkern einen erhabeneren Dienſt zu leiſten. Wie viel Jammer hätte der unter dem Kriegselend ſeufzenden Welt erſpart bleiben

können, wenn die Regierung in Washington vermocht hätte, sich zu der Höhe ihrer Aufgabe aufzuschwingen.

Der Ehrgeiz und die Bestrebungen der Vereinigten Staaten gehen jedoch nach anderen Richtungen. Seit einer Reihe von Jahren lassen sie deutlich erkennen, daß ein beträchtlicher Teil der Nation um jeden Preis die Rolle der Eroberer spielen will. Die spanischen Kolonien sind nach außerordentlich grausamen und ungerechtfertigten Kriegen annektiert worden, und dieses Werk des Besitzergreifens scheint noch weit von seinem Abschluß entfernt zu sein. Mittelamerika ist schon lange dazu verurteilt, ebenso einverleibt zu werden.

Mexiko, Guatemala, Honduras, Costa Rica, alle die reichen und weiten Landstrecken bis zum Panamakanal werden schon als Aneignungsgebiete betrachtet, nur über die Mittel und Wege zur Vollführung dieses Zweckes gehen die Meinungen noch auseinander. Viele Politiker wollen die Kriegserklärung, andere verlangen die militärische Besetzung des revolutionären Mexiko, während die Besonneneren vorziehen, mit Gleichmut zuzuwarten oder selbst die fortgesetzten Aufstände zu unterstützen und die benachbarte Republik während der Schrecken, unter denen sie zu leiden hat, bis zur Erschöpfung auszubeuten.

Roosevelt ist der größte Fürsprecher für die Kriegspartei. Wenn er heute die Macht hätte, würden die amerikanischen Truppen schon lange in Mexiko eingedrungen sein, und ich fürchte, auch dem europäischen Krieg gegenüber hätte man längst nicht mehr die sogenannte Neutralität aufrecht erhalten, sondern tätig in den Weltkampf eingegriffen.

Glücklicherweise ist jedoch die Staatskunst des Präsidenten Wilson eine friedfertigere, oder besser gesagt überlegtere. Man langt nicht nach den Waffen und verfolgt doch dabei die Ausbreitungspolitik. In Mexiko erkennt man Caranza an, der dann aus Dankbarkeit der eifrigste Verfechter der Interessen der Vereinigten Staaten in Mittelamerika ist, während man Europa gegenüber die sogenannte Neutralität bewahrt und zugleich den Kampf durch die unerschöpflichsten Munitionslieferungen verlängert.

Vom amerikanischen Standpunkt aus ist dieses zweideutige Verhalten zweifellos äußerst nutzbringend. Die Regierung will sich vor allem durch jedes Mittel bereichern. Tatsächlich ist Geld die erste Notwendigkeit zur Verwirklichung der weitgehenden Pläne. In dem drohenden Kampf, der allem nach nur eine Frage der Zeit ist und der sich in dem andern Weltteil abspielen wird, muß der Sieg der reichsten Macht gesichert sein. Die Überlegenheit auf den Wellen des Ozeans wird sich notwendigerweise dasjenige Volk erwerben, das über die größten Mittel verfügt.

Die Vereinigten Staaten sehen seit langem einen Krieg mit Japan voraus. In ihren Endzielen begegnen sich beide Mächte, vielfach einander hindernd. Das schnelle Wachstum der Bevölkerung von Nippon erheischt eine Ausbreitung. Wenn wir die Gestade des Stillen Ozeans besuchen, erstaunt uns

die Anzahl der fortwährend zunehmenden japaniſchen Anſiedelungen. Trotz aller ſtrengen Geſetze finden wir die gelben Arbeiter von Canada bis Mittel- und Südamerika.

Auch die zahlreichen Inſeln ſind desgleichen überſchwemmt. Auf den Philippinen oder den Südſeeinſeln, überall ſetzt ſich dieſe zähe, widerſtandsfähige Raſſe feſt und wurzelt ſich ein. Da die Japaner ihre Gewohnheiten und nationalen Gebräuche beibehalten, fühlen ſie ſich bald daheim und als Herren.

Es iſt leicht verſtändlich, daß die Amerikaner dieſe unerwünſchte Ausbreitung mit eiferſüchtigen Augen verfolgen. Auch verſäumen ſie keine Gelegenheit, diesbezüglich ihre Meinung zu äußern. Schon öfters hat die Regierung für nützlich befunden, energiſch dagegen Stellung zu nehmen, trotz aller Proteſte des Kabinetts von Tokio.

Ein ernſterer Streit wurde immerhin bis jetzt ſorgfältig vermieden. Der Augenblick für offene Feindſeligkeiten iſt noch nicht gekommen. Japan wagt begreiflicherweiſe nicht, anzugreifen. Nachdem es in den letzten Kriegen ſtark bluten mußte, ſind ſeine Finanzen ziemlich zerrüttet, und das Land fühlt ſich außerſtande, ſich in ein mehr als zweifelhaftes Unternehmen einzulaſſen. Hiermit ſcheint der Friede in der anderen Weltengegend zunächſt noch geſichert. Der Krieg mit all ſeinen Grauſamkeiten und Schrecken bleibt erſpart. Allerdings hat man nicht auf den Gedanken der Machterweiterung verzichtet, aber man trachtet eine Eroberung weniger mit den Waffen, als durch Unternehmungen zu erlangen. Finanzielle Geſchäfte und Bodenausbeutung dienen als Mittel zu dem Zweck.

Die Tätigkeit auf dieſen Gebieten iſt eine ebenſo vielſeitige wie erfindungsreiche, überraſchend dabei die Art der zunehmenden Beſchlagnahme von Mittelamerika. Der Erfindungsreichtum der Yankees erſcheint wirklich unerſchöpflich; unberechenbar die mannigfache Weiſe, Kapitalien unterzubringen. Es gibt keine Unternehmung von Bedeutung, die nicht in amerikaniſchen Händen wäre. Eiſenbahnen, Grubenbetriebe, Hüttenwerke oder Fabriken gehören größtenteils Nordamerikanern.

Für die Unterbringung von Kapitalien eignen ſich ausgezeichnet die kleinen Republiken. Die ſelbſt geſetzlichen Zinſen erreichen oft eine an Wucher ſtreifende Höhe. Daher iſt es begreiflich, daß immer mehr Yankees erſcheinen, um Vermögen zu erwerben. Vom beſcheidenſten Trödler bis zum gewaltigen Dollarkönig trachten ſie danach, ſich feſtzuſetzen. Die kleinen Krämerbuden, wie die mächtigen Bankpaläſte vermehren ſich in überraſchender Weiſe.

In der Stadt Mexiko allein befanden ſich, wenigſtens vor der Revolution, über hunderttauſend Yankees. Auch in andern Orten war das Verhältnis ein annähernd gleiches. In Monterey oder auch Laredo hätte man glauben können, ſich in den Vereinigten Staaten ſelbſt zu befinden, ſo ausſchließlich waren einige Stadtteile von ihnen bevölkert. Wir können ſie allenthalben in

diesen Ländern antreffen. Mögen wir entlang den Küsten segeln oder durch die entlegensten Gegenden wandern, sicher werden wir überall geschäftsreisenden und handeltreibenden Yankees begegnen. Allerwärts entdecken wir zahlreiche Merkmale ihrer unvergleichlichen Tätigkeit; einer Tätigkeit, die besonders hervorhebenswert ist, weil sie nach jeder Richtung hin den gleichen Endzweck im Auge hat.

II.

Die Vereinigte Fruchtgesellschaft.

Mittelamerika bleibt trotz seiner bemerkenswerten Reichtümer einer der am wenigsten bekannten Winkel der Erde. Die Begriffe bezüglich der Republiken sind im allgemeinen ebenso begrenzt wie dunkel. Das Publikum beschränkt sich fast ganz auf einige unbestimmte Kenntnisse. Sogar diejenigen, welche für unterrichtet gelten, begnügen sich mit einigen Allgemeinheiten und trösten sich mit der großen Entfernung dieser Länder, so daß man kaum ein Interesse für sie in Europa haben könne. Die Entfernungen haben sich indessen von Tag zu Tag verringert, während das Interesse zugleich in ganz unerwarteter Weise wuchs. Der wirtschaftliche Nutzen, die politischen Vorteile der reichen Länder und ihrer jungen Bevölkerung sind von unberechenbarem Werte, den man weder geahnt noch vorausgesehen hat.

Die Eröffnung des Kanals von Panama, die nun erfolgte, wird uns Überraschungen bereiten und unsern Horizont bedeutend erweitern. Wie viele Länder, die bisher nur selten besucht wurden und die man als verloren betrachten konnte, werden von dem großen Seewege berührt, und damit Reichtümer, die vollständig verborgen waren, dem Welthandel übergeben.

Wenn Nordamerika mit großen Opfern den Durchstich durch den Isthmus gelingen half und die fabelhafte Summe von mehr als vierhundert Millionen Dollar aussetzte, so hat es sich über die unberechenbaren Vorteile nicht getäuscht, welche ihm daraus erwachsen dürften. Übrigens schreiten die noch notwendigen Arbeiten am Kanal mit erstaunlicher Schnelligkeit fort, die Tätigkeit und Aufregung sind nach allen Richtungen fieberhafte zu nennen. Handelshäuser erheben sich, Kasernen sind bereits erbaut, neue Häfen werden eröffnet, Eisenbahnen durchqueren die neu entwickelten Ländereien.

Mehr als dies; eine andere Bevölkerung reißt mit Gewalt die früher unbewohnten Gegenden an sich. Kolonisten aus dem Norden, Unternehmer jeder Gattung bemächtigen sich der fruchtbaren Länderstriche. Man kauft Territorien, man errichtet Fabriken, man erschließt mit großem Fleiß die Bergwerke. Auf allen Gebieten der Arbeit kann man dieselbe Zähigkeit, denselben hervorragenden Scharfsinn beobachten.

Die Eroberung von Mittelamerika durch Nordamerika ist sicherlich eine der wichtigsten Tatsachen unserer Zeit. Das schnelle Wachstum der Ver-

einigten Staaten während der letzten hundert Jahre steht beinahe einzig in der Geschichte der Völker da. Die Art und Weise, wie es sich von Ozean zu Ozean ausdehnte, wie es die ungeheuren Länder, welche ehemals den Spaniern und Franzosen gehörten, eroberte, gibt uns den Beweis von außerordentlicher Härte und Entschlossenheit. Die Eroberung indessen, so großartig sie auch ist, gilt lange nicht als abgeschlossen. Einmischungen in die Angelegenheiten der benachbarten Völker finden mit den Waffen oder auf friedlichem Wege unausgesetzt statt. Man beteiligt sich bei allen Lebensfragen. Ob dieselben einen freundschaftlichen oder feindseligen Charakter haben, das Endergebnis ist immer ein Zugeständnis, eine Unterordnung unter das Kapitol von Washington.

Die Lehre des Monroe ist von einer sehr bequemen Dehnbarkeit. Ihre Grundsätze können in jeder Weise gedeutet werden. Die Paragraphen erlauben den Vereinigten Staaten, ihre Hände auf ganz unbegrenzte Länderstrecken zu legen. Wir finden ihre Fahne auf den Philippinen wie in Portorico gehißt. Im Archipel von Hawai flattert sie ebenso kräftig, wie längs des Kanals von Panama.

Der amerikanische Imperialismus ist das natürliche Resultat des schwindelnden Wachstums. Eine Nation, welche während eines Jahrhunderts bis zu hundert Millionen anwuchs und deren Reichtum sozusagen ein unbegrenzter wurde, kann auch stark kolonisieren und erobern. Ihre Hilfsmittel überschreiten alle Grenzen und unterjochen die schwächeren Nachbarn.

Im Kriege wie im Frieden nimmt die Eroberung unaufhaltsam ihren Weg. Und wenn die Schlachten der Armee der Vereinigten Staaten und ihrer Seemacht in den letzten Zeiten sehr glorreich waren, so dürfen wir auch die Siege auf dem Gebiete des Friedens durchaus nicht unterschätzen. Die handeltreibende und finanzielle Ausdehnung hat vielleicht weniger Aufsehen erregt, und doch war sie nicht weniger entscheidend.

Ein selbst nur kurzer Aufenthalt an den Gestaden des Golfes von Mexiko oder am Karaibischen Meer offenbart uns ganz überraschende Tatsachen. In El Passo oder bei Loredo scheint sich alles unter nordamerikanischer Herrschaft zu befinden. Überall dasselbe Eisenbahnsystem. Man hört nur die englische Sprache. Auf allen Stapelplätzen ist der Handel in den Händen der Yankees.

Die Bergwerke von unschätzbarem Werte, wie die zukunftsreichen Ländereien sind nacheinander von den Einwanderern des Nordens angekauft worden. Immer zahlreicher fanden sie sich ein, immer weiter drangen sie gegen den Süden vor. Was nur irgend wertvoll war, kam in ihren Besitz. Die verschiedenen Länder mag man als unabhängige Republiken bezeichnen. Welchen Namen sie auf den geographischen Karten führen, ist in diesem Falle ja ganz gleichgültig.

Übrigens scheinen die Vereinigten Staaten die ersten gewesen zu sein, die die sogenannte Unabhängigkeit dieser verschiedenen Republiken anerkannt haben. Wahrscheinlich zogen sie nach den harten Erfahrungen in Cuba und auf den Philippinen und nach den Wechselfällen ihrer Kriege die friedliche Eroberung jeder Art von wirtschaftlichen Gewaltmaßnahmen und Ausbeutung vor.

Hierbei sind ihre Mittel ebenso veränderlich, wie ihre Methode erfinderisch ist. Es bietet wirklich sehr Interessantes, zu beobachten, in welch verschiedener Weise ein- und dasselbe Ziel erreicht werden kann. Die Wege dazu richten sich natürlich nach Land und Leuten. Einer veränderten Lage werden sofort die Maßnahmen angepaßt, und so können wir nicht genug den praktischen Sinn und den Unternehmungsgeist der Vereinigten Staaten bewundern. Eines der neuesten und erstaunlichsten Mittel, zum Ziel zu gelangen, ist unzweifelhaft die Eroberung durch die Banane. Seltsam erscheint uns diese Redensart, und doch gibt es nichts einfacher Erklärliches. Seit vielen Jahren haben die Nordamerikaner in diesen Küstenstrichen die besten Ländereien gekauft und darauf überall Bananen angebaut. Da diese Kulturarbeit sich als außerordentlich vorteilhaft erwies, so errichteten sie Wirtschaftsgebäude dabei, die mit Verwaltern und Arbeitern besetzt wurden.

Zur Verbindung der entfernteren Niederlassungen wurden Eisenbahnen gebaut und am Meeresgestade Häfen eröffnet. Mächtige Docks erheben sich, um die ungeheueren Sendungen aufzunehmen und den zahlreichen Schiffen zu überliefern, welche die kostbaren Ernten in alle Länder der Welt tragen sollen.

„The united fruit company" ist eine Einrichtung geworden, welche ebenso großartig genannt werden kann, als ehemals die berühmten Gesellschaften „des Indes orientales" oder der „Bay de Hudson", welche die schönsten überseeischen Besitzungen für Großbritannien erworben haben, nämlich das Indische Reich und die Herrschaft über Canada. Die Verkäufer des Kaliko und die Zobeljäger erwiesen sich als die unerschrockensten Eroberer.

Eine ganz ähnliche Rolle spielt die Fruchtgesellschaft in Mittelamerika, jedoch sind die Kenntnisse des großen Publikums über diese bedeutende Einrichtung sehr beschränkt. Die Arbeit vollzieht sich ohne besonderes Aufsehen und daher ohne Neid zu erwecken. Dabei nimmt die Ausdehnung aber der Ländereien, welche die Gesellschaft in Besitz genommen hat, unaufhörlich zu. Neue Häfen werden eröffnet, und die Schiffahrt auf gefährlichen Gewässern wird mehr und mehr nur von der Flotte der Gesellschaft betrieben.

Wer den Republiken von Mittelamerika einen Besuch abstattet, wird in der Tat überrascht sein. Vom Süden an den blühenden Küsten von Costa Rica vorüber nach Port Limon scheint alles der „Fruit-Company" zu gehören. Auf den großen Paketbooten sieht man allgemein die Flagge der Gesellschaft. Auf den weiten Lagerplätzen erheben sich zahllose Schuppen. Weiterhin er-

blickt man die prächtigen Gebäude der Verwaltung, sowie die wunderhübschen Häuser der Beamten.

Bahnhof und Eisenbahn sind gewissermaßen Eigentum der Gesellschaft. Auch im Innern des Landes besitzt sie ausgedehnte Gebiete, auf denen sich großartige Bananenpflanzungen befinden. Überall erheben sich kleine Städte, die von den Arbeitern bewohnt werden, und in denen natürlich nur die englische Sprache vernommen wird. Mit einem Wort, wir sehen hier einen Staat, der selbständig ist, wenn er auch zu einem größeren Staate gehört. Die Gesellschaft besitzt mit ihren unbegrenzten Ländereien, ihren Eisenbahnen, Telegraphen und Telephonnetzen eine Verwaltung ganz wie ein Reich für sich. Ihre Schätze sind unerschöpflich, ihr Einfluß unbegrenzt. Selbstverständlich können die kleinen Republiken mit ihren schwachen Armeen und ihren leeren Kassen nichts gegen die fremde Besitzergreifung ausrichten. Im Grunde genommen haben sie auch nichts dagegen, da den Einheimischen große Segnungen durch die Yankees zu teil werden. Andererseits berücksichtigen die Eindringlinge mit großer Klugheit die sogenannte Unabhängigkeit dieser Völker und bleiben kaltblütig ihrem hitzigen Temperament gegenüber, das immer bereit ist, eine Revolution hervorzurufen, sich zu schwächen oder dem Untergang zu weihen.

III.

Costa Rica.

Es war ein strahlender Frühlingstag, als ich in Port Limon an Land stieg, das gesegnete Land des ewigen Sommers. Überall, wohin sich meine Blicke richten, breitet sich eine zauberhafte Vegetation vor mir aus. Blumen von den seltensten Formen und wunderbarsten Farben wetteifern miteinander in Schönheit und Pracht. Riesenhafte Bäume, von Efeu und Orchideen umrankt, breiten ihre Zweige weithin aus, Lustwäldchen von tropischen Gewächsen laden zur Ruhe ein. Vögel mit buntem Gefieder flattern von Ast zu Ast, Schmetterlinge mit goldumsäumten Flügeln vervollständigen das tropische Bild.

Die Stadt Port Limon in ihrem gegenwärtigen Aussehen ist frisch und neu. Sie verdankt ihren Wohlstand einzig und allein der Gesellschaft und ist gewissermaßen das Tor des Außenhandels geworden. An sich bietet sie nichts Interessantes dar. Gerade Straßen kreuzen sich im rechten Winkel, geben das Aussehen eines Schachbrettes. Die Häuser sind aus Holz gebaut, wie man sie in den Vereinigten Staaten findet. Welch große Verschiedenheit, vom ästhetischen Standpunkt aus beurteilt, herrscht zwischen dem Kolonialstil, den die Spanier in der Vergangenheit dort festhielten, und diesen hölzernen Gebäuden der Yankees. Wie viel malerischer wirken die alten Städte wie Panama oder andere an die Konquistadores erinnernde, mit ihren nach spanischer

Sitte weißgetünchten, von Säulen umgebenen Häuschen, und den flachen Dächern. Die starken Glockentürme, sowie die Kuppeln der Kirchen, die mit leuchtenden Platten gedeckt sind, heben sich wunderbar von dem klaren blauen Himmelsgewölbe in der blühenden Landschaft ab.

Die Bauten dagegen der neuen Ankömmlinge des Nordens, welche vorgeben, die Verbreiter der Zivilisation zu sein, beweisen vielmehr einen bedauerlichen Niedergang jeden künstlerischen Geschmackes. Allein das Nützlichkeitsprinzip scheint bei ihnen gerechtfertigt zu sein. Nur Warenhäuser, Bureaus, Kaufläden erheben sich nebeneinander, deren Einförmigkeit die unbefangene Bevölkerung zu unterbrechen sucht, indem sie die Vorderseiten mit allen glänzenden Farben des Regenbogens bemalt. Wenn auch die einzelnen Gebäude oft eine fast zu schreiende Farbe haben, so ist immerhin der allgemeine Eindruck, den man von den Straßen gewinnt, ein lachender, der in voller Harmonie zu der heiteren Landschaft steht. Mit dieser Vielfarbigkeit stimmen die Bewohner in ihren mannigfachen Hautschattierungen überein: Schwarze, wie aus Ebenholz geschnitten, und Weiße, wie in Kastilien; die ursprüngliche Bevölkerung, die natürlich in Indianern bestand und die heute ebenso beträchtliche Zahl der Mestizen. Indessen haben viele spanische Kolonisten die Rasse in ihrer ganzen Reinheit bewahrt. In der letzten Zeit wurde die Einwanderung von Nordamerika immer bedeutender. Die Arbeiter sind zum größten Teil Neger aus Westindien.

Die gesamte Bevölkerung von Costa Rica überschreitet kaum zweihunderttausend Seelen. Die Zahl der Ureinwohner der Wälder, der Indianer, war niemals sehr groß, sie beträgt gegen sechstausend. Diese friedlichen und kraftlosen Menschen mit ihren feingeformten Gesichtszügen zeigen deutlich den Niedergang eines alten Kulturvolkes.

Die Arbeiter in den Bananenfeldern und in den Häfen der Fruchtgesellschaft stammen aus den Inseln des Karaibischen Meeres. In Scharen kommen sie von Jamaika und von den Bermudasinseln. Größtenteils sind sie auch Bürger von Großbritannien. Sie besuchten ausgezeichnete Schulen und leben in den bestgeregeltsten Verhältnissen. Es sind Leute von großer Selbstbeherrschung und seltenen persönlichen Eigenschaften.

Eine auffallendere Verschiedenheit als diejenige zwischen dem englischen Neger und dem amerikanischen ist kaum denkbar. Der erstere gewinnt die Sympathie durch seine große Gutherzigkeit, gepaart mit einer naiven Offenheit. Der letztere, oftmals durch zu harte Gesetze gestraft und herabgewürdigt, wird in gewissen Teilen der Vereinigten Staaten als eine Art von Paria angesehen und ist einem erbarmungslosen Hasse ausgesetzt.

In Amerika, in dem gepriesenen Lande der Freiheit, ist es allen Farbigen bis zu unseren Tagen untersagt, sich auf den öffentlichen Versammlungsplätzen zu zeigen, in den Theatern oder auch nur in den anliegenden Wartesälen Platz zu nehmen. Sie sind durchaus von der Gesellschaft ausgeschlossen.

In den engliſchen Kolonien dagegen entwickelt man, ohne die Eigenliebe zu erſticken, ihre Anlagen. Sie erhalten die ſorgfältigſte Erziehung, die ihnen das Gefühl der Verantwortlichkeit verleiht. Darum gibt man ihnen im Heer wie in der Verwaltung Poſten, auf denen ſie Zeugnis von ihren bedeutenden Fähigkeiten ablegen können. Ein Beiſpiel dafür iſt die Polizei von Kingſton, welche einen glänzenden Beweis liefert, was dieſe Leute zu leiſten imſtande ſind.

Die Auswanderung der Neger nach den Ufern von Mittelamerika nimmt jährlich zu. Von Jamaika allein kommen mehr als achtzigtauſend ſchwarze Arbeiter. Bei den andern benachbarten Inſeln ſind die Zahlen nicht geringer. Alle Schiffe, welche ihre Geſtade verlaſſen, ſind mit kräftigen Arbeitern überfüllt, die ihr Brot verdienen wollen, ſei es am Kanal von Panama oder in den Bananenwäldern, oder in andern Ausfuhrgebieten der Vereinigten Staaten.

Der Dollar hat eine unwiderſtehliche Anziehungskraft. Der unerfahrenſte Arbeiter verdient leicht den dreifachen Lohn ſeines Heimatlandes. Um neue Elemente heranzuziehen, zahlen die Unternehmer gern hohe Preiſe. Andererſeits liefern ſie die einfachſten Nahrungsartikel und andere notwendige Gegenſtände ebenfalls zu ſehr hohem Preiſe. Wenn alſo die Arbeiter auch viel Geld verdienen, ſo fließt es doch ſofort wieder in die Kaſſen der Kapitaliſten zurück.

Geld in dieſem Lande anzulegen, iſt augenſcheinlich ein ſehr einträgliches Geſchäft. Die geographiſche Lage, wie das ſehr vorteilhafte Klima geſtatten den Anbau der geſchätzteſten Getreidearten. Kaffee, Tabak, Reis, desgleichen Kakao wachſen im Überfluß. Die geſuchteſten Früchte gedeihen vortrefflich. Über die Pflanzung und den Handel mit den Bananen allein könnte man ein umfangreiches Werk ſchreiben. Nicht nur vom ökonomiſchen Geſichtspunkte aus, nein auch hinſichtlich der Wichtigkeit der Koloniſierung iſt dieſes ſeltſame Unternehmen intereſſant. Nachdem die Yankees zuerſt die Fruchtbarkeit der Pflanzen und die Haltbarkeit der Früchte erkannt hatten, dauerte es nicht lange, ſie überall in den Vereinigten Staaten populär zu machen. Durch eine bewundernswerte Reklame wurde die allgemeine Aufmerkſamkeit darauf gelenkt und die Verſendung der Bananen in großen Garben zu Waſſer und zu Lande bewerkſtelligt.

Damit das Unternehmen der ganzen Welt zugänglich gemacht werden konnte, mußten die Früchte bis in die Arbeiterklaſſen gelangen. Auf dieſe Weiſe erhielten die kleinſten Städte ganze Waggonladungen mit Bananen. In den beſcheidenſten Märkten werden ſie von Wiederverkäufern auf ihren Karren umhergefahren. Man wendete, nachdem dieſe exotiſchen Gewächſe bei den nördlichen Völkern bekannt geworden waren, Tauſende von erfinderiſchen Mitteln an, um ſie zu einem möglichſt billigen Preiſe verkaufen zu können. Mit der Zeit wurde die Banane die verbreitetſte Frucht in ganz

Amerika. Wie das Brot ein unentbehrliches Nahrungsmittel auf dem Tisch der Reichen ebenso wie auf dem der Armen ist, so gilt das gleiche heutzutage von der Banane.

Nach der Eroberung der Bananen in der neuen Welt scheinen sie im Begriff zu sein, auch das alte Europa zu überschwemmen. Die großen transatlantischen Schiffe bringen unaufhörlich schwere Ladungen davon. Auf diese Weise werden sie mehr und mehr in den Häfen verbreitet. Es ist seltsam, daß wir sie schon in den ärmsten Vierteln finden und, was noch erstaunlicher, zu ebenso geringen Preisen wie in Amerika, wo sie wachsen.

Wie einer der Direktoren der Gesellschaft mir eines Tages so treffend sagte: Wir erziehen den Geschmack des Volkes, wir verfeinern ihn sogar so weit, daß es die Bananen liebt ...

Welch wunderbare Kenntnis der menschlichen Natur zeigt sich in diesem merkwürdigen Ausspruche. Wahrscheinlich hat auch das erste Glas Bier, die erste Zigarre nur geringes Vergnügen hervorgerufen, und wurde allein durch die Gewohnheit schließlich zu einer Art Bedürfnis. Ebenso ist die Banane dem feinschmeckenden Publikum zu einem fast unentbehrlichen Genußmittel geworden.

Mit dem Wachstum der Ausfuhr vermehrte sich naturgemäß der Ankauf der großen Ländereien, die alsbald zu neuen Pflanzungen bestimmt wurden. Die Paradiesfeigen- oder Bananenbäume verlangen eigentlich wenig Kultur. Die Früchte werden halbreif abgeschnitten, kommen noch grün in die Eisenbahnwagen und von da sofort in die Schiffe, die sie in alle Gegenden der Welt tragen. Die Gesellschaft besitzt überall Häuser und Agenturen, denn in allen Ländern wird die Propaganda mit demselben Eifer betrieben.

Auf diese Weise gelangen die wertvollsten Länderstriche, die bis dahin noch unbekannt waren, in den Besitz der Fruchtgesellschaft. Überall begegnen wir ihren Plantagen, und die Beamten spielen die Herren, wo sie sich niederlassen. Alle Vorkehrungen, die Häfen, die örtliche Verwaltung, alles kommt unter die Aufsicht dieses mächtigen Unternehmens. Selbst die Regierung würde sich nicht unterfangen, gegen ihren Willen und ihre Interessen zu handeln.

Eine geschicktere Art von Eroberung ist undenkbar. Nicht genug, daß sie gar nichts kostet, sie ist zudem durchaus segensreich und wird überall sympathisch begrüßt. Reiche und Arme genießen ihren Vorteil, ja die ganze Welt gewinnt mittelbar oder unmittelbar durch dieses eigenartige Unternehmen. Die Fruchtgesellschaft mit ihrem Verwaltungssystem führt nicht nur aus, sondern beherrscht den Handel.

Costa Rica liegt übrigens in politischer Hinsicht wie in Beziehung auf den Welthandel durchaus günstig. Sein abgesondertes Gebiet ist auf natürliche Weise geschützt und die nicht sehr zahlreiche Bevölkerung viel ruhiger als die der benachbarten Republiken. Obgleich im allgemeinen arm, scheint sie durch-

aus zufrieden zu ſein, denn der noch unausgenutzte Boden und das wunderbare Klima erleichtern das Daſein ſehr. Alles, was die Notdurft des Lebens verlangt, iſt für jedermann vorhanden, der Überfluß jedoch glücklicherweiſe noch keine Notwendigkeit geworden.

Ein beneidenswerter Vorteil dieſes Volkes iſt ſeine Kindlichkeit. Sorglos verbringt es ſeine Tage. Fern von tauſend gefährlichen Verſuchungen ſucht es ſeine Befriedigung nur im Schoße der Familie und in einem Innenleben. Tief religiös ſchon angelegt, iſt es außerdem noch in alten Grundſätzen auferzogen worden. Leider verſchwindet die alte lateiniſche Methode allmählich mehr und mehr. Der Materialismus des Nordens bedroht unaufhörlich die ideale Anſchauung der ſüdlichen Völker. Vor allem ſucht er das religiöſe Leben, das wirklich vorbildlich genannt werden konnte, vollſtändig zu untergraben.

Wenn ſchon die äußeren Umbildungen der letzten Jahrzehnte in Mittelamerika merkwürdig genug ſind, ſo muß dies noch in höherem Grade von jenen des Innenlebens behauptet werden. Das Nützlichkeitsprinzip der Yankees dringt tief in die neuen Generationen ein. Der Reichtum der Vereinigten Staaten übt einen ſo unwiderſtehlichen Einfluß auf die ganze Welt aus, daß die Menſchheit die urſprünglichen Begriffe verwirrt und ſich einbildet, Macht ſei Ziviliſation und allein der Reichtum könne das Glück ausmachen.

IV.

San José.

Der Fremdenverkehr in dieſen Gegenden könnte große Erfolge erzielen. Schönere Landſchaften kann man ſich nicht vorſtellen. Die Natur iſt hier überaus herrlich. Berge mit üppiger Vegetation erheben ihre Häupter nach allen Richtungen. Es gibt keinen Punkt, der nicht verlockend wäre, einem großen Maler den Pinſel in die Hand zu drücken. Die blendende Beleuchtung, die Wirkungen der eigentümlichen Färbungen ſind unbeſchreiblich und nur in der tropiſchen Welt derartig zu finden. Die Entfernung von Port Limon nach San José iſt eine kleine Tagesreiſe. Der Weg führt mitten durch das Herz des Landes, und er entzückt durch ſeine Romantik. Von beiden Seiten begrenzen ihn dichte, undurchdringliche Wälder. Palmen von allen Arten und jeder Größe vermiſchen ſich mit Magnolien, Lorbeerbäumen und unzähligen noch ganz unbekannten Pflanzen. Rieſengroße Farrenkräuter, üppiges Moos bedecken den Erdboden, Blumengewinde ranken ſich von Baum zu Baum, unſere Blicke ſchwelgen im unendlichen Grün. Kein Gewächshaus könnte dieſe Verſchiedenartigkeit, dieſen außergewöhnlichen Blütenreichtum aufweiſen. Nie hatte ich Gelegenheit, eine ſo wunderbare Vegetation

zu sehen, nie erschien mir die Natur so fruchtbar wie hier. Da ist auch nicht ein Fleckchen Erde, auf dem nicht eine Pflanze wüchse. Auf den Felsen, wie auf den Ästen der Bäume breiten sich noch Schmarotzerpflanzen in seltener Fülle aus. Hat der Zug frühmorgens den Bahnhof von Port Limon verlassen, so fährt er ein kurzes Stück an der Küste entlang, wendet sich nach dem Innern und verliert sich in undurchdringliche Wälder. Das Land ist noch zum größten Teil mit Gesträuch bedeckt. Bisher wurden nur wenige Züge eingerichtet, und die Fahrten sind ermüdend und gefährlich. Die wilden Tiere verschwinden zwar mehr und mehr, indessen fordern die giftigen Reptilien noch immer große Opfer. Tödliche Fieber verdanken ihren Ursprung auf diesen Breitengraden, wie endgültig herausgefunden wurde, verschiedenen Stechfliegen. Nicht die Ausdünstungen der Sümpfe rufen diese Krankheit hervor, sondern die Stiche der Moskitos, welche ihre Eier auf die Oberfläche der stehenden Gewässer legen. Mittelst Kanalisation werden die Ländereien nun ausgetrocknet oder die Gewässer mit Petroleum begossen, und infolgedessen verschwinden die Epidemien sofort. Auch in Panama, wo die sanitären Vorschriften die denkbar strengsten sind, hat die Anwendung des Petroleums sich so vorzüglich bewährt, daß alle Fieberkeime vollständig ausgerottet worden sind.

Unter all den Riesenarbeiten, welche die Bewunderung der ganzen Welt hervorrufen, sind wohl keine in ihren Erfolgen überraschender, als die durch die hygienischen Maßnahmen erzielten. Wenn man sich der traurigen Verhältnisse der Vergangenheit und der ersten tapferen Arbeiter am Kanal erinnert, von denen mehr als die Hälfte auf dem Felde ihrer Tätigkeit begraben liegen, scheint es fast unglaublich, daß dasselbe Gebiet durch Drainierung mit Petroleum vollständig gesund geworden ist. Das hierzu nötige Öl wird aus den Vereinigten Staaten auf besonders zu diesem Zwecke gebauten Schiffen gebracht und alsdann in ungeheuere Behältnisse gegossen. Ein großartiges Röhrennetz ist längs des Kanals zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean hergestellt, das nach jeder sumpfigen Stelle Ausmündungen hat, ganz nach dem Leitungsplan von jeder Bewässerungsanlage, nur mit dem Unterschiede, daß das Wasser durch Petroleum ersetzt wird. Das System ist, wie wir sehen, außerordentlich ausgedehnt und dennoch sehr einfach. Um es zu verwirklichen, bedarf es allerdings unbegrenzter Summen. Das Geld, woran es den Vereinigten Staaten niemals fehlt, kann jedoch sicherlich nicht besser verwendet werden als hier, da es das Leben und damit die Arbeitskraft von unzähligen menschlichen Wesen unterhält. Die Kosten des Kanals von Panama bis zur Vollendung der Arbeiten werden allein bis auf vierhundert Millionen Dollar geschätzt.

Auch die Eisenbahn von Costa Rica gehört zu den vielen Unternehmungen der berühmten Fruchtgesellschaft. Ihre Bauart ist ganz hervorragend. An Schluchten hinziehend, über schwindelnde Höhen führend, verliert sie sich

endlich in lange Tunnels. Die Ausſichten, welche ſich uns bei der Fahrt vom Anfang bis zum Ende darbieten, ſind großartig. Zuerſt breitet ſich das Karaibiſche Meer wie ein düſterer Spiegel unter dem azurblauen Himmel aus. Der ſturmreiche Golf verdient ſeinen ſchlechten Ruf. Orkane entfeſſeln ſich daſelbſt ganz plötzlich, und die furchtbaren Taifune, welche im Sommer häufig wiederkehren und von allen Schiffern ſo gefürchtet ſind, verwüſten die Küſten in großer Ausdehnung und vernichten oft ganze Inſeln.

Je mehr ſich die Bahn gegen das Innere wendet, je höher ſteigt ſie. Die umliegenden Berge erreichen eine beträchtliche Höhe, und die wellenförmigen Ketten krönen vielfach vulkaniſche Gipfel. Einige davon ſind bereits erloſchen, viele hingegen noch in voller Tätigkeit. Die Ausbrüche erfolgen faſt ebenſo zahlreich wie die Erdbeben, welche ſich ganz unerwartet wiederholen können und das Leben ſtark gefährden.

Gegen Mittag befinden wir uns ſchon mehr als fünftauſend Fuß über dem Meeresſpiegel. Die Ausſicht erweitert ſich mit der Steigung. In den engen Tälern und Schluchten bilden die herabſtürzenden Bäche große Waſſerfälle nach der Küſte zu. Majeſtätiſche Kaskaden glitzern durch das üppige Laub der Wälder. Der bedeutendſte Fluß des Landes iſt, wie ſchon ſein Name andeutet, der Rio grande. Erwähnenswert ſind noch der Teleſi und der Rio San Juan, aber keiner von ihnen eignet ſich für die Schiffahrt.

Cartagena, die zweitwichtigſte Stadt des Landes, wird am Nachmittag erreicht. Leider macht ſie in ihrem jetzigen Zuſtande einen traurigen Eindruck, da ſie erſt kürzlich von einem Erdbeben heimgeſucht worden iſt. Die Steinhäuſer ſind zum Teil eingeſtürzt oder ſtark beſchädigt worden. Die Bevölkerung bewohnt ſeitdem hölzerne Gebäude, mit Zink bedeckt. Inmitten dieſer lachenden Natur wirkt der Anblick der zerſtörten Städte um ſo trauriger, doch iſt das ihr unabwendbares Geſchick. Stärkere oder ſchwächere Erſchütterungen finden faſt in allen Teilen von Mittelamerika ſtatt, durch vulkaniſche Ausbrüche oder heftige Erdbeben.

Man kann ſich kaum einen Himmelsſtrich denken, der vulkaniſcher wäre, als dieſe tropiſchen Gegenden. Auf allen Wanderungen findet man Lavaſchichten. Die Ketten der Kordilleren, welche einen Teil des Landes beherrſchen, haben ebenfalls vulkaniſche Bildungen. Überall erheben ſich am Horizonte hohe Krater. L'Irazu hat eine Höhe von dreitauſendeinhundert Metern, faſt ebenſo hoch iſt der Turialba; ihre ſeltſamen Formen verleihen der wunderbar ſchönen Landſchaft etwas unendlich Maleriſches.

San José ſelbſt iſt auf vulkaniſchem Boden erbaut worden und von ſteilen, unfruchtbaren Bergſpitzen umgeben. Bei einer Höhe von beinahe achttauſend Fuß bietet der Ort einen ganz eigenartigen Anblick. Er hat alpinen Charakter und eine Atmoſphäre von ausnahmsloſer Klarheit. Das Klima iſt friſch und ſtärkend, daher die Bevölkerung die geſündeſte auf dem Iſthmus.

Der Hauptort von Costa Rica ist höchst bescheiden. Der erste Eindruck, den man, von Panama oder von Mexiko kommend, gewinnt, ist sogar öde. Es fehlt der Stadt durchaus der lachende Anblick der lateinischen Städte. Die Erderschütterungen haben flache Dächer und Kuppeln auf den Kirchen unmöglich gemacht. Viele Gebäude bestehen übe haupt nur aus einem Erdgeschoß, und die Baukunst beschränkt sich darauf, der Bevölkerung, die mit den Vorstädten nicht mehr als dreißigtausend Seelen beträgt, möglichste Sicherheit zu gewähren.

Inmitten dieser bescheidenen Residenz erhebt sich um so stolzer die Nationaloper, eine Oper im wahrsten Sinne des Wortes, dem Stile der Pariser nachgeahmt und von französischen Künstlern ausgeschmückt. Ein ungeheures Gebäude, dessen Giebel in aufdringlicher Weise die bescheidene Umgebung beherrscht. Wie ich hörte, verschlingt das Bauwerk mehrere Millionen, die durch Steuern und Abgaben vom ganzen Lande aufgebracht werden, selbst von entlegen wohnenden Landleuten oder unmusikalischen Indianern.

Für die Vorstellungen fehlen gewöhnlich die Mittel, aber der kostbare Saal wird für großartige Festlichkeiten geöffnet. Da in diesem Lande die Familien niemals bei sich im Hause empfangen, so muß das Theater als allgemeiner Salon dienen, wo sich die ganze Welt trifft und bei dieser Gelegenheit zeigen kann, was sie Kostbares besitzt. Wie jede spanische Stadt, selbst die ärmste, ein Passeo zum täglichen Spaziergang haben muß, so bildet hier das Theater einen unumgänglichen Vereinigungsort für Abendgesellschaften. Dieser Art sind die Sitten der heutigen Bürger, der Söhne der berühmten Eroberer geworden.

Man muß übrigens zu ihrem Lobe sagen, daß sie sich mit wenig Zerstreuungen begnügen. Die Frauen verbringen ihre Zeit ausschließlich im Hause, wo sie sich mit der Haushaltung beschäftigen. Sie sind vortreffliche Gattinnen, ausnahmslos sehr gute Mütter und finden ihre wahre Befriedigung, ihr ganzes Glück in der Familie. Die sittliche Erziehung ist zugleich religiös, die ehemaligen Missionen haben eine solide und wohltätige Grundlage geschaffen.

Die Einwohner von Costa Rica sind sehr mäßig und fleißig. Da sie außerdem gut wirtschaften, ziehen sie großen Vorteil aus ihren Gärten. Der Ackerbau ist bedeutend fortgeschritten, und in verschiedenen Landstrichen verdient er nicht nur Lob, sondern sogar große Bewunderung. Die Ausfuhr steigert sich von Jahr zu Jahr. In den Nationalausgaben ist das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe hergestellt, die öffentliche Schuld ist nicht beträchtlich. An der Spitze der Verwaltung steht ein Präsident, der für vier Jahre gewählt ist, und die Kammer zählt vierundzwanzig Repräsentanten.

Als besonders gutes Zeichen darf erwähnt werden, daß die kleine Republik unstreitig sich von jeder revolutionären Bewegung frei gehalten hat, was um

ſo ſchwieriger für ſie war, als alle benachbarten Völker ſich in ununterbrochener Aufſtandsbewegung befinden. Seitdem die ſpaniſchen Kolonien im vorigen Jahrhundert ihre Unabhängigkeit erklärten, bildeten ſich mehrere freie Länder. Die Revolutionen folgten darauf. Mexiko iſt gegenwärtig der Ort fortwährender Empörungen und blutiger Kämpfe. Dieſelben Unruhen vollziehen ſich in Guatemala, in Nicaragua und in den andern benachbarten Republiken.

Gegner der Vereinigten Staaten behaupten, daß dieſe inneren Kämpfe ſehr oft durch ihre Agenten verurſacht werden. Bis zu welchem Punkte dieſen Anſchuldigungen geglaubt werden muß, iſt ſchwer zu ſagen. Aber augenſcheinlich iſt, daß dasjenige Land, welches aus dieſen Gärungen ſeinen Vorteil zieht, die Vereinigten Staaten ſind. Zweifellos hat die Revolution von Columbia, die Panamakanalzone[1]) geſchaffen und zu dem Gebiet von zehn Kilometern zur Durchquerung des Iſthmus für den Kanal verholfen. Die Revolutionen auf Cuba ergaben die herrlichſten Beſitzungen von Porto Rico und wertvolle Häfen. Und war nicht die mexikaniſche Revolution die Urſache zu dem Kriege von 1847, der, wie wir wiſſen, mit der Abtretung des Ländergebietes von Kalifornien, Texas und ganz Neumexiko endete?

Die Eroberung der Bananen iſt ſicherlich ein Verfahren, welches nicht allein viel friedlicher, ſondern in jeder Beziehung auch viel vorteilhafter iſt. Die Fruchtgeſellſchaft verſäumt keine Gelegenheit, um in San José tiefe Wurzeln zu faſſen. Sie bezahlt ihre Beamten hoch, darum können ſie auf großem Fuße leben und ein offenes Haus halten. Sie ſtehen überall in Verbindung mit der Regierung und ſpielen zuweilen die Rolle der Diplomaten.

Ihr Einfluß iſt in der Tat ſehr bedeutend. Die Yankees werden nicht nur die Herren, ſondern auch das Vorbild dieſes Volkes. Jeder bemüht ſich, die Eindringlinge des Nordens nachzuahmen. Man kleidet ſich, man ſpricht, man handelt wie ein Amerikaner.

In den Kaufläden ſind Waren ausgelegt, die aus Chicago, Pittsburg, Philadelphia und anderen Induſtrieſtädten kommen. Mittelamerika wird für den Handel in den Vereinigten Staaten der ergiebigſte Markt. Wenn früher Frankreich für jeden Artikel ein beſonderes Vorrecht hatte, ſo lauten jetzt alle Aufſchriften in auffälligſter Weiſe: „American style“ und „American industry“. An Stelle der franzöſiſchen Sprache, welche die Eltern noch ſo gut beherrſchten, lernen die Kinder jetzt Engliſch. Statt der Sorbonne, die von San José aus ſo ſehr beſucht wurde, werden die Univerſitäten Yale oder Cambridge, ebenſo die techniſchen Hochſchulen von den Studenten aufgeſucht. Neuyork wird immer mehr der Mittelpunkt der geiſtigen Tätigkeit der Gegenwart, und Paris,

[1]) Kanalzone wird das Territorium von zehn Kilometer Breite genannt, das die Vereinigten Staaten ſich geſichert haben.

das einst eine starke Anziehungskraft auf dieses Volk ausübte, wird nur noch als Ort der Zerstreuung betrachtet.

Dieser Kampf zwischen der lateinischen oder angelsächsischen Herrschaft war, was mich am meisten in ganz Zentralamerika interessierte. Überall wird der Streit mit derselben Heftigkeit geführt. Hier mißt man sich mit den Waffen, dort mit friedlicheren Mitteln. Entweder erklärt man den Krieg, oder man beschränkt sich darauf, sich durch Handelsverträge zu sichern. Man beutet Minen aus, man baut Eisenbahnen, man öffnet den großen Kanal, überall gelangt das Kapital und der Vorteil an die Vereinigten Staaten.

Die Anpflanzung der Bananen ist eines der klügsten Unternehmen der Gegenwart. Wohin wir blicken, bedecken Bananenpflanzungen den fruchtbaren Boden. Tausende von Tonnen mit diesen Früchten gefüllt, werden täglich nach Puerto Limon oder nach Puerto Arenos am Stillen Ozean gebracht. Züge, die mit Früchten ganz beladen sind, fahren Tag und Nacht. Überall finden wir Scharen von Arbeitern, denn eine ganze Bevölkerung lebt von dem Handel der Gesellschaft, und was irgendwo unsere Aufmerksamkeit anzieht, stets sagt man uns, daß es der Fruchtgesellschaft angehört.

Die Amerikaner werden auf diese Weise immer unumschränktere Herrscher, bis ihnen eines Tages das ganze Land in die Hände gefallen sein wird, wie eine reife Banane. Wenn wir an den Ecken der Straßen die Bananenverkäufer friedlich ihrem Gewerbe nachgehen sehen, so fragen wir uns, ob die Käufer wohl eine Ahnung davon haben, welch ungeheure Arbeit und welche bewundernswerte Einrichtung dazu gehörte, um diese schmackhaften Früchte zu dem bescheidenen Preise von einigen Pfennigen darzubieten. Wahrscheinlich ebensowenig, wie man die Tragweite der Ereignisse erkennt, ehe sie der Vergangenheit anheimgefallen sind.

Meine Erinnerungen.*)

Von

Graf Ilja Tolſtoi[1]).

(Schluß.)

15.

Garſchin.

Meine Erinnerungen an Wſjowolod Michailowitſch Garſchin beziehen ſich auf die Zeit, wo ich noch ein Kind war, und ſind deshalb leider unvollſtändig und lückenhaft.

Er beſuchte Jaſſnaja Poljana im Vorfrühling 1880. Später erfuhr ich aus ſeiner Biographie, daß er in dieſem Frühjahr aus Tula nach Charkow kam und dort im Irrenhauſe untergebracht wurde.

Auf dieſe Weiſe finden einige Rauheiten und Abſonderlichkeiten dieſes beſcheidenen, lieben Mannes, infolge deren ich ihn ſeit ſeinem erſten Erſcheinen in Jaſſnaja im Gedächtnis behielt, ihre Erklärung.

Keinem von uns kam damals in den Sinn, daß wir einen Kranken vor uns hatten, der im Banne des immer näher rückenden Leidens ſtand und deswegen nicht normal war. Wir erklärten uns ſeine Seltſamkeiten einfach als Ausfluß ſeines wunderlichen Weſens. Waren doch in Jaſſnaja ſchon manche Sonderlinge erſchienen!

Es war ſechs Uhr abends. Wir ſaßen im Saal, am großen Tiſch, und hatten faſt zu Ende gegeſſen. Beim Herumreichen des letzten Gerichts meldete der Diener Sergëi Petrowitſch dem Vater, unten warte ein „Mann" auf ihn.

„Was will er?" fragte Papa.

„Das hat er nicht geſagt; er will Sie ſehen."

„Gut; ich komme ſofort."

Ohne die Speiſe zu Ende zu eſſen, ſtand Papa auf und ging die Treppe hinunter.

Wir Kinder ſprangen ebenfalls auf und liefen hinterher.

Im Flur ſtand ein junger, ziemlich ärmlich gekleideter Menſch, der ſeinen Paletot nicht abgelegt hatte.

Papa bot ihm guten Tag und fragte: „Was wünſchen Sie?"

[1]) Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Adolf Heß.

„Vor allem ein Glas Schnaps und einen Heringsschwanz," erwiderte der Mensch naiv lächelnd und sah Papa mit kühnem, strahlendem Blick in die Augen.

Der hatte diese Antwort nicht erwartet und war im ersten Augenblick etwas verlegen.

Wie sonderbar! Dem Aussehen nach ein nüchterner, bescheidener, intelligenter Mensch — und dabei diese wüste Art sich einzuführen.

Papa betrachtete ihn noch einmal mit seinem durchdringenden Blick, begegnete wieder den strahlenden Augen des Fremden und — lächelte.

Auch Garschin lächelte wie ein Kind, das soeben einen Spaß gemacht hat und nun der Mutter naiv in die Augen schaut, ob der Spaß gefallen hat.

Der Spaß gefiel.

Natürlich nicht die Art zu scherzen, sondern die hellen, strahlenden, tiefen Augen dieses Kindes.

In Garschins Blick lag so viel Geradheit und vergeistigtes Wesen und gleichzeitig so viel reine, kindliche Güte, daß man sich sofort angezogen und innerlich erwärmt fühlte.

Wahrscheinlich hatte Vater dasselbe Gefühl. Er ließ Sergëi Branntwein und einen kleinen Imbiß bringen, öffnete die Tür zum Arbeitszimmer und bat Garschin, abzulegen und einzutreten.

„Sie sind sicher durchgefroren?" meinte er freundlich, den Gast aufmerksam betrachtend.

„Ich weiß nicht. Ja, es scheint etwas. Bin lange gefahren."

Nachdem er ein Gläschen Schnaps getrunken und etwas gegessen hatte, nannte Garschin seinen Namen und sagte, er sei „ein wenig" Schriftsteller.

„Was haben Sie geschrieben?"

„‚Vier Tage'. Diese Erzählung ist in den ‚Vaterländischen Blättern' erschienen. Sie haben sie sicher nicht beachtet."

„Gewiß doch, gewiß. Erinnere mich sehr gut. Also das haben Sie geschrieben? Eine schöne Erzählung. Habe sie genau im Kopf. Also das ist Ihr Werk! Folglich waren Sie im Kriege?"

„Ja, ich habe den ganzen Feldzug mitgemacht."

„Kann mir denken, wieviel Interessantes Sie da gesehen haben. Nun, erzählen Sie, erzählen Sie; das ist sehr wichtig."

Und Vater begann Garschin ausführlich und der Reihe nach über seine Erlebnisse auszufragen.

Papa saß neben ihm auf dem Ledersofa; wir Kinder standen ringsum.

Ich weiß leider diese Unterhaltung nicht mehr genau und will mich nicht unterfangen, sie wiederzugeben.

Ich weiß nur, daß sie hochinteressant war. Der Mensch, den wir im Korridor gesehen hatten, existierte nicht mehr. Vor uns saß ein lieber, verständiger Erzähler, der anschaulich und wahrheitsgetreu von den durchlebten Schrecken des Krieges berichtete, und seine Schilderungen waren so fesselnd,

daß wir den ganzen Abend bei ihm ſaßen und die Augen und Ohren nicht von ihm wenden konnten.

Wenn ich mir jetzt jenen Abend vergegenwärtige, weiß ich, daß der arme Garſchin damals bereits an der Grenze einer ſchweren ſeeliſchen Krankheit ſtand, und wenn ich in meinen Eindrücken nach Anzeichen dieſer Krankheit ſuche, ſo kann ich ſagen, daß ſeine Anormalität höchſtens darin zum Ausdruck kam, daß er zu viel und zu intereſſant ſprach.

Mit brennenden, weit offenen Augen zeichnete er uns ein Bild nach dem anderen, und je länger er ſprach, um ſo bildhafter und ausdrucksvoller wurde ſeine Rede.

Wenn er bisweilen verſtummte, änderte ſich ſein Geſichtsausdruck, und uns ſchaute wieder das liebe, ſchüchterne Kind an.

Ich weiß nicht, ob er in Jaſſnaja übernachtete oder am ſelben Tage noch fortfuhr.

Einige Tage ſpäter kam er wieder, dieſes Mal auf einem ungeſattelten Pferde. Wir ſahen ihn vom Fenſter aus, wie er den „Proſpekt" entlang ritt. Er ſprach mit ſich ſelbſt und bewegte dabei ſonderbar und heftig die Hände.

Am Hauſe angelangt, ſtieg er vom Pferde und forderte, das Pferd am Zügel haltend, von uns eine Karte Rußlands.

Jemand fragte ihn, wozu er die brauchte.

„Ich muß ſehen, wie ich nach Charkow komme; ich will nach Charkow zu meiner Mutter."

„Was denn? Zu Pferde?"

„Nun ja. Was iſt denn dabei?"

Wir holten einen Atlas; ſuchten mit ihm Charkow; er ſchrieb ſich die am Wege liegenden Städte auf, verabſchiedete ſich und ritt davon.

Später ſtellte ſich heraus, daß Garſchin zu uns auf einem Pferde gekommen war, das er einem Droſchkenkutſcher in Tula ausgeſpannt hatte.

Der Beſitzer des Pferdes hatte keine Ahnung, daß er es mit einem Geiſteskranken zu tun hatte; er ſuchte ihn lange und erhielt mit Mühe ſein Pferd zurück.

Danach verſchwand Garſchin.

Wie er nach Charkow gelangte und dort ins Krankenhaus kam, weiß ich nicht mehr.

Einige Jahre ſpäter erſchienen zwei dünne Bände ſeiner Erzählungen.

Ich las ſie ſchon als erwachſener junger Mann, und ich kann nicht beſchreiben, welchen Eindruck ſie auf mich machten.

War dieſer Autor wirklich der Mann mit den ſonderbaren Augen, der damals im Arbeitszimmer auf dem Lederſofa geſeſſen und ſo viel und ſo intereſſant erzählt hatte?

Ja ja, natürlich, das war er; ich erkannte ihn an den beiden dünnen Bänden Erzählungen wieder. Aber jetzt veränderte ſich die kindliche, flüchtige

Sympathie für einen Unbekannten, dem man zufällig begegnete, in tiefe Liebe zu dem Menschen und Künstler, und ich fühlte mich glücklich, daß mir diese, wenn auch nur abgerissenen und traurigen Erinnerungen geblieben.

Noch einmal hatte ich das Glück, Garschin bei uns in Moskau zu sehen. Es war ungefähr ein Jahr vor seinem Tode.

Ich glaube, Vater war damals nicht zu Hause, und Mutter empfing ihn. Er war traurig und schweigsam und blieb nicht lange bei uns.

Ich weiß, daß Mama ihn fragte, warum er so wenig schriebe.

„Wie kann ich schreiben, da ich den ganzen Tag mit meinem Dienst beschäftigt bin, so daß mir der Kopf weh tut und schwach wird," erwiderte er traurig und versank in Nachdenken.

Mama erkundigte sich nach seinem Privatleben und war sehr herzlich und teilnahmsvoll gegen ihn.

Mich überraschten auch damals seine großen, hübschen, von langen Wimpern bedeckten Augen, und ich verglich sie unwillkürlich mit denen, die ich früher gesehen. Es waren noch dieselben, aber damals hatte Energie und Kühnheit aus ihnen geblitzt, jetzt waren sie traurig und nachdenklich. Das Leben hatte ihnen ihren Glanz genommen und sie mit dem Schleier des Kummers bedeckt.

Und dieser Kummer äußerte sich in seinem ganzen Wesen. Man hatte den Wunsch, leise und freundlich mit ihm zu sprechen, wollte ihn wärmen und zärtlich mit ihm tun.

Als ich sein Ende erfuhr, wunderte ich mich nicht. Solche Leute leben nicht lange.

Wenn ich nach bestem Verständnis auf die Frage antworten soll, die meine Mutter an Garschin richtete: warum er so wenig schriebe — so möchte ich das wiederholen, was Turgenjew vom verstorbenen Nikolas Tolstoi, Papas Bruder, sagte:

Garschin schrieb so wenig, weil er alle guten Eigenschaften, aber nicht die Mängel besaß, die für einen großen Schriftsteller nötig sind.

16.

Die ersten „Zweifelhaften". — Ermordung Alexanders II. — Der Spion.

Die revolutionäre Bewegung, die in Rußland den 1. März 1881 herbeiführte, berührte Jasnaja Poljana fast gar nicht; wir wußten von ihr nur durch die Zeitungsberichte über Attentate, die damals fast jedes Jahr wiederkehrten.

Bisweilen kamen zum Vater „zweifelhafte" Leute, die er in seinem Arbeitszimmer empfing und mit denen er stets heftig disputierte.

Meistens erschienen diese zottigen, ungewaschenen Gäste nur einmal in Jasnaja, fanden keine Sympathie beim Vater und verschwanden für immer.

Zurück kehrten nur die, die sich für die neuen christlichen Gedanken Vaters

intereſſierten; und ich erinnere mich noch einiger Nihiliſten von damals, die ſpäter oft in Jaſſnaja erſchienen und unter Vaters Einfluß dem Terrorismus gänzlich entſagten.

„Revolutionär und Chriſt", ſagte der Vater, „ſtehen an den beiden äußerſten Punkten eines nicht geſchloſſenen Kreiſes. Deswegen iſt ihre Nähe nur ſcheinbar. In Wirklichkeit gibt es keine entfernteren Punkte als dieſe beiden. Um zuſammenzukommen, müſſen ſie umkehren und den ganzen Kreis rückwärts zurücklegen."

Die Ermordung Alexanders II. erfuhren wir folgendermaßen:

Am 1. März ging Papa, ſeiner Gewohnheit gemäß, vor dem Eſſen auf der Chauſſee ſpazieren.

Nach dem ſchneereichen Winter begann es zu tauen. Auf den Wegen waren ſchon viele Vertiefungen und Löcher voll Waſſer.

Wegen des ſchlechten Weges war kein Bote nach Tula geſandt, und es waren keine Zeitungen gekommen.

Auf der Chauſſee traf Papa einen wandernden Italienerknaben mit Drehorgel und prophezeienden Vögeln.

Er kam zu Fuß aus Tula.

Man ſprach miteinander.

„Woher? Wohin?"

„Aus Tula. Geſchäfte gehen ſchlecht. Selbſt nichts gegeſſen. Vögel nichts zu freſſen. Der Zar umgebracht."

„Welcher Zar? Wer hat ihn umgebracht? Wann?"

„Der ruſſiſche Zar. Petersburg iſt Bombe geworfen. Steht in Zeitungen."

Zu Hauſe angelangt, erzählte Papa uns ſofort den Tod Alexanders II., und die am nächſten Tage einlaufenden Zeitungen beſtätigten alles.

Ich weiß noch, welch niederſchmetternden Eindruck dieſer unſinnige Mord auf Papa machte. Ganz abgeſehen davon, daß ihn die grauſame Todesart des Zaren erſchreckte, „des guten, alten Mannes, der viel Gutes getan und den Menſchen ſtets Gutes wünſchte", mußte er unaufhörlich an die bevorſtehenden Hinrichtungen denken.

Mehrere Tage ging er nachdenklich und finſter umher und beſchloß endlich, dem neuen Kaiſer Alexander III. einen Brief zu ſchreiben.

Es wurde viel darüber debattiert, in welchem Ton der Brief zu ſchreiben ſei, ob mit der üblichen Anrede, die die Etikette erforderte, oder wie ſie unter einfachen Sterblichen üblich iſt; ob er eigenhändig zu ſchreiben wäre, oder ob der damals bei uns weilende Schreiber A. P. Iwanow ihn abſchreiben ſollte Aus Tula wurde ſchönes Papier beſorgt, der Brief geſchrieben, vielfach korrigiert und mehrfach ins reine geſchrieben, und endlich ſchickte Papa ihn nach Petersburg an N. N. Strachow mit der Bitte, ihn durch K. P. Pobjedonoszew dem Kaiſer überreichen zu laſſen.

Wie fest glaubte Papa damals an die Macht seiner Überzeugung! Wie sehr hoffte er!

Und nun verfolgte er unruhig die Zeitungen und hoffte und wartete immer, bis er las, sämtliche Teilnehmer an der Verschwörung seien aufgehängt.

Später erfuhr Papa, Pobjedonoszew hätte den Brief dem Adressaten gar nicht übergeben, sondern ihn zurückgewiesen, weil, wie er dem Vater schrieb, er „seines Glaubens wegen" diesen Auftrag nicht hätte ausführen können. Der Brief gelangte dann durch einen Bekannten in die Hände des Kaisers. Alexander III. soll nach der Lektüre gesagt haben: „Wenn das Verbrechen mich persönlich beträfe, hätte ich das Recht, den Schuldigen zu begnadigen; für meinen Vater aber kann ich es nicht tun."

Mit der Zeit nahm die Zahl der „zweifelhaften Leute", die Jasnaja Poljana besuchten, zu. Aber jetzt waren es mehr „Zweifelnde", Leute, die den Vater um Rat und moralische Hilfe baten, oder meistens Gesinnungsgenossen des Vaters. Revolutionäre waren dagegen fast gar nicht mehr unter ihnen.

Wieviel solcher Rat und Hilfe suchender Gäste aller Stände und jeden Alters hat Jasnaja gesehen! Wieviel tief überzeugte, aufrichtige Männer und wieviel Pharisäer, die sich im Glanze des Namens Tolstoi sonnen und daraus Nutzen ziehen wollten! Wieviel Originale — fast Narren!

Da war z. B. und lebte ziemlich lange in Jasnaja Poljana ein alter Schwede, der Winter und Sommer barfuß und halb nackt ging. Sein Prinzip war „Einfachheit" und Rückkehr zur Natur.

Eine Zeitlang interessierte er den Vater, aber es endete damit, daß er in seiner Einfachheit zu weit ging, zynisch und direkt unanständig wurde, so daß man ihn zum Hause hinausbefördern mußte.

Ein andermal erschien ein Herr, der nur alle zwei Tage einmal aß. Er kam gerade an dem Tage zu uns, wo er nicht aß.

Den ganzen Tag, von Morgen an, kam bei uns das Essen nicht vom Tisch: es wurde Tee getrunken oder Kaffee, gefrühstückt, zu Mittag gegessen, wieder Tee getrunken mit Gebäck oder Brot — er aber saß dabei und rührte nichts an.

„Ich habe gestern gegessen," sagte er bescheiden, wenn man ihm etwas anbot.

„Was nehmen Sie denn zu sich, wenn Sie essen?" fragte jemand.

Es stellte sich heraus, daß der Herr nur ein Pfund Brot, ein Pfund Gemüse und ein Pfund Früchte aß.

„Dabei ist er gar nicht mager," meinte der Vater verwundert.

Dann weilte ziemlich häufig beim Vater ein großer blonder Mann, der Morphinist O., der die christliche Lehre mittelst mathematischer Formeln bewies, der brünette P., ein Habenichts ohne Heimat und Herkunft; im Dorf wohnte und arbeitete der getaufte Jude F.; und schließlich erschien, von der dritten Abteilung[1]) gesandt, der Szim Shenja S.

[1]) Der Geheimpolizei.

Als wir im Sommer einmal im Garten ſpazieren gingen, ſtießen wir auf einen jungen Menſchen, der im Graben ſaß und ruhig eine Zigarette rauchte.

Unſere Hunde ſtürzten ſich auf ihn und bellten.

Wir hetzten heimlich die Hunde und liefen ſelbſt davon.

Einige Tage ſpäter begegnete uns derſelbe junge Mann wieder auf dem Wege unweit vom Hauſe. Er grüßte höflich und begann ein Geſpräch mit uns. Es ſtellte ſich heraus, daß er ſich im Dorf bei einem unſerer Bauern eingemietet hatte und dort mit ſeiner Braut Ada und deren Mutter wohnte.

„Kommen Sie mit, ein Glas Tee trinken," wandte er ſich an mich. „Ich habe Langeweile; wir ſitzen, plaudern, ich erzähle Ihnen etwas, und Sie helfen mir in einer Angelegenheit. Ich will nächſtens heiraten, habe aber keinen Brautführer. Ich hoffe, Sie ſchlagen mir dieſen kleinen Dienſt nicht ab."

Das Anerbieten war verlockend; ich willigte ein.

Nach einigen Tagen hatte S. mich ſchon ſo bezaubert, daß wir dicke Freunde waren. Ich beſuchte ihn jeden Tag und ſaß oft lange bei ihm.

Am Hochzeitstage erbat ich mir bei den Eltern Urlaub, zog eine ſaubere Joppe an und war ſehr ſtolz auf meine Brautführerrolle.

Nach der Rückkehr aus der Kirche aßen wir bei dem jungen Paar und tranken auf ſeine Geſundheit.

Schließlich merkte Mama meine Leidenſchaft für den neuen Bekannten, wurde mißtrauiſch und fragte mich aus.

Eines ihrer Argumente gegen S. war, daß ein ordentlicher Menſch, der einen jungen Mann bei ſich aufnähme, zunächſt die Bekanntſchaft der Eltern machen müßte.

„Ich kann nicht meinen Sohn zu einem Menſchen laſſen, den ich gar nicht kenne," ſagte ſie.

Ich teilte das S. mit, und er begab ſich noch am ſelben Tage zu Mama und entſchuldigte ſich, daß er ſich nicht früher vorgeſtellt habe.

Dann machte er auch Papas Bekanntſchaft und kam bisweilen zu uns ins Haus. Wir gewöhnten uns an ihn und nahmen ihn einfach und freundlich wie jemand auf, der zum Hauſe gehört.

Er nahm mitunter an Vaters Arbeiten auf dem Felde teil und ſchien Vaters Überzeugungen durchaus zu teilen.

Im Herbſt bei ſeiner Abreiſe aus Jaſſnaja kam S. zum Vater und geſtand und bereute aufrichtig ſein ſchändliches Benehmen. Er geſtand dem Vater, daß er ein von der dritten Abteilung geſandter Spion ſei, der ihn ſelbſt und alle Beſucher Jaſſnajas überwachen ſollte.

Ein anderer Menſch, der bedeutend ſpäter in Jaſſnaja erſchien und dieſelbe Rolle wie S. ſpielte, war der Tulaer Gefängnisgeiſtliche, der regelmäßig nach Jaſſnaja kam, um religiöſe Geſpräche mit dem Vater zu führen.

Durch ſeine pſeudoliberale Redeweiſe verlockte er den Vater zur Offenheit und tat, als ob er ſich ſehr für ſeine Gedanken intereſſierte.

„Was für ein ſonderbarer Menſch," meinte der Vater verwundert — „und dabei ſcheint er aufrichtig. Ich fragte ihn, ob ſeine vorgeſetzte Behörde ihm keinen Vorwurf daraus machte, daß er ſo oft zu mir käme; aber er achtete nicht darauf. Schließlich dachte ich, er würde vielleicht abſichtlich zu mir geſandt, und ich teilte ihm meine Vermutung mit; aber er verſicherte, er käme aus ſich ſelbſt zu mir."

Später ſtellte ſich heraus, daß der Heilige Synod nach Vaters Ausſchließung aus der Kirche ſich auf dieſen Geiſtlichen berief, der umſonſt verſucht hätte, Leo Tolſtoi im Auftrage des Synod zur „Vernunft" zu bringen.

Zum letzten Mal war der Geiſtliche ſchon nach Vaters Exkommunikation zur Zeit einer ſeiner Krankheiten in Jaſſnaja. Ihm wurde geſagt, daß Vater krank ſei und ihn nicht empfangen könne. Es war im Sommer.

Der Geiſtliche ſetzte ſich auf die Veranda und erklärte, er würde nicht eher fortfahren, als bis er Leo Tolſtoi perſönlich geſehen.

Zwei Stunden vergingen — er ſaß immer noch da.

Man mußte ſehr energiſch mit ihm ſprechen und ihn zum Fortgehen auffordern.

Seitdem habe ich ihn niemals wiedergeſehen.

17.

Ende der ſiebziger Jahre. — Der Umſchwung. — Die Landſtraße.

Ganz unmerklich bin ich in meinen Erinnerungen zu den achtziger Jahren gelangt und auf dieſe Weiſe in die Zeit meines Knabenalters eingetreten.

Im wirklichen Leben vollzog ſich dieſer Übergang noch unmerklicher. Ich weiß, daß ich ihn erſt bemerkte, als er längſt geſchehen war.

Mir tat meine Kindheit leid, und ich begann zu weinen.

So hell und unbewölkt meine Kindheit geweſen war, ſo finſter war die Zeit des Knabenalters.

Ob das das Schickſal aller iſt, oder ob bei jedem Menſchen dieſe Zeit verſchieden vergeht — das weiß ich nicht.

Mir ſcheint, daß die ſchweren Erlebniſſe und Zweifel des Vaters, die 1876 begannen, ſich unbewußt in mir ſpiegelten.

Ich war damals zehn Jahre alt.

Wie jedes Kind, ſo war auch ich am perſönlichen Leben meiner Eltern nur ſo weit intereſſiert, wie es mich betraf.

Ungefähr um dieſe Zeit begannen die religiöſen Zweifel des Vaters.

Ich will verſuchen, ſo gut ich kann, zu erzählen, was mir aus dieſer Zeit im Kopf geblieben iſt.

So lange ich denken kann, wurde unſere Familie im alten rechtgläubigen religiöſen Geiſt erzogen. Jeden Abend mußten wir vor dem Einſchlafen für Papa, Mama, die Brüder, Schweſtern und alle rechtgläubigen Chriſten beten.

Zu den großen Feiertagen kam ein Geiſtlicher zu uns und hielt eine Meſſe ab, und zur Zeit des großen Faſtens während der erſten und letzten Woche faſtete das ganze Haus.

Unſere Führerin hierbei war Mama, während Papa ſich gegen die Religion ziemlich gleichgültig verhielt und nicht einmal immer in den Saal kam, wenn Geiſtliche bei uns waren.

So ungefähr verhielt es ſich in unſerer früheſten Kindheit.

Dann änderte ſich Vaters Verhältnis zur Kirche. Ich weiß noch die nicht lange Periode, wo er jeden Feiertag zur Meſſe ging und ſtreng alle Faſten hielt.

Seit dieſer Zeit hörten wir ihn häufiger und häufiger über Religion ſprechen.

Wer auch immer nach Jaſſnaja Poljana kam — der Gouverneur Uſchakow von Tula, oder der Anhänger des Lord Radſtock Graf Bobrinski, Strachow, Fet, Rajewski, Samarin oder Uruſſow — ſtets ging die Unterhaltung auf religiöſe Dinge über, und es entſpannen ſich endloſe Dispute, in deren Verlauf der Vater oft ſcharf und unangenehm wurde.

Mit Papa wurden auch wir gottesfürchtiger. Früher hatten wir während der Großen Faſten nur die erſte und letzte Woche gefaſtet; jetzt, ſeit 1877, hielten wir ſtrikt die ganze Zeit ein und beobachteten ſtreng alle kirchlichen Gebräuche.

Im Sommer zu Mariä Himmelfahrt faſteten wir, beichteten und nahmen das Abendmahl.

Ich weiß, wie wir in Bankwagen zur Kirche gefahren wurden und alle in feierlich religiöſer Stimmung waren, unſerer Sünden gedachten und uns auf die Beichte vorbereiteten.

Jener Sommer war regneriſch und reich an Pilzen. Auf dem Weg zur Kirche an der Chauſſee wuchſen ungewöhnlich viel Champignons; wir machten Halt, ſammelten ſie in Hüte und brachten ſie nach Hauſe.

In jenem Sommer war bei uns in Jaſſnaja der Bylinen- (Heldenepos) Erzähler Schegolenkow zum Beſuch. Er wurde mit Vatersnamen Petrowitſch angeredet.

Seine Art Bylinen zu erzählen glich dem Geſang Blinder; doch hatte er in der Stimme nicht ihren näſelnden Ton, der ſtets abſtoßend auf mich wirkte.

Ich ſehe ihn noch auf den ſteinernen Balkonſtufen vor Vaters Arbeitszimmer ſitzen.

Während er erzählte, betrachtete ich gern ſeinen langen, in Korkzieherlocken geringelten grauen Bart. Seine langen Geſchichten gefielen mir. Man ſpürte aus ihnen tiefes Altertum und den Niederſchlag uralter, geſunder Volksweisheit.

Papa hörte ihm mit beſonderem Intereſſe zu, ließ ihn jeden Tag etwas Neues erzählen, und Petrowitſch fand auch immer etwas.

Er war unerschöpflich.

Von seinen Themen benutzte der Vater später einige für seine Volkserzählungen [1]).

Es ist mir schwer, mich jetzt in den Erlebnissen jener Zeit zurechtzufinden. Ich weiß nur noch den allgemeinen Eindruck, und der war, daß Papa nicht mehr derselbe war, und daß etwas mit ihm vorging.

Dieses „etwas", das ein Kind nicht verstand, äußerte sich verschieden und dauerte einige Jahre, ungefähr bis 1883.

Später wurde mir vieles aus jener Zeit verständlich, aber damals fühlte ich mehr die Stimmung des Vaters, begriff aber durchaus nicht die schwere sittliche Krisis, die er durchmachte, und interessierte mich sehr wenig für sie.

Im Frühjahr 1878, zu den Großen Fasten nahm Papa das Abendmahl und fuhr zum Optino-Kloster zum Pater Ambrosius.

Ich erinnere mich seiner Erzählungen hierüber nicht. Ich weiß nur, daß er unzufrieden von dort zurückkehrte und daß wir bald darauf häufiger und immer häufiger erst Tadel, dann aber völlige Verneinung aller Kirchengebräuche und -Riten von ihm zu hören bekamen.

Während einer der Fasten hatten die Lehrer, die allein Fleischspeise aßen, beim Mittagessen zwei Kotelettes übriggelassen, die der Diener auf einen Nebentisch setzte. Papa sah sie, ließ sich von mir die Schüssel reichen und begann zu unser aller Schrecken die Kotelettes zu essen und sie zu loben. Da wir dieses Benehmen des Vaters sahen, kühlte auch unser Eifer im Fasten schnell ab, und unsere andächtige Stimmung ging bald in völlige religiöse Gleichgültigkeit über.

Gleichzeitig hiermit begann Papa, anstatt der früheren Ritte zum Badehause und der Jagd, immer häufiger auf der Landstraße spazieren zu gehen, wo er sich mit Pilgern und Wanderern gern in eine Unterhaltung einließ.

Diese Landstraße, die Moskau mit Kiew verbindet, führt eine Werst vom Hause in Jassnaja vorüber.

Früher, als es noch keine Eisenbahn gab, war dieses die einzige Verbindung zwischen Nord- und Südrußland.

Ich erinnere mich noch sehr gut des alten Fuhrmanns Paul Schentakow, der mir erzählte, daß er auf dieser Landstraße den Zaren Alexander II. gefahren habe.

Nach Anlage der Eisenbahn nahm die Bedeutung der Landstraße, als Fahrweg, sehr ab, doch ist sie bis auf den heutigen Tag der Lieblingsweg der Wanderer und besonders der Pilger geblieben, die mit Quersäcken auf dem Rücken und langen Krückstöcken in der Hand nach Kiew, zum Troitzki-Kloster, zur Iberischen Mutter Gottes und zu anderen heiligen Stätten wallfahren, die auf dem Wege liegen.

[1]) „Wodurch leben die Menschen", „Drei Greise".

„Ich gehe auf den Newski-Proſpekt," ſagte Vater in ſolchen Fällen, nahm ſeinen Stock und ging fort.

Heimgekehrt erzählte er beim Mittageſſen von ſeinen intereſſanten Begegnungen, und ſeine Tagebücher aus jener Zeit ſind voll verſchiedener Charakteriſtiken, Redensarten, Sprichwörter und beſonders — typiſcher Ausdrücke der Volksweisheit.

Da Vater keine Befriedigung in der Kirchenreligion fand, ſuchte er Gott im Glauben einfacher Leute und fand dort den Schlüſſel, der ihn ſpäter zum Studium und zu neuem Verſtändnis des Evangeliums führte.

In ſeiner „Beichte" ſchreibt Vater über dieſe Zeit:

„Aber — entweder dank meiner faſt ſonderbaren *phyſiſchen Liebe zum wirklich arbeitenden Volk*, die mich dieſes Volk verſtehen und mich ſehen ließ, daß es nicht ſo dumm ſei, wie wir glauben, oder dank meiner aufrichtigen Überzeugung, daß ich nichts wiſſen könnte, als daß das Beſte, was ich vermöchte, darin beſtände, daß ich mich aufhängte — ich ſpürte, daß, wenn ich leben und den Sinn des Lebens verſtehen wollte, ich dieſen Sinn nicht bei denen ſuchen müſſe, die ihn verloren hätten und ſich töten wollten, ſondern bei den Milliarden früherer und gegenwärtigen Menſchen, die arbeiten und ihr eigenes und unſer Leben tragen."

Einmal auf dieſen Weg gelangt, ging er ganz in ſeinem neuen Trachten auf und entſagte mit einem Male gänzlich ſeinem früheren Leben.

„Das Leben unſerer Kreiſe, der Reichen, Gelehrten, iſt mir nicht nur widerwärtig, ſondern hat jeden Sinn für mich verloren," ſagt er weiter in demſelben Buch.

Und dieſe Verneinung alles deſſen, wovon unſere Familie bis dahin gelebt, wurde von uns allen ſchmerzhaft empfunden. Ich zwölfjähriger Knabe fühlte, daß Papa ſich mehr und mehr von uns entfernte, und daß unſere Intereſſen ihm nicht nur gleichgültig, ſondern fremd und widerwärtig waren.

Er wurde finſter, reizbar, zankte oft wegen geringfügiger Kleinigkeiten mit Mama, und aus dem früheren fröhlichen, lebensluſtigen Leiter und Kameraden hatte er ſich in unſeren Augen in einen ſtrengen Prediger und Ankläger verwandelt.

Immer häufiger hörten wir von ihm ſcharfen Tadel des müßigen Herrenlebens, der Gefräßigkeit, Ausplünderung der arbeitenden Bevölkerung und des Müßigganges.

„Da ſitzen wir im warmen Zimmer, auf der Landſtraße aber hat man heute einen Menſchen erfroren gefunden. Er iſt deshalb erfroren, weil niemand ihn zur Nacht aufgenommen hat.

Wir eſſen Kotelettes und Paſteten; in Samara aber ſchwellen die Leute zu Tauſenden an und ſterben vor Hunger.

Wir reiten auf Pferden zum Baden; dem Prokop aber iſt der letzte Wallach krepiert, und er weiß nicht, womit er pflügen ſoll. Wir ſchlafen

noch, wenn der Schneider bereits nach Tula hin und zurückgelaufen iſt, um Haken für unſere Halbpelze zu holen."

Ich kann nicht ſagen, daß dieſe einfachen Worte Vaters nicht ſelbſt uns Kindern verſtändlich geweſen wären.

Gewiß verſtanden wir ſie. Aber das hinderte uns nicht an unſerem egoiſtiſchen Kinderglück, ſtörte aber gründlich unſer Leben.

Da wurde in Jaſſnaja ein Theaterſtück von Dilettanten aufgeführt. Es kamen zwei Baroneſſen Mengden, Nunja Nowaſilzew und Kislenskis. Alle ſind vergnügt. Spiele, Krokett, verliebte Geſpräche. Plötzlich kommt Papa, und mit einem Wort, oder, noch ſchlimmer, mit einem Blick zerſtört und verdirbt er alles. Man fühlt ſich verdrießlich und ſchämt ſich ſogar bisweilen.

Wenn er doch lieber nicht kommen möchte!

Wir alle wiſſen, daß er dasſelbe Gefühl hat. Er will uns in unſerer Fröhlichkeit nicht ſtören — hat er uns alle doch ſehr lieb — dennoch hat er uns alles verdorben. Hat nichts geſagt, aber gedacht.

Und wir alle wiſſen, was, und deshalb fühlen wir uns ſo ungemütlich.

Inzwiſchen floß unſer Familienleben in demſelben Gleiſe und entwickelte ſich weiter.

Da war immer noch derſelbe Koch Nikolas, derſelbe „Ankow-Kuchen" aus der Familie Bers, der ſchon tiefe Spuren in Jaſſnaja Poljana hinterlaſſen hatte; dieſelben Hauslehrer und Gouvernanten; dieſelben Unterrichtsſtunden; Bruſtkinder, die Mama beſtändig nährte — all dieſe unerſchütterlichen Grundpfeiler, auf denen das Leben in unſerem Ameiſenhaufen ruhte, waren noch vorhanden und für uns alle in unſerem Egoismus nötig.

Allerdings empfand man einen ſchweren Zwieſpalt; man fühlte, daß allem die Hauptſache fehlte, weil Papa ſich mehr und mehr von uns entfernte. Es war oft außerordentlich ſchwer; aber das Leben ſo ändern, wie er wollte, konnten wir nicht, weil uns das ganz undenkbar ſchien.

Im Kampf der Idee mit der Tradition, im Kampf des „Lebens in Gott" mit dem „Ankow-Kuchen" geſchah, was ſtets in ſolchen Fällen im Leben der Menſchen zu geſchehen pflegt: die Tradition ſiegte; die Idee bewirkte nur, daß ſie mit ihrer Bitterkeit die Luſtigkeit unſeres Kuchens etwas verdarb.

Wie hätte man das „Leben in Gott", das Leben der Pilger und Bauern von denen Papa ſo begeiſtert war, mit den unfehlbaren Grundſätzen ver einigen können, die uns von kleinauf beigebracht waren: unbedingt zum Mittag Suppe und Fleiſch zu eſſen; engliſch und franzöſiſch zu ſprechen; uns auf das Gymnaſium und die Univerſität vorzubereiten; unſere Rolle im Liebhabertheaterſtück zu lernen?

Oft kam es uns Kindern ſo vor, nicht, daß wir Papa nicht verſtänden, ſondern umgekehrt: er hatte aufgehört, uns zu verſtehen, weil er mit ſeinen eigenen Dingen beſchäftigt war.

Das waren ſeine neuen Gedanken und Haufen von Büchern, die in ſeinem Arbeitszimmer erſchienen.

Von irgendwo brachte er ganze Berge von Heiligenleben, Heiligenlegenden, Erbauungsſchriften von Kirchenvätern und ſaß, las und grübelte, tagelang in ſeinem Zimmer eingeſchloſſen.

Zum Mittag kam er finſter, nachdenklich heraus, und wenn er etwas ſagte, ſo betraf es nur ſeine Dinge und war für uns alle langweilig und unintereſſant.

Wenn ich mich jener Zeit erinnere, ſtelle ich mir voll Schrecken ſeinen Seelenzuſtand vor.

Nach völliger Verwerfung alles deſſen, was er bis dahin angebetet hatte, nach Verwerfung des patriarchaliſchen Herrenlebens, das er ſoeben voll Liebe gezeichnet und das er ſich ſelbſt geſchaffen, nach Verwerfung ſeiner ganzen früheren Tätigkeit, vom Kriege an bis zu ſchriftſtelleriſchem Ruhm, Familie und Religion — wie ſchrecklich mußte ihm da die Einſamkeit ſein! Noch ſchrecklicher dadurch, daß es die Einſamkeit eines Mannes in einer ihm fremd gegenüberſtehenden Umgebung war.

Da er mit der Verneinung begonnen, die poſitiven Grundlagen der Liebe, die ihm dann das Studium des Neuen Teſtamentes gab und die ſeiner ganzen Weltanſchauung die Bahn wieſen, noch nicht gefunden hatte, ſchwankte er hin und her und kämpfte zwei Jahre lang mit der Verſuchung, ſeinem Leben ſelbſt ein Ende zu machen.

Damals verbarg er, der „Glückliche", jedes Stückchen Schnur, um ſich nicht an der Verbindung zwiſchen den Schränken in ſeinem Zimmer, wo er jeden Abend beim Ausziehen allein war, aufzuhängen, und ging nicht mehr mit der Flinte auf die Jagd, um nicht der Verſuchung zu unterliegen, ſich auf leichte Art des Lebens zu entledigen („Meine Beichte", S. 21).

Wir aber verſtanden ihn nicht.

Wenn er dem Andrang der qualvollen Gedanken nicht mehr ſtandhielt und ſie vor uns ausſchüttete, wichen wir erſchreckt beiſeite, um uns unſer kindliches Egoiſtenglück nicht verderben zu laſſen.

Bisweilen drang er allerdings in unſer Leben ein, intereſſierte ſich für unſere Unterrichtsſtunden, ſuchte ſich unſerem Verſtändnis anzupaſſen, aber man fühlte, daß er das gezwungen, künſtlich tat, nicht wie ein Vater, ſondern als Lehrer. Er gab das auch ſelbſt zu.

In einem Brief an W. J. Alexejew, der ſich auf das Jahr 1882 bezieht, beſchreibt er das Leben in der Familie und ſagt: „Sergëi beſchäftigt ſich viel und denkt an die Univerſität. Tanja, die halb Gute, halb Ernſte, halb Verſtändige, wird nicht ſchlimmer, ſondern eher beſſer. Ilja faulenzt und wächſt; ſeine Seele wird von organiſchen Prozeſſen noch nicht erdrückt. Leo und Maſcha ſcheinen mir beſſer: ſie haben meine Grobheit nicht, wie die älteren, angenommen, und ich glaube, daß ſie ſich unter beſſeren Bedingungen entwickeln."

Ich habe dieſen Brief mit den rührenden Selbſtvorwürfen angeführt, um

zu zeigen, wie feinfühlig und gewiſſenhaft Vater unſere Erziehung verfolgte, und wie ſehr ihn die Perioden der Entfremdung quälten, in denen der innere Kampf ihn ſo von der Familie entfernte, daß er nicht die Kraft hatte, ſich ihr gegenüber ſo zu verhalten, wie er wollte.

18.

Überſiedelung nach Moskau. — Sjutajew. — Die Volkszählung. — Hauskauf. — Fedorow Solowjew.

Im Herbſt 1881 ſiedelte unſere ganze Familie nach Moskau über.

Dieſe Überſiedelung erſchien als logiſche Folge unſeres ganzen vorhergehenden Lebens und war notwendig aus folgenden drei Urſachen:

Der älteſte Bruder, Sergëi, bezog die Univerſität und konnte in Moskau nicht ohne Aufſicht bleiben.

Schweſter Tanja mußte in die Welt eingeführt werden. Sie durfte nicht auf dem Lande ohne jede Geſellſchaft verwildern.

Die übrigen Kinder waren in Moskau ohne Hilfe des Vaters weit leichter zu erziehen als in Jaſſnaja.

Im Sommer fuhr Mama nach Moskau, mietete in der Deneſhnyi-Gaſſe eine Wohnung, und im Herbſt zogen wir um. Im ſelben Frühjahr hatte ich in Tula das Verſetzungsexamen aus der vierten in die fünfte Klaſſe[1]) beſtanden und ſollte in das Kronsgymnaſium eintreten.

Papa ging zum Direktor eines der klaſſiſchen Gymnaſien in Moskau, um mich unterzubringen, aber da gab es eine unerwartete Schwierigkeit: außer anderen Papieren, die vom Vater verlangt wurden, ſollte er vorſchriftsgemäß einen Schein unterſchreiben, in dem er für meine „gute Führung" und „Zuverläſſigkeit" bürgte.

Er wollte dieſes Papier nicht unterſchreiben, und ich mußte deswegen in das Privatgymnaſium Poliwanow eintreten, wo ich, nach einem Examen, ohne weitere Formalität aufgenommen wurde.

„Wie kann ich für die Führung eines anderen Menſchen aufkommen, und wenn es mein leiblicher Sohn iſt?" ſagte der Vater empört. „Ich habe dem Direktor erklärt, daß es eine Dummheit ſei, von den Eltern ſolche Unterſchriften zu verlangen. Er gab zu, daß es eine überflüſſige Formalität wäre, lehnte aber zuletzt doch ab, den Jungen ohne dieſes Papier aufzunehmen."

Die Überſiedlung nach Moskau brachte uns allen die neuen Eindrücke des ſtädtiſchen Lebens.

Jeder wurde auf ſeine Weiſe davon ergriffen.

Mama beſchäftigte ſich beſonders mit Einrichtung der Wohnung, Möbelkauf, machte unter Leitung Onkel Koſtjas die notwendigen Viſiten und führte Tanja in die Welt ein.

[1]) Die Klaſſen zählen umgekehrt wie die unſrigen.

Sergëi ging vollſtändig in ſeinen Univerſitätsſtudien auf, und ich ſpielte in der freien Zeit zwiſchen dem Beſuch des Gymnaſiums und Hausarbeiten mit Straßenkindern Knöchel und war im Frühjahr bereits in eine unbekannte Gymnaſiaſtin verliebt.

Der Vater traf in dieſem Winter mit dem Sektierer Sjutajew zuſammen, der ihn ſehr intereſſierte und unzweifelhaft Einfluß auf ihn hatte.

Er war ein einfacher Bauer aus dem Gouvernement Twer, ſeines Zeichens Steinhauer. Der Vater hatte ſchon in Samara durch Prugawin von ihm gehört und fuhr ſelbſt zu ihm aufs Land.

Im Winter darauf kam Sjutajew zu uns nach Moskau und wohnte in der Deneſhnyi-Gaſſe ziemlich lange bei uns.

Auf den erſten Blick machte er den Eindruck eines ganz gewöhnlichen, abgemagerten Muſchiks mit dünnem, ſchmutziggrauem Bart, ſchmierigem, ſchwarzem Halbpelz, den er im Zimmer und draußen trug, farbloſen kleinen Augen und der typiſchen nördlichen Ausſprache auf „o".

Wie jeder ordentliche, geſetzte Bauer wußte er ſich einfach und würdig zu benehmen; keine Geſellſchaft brachte ihn in Verlegenheit, und wenn er ſprach, ſo fühlte man, daß er alles gründlich überlegt hatte und daß es ein Schwanken in der Überzeugung für ihn nicht gab.

Sjutajew ſtimmte mit meinem Vater in ſehr vielen Punkten überein.

Ebenſo wie Vater verwarf er die Kirche und ihre Zeremonien und verkündete ebenſo wie er Bruderſchaft, Liebe und ein „Leben in Gott".

„Alles liegt in dir," ſagte er. „Wo Liebe iſt, da iſt auch Gott."

Als einfacher Menſch, der keine Kompromiſſe kannte, lehnte Sjutajew jede Gewalt ab und ließ ſie nicht einmal zu, um dem Böſen Widerſtand zu leiſten.

Er lehnte grundſätzlich die Zahlung jeder Abgaben und Steuern ab, weil ſie zum Unterhalt des Heeres dienten.

Und als die Polizei ſein Hab und Gut konfiszierte, war er bei ſeinem Ruin zugegen, murrte nicht und leiſtete keinen Widerſtand.

„Iſt ihre Sünde — mögen ſie es tun. Das Tor ſelbſt öffnen tue ich nicht, aber wenn ſie es müſſen, mögen ſie kommen. Schlöſſer habe ich nicht," pflegte er zu ſagen, ſo oft er davon erzählte.

Seine Familie teilte ſeine Überzeugung und lebte in ihrer Gemeinde, ohne perſönliches Eigentum anzuerkennen.

Als ſein Sohn zum Militär ausgehoben wurde, leiſtete er den Fahneneid nicht, weil im Evangelium ſteht: „Du ſollſt nicht ſchwören", und nahm kein Gewehr in die Hand, weil es „nach Blut riecht".

Er wurde deshalb in das Schlüſſelburger Strafbataillon geſteckt und hatte dort viel zu leiden.

Die Verwirklichung ſeines Ideals, eines „Lebens in Gott", erblickte Sjutajew in der chriſtlichen Gemeinde:

„Das Feld darf nicht geteilt werden, der Wald nicht und die Häuſer

nicht. Dann sind keine Schlösser nötig, keine Wächter. Handel ist nicht nötig, keine Schiffe, keine Kriege . . . Alle haben ein Herz, eine Seele; es gibt weder mein noch dein — alles gehört der Gemeinde," sagte er, und man fühlte aus seinen Worten tiefen Glauben an die Verwirklichung seiner Ideale.

Der Vater war von seiner Lehre so eingenommen, daß er oft Gäste für Sjutajew einlud und ihn veranlaßte, in deren Gegenwart seine Ansichten vorzutragen.

Natürlich mußte das Erscheinen eines solchen Mannes in Moskau, noch dazu im Hause Tolstois, die Aufmerksamkeit der Behörde erregen.

Der Generalgouverneur Fürst Dolgoruki schickte einen eleganten Gendarmerierittmeister zu meinem Vater mit dem Auftrage, sich bei ihm zu erkundigen, welche Rolle Sjutajew in seinem Hause spielte, welcher Art Sjutajews Überzeugungen wären und ob er lange in Moskau bliebe.

Ich werde nie vergessen, wie der Vater diesen Gendarmen in seinem Zimmer empfing, weil ich nie geglaubt hätte, daß der Vater so heftig werden könnte.

Ohne ihm die Hand zu geben und ihn zum Sitzen aufzufordern, sprach Vater stehend mit ihm.

Nachdem er die Fragen gehört, sagte er trocken, er hielte sich nicht für verpflichtet, sie zu beantworten.

Als der Rittmeister darauf etwas erwiderte, wurde Papa bleich wie Linnen, wies ihm die Tür und sagte mit gepreßter Stimme: „Gehen Sie, um Gottes Willen, gehen Sie schnell fort. Ich bitte Sie zu gehen!!" schrie er dann, nicht mehr an sich haltend, ließ den verdutzten Gendarmen kaum heraus und schlug aus Leibeskräften die Tür hinter ihm zu.

Später bereute er seinen Jähzorn; er bedauerte, sich nicht beherrscht und den Menschen grob behandelt zu haben; als der noch nicht zufriedengestellte Generalgouverneur aber einige Tage später in derselben Angelegenheit wieder einen Beamten Istomin schickte, gab er ihm dennoch keine Auskunft, sondern sagte kurz, wenn der Gouverneur ihn sehen wolle, hinderte ihn niemand, selbst zu kommen.

Ich weiß nicht, wie diese Geschichte mit der händelsuchenden Behörde geendet hätte, wenn nicht Sjutajew bald darauf fortgefahren wäre.

Im selben Jahr nahm der Vater an der dreitägigen Volkszählung in Moskau teil.

Er wählte für sich den ärmsten Bezirk in Moskau, am Smolensker Markt, der die Prototschnyi-Gasse und die damals berüchtigten Nachtasyle der „Rshanow-Festung" und andere umfaßte.

Ich erinnere mich, wie Studenten zu ihm kamen, mit denen er sich lange in seinem Zimmer unterhielt, und weiß, wie er mich einmal mitnahm, um ein Nachtasyl zu sehen.

Wir gingen abends durch die Kammern mit schrecklichem Schmutz und

Geſtank, und der Vater fragte jeden Aſyliſten, wovon er lebte, wie er hierhergeraten ſei, wieviel er bezahlte und wovon er ſich nährte.

Im gemeinſamen Raum, wo man umſonſt übernachtete, war es noch ſchlimmer.

Da war nichts mehr zu fragen, weil man deutlich ſah, daß alle dieſe Menſchen vollſtändig verwahrloſt waren; man empfand nur ſchrecklichen Ekel vor dieſem Haufen Armut und Abſcheulichkeit.

Ich ſah Papa an und erblickte in ſeinem Geſicht dasſelbe, was ich empfand; doch war in ihm noch der Ausdruck des Leidens und verhaltenen inneren Kampfes; und dieſer Ausdruck prägte ſich mir ſo ein, daß ich ihn bis heute nicht vergeſſen habe.

Man fühlte, daß er, gerade ſo wie ich, am liebſten ſchnell fortgelaufen wäre, aber daß er das nicht fertig brachte, weil es keinen Ort gab, wohin man ſich hätte flüchten können — der Eindruck des Geſchehenen blieb überall und würde ihn überall ebenſo, wenn nicht noch mehr quälen.

Das war wirklich der Fall.

Folgendermaßen beſchreibt er ſeine Erlebniſſe in dem Artikel: „Was ſollen wir denn tun?“ (1886.)

„Das ſtädtiſche Leben, das mir vordem ſchon fremd und ſonderbar vorkam, wurde mir jetzt ſo zuwider, daß all die Freuden eines luxuriöſen Lebens, die mir früher als Freuden erſchienen waren, jetzt eine Qual für mich wurden.

Und wie ſehr ich mich auch bemühte, in meinem Innern wenigſtens irgendeine Rechtfertigung unſeres Lebens zu finden, ich konnte nicht ohne Erregung weder unſer noch ein fremdes, beſtes Zimmer, noch einen ſauberen, herrſchaftlich gedeckten Tiſch, noch eine Equipage mit wohlgenährtem Kutſcher und ebenſolchen Pferden, noch die Läden, Theater, Geſellſchaften mehr anſehen.

Neben all dieſen Dingen ſah ich ſtets die hungrigen, frierenden, gedemütigten Bewohner des Ljapinſchen Hauſes.

Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß dieſe zwei Dinge zuſammenhängen, daß eins aus dem anderen hervorging.

Ich weiß, daß das Gefühl der Schuld, das mich überkam, ſo wie es mir im erſten Augenblick erſchien, auch ſpäter blieb . . .“

Im ſelben Winter wurde der Vater in Moskau mit zwei intereſſanten Perſonen bekannt, mit denen er recht intim wurde, mit W. Th. Orlow und N. F. Fedorow. Des erſten erinnere ich mich weniger; Fedorow aber, den früheren Bibliothekar des Rumjanzew-Muſeums, ſehe ich noch jetzt wie lebend vor mir.

Er war ein ſchmächtiger, mittelgroßer, ſtets ſchlecht gekleideter, ungewöhnlich ſtiller, beſcheidener Alter. Am Halſe trug er, ſtatt des Kragens, eine graugewürfelte Binde und ging Winter und Sommer in demſelben alten, kurzen Paletot.

Er hatte einen Geſichtsausdruck, den man nicht vergißt. Seine großen, beweglichen, klugen und durchdringenden Augen ſtrahlten von lauter Güte, die bis zu kindlicher Naivität ging.

Wenn es Heilige gibt, ſind ſie ſicher ſo wie er.

Fedorow war nicht nur phyſiſch nicht imſtande, irgend jemandem Böſes zu tun, ſondern ich glaube, er war für Böſes direkt unzugänglich, weil er es nicht verſtand.

Es hieß, er lebte als richtiger Asket in irgendeinem Kämmerchen, ſchliefe auf dem bloßen Fußboden, ernährte ſich, wie es ging, und gäbe alles den Armen.

Soviel ich mich erinnere, ſtritt er niemals mit Vater, und, was noch bemerkenswerter, der Vater, der in der Unterhaltung ſtets leidenſchaftlich und draufgängeriſch war, hörte Fedorow ſtets mit beſonderer Aufmerkſamkeit bis zu Ende an und zankte ſich niemals mit ihm.

Ganz anders ſtand es mit Wladimir Solowjew. Der beſuchte den Vater eine Zeitlang ziemlich häufig, und ich weiß keinen Fall, wo ihre Begegnung ohne verzweifelte Streiterei endete. Jedesmal gaben ſie ſich das Wort, ſich nicht zu erregen, und jedesmal war das Ende ein und dasſelbe. Es kam vor, daß Gäſte bei uns waren; beim Abendtee fand eine lebhafte Unterhaltung ſtatt, Solowjew ſcherzte, alle waren vergnügt — da plötzlich wird eine abſtrakte Frage aufgeworfen, Vater beginnt zu reden, wendet ſich aus irgendeinem Grunde unbedingt an Solowjew; der erwidert, ein Wort gibt das andere, und zuletzt ſpringen beide auf, und es beginnt ein lebhafter Streit. Die lange, hagere Geſtalt Solowjews mit hübſchem, wehendem Haar ſchwingt wie ein Pendel hin und her. Der Vater gerät in Erregung, die Stimmen werden erhöht, und gegen Ende des Abends ſind die beiden ſchon nicht mehr auseinander zu bringen.

Wenn die Gäſte ſich entfernen, geleitet der Vater ſie auf den Flur, und beim Abſchied von Solowjew hält er deſſen Hand in ſeiner, blickt ihm in die Augen und bittet mit ſchuldigem Lächeln, ihm wegen ſeiner Leidenſchaftlichkeit nicht böſe zu ſein.

So geht es jedesmal.

Als Denker ſtand Solowjew meinem Vater niemals nahe, und er hörte ſehr bald überhaupt auf, ihn zu intereſſieren.

Vater hielt ihn für einen „Kopfmenſchen“ und bezeichnete ihn als „Oberprieſtersſohn“. „Solcher gibt es viele,“ ſagte er. „Ein ‚Oberprieſtersſohn‘ iſt ein Menſch, der ausſchließlich davon lebt, daß man ihm Bücher gibt. Dieſe lieſt er durch und nimmt ſeine Argumente daraus. Aber etwas *Eigenes*, das Allerbeſte, hat er nicht. Es gibt auch unter den ‚Oberprieſtersſöhnen‘ verſtändige Leute, wie z. B. Strachow. Er war ſogar ſehr klug, und wenn er *ſelbſtändig* gedacht hätte, wäre er groß geweſen; aber das war eben ſein Unglück, daß er als ‚Oberprieſtersſohn‘ auf die Welt kam.“

Dieſe Definition hörte ich erſt mehrere Jahre nach dem Tode der erwähnten Perſonen.

19.

Körperliche Arbeit. — Schuſterei, Mähen.

Im Jahre 1881 ſchrieb mein Vater an den früheren Lehrer W. J. Alexejew: „. . . Ich habe mich jetzt überzeugt, daß nur das Leben ſelbſt, das Lebensbeiſpiel uns den Weg weiſen kann. Die Wirkung dieſes Beiſpiels iſt ſehr langſam, ſehr unbeſtimmt (ſo daß man nie weiß, worauf ſie geht) und ſehr ſchwer.

Aber nur das Beiſpiel gibt den Impuls. Das Beiſpiel beweiſt die Möglichkeit, ein chriſtliches, d. h. vernünftiges und glückliches Leben unter allen Bedingungen zu führen: das Beiſpiel allein bringt den Menſchen vorwärts, und das haben ich und Sie nötig, alſo wollen wir uns gegenſeitig dabei helfen . . ."

Ein Lebensbeiſpiel und ein vernünftiges, glückliches Leben unter allen möglichen Bedingungen — das war die einzige Löſung der ſchwierigen Fragen, die dem Vater damals zu ſchaffen machten, und auf dieſe Weiſe richtete er ſein Leben ein und führte es bis zum verhängnisvollen Herbſt des Jahres 1910.

Trotz der rieſigen Verſtandesarbeit, die all ſeine Kräfte in Anſpruch nahm, rechnete der Vater ſich ſelbſt zu den „Müßiggängern, die auf Koſten des arbeitenden Volkes lebten", und um wenigſtens vor ſich ſelbſt dieſen „Müßiggang", wie er es nannte, zu rechtfertigen, beſchäftigte er ſich mit körperlicher Arbeit und gab ſie nicht eher wieder auf, als bis er ſo ſchwach war, daß er nicht mehr arbeiten konnte.

In einem Briefe an N. N. Gay ſchreibt er im Juli 1892: „. . . Sie können ſich nicht vorſtellen, wie entſetzlich beſchämend und traurig es jetzt während der Ernte für mich iſt, unter den niederträchtigen Bedingungen zu leben, unter denen ich tatſächlich mein Leben hinbringe. Beſonders wenn ich an die früheren Jahre denke . . ."

Der Vater liebte körperliche Arbeit ſtets als eine nützliche, geſunde Beſchäftigung und als Verkehr mit der Natur. Sein Verhältnis zur Arbeit aber, als zu einer religiöſen Pflicht, kam eigentlich erſt Anfang der achtziger Jahre zum Vorſchein.

Ich weiß noch, wie er im erſten Winter unſeres Aufenthalts in Moskau an die Moskwa in der Richtung der Sperlingsberge ging und dort mit Bauern Holz ſägte.

Er kam müde, ganz in Schweiß gebadet, voll von Eindrücken eines geſunden, arbeitſamen Lebens nach Hauſe und erzählte uns beim Mittageſſen, wie dieſe Leute arbeiteten, wie lange ſie es aushielten, und wieviel ſie verdienten; zum Schluß verglich er ſtets das arbeitſame Leben und die Bedürfniſſe ſeiner ſägenden Bauern mit unſerem Luxus und unſerem vornehmen Müßiggang.

Um zu Hause arbeiten zu können und die langen Winterabende auszunutzen, lernte der Vater das Schusterhandwerk.

Ich weiß nicht, wo er den Schuster, einen bescheidenen, schwarzbärtigen Mann, Typus eines richtigen Handwerkers, auftrieb, Werkzeug und Leder kaufte und in seinem kleinen Zimmer neben dem Arbeitsraum eine Werkstatt einrichtete.

Neben dem Werktisch, am Fenster, stand ein origineller eiserner, durch eine Petroleumlampe geheizter Ofen, der den Raum gleichzeitig wärmen und ventilieren sollte.

Ich erinnere mich, daß trotz dieser Einrichtung, auf die der Vater sehr stolz war, in dem winzigen niedrigen Raume stets eine abscheuliche Luft war, da es nach Leder und Tabak roch.

Zu bestimmten Stunden kam der Schuster; Lehrer und Schüler setzten sich nebeneinander auf niedrige Schemel, und es begann die Arbeit: das Einfädeln der Borsten, das Absteppen, Klopfen der Absätze, Annageln der Sohlen und Hacken usw.

Der Vater war stets sehr eifrig bei der Arbeit, machte unbedingt alles selbst und gab nicht eher nach, bis er alles ebenso gut konnte wie der Lehrer.

Über den Werktisch gebeugt, richtete er das Ende der Borsten zu, fädelte sie ein, brach sie ab, begann von vorn und stöhnte dabei vor Anstrengung und freute sich wie ein Schüler über jeden Erfolg.

„Erlauben Sie, Leo Nikolajewitsch, ich werde das besorgen," sagte der Schuster bei den vergeblichen Bemühungen des Vaters.

„Nein, nein, ich mache es selbst. Tu du deine Arbeit, ich mache die meine — sonst lerne ich nichts."

Während dieser Schusterstunden kamen oft Gäste zum Vater; bisweilen versammelten sich so viel Teilnehmer, daß man nicht gehen und nicht stehen konnte.

Ich ging auch gern zum Vater und saß dann ganze Abende bei ihm.

Ich erinnere mich, wie einst der Gatte meiner Cousine Elisabeth Valerianowna, Fürst Obolenski, kam. Der Vater hatte damals gerade gelernt, Zwecken in die Sohle zu klopfen.

Den umgekehrten Stiefel zwischen den Knien, saß er gebückt da und trieb die hölzernen Zwecken mühsam in das rötliche neue Sohlleder.

Einige von ihnen brachen ab, die meisten aber wurden glücklich hineingetrieben.

„Sehen Sie, wie schön das geht," meinte der Vater voll Stolz, dem Gast seine Arbeit zeigend.

„Was ist denn dabei so schwer?" meinte Obolenski scherzend.

„Versuchen Sie es mal."

„Soviel Sie wollen."

„Schön. Aber nur unter einer Bedingung. Für jeden glücklich eingetriebenen Nagel bezahle ich Ihnen einen Rubel; für jeden abgebrochenen aber bezahlen Sie mir zehn Kopeken. Einverſtanden?"

Obolenski nahm den Stiefel, Pfriemen und Hammer, zerbrach der Reihe nach acht Nägel, lachte gutmütig und bezahlte unter allgemeinem Triumph zugunſten des Schuſters 80 Kopeken.

Ich erinnere mich eines anderen Vorfalls, der mit dem einzigen Eindruck zuſammenhängt, den ich von dem Dichter Polonski bewahrt habe.

Wir ſaßen abends in der Werkſtatt und arbeiteten.

(Ich ſage „wir", weil auch ich das Handwerk lernte und eine Zeitlang gar nicht übel ſchuſterte.)

Da kommt der Diener Sergëi Petrowitſch und meldet, ein Herr Potogonski wünſche den Grafen zu ſprechen.

„Wer iſt das? Potogonski? Kenne ich nicht. Bitte ihn hierher," ſagte der Vater.

Es vergehen wenigſtens fünf Minuten.

Wir hatten Potogonski faſt ſchon vergeſſen, als im Korridor plötzlich ſonderbare, gleichſam hölzerne, unregelmäßige Schritte ertönten.

Die Tür geht auf, und an Krücken tritt ein großer, grauhaariger Greis ins Zimmer.

Nach dem erſten Blick in das Geſicht des Gaſtes ſprang der Vater auf und begann, ihn zu umarmen und zu küſſen.

„Herrgott, Jakob Petrowitſch, alſo Sie ſind es! Verzeihen Sie um Gotteswillen, daß ich Sie all die Treppen hab ſteigen laſſen. Hätte ich das gewußt, ſo wäre ich zu Ihnen hinuntergekommen. Sergëi ſagt mir einfach: ‚Potogonski'. Wie konnte ich ahnen, daß Sie das waren. Was kann ich Ihnen vorſetzen?"

„Da ich ſchon einmal hier bin, ſo geben Sie mir etwas ‚Potogonni' (ſchweißtreibendes Mittel). Ich trinke ſehr gern Tee," ſcherzte Polonski, vor Müdigkeit keuchend, und ließ ſich auf dem Sofa nieder.

Der arme lahme Greis hatte zwei Treppen hinaufklettern, einen Saal durchſchreiten müſſen, dann ein paar ſteile Stufen nach unten und wieder einen langen, halbdunkeln Korridor mit verſchiedenen Biegungen und Schwellen.

Ich ſah Polonski niemals wieder und erinnere mich dieſes Zuſammentreffens nur flüchtig, weil ich bald das Zimmer verließ und bei Polonskis Unterhaltung mit dem Vater nicht zugegen war.

Ein anderer Schuſter, der den Vater unterrichtete, war unſer Knecht Paul Arbuſow, ein Sohn der Kinderfrau Maria Afanaſiewna und Bruder des Dieners Sergëi. Mit ihm beſchäftigte ſich der Vater eine Zeitlang in Jaſſnaja Poljana.

Im Sommer arbeitete Vater auf dem Felde.

Sobald er von der bedrängten Lage irgend einer Witwe oder eines

kranken Greises hörte, machte er sich an die Arbeit und pflügte, mähte und erntete an ihrer Stelle.

Die erste Zeit war er bei seiner Arbeit ganz allein; niemand bewies ihm irgend welche Teilnahme; die meisten Familienmitglieder faßten sein Arbeiten als eine Laune auf und gaben ihm mitleidig zu verstehen, daß er seine kostbare Kraft auf eine schwere, unproduktive Arbeit verwendete.

Obgleich der Vater damals weit milder wurde, sich beim Streit weit weniger erhitzte, andere nicht verurteilte, ja bisweilen sogar fröhlich und mitteilsam wie früher war, so kam doch fortwährend die scharfe Dissonanz zum Ausdruck zwischen unserem Leben mit dem Krocketspiel, den vielen Gästen und beständigen Zerstreuungen — und der angestrengten Arbeit des Vaters daheim und im Felde, am Schreibtisch und hinterm Pfluge.

Das erste Mitglied der Familie, das dem Vater damals näher trat, war meine verstorbene Schwester Mascha.

Sie war 1885 erst 15 Jahre alt. Ein schmächtiges, ziemlich großes, schmiegsames, blondes junges Mädchen; in ihrer Gestalt etwas an die Mutter erinnernd, im Gesicht eher dem Vater ähnlich, mit denselben deutlich hervortretenden Backenknochen und hellblauen, tiefliegenden Augen.

Von Natur still und bescheiden, machte sie stets einen etwas eingeschüchterten Eindruck. Voll herzlichen Mitgefühls für die Einsamkeit des Vaters, trennte sie sich zuerst von uns allen, von dem Kreise ihrer Genossinnen und ging unmerklich, aber fest entschlossen auf die Seite des Vaters über.

Eine unermüdliche Fürsprecherin für alle Mühseligen und Beladenen, vertrat Mascha mit allem Nachdruck die Interessen der Dorfarmen, half ihnen mit ihrer schwachen Körperkraft, besonders aber mit ihrem großen teilnehmenden Herzen bei jeder möglichen Gelegenheit.

Doktoren waren damals noch nicht im Hause, und so kam es, daß man sich von Jassnaja Poljana wie von den umliegenden Dörfern aus meistens an Mascha wandte, wenn Hilfe nötig war.

Sie besuchte ihre Kranken oft in den Hütten; und unter unseren Bauern hat man bis jetzt ihr Andenken dankbar im Gedächtnis bewahrt; zum Beispiel hat sich unter den Bauernfrauen die feste Überzeugung erhalten, Mascha hätte stets unfehlbar gewußt, ob ein Kranker genesen würde oder nicht.

In jenem Sommer erschien in Jassnaja Poljana ein junger Jude F., damals Anhänger des Vaters, ein uneigennütziger, überzeugter Idealist.

Er wohnte im Dorf, arbeitete für die Bauern und verlangte für seine Arbeit keine andere Bezahlung, als die einfachste, derbste Kost. Dabei strebte er die Gründung einer christlichen Gemeinschaft an.

Um keine Bedrückungen seitens der Regierung zu erleiden, hatte er sich in unserer Kirche taufen lassen.

Eine Zeitlang war F. wirklich von christlichen Ideen so erfüllt, daß er

durch ſeine Geradlinigkeit allgemein überraſchte und ſogar im Dorf unter den Bauern, beſonders unter der Jugend, einen gewiſſen Einfluß beſaß.

Seine Frau war eine hübſche Jüdin Rebekka. Sie und ihr kleines Kind lebten im Dorfe in einer Hütte und hungerten buchſtäblich. F. brachte ihnen bisweilen ein Stück Brot, das er für ſeine Arbeit erhalten hatte; oft aber erhielt er von armen Bauern gar nichts und mußte dann ſelbſt hungern.

Rebekka ging im Dorf oder auch bei uns, betteln und bat um Speiſe für ſich und ihr Kind. Schließlich verlangte ſie von ihrem Manne, er ſolle ſich wenigſtens täglich einen Napf Milch für ſeine Arbeit geben laſſen, damit das Kind Nahrung bekäme. Er hielt auch das nicht für möglich, und ſchließlich verließ ihn ſeine Frau und zog aus unſerer Gegend fort.

Einmal kam F. abends zum Vater und bat ihn, ihm etwas vorzuleſen.

Während des Leſens wurde F. plötzlich blaß und fiel ohnmächtig zu Boden. Es ſtellte ſich heraus, daß er den ganzen Tag gearbeitet, aber nichts gegeſſen hatte und vollſtändig entkräftet war.

Auf den Vater machte das einen erſchütternden Eindruck; er konnte es niemals vergeſſen.

„Wir feinen Leute übereſſen uns und faulenzen, während dieſer Mann den ganzen Tag gearbeitet hat und vor Hunger umſinkt. Welch ſchrecklicher Kontraſt!"

Ein anderes Mal im Herbſt bat ein durchziehender Zigeuner F. um ſeinen letzten Kittel. Der Winter kam, und F. war vollkommen ohne Kleidung, nur in hanfleinenem Unterkleid.

Natürlich wurde viel darüber geſprochen; man hatte Mitleid, und es kam dann ſo, daß F. im Winter ſchließlich beſſer gekleidet ging, als vordem.

In dieſem Jahr kam ich Anfang Juli nach dem Examen nach Jaſſnaja Poljana, als die ganze Familie bereits verſammelt war und das ſommerliche Leben ſeinen gewohnten Verlauf nahm.

Ich war damals neunzehn Jahre alt, hielt mich für verlobt mit meiner zukünftigen Frau und träumte davon, nach der Heirat mit ihr ein neues Leben zu beginnen, das den Anſichten meines Vaters vollſtändig entſpräche.

Ich wußte mit meiner Kraft nirgends hin, ging alſo zum Vater und ſagte ihm, ich wollte arbeiten und bäte mir anzugeben, was ich tun ſolle.

„Nun, das iſt ſchön. Geh zur Sharova — ihr Mann iſt ſeit vorigem Winter auf Verdienſt ausgezogen und bislang nicht zurückgekehrt, die Frau quält ſich mit ihren Kindern und hat niemanden, der ihr Land pflügt. Nimm den Pflug, ſpann ‚Mordwina' an und geh pflügen — iſt jetzt gerade Zeit, die Brache umzulegen."

Ich tat das und pflügte ziemlich ſchnell einige Brachen vor dem Dorf beim Teich.

Ich erinnere mich noch des neuen, angenehmen und beruhigenden Gefühls, das dieſe nützliche Arbeit in mir hervorrief.

Man kam ſich vor wie das vor den Pflug geſpannte Pferd, hinter dem man Furche auf Furche umlegend herging, gemächlich ſeinen Gedanken nachhing, auf die glänzenden, in unendlich langem Streifen unter der Pflugſchar hervorquellenden Erdbänder ſchaute, die in der friſchen Furche hilflos ſich ringelnden fetten, weißen Engerlinge betrachtete, die Krähen ſah, die einen gar nicht beachteten und dicht hinter dem Pfluge ſofort alles aufſammelten und vertilgten, was ihnen paßte. Da war keine Spur von Müdigkeit zu merken, bis die Zeit des Eſſens kam, oder bis die Finſternis einen nach Hauſe trieb.

Dann drehte man den Pflug um, befeſtigte ihn am Schlitten, ſetzte ſich ſeitwärts auf das Pferd und ritt mit den Beinen baumelnd und gegen die Pflugſterze ſtoßend mit angenehmen Gedanken an Eſſen und Ruhe nach Hauſe.

Oft lief man, ohne auf die Hausgenoſſen zu warten, ſobald das Pferd im Stall untergebracht war, direkt in das Leutezimmer, wo am ungedeckten Tiſch das Geſinde aß, ließ ſich in einer Ecke zwiſchen Kutſcher und Wäſcherin nieder und löffelte mit rundem Holzlöffel kalten Kwas mit geſtoßenen Zwiebeln oder ſtark geſalzene, mit Öl angerührte Brotſuppe.

Am Peter-Paulstage (29. Juni) begann das Mähen.

Die Jaſſnajaer Bauern mähten gewöhnlich unſere Wieſen gegen Beteiligung. Vor der Mahd taten ſich einige Familien zu einer Genoſſenſchaft zuſammen, und jede Genoſſenſchaft übernahm ihren Teil; man mähte für die Hälfte, oder zwei Drittel, oder zwei Fünftel, je nach der Beſchaffenheit des Graſes.

Unſere Genoſſenſchaft beſtand aus zwei Bauern, dem langen Waſſili Michejew und dem langnäſigen Dickwanſt Oſſip Makarow; ferner meinem Vater, F. und mir.

Wir mähten die Wieſe hinter der Allee und dem großen Teich.

Ich mähte für die Sharova; der Vater und F. für jemanden anders. Es war in jenem Sommer ſehr heiß, die Arbeit eilte, weil das Korn bald reif wurde, und das ſonnverbrannte Gras war trocken und hart wie Draht.

Nur ganz früh morgens, wenn noch Tau lag, war es leichter zu mähen; man mußte alſo früh aufſtehen, um ſeinen beſtimmten Teil zu ſchaffen.

Allen vorauf ging unſer beſter Mäher Waſſili, dann kam Oſſip, Papa F. und ich.

Der Vater mähte gut, blieb hinter den anderen nicht zurück, obgleich er ſtark ſchwitzte und offenbar ermüdete.

Wenn er mich anſah, fand er aus irgend einem Grunde, ich mähte wie ein Tiſchler; in der Biegung meiner Taille und meinem Senſenſchwung fand er etwas, was an einen Tiſchler erinnerte.

Tagsüber trocknete das Gras, und wir harkten es dann in Schober zuſammen; wenn abends Tau fiel, gingen wir wieder mit Senſen aufs Feld und mähten bis Nachtanbruch.

Unserem Beispiel folgend, bildete sich noch eine andere zahlreiche lustige Genossenschaft, zu der die Brüder Sergëi und Leo und der Sohn unserer Gouvernante, Alcide, mein Altersgenosse, ein lieber Kleiner, gehörten. Letzteren nannten die Bauern Aldakim Aldakimowitsch.

Schwester Mascha gehörte zu unserer Genossenschaft; Tanja und die Cousinen Kusminskis zur anderen. Unsere Genossenschaft war streng und ernst, ihre — leichtsinnig und vergnügt.

Bei ihnen wurden an Festtagen, bisweilen auch alltags die Schober vertrunken; es war ein ewiges Singen und Fröhlichsein. Bei uns dagegen, den „Heiligen", ging alles ordentlich und allerdings etwas langweilig zu.

Ich muß immerhin gestehen, daß Bruder Leo bisweilen, wenn bei ihnen ein Heuhaufen begossen wurde, seine Portion für mich übrig ließ und ich dann mit großem Vergnügen sein Schälchen austrank.

Das hinderte mich übrigens nicht, ihre Genossenschaft sehr von oben herab zu betrachten, besonders, da ihre Fröhlichkeit einen traurigen Ausgang nahm. Die betrunkenen Bauern begannen eine Schlägerei, und ihr Oberhaupt Senjom Resunow brach seinem Vater Sergëi einen Arm.

Der Sommer, von dem ich hier erzähle, zeichnete sich dadurch aus, daß das Arbeitsfieber alle Bewohner von Jassnaja Poljana ergriff.

Sogar Mama ging im Sarafan mit einem Rechen über der Schulter zum Mähen, und mein Onkel, ein nicht mehr junger Mann, der damals einen hohen Posten in der Gesellschaft bekleidete, mähte derart, daß seine Hände von riesigen Schwielen bedeckt wurden.

Natürlich teilten bei weitem nicht alle Arbeiter die Überzeugung des Vaters; es kam aber in jenem Sommer so, daß die Arbeit alle in Anspruch nahm und interessierte — die einen als Tätigkeit, die anderen einfach als angenehmer, gesunder Sport.

Uns besuchte damals ein junger Anhänger des Vaters, G.

Es war mitten in der heißesten Arbeitszeit.

Nach dem Frühstück versammelte sich unsere ganze Gesellschaft, und wir gingen zum Pferdestall, wo das Arbeitsgerät aufbewahrt wurde.

Wir bauten damals im Dorf mit dem Vater einen Schuppen für einen Bauer.

F. deckte eine Hütte, die Schwestern banden Stroh.

Jeder nahm, was er nötig hatte: der Vater und ich Beil und Säge, F. die Heugabel, die Schwestern Rechen. Dann gingen wir.

G. begleitete uns.

Als die stets lustige und zu Scherzen aufgelegte Schwester Tanja sah, daß G. mit leeren Händen ging, wandte sie sich an ihn:

„Wohin gehen Sie denn, Herr G.?"

„Ich geh in die Dorf."

„Wozu?"

„Ich uill helfen."

„Womit wollen Sie denn helfen? Sie haben ja nichts in der Hand. Nehmen Sie wenigstens eine Heugabel; dann können Sie Stroh zureichen."

„Ick uerde helfen mit mein Rat," erwiderte G. in seinem englischen Dialekt, ohne Tanjas Ironie zu bemerken oder darauf zu achten, wie lächerlich und überflüssig er in einem Dorfe war, wo alle Welt arbeitete, und wo Leute im englischen Sportkostüm mit ihrem „Rat" nur Schaden bringen und stören konnten.

Ich denke mit gewissem Kummer an diesen Fall, der außerordentlich bezeichnend für den „Tolstowzen" ist, von dem hier gesprochen wird.

Wieviele solcher Leute, die mit ihrem „Rat" helfen wollten, sind seit jener Zeit an mir vorübergezogen!

Wieviele haben uns in Jassnaja Poljana besucht!

Und wie wenig überzeugte aufrichtige Leute haben sich unter ihnen gefunden!

Viele änderten noch zu Lebzeiten des Vaters ihre Anschauungen vollständig; andere verstecken sich noch immer ehrgeizig hinter seinem Schatten und schädigen nur sein Andenken.

Nicht umsonst pflegte der Vater von den „Tolstowzen" zu sagen, sie bildeten für ihn die unverständlichste und fremdartigste aller Sekten.

„Ich sterbe nun bald", prophezeite er traurig. „Dann werden die Leute sagen, Tolstoi hätte gelehrt zu pflügen, zu mähen und zu schustern, die Hauptsache aber, die zu predigen ich mich mein ganzes Leben lang bemüht habe, an die ich glaube, und die das Wichtigste von allem ist — die werden die Leute vergessen."

(Ein dritter Teil folgt in späteren Heften.)

Muſik.

Berliner Muſikleben.

Mona Liſa, die neue Oper von Max Schillings, hat den Freunden ſeiner Kunſt keine geringe Überraſchung bereitet. Der vornehme Vertoner ſo abſeitiger Stoffe wie „Ingwelde“ und „Moloch“ wandelt hier in den Spuren der italieniſchen Veriſten, denen der Begriff Wahrheit gleichbedeutend iſt mit Eiferſucht, Ehebruch und Mord. Seit dem Erſcheinen der „Cavalleria rusticana“ ſind ſie nicht müde geworden, uns dieſes als das für Opernzwecke alleinſeligmachende Evangelium zu verkünden; und wenn uns auch die Verfaſſerin der Mona Liſa-Dichtung, Beatrice Dovsky, den Ehebruch — wenigſtens als Tatſache — erſpart hat, ſo weiht ſie als Entſchädigung dafür zwei der drei Perſonen des Dramas dem elenden Tode durch Erſticken und die dritte dem Wahnſinn. Eine blutrünſtige Geſchichte, ein Hintertreppenroman, zu einem Operntext allerälteſten Datums verarbeitet, mit Serenaden und Hymnen, die im rechten Augenblick aus der Ferne hereintönen, mit ineinanderklingenden Marien- und Venuschören, mit Sonnenunter- und -aufgängen, mit Glockenläuten uſw. uſw. — es hat alles ſeit Generationen gute Dienſte getan. Schade, daß Beatrice Dovsky, in der augenſcheinlich ein ſtarkes dramatiſches und dichteriſches Talent ſteckt, deren Verſe ſich weit über das für Operntexte Landesübliche erheben, auf dieſen ſchauervollen Stoff verfiel; viel mehr ſchade noch, daß Schillings ihn vertont hat.

Der Inhalt des Buches iſt in wenigen Worten erzählt. Die erſte Szene ſpielt in der Gegenwart im Hauſe der Brüder der Certoſa zu Florenz. Zwei Fremden, einem jungen Weibe und ihrem alternden Gatten, werden die Räume von einem Laienbruder gezeigt; er erzählt ihnen von Francesco del Gioconda, der einſt hier mit ſeiner ſchönen jungen Frau Mona Liſa in Pracht und Reichtum lebte bis zu einer Karnevalsnacht des Jahres 1492 — damals begab es ſich — — in dieſem Augenblick verdunkelt ſich die Bühne, und wenn das Licht zurückkehrt, ſehen wir vor uns den Saal im Hauſe des Francesco, ihn ſelbſt mit ſeinen Freunden in ausgelaſſener Karnevalsſtimmung, und Mona Liſa, ſein Weib, deſſen Bild von Lionardos Meiſterhand gemalt, Francesco den entzückten Augen der Freunde enthüllt. Doch das verführeriſch lockende Lächeln des Bildes iſt von den Lippen der Lebenden verſchwunden, kalt, wie erſtarrt, geht ſie neben dem ungeliebten Gatten dahin. Da führt der Zufall Giovanni, den Geliebten ihrer Jugend, in Francescos Haus. Er kommt, im Auftrage des Papſtes von dem reichen Diamantenhändler eine koſtbare Perle zu erwerben. Francesco öffnet den Schrank, der ſeine Schätze birgt — während er ſie den ſtaunenden Gäſten weiſt, erkennen die Liebenden ſich wieder. Francescos durch Eiferſucht geſchärftem Blick aber iſt nicht entgangen, was zwiſchen den beiden ſich abſpielt. Als die Gäſte aufbrechen, gibt er vor, mit ihnen gehn zu wollen. Kaum iſt er fort, ſo kehrt Giovanni zurück. Für einen kurzen ſeligen Augenblick überläßt Mona Liſa ſich in ſeinen Armen dem nie gekannten Glück erfüllten Sehnens.

Da hört man Francescos Stimme, Giovanni muß sich verbergen — noch steht der Schrank offen, hinter dem Vorhang, der ihn verhüllt, findet er Zuflucht. Francesco kommt, er hat alles gesehen, mit teuflischer Grausamkeit schließt er die Pforten des Zimmers, dann öffnet er den Vorhang. Giovanni ist im Schrank, mit lautem Krach fliegt die Tür ins Schloß, den Schlüssel aber wirft er mit wildem Hohn herab in die Fluten des Arno. Von der Piazza klingen die schmelzenden Töne eines Liebesliedes herein, Francesco aber stürzt sich in wildem Begehren auf Mona Lisa, und während sie wie im Wahnsinn den verzweifelten Rufen des Geliebten, den sie im Schrank dem schrecklichsten Tode preisgegeben weiß, lauscht, reißt er sie an seine Brust.

Am nächsten Morgen bringt man Mona Lisa den Schlüssel zum Schrank — in dem Boot unter dem Fenster hat man ihn gefunden. Als Francesco eintritt, reicht sie ihn ihm völlig gefaßt hin. Er traut seinen Sinnen nicht, von Schmerz zerrissen hat er sie zu finden erwartet — nun diese Ruhe! Mit sanftem Lächeln erinnert sie ihn daran, daß sie heute die Perlen, die für Lucrezia Borgia bestimmt, tragen sollte. Zaudernd öffnet er den Schrank und prallt entsetzt zurück. Da schreit sie „mit suggestiver Kraft" auf:

„Was siehst du? Schlich sich ein Schurke ein?
So faß ihn, sonst raubt er dir die Perlen!"

Francesco springt wie rasend in den Schrank, da wirft sich Mona Lisa mit dem ganzen Körper gegen die Tür, krachend schließt sie sich, von Wahnsinn geschüttelt lacht sie auf: „So hab ich dich doch!" „Misericordia, misericordia", tönen Stimmen aus der Ferne herüber, während sie sich taumelnd um sich selbst dreht und mit dem Schrei „O Gott, Erbarmen" zusammenbricht.

Im selben Augenblick verwandelt sich die Szene in den Schauplatz des Anfangs. „Das war des Dramas Ende," so beschließt der Bruder seine Erzählung. Im Gehen läßt die Frau die Blumen aus ihrem Gürtel zu seinen Füßen fallen. „Wer bist du," ruft er ihr nach. „Eva, Magdalena? Versucherin!" Dann die Arme ausbreitend: „Mona Lisa, Mona Lisa!"

Man sieht, eine blutrünstige Geschichte, würdig unserer kulturtrunkenen Freunde Mascagni, Leoncavallo, Puccini, nicht würdig eines bloßen Barbaren wie Max Schillings. Max Schillings ist zu gut für einen solchen Stoff, und weil er es ist, ist seine Musik nicht gut genug für einen solchen Stoff. Ihre Lustigkeit ist nicht bacchantisch, ihre Frömmigkeit nicht ekstatisch, ihre Tragik nicht nervenaufreizend genug. Seine Musik müßte, um zu überzeugen, nach Wein und Blut riechen. Täte sie das, so würde sie anders wirken, als es der Fall ist: trotz der überraschend schönen Szenenbilder, trotz der gesanglich und vor allem schauspielerisch ganz hervorragenden Leistung der Frau Kemp schien das Publikum völlig unbeteiligt zu bleiben, kaum daß sich am Ende des ersten Aktes der Vorhang einmal heben konnte.

Was der Musik vor allem fehlt, sind die weit ausholenden lyrischen Höhepunkte, an denen die Erinnerung später mit Behagen haftete, und die das Empfinden des Hörers, der in dem sich überstürzenden Wechsel der Stimmungen nicht zur Ruhe zu kommen vermag (innerhalb weniger Minuten umfassen sie alle Schattierungen von dem weltverachtenden Fanatismus Savonarolas bis zur buhlerischen Weltlust der Hetäre Ginevra), wie in einem Brennpunkt sammelten. Keiner hat das besser verstanden als Richard Wagner. Wie wild auch in seinen Dramen die Leidenschaften toben, die Gegensätze aufeinanderprallen mögen, immer weiß er den Sturm plötzlich zum Schweigen zu bringen. Dann wiegen wir uns eine Weile

wohlig auf dem Strome ruhig dahinfließender Melodik, und wenn neue Erſchütterungen einſetzen, fühlen wir ſie ſchon durch die Kontraſtwirkung doppelt ſtark mit. Bei Schillings Muſik fragt man ſich oft, ob es ſich dabei um eine Flucht *vor* oder einem Suchen *nach* der Melodie handle. Häufig laſſen uns packende Anſätze aufhorchen, für einen Augenblick geben wir uns freudig dem Genuſſe einer warm aufquellenden Melodik hin — dann plötzlich ſtürzen die Schreckgeſtalten einer ultramodernen Disharmonik über uns her, jäh wird die melodiſche Linie zerriſſen, und nun wiſſen wir nicht: iſt der Quell verſiegt, oder wurde er gewaltſam zugeſchüttet? Doch wie die Antwort auch laute, das Reſultat bleibt dasſelbe: bei aller Bewunderung für Einzelheiten, bei aller Anerkennung der Meiſterſchaft, mit der die Maſſen auf der Bühne und im Orcheſter gehandhabt ſind, verlaſſen wir das Theater doch mit einem Gefühl der Unbefriedigung und Leere, der Abend hat uns nichts von der Bereicherung gebracht, die wir davon erhofft hatten.

Nach ſolchen Erfahrungen fühlt man ſich genötigt zu denken, es gäbe niemanden, der Richard Wagner verſtanden, keinen, der den großen Gedanken, für den er gelebt, weiter verfolgen, der mithelfen würde, die Bühne zu einem Förderer der Menſchheit auf dem Wege zu einer höheren, reineren Kultur zu machen. Unter den Jüngeren waren es zwei, die berufen ſchienen, in des Meiſters Erbe einzutreten: Richard Strauß und Max Schillings. Und was haben ſie getan, uns Wagners hohem Ziel näher zu bringen? Sie gaben uns — den Roſenkavalier und die Mona Liſa. Und dafür hat Richard Wagner geſtritten und gelitten?

*

Inzwiſchen hat auch die langerwartete Alpenſymphonie von Richard Strauß ihren Weg durch die Konzertſäle angetreten. Wieder hat eine übergeſchäftige Reklame ihr Beſtes getan, die Neugierde der Maſſen zu erregen und die Einſichtigen zu verſtimmen. Wieder hat ſie uns von den ungeheuren Orcheſtermitteln, die Strauß zur Verwendung bringe (ſie bereitet auf genau dieſelbe Weiſe bereits auf die noch im Nebel der Zukunft ruhende neue Oper vor), von eigens konſtruierten Donner- und Windmaſchinen und dergleichen zu erzählen gewußt, und wieder iſt es ihr gelungen, jene Uraufführungsſtimmung zu ſchaffen, die jedes neue Werk von Strauß zunächſt zu einem beiſpielloſen Erfolg macht. Aber auch das andere hat ſie, wie nun ſo oft ſchon, bewirkt, daß nämlich, ſobald das Publikum nicht mehr unter dem Einfluß der Maſſenſuggeſtion ſteht, die es am erſten Abend beherrſcht, die Ernüchterung einſetzt und die folgenden Aufführungen ſich zu immer wachſenden Enttäuſchungen geſtalten. So ſoll denn ſchon die Aufführung in Dresden nicht viel mehr als einen Achtungserfolg gehabt haben. Es iſt überhaupt überaus lehrreich, die Geſchichte der Straußſchen Kompoſitionen im Lichte ſonſtiger, allgemeingültiger Erfahrungen zu betrachten. Wann immer ſonſt ein Werk das Publikum durch ſeine Neuartigkeit ſtutzig machte, waren es zuerſt nur ſtets einige Wenige, die den Geſetzen ſeiner Art nachſpürten, und wenn ſie darin den Atem einer großen Perſönlichkeit fühlten, ſich dafür einſetzten und andere zu ſeinem Verſtändnis zu erwecken ſuchten, bis ſich auch den größeren Maſſen ſein Geheimnis erſchloß. Jedem werden aus der Muſikgeſchichte von Bach bis Brahms reichlich Belege dafür einfallen. Die Erſtaufführungen Straußſcher Werke aber geſtalten ſich mit unfehlbarer Gewißheit jedesmal zu einem Triumph für den Autor. Die Rätſel, die eine ſo eigengeartete Schöpfung wie die „Salome" zu raten gibt, werden, wenn man dem Begeiſterungstaumel des Publikums glauben darf, von ihm mühelos gelöſt. Aber merkwürdig: die Zahl ſeiner Bewunderer ſteigt nicht,

sondern fängt nach kurzer Zeit sichtlich zu fallen an, der Aufführungen werden weniger und weniger, und wer den Wochenspielplan einiger der wichtigsten Theater Deutschlands in letzter Zeit verfolgt hat, weiß, daß — von Berlin, der Wirkungsstätte Straußens abgesehen — sein Name erschrecklich selten darin auftaucht. Wir wollen die Gründe hierfür heute nicht des näheren untersuchen, sie liegen zweifellos hauptsächlich in den Werken selbst. Aber daß die übelberatene Reklame, mit der sie zuerst angekündigt wurden, nicht wenig damit zu tun hat, scheint mir zweifellos.

Und das neue Werk? Man könnte in den allgemeinen Chorus einstimmen, der den meisterhaften Aufbau, die photographische Treue der Tonmalereien, die wundervollen Farbenmischungen preist, um dann etwas kläglich abzuschließen: schade nur, daß die Erfindung sich in gar so ausgetretenen Gleisen bewegt. Aber es hieße Eulen nach Athen tragen, bei Strauß die kluge Anlage, die das Kunstmittel der Kontrastwirkung wie Wenige handhabt, die auf „blumige Wiesen" „Dickicht und Gestrüpp", auf „Gewitter und Sturm" einen „Sonnenuntergang" folgen läßt, hervorzuheben oder gar die unvergleichliche Kunst der Orchesterbehandlung zu loben. Das alles sind ja nur Äußerlichkeiten, die mehr mit dem Kunstverstand als dem schöpferischen Genie zu tun haben; Wirkungen durch das Gegenüberstellen scharf markierter Gegensätze oder durch blendende Klangmischungen zu erzielen, ist an sich leicht genug; Bedeutung gewinnen sie erst, wenn sie in dem einen Fall nicht dem bloßen Gegensatz, sondern der Macht der gegenübergestellten Empfindungen und der überzeugenden Eindringlichkeit des Ausdrucks, im andern der Kraft der Idee entspringen, die die instrumentale Einkleidung nur als Mittel erscheinen läßt. Wie sagte doch Wagner, als einmal von dem Geheimnis der großen Wirkung der Posaunen im „Tannhäuser" die Rede war? „Es ruhe wohl darin, daß ihm immer zuerst etwas einfalle, bevor er es für die Posaune setze." Aber das ist es gerade, was wir in der Alpensymphonie so arg vermissen: die Sprache einer aus dem Vollen schöpfenden erfinderischen Kraft.

Das Werk nimmt fraglos zunächst durch seine überraschende Klarheit und einschmeichelnde Melodik für sich ein. Aber bald entdeckt man, daß jene Klarheit nicht aus der Kraft geboren ist, die etwas Bedeutendes zu sagen hat und es in der einfachsten Sprache sagt, sondern aus der Schwäche, die nur die Oberfläche der Dinge berührt, und daß jene Melodik uns auf ihrem ebenso breiten als flachen Strom zurückträgt zu den Zeiten jener bestechenden Lyrismen Mendelssohns, gegen die Wagner einen so heißen Kampf führte. Und diese Dürftigkeit der Ideen wird durch die Fülle der Mittel, die Strauß zu ihrer Darstellung heranzieht, in das denkbar grellste Licht gerückt. Jener elementare Grundsatz, daß in der Kunst Gegenstand und Mittel der Darstellung so unlösbar miteinander verknüpft sein müssen, daß das eine ohne das andere undenkbar ist, wird hier in sein Gegenteil verkehrt. Die Fülle der aufgewandten Mittel steht im umgekehrten Verhältnis zu der Dürftigkeit des dargestellten Gegenstandes. Schon in der „Sinfonia domestica" trat dieses Mißverhältnis auf das schreiendste hervor: ein häusliches Idyll, das zu seiner Darstellung eines Orchesterapparates bedurfte, zu dem der in Beethovens Schlachtsymphonie sich verhält wie der Klang einer Kindertrompete zu dem einer Baßposaune. Und auch in dem neuen Werk wird man die Empfindung nicht los, daß, was hier echte und rechte Musik ist, die gleiche Wirkung auch ohne die riesigen Mittel (Strauß verlangt einen Orchesterkörper von einhundertvierunddreißig Spielern) gemacht hätte; und wiederum, wo diese notwendig wurden, da ging es einem unwillkürlich frei nach Goethe durch den Kopf: „Denn eben wo Gedanken fehlen, da stellt der Lärm zur rechten Zeit sich ein." Bedarf es wirklich zwölf Hörner, zweier Trompeten und zweier Posaunen hinter der Szene, um etwas Waldstimmung hervorzurufen?

Auf wieviel einfachere und dabei überzeugendere Weiſe iſt das Weber und ſogar Joachim Raff gelungen! Und nun die viel gerühmte Kunſt der Tonmalerei, die Strauß ja in der Tat hier und da Wirkungen von verblüffender Eigenartigkeit erreichen läßt. Man hat viel Aufhebens von der Darſtellung des Waſſerfalles mit den aufſprühenden Figuren der ſechsfach geteilten Geigen, der Harfen, Celeſta uſw. gemacht. Ja, aber wäre irgendeinem Menſchen auch nur eine Ahnung davon aufgegangen, daß es ſich hier um einen Waſſerfall handle, ſofern es das Programm nicht angekündigt hätte? Und ſelbſt wenn es Strauß gelungen wäre, im Hörer die gewünſchte Vorſtellung naturgetreu zu erwecken, muß es immer wieder geſagt werden, daß die Kunſt nur eine Wahrheit kennen darf, die künſtleriſche, und nur eine Treue, die gegen ſich ſelbſt? Sobald ſie ſich aber einen Inhalt wählt, der ihrem Weſen widerſtrebt, ſobald die Muſik ſich die Wiedergabe bloßer Geräuſche zur Aufgabe macht, ſo drückt ſie ſich ſelbſt das Kainszeichen der Unwahrheit und Untreue auf! Von hier bis zu Donner- und Windmaſchinen iſt dann nur noch ein Schritt, und dann ſind wir glücklich da angelangt, wohin es jene unter der Malermaske auftretenden italieniſchen Hochſtapler gebracht haben, die ſich Futuriſten nannten und doch während ihrer kurzen Gegenwart längſt ſchon der Vergangenheit angehörten, deren einer, zur Erzielung äußerſter Naturtreue, ſeinem Porträt ihres Führers Marinetti einen wirklichen Schnurrbart aufklebte. Wäre es nicht ehrlicher, bei derartigen Gelegenheiten die Muſik ganz auszuſchalten und etwa für eine Szene am Bach einfach eine Waſſerplätſchermaſchine zu konſtruieren? Gegen dieſe Dinge muß einmal mit aller Schärfe Einſpruch erhoben werden, mit um ſo größerer, wenn ſie auf einen Künſtler wie Strauß zurückgehen, der im Brennpunkt der muſikaliſchen Intereſſen unſerer Zeit ſteht, und deſſen Führung ſich der jüngere Nachwuchs, dem der Weg in das dornige Dickicht der Tüfteleien und Äußerlichkeiten viel zugänglicher iſt als der zu den freien Höhen einer reinen Kunſt, blindlings anvertraut.

Wir wiſſen, daß Strauß, ſeitdem er als Zwanzigjähriger dem „ſturmwindartigen" Einfluß Alexander Ritters verfiel, ſich mit Leib und Seele dem programmatiſchen Gedanken verkauft hat. Für den, der an den ſegensreichen Einfluß dieſer Richtung auf die Entwicklung der deutſchen Muſik nicht zu glauben vermag, kann nichts lehrreicher und — betrübender ſein, als ihre Einwirkung auf das Straußſche Schaffen zu verfolgen. Der Blick ſchweift zurück und haftet auf der frühen Celloſonate, deren ſchwungvolle, friſcherfundene Eckſätze, deren warmempfundenes Adagio mit ſeiner breiten, edlen Melodik ſie zu einem der beſten und wirkſamſten Stücke der einſchlägigen Literatur ſtempeln. Daß dieſes Werk nicht häufiger von unſern Celliſten, die doch wahrlich über keine allzureiche Auswahl verfügen, hervorgeſucht wird, iſt eines jener Rätſel, deren es auf dieſem Gebiete ſo viele gibt . . . oder ſollte es der ſpätere Strauß ſein, der mit ſeinem ſo ganz anders gearteten Schaffen hier dem jüngeren den Boden unter den Füßen fortgezogen hat? Und nun die älteren Orcheſterſtücke: „Don Juan", das farbenprächtigſte, und „Tod und Verklärung", das ergreifendſte der ganzen modernen Orcheſtermuſik. Hier, wo das Programm durchaus nebenſächlich, ja überflüſſig iſt, wo die Erfindung ganz und gar ihren Quell in der Empfindung hat und ſich deswegen auch ſo unmittelbar an ſie wendet, hier wollte es ſcheinen, als ob Strauß die Muſik, ohne ſie ihrer eigenſten Beſtimmung zu entfremden, mit Hilfe der von ihm mit ſo unvergleichlicher Meiſterſchaft und pfadfinderiſcher Genialität gehandhabten Inſtrumentationskunſt neuen Zielen entgegenführen würde. „Till Eulenſpiegel" konnte auf ſeine beſondere Art dieſe Erwartung beſtätigen. Mit ihm hat Strauß der Tonkunſt ein ganz neues Gebiet erſchloſſen, das des Witzes, der etwas ganz anderes iſt als die Schalkhaftigkeit Haydns oder der unter Tränen lächelnde Humor Beethovens und

Schumanns. Und da dieses Stück nicht nur voll Witz, sondern auch voll Musik ist und seine Wirkung übt, auch wenn man nichts von dem, was es darstellen soll, weiß, so bildet es eine der dankenswertesten Bereicherungen unseres musikalischen Besitzes, die uns in Jahrzehnten beschert worden sind. Eine einzige Stelle ist auch hier schon bedenklich: Till hat irgendeinen Streich begangen und geht nun, einen Gassenhauer summend, davon. Mehr als einmal bin ich gefragt worden, wie Strauß ein bei aller Lustigkeit stets vornehmes Werk durch eine solche Banalität entstellen konnte. Und wenn ich dann auf den Stoff wies, so antwortete man mir wohl, ob es nicht besser gewesen wäre, eine dem Hörer ja doch unverständliche Einzelheit des Stoffes fallen zu lassen, als in das vollendete künstlerische Gesamtbild einen falschen Ton zu bringen?! Dann kam das „Heldenleben", nach Anlage und Ausführung vielleicht der genialste Wurf in der ganzen Reihe Straußscher Werke, ein Stück, in dem Stoff, musikalische Erfindung und Darstellungsmedium eine unlösbare Einheit bilden, die Musik den Geist des Stoffes atmet und die Orchestermassen nur seiner Bedeutung entsprechen; selbst die Kampfszene reißt uns trotz ihrer Härten immer von neuem mit einer Art dämonischer Gewalt fort. Überall tritt hier das Programmatische als Empfindungsausdruck, nicht als kleinliche Wirklichkeitsmalerei hervor — überall, mit Ausnahme von zwei Stellen, die von Strauß als „die Gefährtin" und „die Neider und Feinde" bezeichnet worden sind. Hier sollte die Musik die Rolle der Charakterdarstellerin spielen. Durch zahlreiche Bezeichnungen deutet Strauß der Solovioline, die die Gefährtin vertritt, an, was sie auszudrücken habe, durch alle Schattierungen der Empfindung, von „heuchlerisch schmachtend" bis „zornig und keifend", soll sie innerhalb weniger Minuten laufen. Schon daß Strauß eine solche Fülle von Worterklärungen für nötig befunden hat, beweist, wie wenig Zutrauen er selbst zu der Ausdrucksfähigkeit seiner Musik hier hatte. Wie aber soll nun gar der Hörer ihr folgen? Ihm sagt die Stelle gerade, weil sie soviel zu sagen unternimmt, gar nichts; er empfindet sie nur als eine zusammenhangslose Folge von Exzentrizitäten, und ebenso ergeht es ihm mit den „Neidern und Feinden". Ketten von grellen Disharmonien und pfeifenden, zischenden Klangmischungen reißen ihn hier aus mächtigem seelischen Aufschwung herunter zu den Niederungen kleinlich spielerischer Verstandesarbeit. Wieder ist es das Programm, welches Strauß ein prachtvoll organisches Gebilde durch Einschiebsel zerstören läßt, die musikalisch ungenießbar, inhaltlich unverständlich sind; und hier treffen wir auch auf einen Zug im Straußschen Schaffen, der sich in der Folge, und zwar besonders in der „Salome" und „Elektra", mit immer größerer Starrheit zum Prinzip entwickeln sollte. Wo immer die Kunst früher das Häßliche in ihren Darstellungskreis zog, suchte sie das Unbehagen, das der Gegenstand erweckte, durch ihre Art der Behandlung zu mildern, das stofflich Unschöne durch die ihr eigene Macht ins Bereich des künstlerisch Schönen zu erheben. Strauß verleugnet dieses Prinzip grundsätzlich. Seine Musik soll nicht anders wirken als der Stoff selbst. Soll ein Häßliches dargestellt werden, so strebt auch die Wiedergabe nur nach größtmöglichster Häßlichkeit; auch hier wird also die photographische Treue über die künstlerische gestellt: es ist der Sieg der Materie über den Geist! Ob wir in diesen beiden so eng miteinander verschlungenen Prinzipien Ursache oder Wirkung zu sehen haben, ist nicht leicht zu sagen; sicher ist, daß ihre immer energischere Durchführung mit dem Nachlassen der eigentlichen erfinderischen Kraft bei Strauß Hand in Hand gegangen ist. So wurde die „Sinfonia domestica" zu einer argen Enttäuschung für seine Bewunderer. Das programmatische Ausmalen außermusikalischer Dinge — die Geburt des Kindes, die Bemerkungen der Tanten und Onkels („ganz der Papa", „ganz die Mama",

heißt es in der Partitur), der Streit der Eltern über den künftigen Beruf des Kindes uſw. — feiert hier wahre Orgien, der ungeheure Orcheſterapparat mutet uns an, als ſähen wir etwa eine der famoſen „Vadding-in-Frankreich"-Zeichnungen Zilles in überlebensgroßen Dimenſionen auf die Leinwand gebracht, und das thematiſche Material enthält kaum einen einzigen individuell gefärbten Gedanken. Ihr gegenüber bildet die Alpenſymphonie immerhin einen Fortſchritt. Man fühlt, daß hier ein Stoff von idealerem, man möchte ſagen muſikaliſcherem Gehalt vielfach in einer Sprache von größerer Urſprünglichkeit und Natürlichkeit Ausdruck gefunden hat. Freilich, wenn uns Strauß mit dieſem ungekünſtelteren Sich-Geben die wahre Natur ſeiner ſpezifiſch muſikaliſchen Begabung enthüllt hat, ſo ſind damit längſt gehegte Befürchtungen aufs grauſamſte beſtätigt worden: dann iſt der Quell individueller Erfindung in ihm verſiegt, dann dürfen wir auf melodiſchem Gebiete auf nicht viel mehr als die ewige Wiederkehr jener altväteriſchen Wendungen rechnen, deren beiſpielsweiſe der „Roſenkavalier" ſo zahlreiche enthält, dann wird zugleich die orcheſtrale Aufmachung eine immer blendendere und anſpruchsvollere werden. Und hier muß noch auf eines hingewieſen werden: es iſt ein Merkmal der modernen Inſtrumentationstechnik, daß ſie den Orcheſtern Dinge zumutet, die die Vorbereitung neuer Orcheſterwerke zu einer Qual für Dirigenten und Spieler machen. Ganz gewiß dürfen wir Schwierigkeiten nicht aus dem Wege gehen, wenn ohne ſie beſtimmte Wirkungen nicht zu erzielen ſind; aber nichts iſt verwerflicher als die Schwierigkeit als Selbſtzweck. Es iſt nichts Ungewöhnliches, in modernen Partituren ein halbes Dutzend ganz verſchiedene Rhythmen nebeneinander hergehen zu ſehen — ich ſage mit Bedacht „ſehen", denn dem Ohr wird immer nur der eine, durch Klangſtärke aus dem andern hervortretende zum Bewußtſein kommen, die andern heben ſich gewöhnlich gegenſeitig auf; den einzelnen Inſtrumenten werden die unmöglichſten Paſſagen zuerteilt, von denen ſchließlich in dem allgemeinen Lärm nicht ein Ton zu hören iſt; verſchiedene Taktarten (Dreiviertel, Vierviertel, Fünfviertel uſf.) folgen einander mit verwirrender Schnelligkeit —, in der „Salome" beiſpielsweiſe wechſelt das Taktmaß an einer Stelle innerhalb vierundzwanzig Takten zwanzigmal. Man wird hier einwerfen, daß eine charakteriſtiſche Deklamation das verlangen mochte —, aber hat irgendeiner energiſcher auf gute Deklamation gehalten als Richard Wagner, und hat er je ohne ganz beſondere Gründe (wie bei den Fieberparoxismen „Triſtans") zu ſo ungeheuerlichen Hilfsmitteln gegriffen?

Drei Elemente innig geſellt bilden das ideale Orcheſterſtück unſerer Jüngſten: die denkbar größte Häufung der orcheſtralen Mittel als erſtes, der Schwierigkeiten als zweites und der harmoniſchen Härten als drittes. Und daß dem ſo iſt, das iſt nicht zum wenigſten Richard Strauß zuzuſchreiben. Die Geſchichte ſeines Schaffens zeigt nur zu deutlich, wohin dieſer Weg führt: zu innerer Leere, ſchwach verhüllt durch äußeren Prunk!

Richard Strauß war einſt unſere Hoffnung. Er kündigte ſich an durch Werke, welche all-ewige Gedanken in der Sprache ihrer Zeit ausdrückten und die ſo — das untrügliche Merkzeichen aller wirklich großen Kunſt — zugleich in der Gegenwart wurzelten und in die Zukunft wieſen. Das ließ uns in ihm denjenigen begrüßen, der dazu auserkoren ſei, die Reihe unſerer Meiſter, als deren letzte Wagner und Brahms dahingegangen waren, würdig fortzuſetzen. Müſſen wir dieſe Hoffnung endgültig begraben?

*

Eine höchſt ſympathiſche Künſtlerperſönlichkeit lernten wir in Walther Petzet kennen. Sein Vortrag der drei Klavierſonaten von Robert Schumann zeigte ihn als einen Schumann-Spieler von Gottes Gnaden, der mit großer techniſcher Brillianz

und einem selten feinfühligen Anschlag jene Ursprünglichkeit und Intimität des Vortrags verbindet, die das gespielte Werk fast wie eine Improvisation erscheinen lassen. Wenn sein Erfolg trotzdem kein gerade stürmischer war, so lag das an dem Programm. Jede der drei Schumannschen Sonaten ist überreich an Schönheiten, aber das Ringen mit der Form ist in ihnen zu offensichtlich, als daß sie sich zu abgerundeten Kunstwerken hätten gestalten lassen. Dazu kommt, daß alle derselben Periode in Schumanns Leben angehören, einer Periode seelischer Unruhe und Zerrissenheit, die auch seinem Schaffen ihren Stempel aufdrückten. So bewegen sich die drei Werke, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, doch als Ganzes in demselben Empfindungszirkel, und gerade, weil sie so ureigentümlich und doch so gleichartig in der Stimmung sind, wirken sie auf den Hörer zugleich beunruhigend und ermüdend. Wir können Beethoven stundenlang lauschen, ohne zu ermüden; sein Schaffen hat etwas so Allgemeingültiges, daß es in jedem verwandte Saiten zum Erklingen zu bringen vermag. Aber Schumann ist gerade in seinen Sonaten von so individuellen Stimmungen beherrscht, daß er nur die wenigsten zum Miterleben zwingt, und den meisten diese Musik ebenso unverständlich ist wie das Empfinden, das sie erfüllt. Aber noch ein anderer Umstand mag dazu beigetragen haben, die Wirkung von Petzets Spiel herabzudämpfen. Der verdunkelte Saal! Ein Konzert ist ein Fest oder sollte es wenigstens sein, und etwas Festliches sollte deshalb schon der Raum haben. Gerade das reißt den Besucher sofort aus der alltäglichen Stimmung heraus und bereitet den Boden für die neuen Eindrücke, die der Spieler ihm vermitteln soll. Der verdunkelte Saal hingegen bedrückt, dämpft den Enthusiasmus, ein freudig lauter Beifall scheint nicht zu ihm zu passen.

Und dann: Wozu die besondere Gestaltung der Vortragsbühne, die von Herrn Professor Hermann Junker, der Entstehungszeit der Stücke (den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts) entsprechend, etwas biedermeierisch hergerichtet war? Fühlt denn der Künstler nicht, daß diese Umgebung mit den dargestellten Werken etwa ebenso zusammenstimmte wie Davidsbündler und Philister? Hat er vergessen, daß Schumann mit diesen Werken dem biederen Philistertum seiner Zeit sehr bewußt den Fehdehandschuh hinwarf? Rameau, Couperin, Daquin in einem Rokokoraum, das läßt sich hören, aber Schumann in einem Biedermeierzimmer? Nein, das geht nicht an, das ist ein Widerspruch in sich selbst! Und im übrigen — ein Künstler wie Walther Petzet bedarf solcher Hilfsmittel nicht! In seinem anschmiegsamen Empfinden, seinen gehorsamen zehn Fingern besitzt er die wirksamsten Stimmungsmacher in der Welt. Vertrau er in Zukunft denen allein. Künstler und Publikum werden dabei am besten fahren!

Dieselben Worte möchte man Max Pauer zurufen, der ebenfalls im verdunkelten Saale spielte; doch war die Wirkung hier weniger bemerkbar, weil das Programm in helleren, abwechslungsreicheren Farben gehalten war als bei Petzet. Es war eine wirkliche Freude, diesen Künstler nach längerer Pause wieder einmal zu hören. Eine gewisse antivirtuose Zurückhaltung und akademische Trockenheit, die seinem Spiel früher anhafteten, haben einem rückhaltlosen Sich-Hingeben Platz gemacht — die kleinen Stücke von Schumann konnten nicht intimer, die Webersche Sonate nicht brillanter gespielt werden. Der besondere Dank aller Musikfreunde aber gebührt Max Pauer für den Vortrag der Variationen und Fuge über ein eigenes Thema von Wilhelm Berger. An diesen viel zu früh Abberufenen wird manch einer nicht ohne Wehmut denken. Mit welcher Bewunderung sahen wir Mitstrebenden nicht seinerzeit auf den kaum Zwanzigjährigen, der durch seine ersten Kompositionen die weitgehendsten Hoffnungen erweckte. Redlich hat er, was

an ihm war, getan, um ſie nicht zu enttäuſchen; und wenn ſie nicht voll erfüllt wurden, ſo müſſen wir nicht ihn, ſondern das Schickſal anklagen, das ihn in der Blüte der Kraft dahinraffte. Einen reichen Schatz ſchöner Werke aus allen Gebieten der Tonkunſt hat er uns hinterlaſſen, und wiewohl manche davon die Spuren jener gefährlichen Leichtigkeit des Schaffens tragen, die immer etwas zu ſagen weiß und deshalb ſelten wartet, bis ſie wirklich etwas zu ſagen hat, ſo iſt vieles doch auch von ſolcher Wärme der Empfindung, von ſolcher Vornehmheit des Ausdrucks und ſolcher Meiſterſchaft in der Verwendung der Mittel, daß es unbegreiflich iſt, warum es nicht größere Beachtung gefunden hat. Die von Pauer mit außerordentlichem Erfolge geſpielten Variationen beiſpielsweiſe gehören unſtreitig zum Bedeutendſten, was die neuere Klaviermuſik hervorgebracht hat. Aber unſere Pianiſten, die in fernſte Fernen ſchweifen, um von da mit Produkten von ſo zweifelhaftem Werte wie die Debuſſyſchen zurückzukehren, gehen achtlos an dem vielen wirklich Guten, was die eigene Heimat hervorgebracht hat, vorüber. Hätte Berger rückhaltlos dem Götzen der Diſſonanz geopfert und ſeinen Kompoſitionen, um einen Wagnerſchen Ausdruck zu brauchen, recht viele disharmoniſche Kleckſe aufgeſetzt, ſo hätte man ſie wahrſcheinlich als Bahnbrecher mit Jubel begrüßt. Ihre ruhige Schönheit aber und die Tatſache, daß ſie, obwohl durchaus modern, ſich doch von jener Hypermodernität fernhalten, welche unter dem Deckmantel harmoniſcher und rhythmiſcher Kühnheit meiſtens nur den Mangel an wirklicher Empfindung und Erfindung zu verbergen ſucht, wurde als unzeitgemäß, als rückſtändig abgelehnt. Gebe der Himmel, daß das große Weltgeſchehnis, das mit gewaltigem Beſen ſchon ſoviel Törichtes und Falſches weggefegt hat, auch hier ein großes Auskehren veranſtalten und unſeren Komponiſten, und beſonders den jüngſten, die Augen darüber öffnen möchte, daß eine Kunſt, die nur auf einen bis zur Perverſität überreizten Geſchmack berechnet iſt, ihren Beruf verfehlt hat, und daß die große Maſſe des muſikfreudigen Publikums nichts davon wiſſen will. Vielleicht wird dann ein echter Künſtler wie Berger doch noch zu Ehren kommen und Max Pauer ſeine Stimme nicht vergeblich als der Prophet in der Wüſte erhoben haben. —

Was eben über das Verhältnis des Publikums zu den Modernſten geſagt wurde, kann man immer von neuem beſtätigt finden, wenn man den Aufführungen Mahlerſcher Werke beiwohnt. Nikiſch brachte uns in einem der Philharmoniſchen Konzerte ſein „Lied von der Erde“, „eine Symphonie für eine Tenor- und eine Altſtimme mit Orcheſter“. Wir wollen es dem Meiſter danken, daß er uns Gelegenheit geboten, uns wieder einmal mit dem Problem Mahler, das uns in dieſem Werke vielleicht am unverhülltеſten entgegentritt, zu beſchäftigen. Im letzten Grunde iſt doch auch in der Kunſt das Urteil des Publikums das endgültig entſcheidende, und es iſt deshalb doppelt wichtig, daß ihm die Möglichkeit gegeben wird, Werke aller Richtungen zu hören und ſelbſt ſich ſein Urteil zu bilden.

Faſt will es ſcheinen, als ob über Mahler die Akten bereits geſchloſſen ſind. Seit über fünfundzwanzig Jahren wirbt er um die öffentliche Anerkennung, und es hat nicht den Anſchein, als ob ſeine Gefolgſchaft während dieſer Zeit ſich weſentlich vergrößert hätte. Mahlers Schaffen bedeutet einen Triumph des Willens. Wenn das Goetheſche „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen“ auf die Kunſt Anwendung hätte, ſo müßte Mahler längſt aus dem Dunkel der Unpopularität zur allgemeinen Anerkennung erlöſt ſein. Denn ehrlicher, ernſter hat keiner ſich bemüht und geſtrebt als er. Alles, was durch Fleiß und Energie zu erringen iſt, erwarb er ſich. Eines nur vermochte auch er nicht: ſich das göttliche Feuer vom Himmel herabzuholen, welches allein dem Werk von Menſchenhand den Atem wirklichen Lebens einzuhauchen vermag, ohne das auch das voll-

endetste Gebilde immer nur Stückwerk ist. In der Geschichte der Künste wird man schwerlich ein zweites Beispiel eines Mannes finden, in dem ein so starker Zug zur Größe sich mit so geringer ursprünglicher Begabung gepaart hätte. Man ahnt sein Ziel — höher hat es sich wohl nie ein Künstler gesteckt —, man fühlt, wie er ringt und kämpft, und wie es ihm doch ewig unerreichbar bleibt.

Es war wohl nur eine Laune, die ihn das „Lied von der Erde" eine Symphonie nennen ließ. Tatsächlich ist es eine Folge von sechs Gesängen, denen Gedichte aus Bethges Übertragungen „Die chinesische Flöte" zugrunde liegen, Gedichte voll Sehnsucht und Kummer, durchtränkt von demselben Empfinden wie die drei Jahrhunderte später entstandenen Vierzeiler des Persers Omar Khayam, einem Empfinden, das den Gram über die rasche Vergänglichkeit alles Irdischen im Genuß seiner Freuden vergessen möchte und doch auch im Augenblick des Genusses den Gedanken an das Ende nicht abschütteln kann. Wie Todesahnung lastet es auf der Musik, deren Vollendung, wie Werner Wolff in seiner ausgezeichneten Analyse erzählt, Mahler nur kurze Zeit überlebte, und die zu hören ihm nicht mehr beschieden sein sollte. Ich habe versucht, ihr mit Hilfe der Partitur beizukommen; ihr Studium bestätigt in vollstem Maße den Eindruck, den ich durch die Aufführung empfangen hatte. Wir müssen uns, wenn wir an diese Musik herantreten, aller gewohnten Begriffe entschlagen. Die Grundlagen der Harmonie: Konsonanz und Dissonanz (soweit von der ersteren überhaupt die Rede sein kann), Melodie, Rhythmus, alles ist in durchaus selbständiger Weise behandelt — aber diese Selbständigkeit hat nicht die bezwingende Kraft eines der Persönlichkeit eigentümlichen Neuen, sondern erweckt nur den Eindruck ängstlichen Bemühens, den Mangel einer wirklichen Eigenart zu verdecken. Mahler wirkt fast durchgängig durch die Farbe. Ein Meister der Instrumentation, versteht er es in seltenem Grade, durch sie allein Stimmungen zu erwecken. Aber kaum je vermag er diese auch festzuhalten, und das Interesse erlahmt rasch, weil wir bald Linie und Zeichnung zu vermissen anfangen, die der Farbe erst Bedeutung geben können. Wie dürftig ist gleich das Thema, das, zuerst von vier Hörnern gebracht, dann das ganze Werk durchzieht! Es wirkt gemacht wie eine heroische Pose. Hier und da taucht einmal ein wirklich melodischer Gedanke auf, wie etwa zu den Worten: „Der Herbst in meinem Herzen währt zu lange" im zweiten Stück; aber schauen wir genauer hin, so entpuppt er sich als ein guter alter Bekannter in neuem Gewande. Jeder Satz fesselt zuerst, um dann bald zu ermüden; das Ohr labt sich an aparten Klangwirkungen, um dann wieder durch unerhörte Härten verletzt zu werden; man freut sich eines charakteristisch zierlichen Gebildes, wie das dritte Stück:

„Mitten in dem kleinen Teiche
Steht ein Pavillon aus grünem
Und aus weißem Porzellan"

und merkt doch bald, daß es mehr das Aparte als der wirkliche Gehalt ist, was uns daran fesselt. Eine friedlose, freudlose Kunst — das ist der Endeindruck, eine Kunst, die in dem Bestreben, über die der Persönlichkeit des Komponisten gesteckten Grenzen hinauszugehen, die Grenzen der Kunst selbst vergessen und was sie neu hinzugewonnen, mit viel wertvollerem älteren Gut bezahlt hat.

Die Aufführung, an der sich Ilona Durigo und George Meader mit Erfolg beteiligten, gestaltete sich zu einem Triumph für Nikisch und die Philharmoniker, die die ungeheuren Schwierigkeiten Mahlers mühelos bewältigten. Nikisch dirigierte, als sei ihm diese Musik ganz besonders ans Herz gewachsen — aber gerade das ist ja das Geheimnis seiner Größe, daß er diesen Eindruck jedesmal gibt, ganz gleich, ob er Haydn oder Beethoven, Brahms oder Mahler spielt.

Sechzig Jahre iſt er im Oktober alt geworden, aber wenn irgendwo, ſo paßt auf ihn das Wort: „Nicht ſechzig, ſondern zum zweiten Male dreißig“, denn er hat nichts von dem Feuer des Dreißigjährigen verloren, und die Überlegenheit, die hinzugekommen iſt, iſt nicht die des Alters, ſondern die des erfolgſicheren Kraftbewußtſeins. Wir können uns das Berliner Muſikleben ohne ihn nicht mehr vorſtellen. Inmitten der Unruhe und Haſt, die es charakteriſieren, geht er mit unbeirrter Ruhe ſeinen Weg, offenen Sinnes für alles bedeutende Neue, aber dabei unerſchütterlich feſthaltend an den alten Idealen. Möchte er uns noch lange erhalten bleiben!

Auch Ernſt Wendel entwickelt ſich immer mehr zu einem Meiſter ſeines Faches. Noch beſitzt ſein Stab nicht jene ſuggeſtive Gewalt wie der Nikiſchs oder Fiedlers, aber was er bietet, iſt ſo bedeutend, daß Größeres mit Sicherheit noch erwartet werden kann. Diesmal brachte er Max Regers „Variationen und Fuge über ein luſtiges Thema von J. A. Hiller“.

Strauß, Mahler, Reger — drei Künſtlercharaktere, wie ſie intereſſanter kaum eine Zeit hervorgebracht hat, alle drei durch das Band der entſchiedenſten Modernität miteinander verbunden und jeder doch eine beſondere Erſcheinung: Strauß nach mächtigem Aufſchwung zu ewigen Höhen jetzt ganz in das Netz der Gegenwart verſtrickt, Mahler mit ſeinem Schaffen in die Zukunft deutend, die ihm ihre Pforten doch kaum öffnen dürfte, Reger machtvoll von der Vergangenheit befruchtet und vielleicht dazu berufen, ihre Errungenſchaften (Kontrapunktik, ſymphoniſche Form uſw.) mit modernem Geiſt erfüllt zu neuem Leben zu erwecken. Vielleicht iſt er die größte künſtleriſche Potenz unter den dreien. Wenn er trotzdem immer noch nicht ſo recht durchgegriffen hat, ſo will es faſt erſcheinen, als ob das nicht ſo ſehr an ſeiner Begabung liege, als an dem Mißbrauch, den er damit treibt. Reger iſt heute erſt ein Vierziger, und bereits geht die Zahl ſeiner Kompoſitionen in die Tauſende. Denn wenn ſeine Opusnummern auch „erſt“ die Ziffer „131“ erreicht haben, ſo umſchließen die meiſten doch eine Reihe von einzelnen Stücken, ſo Opus 67 zweiundfünfzig Orgelvorſpiele, Opus 75 achtzehn und Opus 76 ſechzig Lieder. Daß bei ſo unausgeſetzter Tätigkeit von wirklicher ſeeliſcher Anteilnahme oder gar jenem inneren Zwang, der die reichſte und ſtärkſte aller künſtleriſchen Kraftquellen iſt, nur ſelten die Rede ſein kann, iſt ſelbſtverſtändlich. Die mechaniſche Arbeit tritt an die Stelle der Inſpiration, der gotterfüllte Künſtler wird zum Gewohnheitsarbeiter. Da bleibt dann keine Zeit zum Prüfen, Sichten und Beſſern, alle Selbſtkritik ſchweigt, und die Folge iſt eine geradezu erſtaunliche Ungleichheit, ſo daß Stellen und ganze Stücke von hinreißender Schönheit mit ſolchen von unerträglicher Trockenheit wechſeln. Dabei zeigt ſich immer und überall die Hand des gewaltigen Könners, der als Kontrapunktiker einen Platz neben den größten aller Zeiten verdient, und der immer eine vornehme, gewählte, oft zu gewählte Sprache ſpricht. Dieſer Mangel an Selbſtkritik und Konzentration zeigt ſich auch in der Länge ſeiner Werke. Als man Beethoven vorwarf, ſeine heroiſche Symphonie ſei zu lang, durfte er erwidern, „wenn er eine Symphonie ſchreibe, die eine Stunde dauere, ſo werde man ſie wohl kurz genug finden“. Wenn aber Reger ein Violinkonzert ſchreibt, das über eine Stunde, ein Klavierkonzert, das faſt eine Stunde dauert, ſo wird man ſie nicht kurz, ſondern mehr als lang genug finden. In einem Satz, wie dem erſten der „Eroika“, fühlen wir die Logik des Aufbaues, die Notwendigkeit der Entwicklung, die jeden Takt bedingten, bei Reger bekommen wir oft nur den Eindruck der Redſeligkeit, die planlos in die Breite geht. Mancher vortrefflich einſetzende Satz, den eine energiſche Zuſammenfaſſung zu bedeutender Wirkung gebracht hätte, hinterläßt jetzt nur ein Gefühl der Ermüdung, weil man, um zu den wirklich ſchönen

Stellen zu gelangen, zu lange Wegstrecken durchwandern muß, in denen nicht die Phantasie, sondern die Routine das Wort führt. Das gilt auch von den Variationen; sie enthalten eine Fülle geistreicher und lustiger Einfälle, und da hier und da auch ein echtes Empfinden hervorbricht, könnte man sie mit ungetrübter Freude genießen, wenn sie nicht — drei Viertelstunden dauerten.

Ruhige Sammlung, strenge Selbstkritik, — nur unter diesem Zeichen kann ein Künstler sein Bestes geben. Wo aber die Muse zur dienenden Magd wird, da bekommt die Kunst etwas Handwerkliches, und auch das vornehmste Gewand kann darüber nicht hinwegtäuschen. Hoffentlich geht Reger diese Erkenntnis auf, bevor es zu spät ist!

Am selben Abend spielte Emil Sauer sein E-Moll-Konzert, echte und rechte Virtuosenmusik, wie Sauers Spiel, mehr elegant als tief. Kurz und knapp in der Form, unterhaltsam in der Erfindung, äußerst wirkungsvoll im Pianistischen verhalf es Emil Sauer zu einem stürmischen Erfolg. Inwieweit bei diesem die voraufgegangenen Regerschen Variationen mitspielten, mag dahingestellt bleiben.

In Theophil Dimitriescu trat uns ein Pianist entgegen, der schon um des Ernstes seines Strebens willen Beachtung verdient. Wenn seiner hier Erwähnung getan wird, so geschieht es, weil wir in ihm einen jetzt nur allzu häufigen Künstlertypus erkennen. Herr Dimitriescu bescherte uns ein Bach-Programm und wies dabei viele der Eigenschaften auf, die zum Bach-Spiel unerläßlich sind: eine durchaus zuverlässige Fingertechnik, die auch im schnellsten Passagenspiel stets durchsichtig bleibt, und eine fabelhafte Ruhe, die die ungeheuer schwierige Aufgabe, ein Bach-Programm auswendig vorzutragen, wie etwas Selbstverständliches bemeisterte. Ja, aber diese Ruhe! Es ist merkwürdig: in unserer mit Nerven so arg behafteten Zeit scheinen gerade die jungen Künstler von ihnen gänzlich frei zu sein. Herr Dimitriescu ist hierin ein Typus der ganzen Gattung. Fast alle stehen sie so hoch über ihrer Aufgabe, als sei der Begriff Nervosität für sie nicht vorhanden! Leider ist diese Ruhe nur der Niederschlag jener erschrecklichen Temperamentlosigkeit, die eine der unerfreulichsten Erscheinungen in unserem Kunstleben bildet. Sie hat eine vollkommene Nivellierung der Leistungen zuwege gebracht. Überall begegnet uns technisch Vortreffliches, und überall vermissen wir auch nur den Schatten eines persönlichen Elementes. Sie alle ahnen nicht, daß auch die virtuoseste Wiedergabe sich nur dann zur Höhe einer wirklichen Kunstleistung erhebt, wenn sie uns das Kunstwerk, „gesehen durch ein Temperament", zeigt, und daß es nur das seelische Miterleben, das Neuschaffen des gespielten Stückes aus persönlichstem Empfinden ist, was auch den Hörer zum Miterleben zwingt. So konnte man auch Dimitriescus nicht froh werden. Es war alles farblos, schematisch, unpersönlich und deshalb — un-bachisch.

Einer der ganz wenigen, auf die das eben Gesagte nicht zutrifft, ist Arthur Schnabel. Schon bei einer früheren Gelegenheit haben wir seiner hier als des berufensten Brahms-Spielers unserer Zeit gedacht. In Carl Flesch und Hugo Becker hatte er die denkbar würdigsten Genossen gefunden, und so mußten die von ihnen veranstalteten fünf Abende, an denen die sämtlichen Brahmsschen Kammermusikwerke mit Klavier zum Vortrag kamen, zu einem Ereignis von seltener Wichtigkeit werden. Hier hatten sich drei Künstlerindividualitäten an dem Genie des Meisters entzündet; jeder gab Eigenes und schmiegte sich doch den anderen so an, daß die Leistungen wie von einem Geist beseelt erschienen. Der Raum gestattet nicht, auf einzelnes einzugehen — vielleicht bietet eine hoffentlich recht bald erfolgende Wiederholung des Unternehmens Gelegenheit, darauf zurückzukommen.

Zum Schluß — nach dem Grundsatz der Kinder, sich den besten Bissen bis

zuletzt aufzuſparen — bleiben noch die zwei Konzerte des Philharmoniſchen Chores zu erwähnen, in deren erſtem uns Profeſſor Siegfried Ochs, nach der ſchönen, ſchwungvollen „Heldenfeier“ Max Bruchs, eine Reihe der von ihm für gemiſchten Chor geſetzten Volkslieder brachte. Wie es Ochs hier verſtanden hat, die Eigenart des Volksliedes mit den Forderungen des Konzertſaales in Einklang zu bringen, das kann ſchlechthin als muſtergültig bezeichnet werden. Wie verſchieden auch die Art der Behandlung, immer ſchmiegt ſie ſich aufs engſte dem Charakter des jeweiligen Liedes an, ja läßt ihn nur ſchärfer noch in ſeiner Beſonderheit hervortreten. So atmet die Faſſung der herrlichen alten Volkslieder aus dem fünfzehnten, ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, ohne durch geſuchte Altertümelei zu verwirren, doch im Harmoniſchen und der Stimmführung ganz den Geiſt jener fernen Zeiten, ſo wird „Der gute Kamerad“ zum Marſch, deſſen Rhythmus ſich unwillkürlich auch dem Hörer mitteilt, ſo wird „Jan Hinnerk up de lammerſtraat“ zu einem Kabinettſtückchen von verblüffend luſtiger Wirkung. Wie die Bearbeitung, ſo war auch der Vortrag der Lieder von höchſter Feinheit, ohne daß das Virtuoſe je das Volkstümliche überwucherte.

Das zweite Konzert brachte uns dann Beethovens „Missa solemnis“, und wenn man ſagt, die Aufführung war des Werkes in jedem Betracht würdig, ſo wird mit dieſem höchſten Tribut nur ausgeſprochen, was wohl jeder der Anweſenden empfand. Es war, als ruhe eine beſondere Weihe über der Aufführung, und als ſei auch das Publikum wie nie zuvor von dieſer Stimmung ergriffen. Wie viele mögen aus tiefſtem Empfinden ſtill mit eingeſtimmt haben in das ſchmerzliche Kyrie eleiſon, wie vielen, die die Hand des Schickſals ſchwer getroffen, mag aus dem gewaltigen Credo die läuternde Kraft neuen Gottvertrauens zugeſtrömt ſein. Und keiner wohl war in dem weiten Raum, in dem das „Dona nobis pacem“ nicht einen erlöſenden Widerhall gefunden, keiner, den es nicht mit unheimlichen Schauern überrieſelt hätte, als der drohende Klang der Kriegstrompeten mit erſchütterndem Mahnen in das Gebet hineintönte. Dona nobis pacem!

Literarische Rundschau.

Eine neue Biographie Gottfried Kellers[1]).

Gottfried Keller und die „Deutsche Rundschau" gehören allezeit zusammen. Der unvergeßliche Rodenberg, dessen selbstlos bedeutende Lebensarbeit ein wichtiges Stück deutscher Literaturgeschichte im neunzehnten Jahrhundert darstellt, hat in seiner Zeitschrift um den großen Schweizer Dichter die ihm gebührende große Leserschar versammelt und dieser der „Rundschau" als ein Hauptmehrer ihres Ruhms dafür gedankt. Aber das war kein äußerlich geschäftliches Hand in Hand-Arbeiten, sondern ein innerliches gegenseitiges Fördern. Von Kellers Art und Kunst zu zeugen ist auch nach dem Tode des Dichters und dem viel späteren Rodenbergs der „Deutschen Rundschau" freudige Pflicht geblieben, und der Name des Forschers, dessen kürzlich erschienene Keller-Biographie wir hier begrüßen, ist unsern Lesern wohlbekannt aus Aufsätzen, die verheißungsvolle Vorarbeiten zu dem vorliegenden Werke bedeuteten.

Es war Emil Ermatinger, dem Züricher Literarhistoriker, die Aufgabe geworden, Jakob Bächtolds verdienstliches, nun zwei Jahrzehnte altes Keller-Werk in einer notwendig gewordenen Neubearbeitung unserer heutigen, vielfach erweiterten und vertieften Kenntnis und Erkenntnis anzupassen.

Wenige Jahre schon nach des Dichters Tode begann Bächtolds dreibändiges Buch „Gottfried Kellers Leben, seine Briefe und Tagebücher" zu erscheinen. Keine runde Biographie und kein reines Quellenwerk, sondern eine Mischung von beiden. Die biographischen Abschnitte wollten nicht viel mehr sein als Einleitungen zu den in zeitliche Gruppen zusammengefaßten Selbstzeugnissen des Dargestellten. Dankbar schöpften wir aus der reichen Fülle, die des Dichters Landsmann und bester Kenner zu spenden in der Lage war. Noch fehlte damals für eine nach allen Seiten frei und unbefangen um sich schauende und die geschichtlichen Fäden sicher verknüpfende Biographie großen Stils die notwendige historische Entferntheit. Heute ist diese einigermaßen erreicht; der Dichter, dessen hundertstem Geburtstage wir entgegengehen, fängt an, uns historisch zu werden, obwohl er uns gleichzeitig immer enger ans Herz gewachsen ist. Rücksichten auf den damals eben erst von uns Gegangenen und Rücksichten auf ihn Überlebende, die in seine Entwicklung eingegriffen, dürfen jetzt ohne Pietätsverletzung außer acht gelassen werden. Neuerschlossene Quellen aller Art, wie Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm, Sonderuntersuchungen über den „Grünen Heinrich", die Lyrik, einzelne Erzählungen und endlich synthetische Versuche wie das tüchtige, umfängliche Buch des französischen Literarhistorikers Baldensperger oder Kösters feine kleine Würdigung des Dichters haben Bächtolds Werk naturgemäß überholt. Aber dieses war doch zu bedeutsam und wertvoll, um einfach beiseite geschoben zu werden, und so wurde der Plan einer gründlichen Überarbeitung ins Auge gefaßt. Die schöne, aber auch schwierige und Entsagung heischende Aufgabe fiel in Ermatinger einem Berufenen zu, und er hat sie trefflich gelöst.

Das lockere Neben- und Durcheinander von Darstellung und Briefausgabe hat er beseitigt. Der bisher einzig vorliegende erste Band seiner Neubearbeitung

[1]) Gottfried Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie Jakob Bächtolds dargestellt und herausgegeben von Emil Ermatinger. Erster Band: Gottfried Kellers Leben. Stuttgart und Berlin 1915, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

ist ganz der Biographie gewidmet, während die hoffentlich bald folgenden Bände 2 und 3 ganz dem Abdruck der wesentlich vermehrten Quellen eingeräumt bleiben. Aus Bächtolds bequem daherschlenderndem Lebensabriß ist der Organismus einer wirklichen Dichterbiographie geworden, die fast siebenhundert Seiten großen Formats füllt. Anfangs bemüht sich Ermatinger, Bächtolds Text nach Möglichkeit beizubehalten; aber bald erkennt er, daß es mit bloßen Abänderungen, Einschüben und Nachträgen nicht getan ist, und stellt sich mehr und mehr auf eigene Füße. Gerade die wichtigsten Kapitel sind fast durchweg selbständige Neuarbeit. Der so viel größere Umfang seiner Darstellung ist nicht etwa dadurch bedingt, daß sich der Verfasser, so liebevoll eingehend er auch bei dem Einzelnen verweilt, in den Kleinkram zufälliger Lebenstatsächlichkeiten oder den Rahmen sprengender Sonderuntersuchungen verliert; im Gegenteil, sein wohlgegliedertes Buch ist sowohl in der Lebensbeschreibung als auch namentlich in den Analysen der Werke großzügig in der Anlage und straff in der Ausführung. Auf gelehrte Einzelnachweise und Auseinandersetzung mit der schon recht beträchtlich gewordenen Keller-Forschung verzichtet es fast gänzlich. Es enthält selbst keinerlei Anmerkungen, will diese vielmehr als Nachtrag im dritten Bande folgen lassen.

Ermatinger ist kein Kleinigkeitskrämer, wie es der gewiß verdienstvolle, aber zum Biographen höheren Stils nun einmal schlechterdings nicht berufene, seinen Helden auf ihren Lebenswegen von der Wiege bis zur Bahre pedantisch nachstolpernde Heinrich Düntzer war. Er ist vielmehr ein wirklicher Literarhistoriker, der das Einzelleben in die großen Zusammenhänge einzuordnen weiß, es auf eine breite geschichtliche Grundlage stellt, seine Weltanschauung und persönliche Note als leitende Gesichtspunkte scharf heraushebt und so, von innen heraus, die dichterischen Leistungen sowohl als Kunstwerke für sich wie als historische Zeugnisse ihrer Zeit und des Gesamtverlaufs der Literaturgeschichte gleichermaßen nach der analytischen und nach der synthetischen Seite hin mit Einsicht und Umsicht würdigt. Gerade mit dieser wissenschaftlichen Breite und Tiefe gelangt er erheblich über das hinaus, was Bächtold zu seiner Zeit geben wollte und konnte. Man vergleiche nur die rund hundert Seiten von Ermatingers weitumschauender und tiefschürfender Behandlung des „Grünen Heinrich" mit den zwanzig Seiten bei Bächtold. Oder wie arbeitet Ermatinger in der Darlegung von Ludwig Feuerbachs Einfluß auf Kellers Entwicklung die entscheidende Wendung des Dichters von der Romantik zum Sensualismus und Realismus heraus!

Das Buch ist von der schönen menschlichen Wärme für den behandelten Gegenstand erfüllt, ohne die eine rechte Biographie schwer denkbar ist, zugleich aber auch von der freimütigen Unbefangenheit des Forschers, die keine Verhimmelung kennt. Auch die Kritik kommt bei Ermatinger zu ihrem Recht. Er preist nicht, ohne zugleich den Wert des Gepriesenen sachlich zu erweisen; höchstens im zweiundzwanzigsten Kapitel vermisse ich einigermaßen die volle Begründung seiner überaus hohen Einschätzung des Lyrikers Keller. Im ganzen ist sein Werk eine Leistung von echt schweizerischer Gediegenheit und kann sich überall mit Ehren sehen lassen.

Mit voller Zustimmung unterschreiben wir Reichsdeutschen des deutschschweizerischen Verfassers Dank an seinen Verleger, „der den Wagemut besaß, der Öffentlichkeit in dieser Zeit ein so umfangreiches Denkmal einer Kultur zu übergeben, um deren Sein oder Nichtsein das heutige Ringen der Völker geht". Wir sehen den beiden noch ausstehenden Bänden erwartungsvoll entgegen und freuen uns vor allem der Mitteilung, daß die Cottasche Buchhandlung auch eine kritische Gesamtausgabe der Werke Gottfried Kellers für die allernächste Zeit plane.

Harry Mayne.

Die geheime Vorgeschichte des Weltkrieges. Auf Grund urkundlichen Stoffes übersichtlich dargestellt von Hans F. Helmolt. 317 S. Leipzig, K. F. Koehler. 1914.

Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. Von Theodor Bitterauf. 202 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Weltkrieg und Imperialismus. Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914/15. Von Gustaf F. Steffen. 254 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Wer in den Monaten des Weltkrieges Gelegenheit gehabt hat, mit verschiedenen Kreisen und Parteien des deutschen Volkes in Berührung zu kommen, wird immer wieder die Entdeckung machen, daß sie alle bis in die letzten Tage hinein trotz der schweren Opfer die Notwendigkeit des Kampfes begreifen, daß sie deshalb auch entschlossen sind, ihn bis zu einem siegreichen Ausgange durchzuführen. Worin liegt diese Anschauung und dieser Wille begründet? — Ranke sagt einmal: „Das Größte, was dem Menschen begegnen kann, ist es wohl, in der eigenen Sache die allgemeine zu verteidigen; dann erweitert sich das Dasein zu einem welthistorischen Moment." Dieser Gedanke trifft in erhöhtem Maße für Nationen zu. Er lebt bewußt oder unbewußt in allen Kreisen unseres Volkes, und er gibt ihm die zähe und unbeugsame Willenskraft, alles zum Siege Notwendige auf sich zu nehmen. So berühren sich hier starkes Nationalitätsbewußtsein und apolitisches, besser noch überpolitisches Weltbürgertum.

Diese beiden Seiten kommen in allen drei vorliegenden Schriften zum Ausdruck, welche die Vorgeschichte, die Ursachen und letzten Anlässe zum Kriege behandeln. Am wenigsten — schon der Titel weist darauf hin — in dem Buche von Helmolt. Es versucht, eine politische Vorgeschichte des Weltkrieges zu geben, wie sie sich seit der Krüger-Depesche des Kaisers vom 3. Januar 1896 an abgespielt hat, auf Grund des veröffentlichten Materials. Aber bei aller Sachlichkeit, welche dieser seit dem Juni 1914 außerordentlich reichhaltigen Auswahl von Dokumenten zukommt, dürfen wir nicht vergessen, daß alle solche Publikationen der einzelnen Regierungen, wie Weiß- und Blaubücher, in gewissem Sinne doch Streitschriften sind, darauf berechnet, die öffentliche Meinung im eigenen Lande und im Auslande zu beeinflussen; oft sogar Publikationen, die darauf hinzielen, die eigentliche Absicht, das letzte politische Ziel der Diplomaten zu verbergen, ja es im umgekehrten Verhältnisse zu seiner Wirklichkeit darzustellen. Die Helmoltsche Sammlung wird für alle diejenigen von Interesse sein, die nicht imstande und willens sind, die schier unübersehbare Masse der Veröffentlichungen selbst einzusehen; sie ist gut ausgewählt, bringt alle politischen Strömungen der beiden Mächtegruppen bis zum 5. August zur Geltung.

Von anderer Art ist das Buch des Münchener Historikers Bitterauf. Beschränkt sich Helmolt letzten Endes auf eine Zusammenstellung des Materials, so daß nur die oben erwähnten Quellen zu Worte kommen, so gibt Bitterauf eine wirkliche geschichtliche Darstellung der deutschen Politik, wie sie sich im Zeitalter Bismarcks entwickelte, unter Kaiser Wilhelm dem Zweiten weitergeführt und ausgedehnt wurde, wie die allmählich heranwachsende Weltmachtstellung Deutschlands das Mißtrauen Englands hervorrief, das zur Tripelentente, zur Koalition gegen das mitteleuropäische Reich führte. Die Marokkokrisen und das Balkanproblem waren die drohenden Vorboten des heraufziehenden Unwetters. 1905 scheiterte Englands Vorgehen an der mangelnden Bereitschaft Frankreichs, 1909 und 1912 durch die Lage Rußlands, 1911 durch die eigenen Mängel in Heer und Marine. Erst das Jahr 1914 ließ die Saat Eduards des Siebenten aufgehen. Ganz einseitig und unzweideutig — das ergeben je länger je mehr alle einschlägigen Untersuchungen — war von Anfang an die Haltung Rußlands: es wollte die kriegerische Auseinandersetzung. Die französische Regierung hatte bis zum 29. Juli noch keine klare Stellung gewonnen. England nahm noch am 24./25. Juli eine dem Ausgleich günstigere Position ein als seine beiden Verbündeten. Das Londoner Kabinett hoffte wohl, ganz in den Bahnen Eduards wandelnd, auf diplomatischem Wege den Gegner schachmatt zu setzen. Verhängnisvoll war es, daß die französische Regierung in dem falschen Glauben, Deutschland treibe Österreich-Ungarn auf jeden Fall zum Kriege, es unterließ, auch nur akademisch in Petersburg für den Frieden einzutreten, daß auch England jeden mäßigenden Einfluß daselbst für unangebracht hielt, vielmehr immer von Berlin verlangte, einen solchen in Wien auszuüben. Die Frage, ob Grey mit der Wendung der englischen Politik am 27. Juli, mit der Bekanntgebung des amtlichen Befehls, daß die zu Manövern in Portland versammelte Flotte nicht auseinandergehen

werde, nur einen weiteren diplomatischen Druck auf Deutschland ausüben wollte, mit dem Ziele, dem englischen Vorschlage, einer Mediation der Großmächte im serbisch-österreichisch-ungarischen Streite die Zentralmächte geneigt zu machen, oder ob London bereits an jenem Tage einen Akt vollziehen wollte, der zum Kriege führen sollte, wird zur Stunde unentschieden bleiben müssen. Aber sicher ist die entscheidende Wirkung: die russische Politik fühlte sich seit jenem Tage des Eingreifens Englands sicher und hat danach gehandelt, sie hatte England ihrem Willen dienstbar gemacht, und damit auch Frankreich. Seit dem 29. Juli waren die Ententemächte zu dem äußersten entschlossen, Rußlands Pläne hatten einen vollkommenen Sieg davongetragen. Sehr dankenswert ist es, daß Bitterauf seine Erzählung bis zum Eingreifen der Türkei und Italiens durchführt. Wir können nur wünschen, daß die klare und umsichtige Darstellung recht viele Leser findet; sie wird das Urteil über die Ursachen des Kriegsausbruches klären, damit zugleich dazu beitragen, uns die Ziele sicher auf breitem geschichtlichen Grunde hinzustellen, die Deutschland erstreben muß.

Die beiden Arbeiten von Helmolt und Bitterauf wollen die letzten Anlässe, die diplomatischen Verwicklungen, die tatsächlichen Ursachenkomplexe erörtern, die zu dem Weltkriege geführt haben. Ein anderes Ziel verfolgt der schwedische Sozialpsychologe und Historiker Gustaf F. Steffen. Alle jene Erörterungen beschränken sich auf das im geschichtlichen Sinne noch Freie, das unter anderen Umständen und unter der Einwirkung von anderen Persönlichkeiten auch zu einem anderen Ende hätte führen können. Steffen behandelt das historisch Notwendige, das gar nicht anders enden konnte als in diesem Ausbruch, den wir alle miterleben, jenen Kampf der Ideen, der im Wesen der Völker und im Wesen der ganzen bisherigen geschichtlichen Entwicklung gesetzmäßig begründet liegt, der nun zur furchtbaren Auseinandersetzung kommt. Er sieht den letzten Grund zum Kriege in dem Vorhandensein des Imperialismus als einer allgemeinmenschlichen, notwendigen Form sozialen Wachstums, staatlicher Großorganisation, staatlichen Expansionsstrebens. Imperialismus ist nach ihm der Wille einer Nation, durch Eroberung oder Kolonisation oder durch friedliche politische Vereinigung vorhandener Staaten oder durch gleichzeitige Anwendung dieser Methoden einen Machtstaat zu schaffen, der die ganze Menschheit umfaßt oder die Menschheit zwischen sich und einigen anderen Weltstaaten teilt. Das letzte Ziel des Imperialismus ist also die Teilung der Welt unter Imperien. Eingehend werden die verschiedenen Formen des Imperialismus erörtert, namentlich der westeuropäische Englands und Frankreichs dem russischen gegenübergestellt. Eine besondere Eigenart stellt in Europa der Imperialismus des deutschen Geistes dar; er erstrebt nicht Weltherrschaft oder Weltmacht, sondern verkörpert in sich den Willen zur deutschen Weltarbeit. Darin sieht Steffens die Überlegenheit des Deutschtums, diesen sittlichen Willen zu organisieren. Der Ausbruch des Weltkrieges vollzog sich als eine Folge der Interessen- und Machtkollision zwischen den stärksten und am schnellsten wachsenden Imperien der Welt, vor allem zwischen England, das an extensiver Macht, und Deutschland, das an intensiver Kraft die anderen überflügelte. Aufgezwungen wurde Europa die Krisis durch Rußland. Als England und Frankreich sich ihm dienstwillig zeigten, begingen sie „einen schwarzen Verrat an Demokratie und Freiheit, an der Selbständigkeit der kleinen Nationen" aus selbstsüchtigen, imperialistischen Motiven gegen Deutschland. Steffens weiß keine tiefere, realere Ursache zu dem Weltkriege zu nennen als das Beharren der drei Großmächte England, Frankreich und Rußland in ihrer traditionellen Taktik, Deutschland nicht die Stellung zuzugestehen, wozu es seiner inneren Stärke nach berechtigt ist. Aber gab es nun kein Mittel, jene Interessengegensätze zu überbrücken? Nach der Meinung von Steffens bisher nicht, weil unsere geistigen Kräfte, unsere ethischen Kulturkräfte nicht hinreichend genug entwickelt sind, um die Bewegung jener gewaltigen sozialen Körper, der modernen Imperien, zu beherrschen und zu lenken. Nach ihm besteht der ethische Kulturmangel in dem Fehlen eines gegenseitigen sympathischen Verständnisses zwischen den Nationen, der politische in dem Fehlen eines absolut bindenden staatlichen Zusammenschlusses, also in dem Vorhandensein völlig souveräner Staaten. Jener ethische Kulturmangel ist unbedingt zuzugeben. Leidet nicht die Seele des deutschen Volkes so namenlos darunter, daß kein Gegner sie fassen will? — Aber ein zweiter gesellt sich dazu: es ist das Fehlen der sittlichen Verantwortlichkeit der Völker für die staatliche Machtpolitik, am allerstärksten gerade in den angeblich demokratisch regierten Mächten, der Mangel an kollektivistisch-ethischen Imperativen der Völker für- und gegeneinander. Damit handelt es sich für uns Deutsche nicht nur um die Umwandlung vieler Einzelheiten, sondern um die Wandlung der Einheit „Mensch", um die Neugeburt des individuellen und sozialen Menschen! Ob jener politische Mangel zu beseitigen ist, ob er nicht in dem Wesen des Staates begründet liegt? — Wir können das schwere Problem hier nur andeuten; aber es muß doch darauf hingewiesen werden,

daß fast alle Erörterungen über die Schöpfung eines mitteleuropäischen Staatenbundes immer das eine als conditio sine qua non hinstellen: die Wahrung der völligen Souveränetät der betreffenden Staaten.

Das deutsche Volk kann es nur mit freudiger Genugtuung begrüßen, daß ein auswärtiger, durchaus demokratisch gerichteter Historiker unserem angeblich reaktionär und militaristisch gerichteten Staatswesen in so sachlicher Weise gerecht wird. Die deutsche Historie weiß sich mit ihm eins, daß sie in objektiver Weise immer wieder den Versuch machen wird, den Ideenzusammenhängen nachzugehen, die zu der europäischen Katastrophe geführt haben; denn auch sie ist davon überzeugt, daß die deutsche Sache den welthistorischen Fortschritt im Sinne der Rankeschen ethischen Auffassung vertritt. *ux.*

Die Schweiz im Weltkrieg. Von Jakob Schaffner. Einundsechzigstes Heft der Politischen Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh, „Der deutsche Krieg". Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Diese Schrift Schaffners, desjenigen Schweizer Dichters, der Gottfried Kellers kantige und knorrige Art am meisten geerbt zu haben scheint, wird man nicht lesen können, ohne an seinen symbolischen Roman, „Der Bote Gottes", zu denken. Wie er dort Wege aus dem Jammer des Dreißigjährigen Krieges in eine langsam aufdämmernde Morgenröte hinaus aufweist, so will er auch hier für sein geliebtes Vaterland und die Menschheit Zukunftshoffnung wecken und Zukunftsglauben schaffen. Sein geschichtlicher Rückblick ist der Extrakt aus seiner schwer angefochtenen, aber trotz aller Irrtümer in Einzeldingen im großen ganzen mit der Kraft eines Epos wirkenden „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft" und wird manchem Reichsdeutschen willkommen sein. Aus ihr ergibt sich der Satz: „Das schmerzliche, opferreiche Bemühen um eine lebendige, praktische, sittliche Neutralität bemerkt man einzig in dem Land, in dem sie innere Notwendigkeit ist, in der Schweiz." Mächtig klingt die frohe Botschaft von der Aufgabe eines Staatswesens, das die Weltgeschichte zur Beglückung und Versöhnung der anderen, größeren recht eigentlich herangezogen und ausgerüstet hat, eindringlich aber die Mahnung an seine Landsleute, die große Stunde nicht zu verpassen, sich nicht vom „selbstzufriedenen Materialismus der neutralen Kleinstaaten und der zynisch oder sentimental behaglichen Stimmung des Opportunismus" zersetzen und zermürben zu lassen. Man hört im Reich vielleicht mit Erstaunen, welche große Last die Schweiz trotz ihrer friedlichen Isolierung trägt; wie sie vermöge ihrer alterprobten Demokratie allein wagen durfte, eine Kriegssteuer sich selber aufzuerlegen; mit welchen internationalen Beeinflussungen der Bundesrat zu kämpfen hat (er hat seit Erscheinen der Schrift eine zusehend wachsende Festigung der nationalen Würde erzielt und hält das Steuer kraftvoll in der Hand); welche landwirtschaftlichen und industriellen Schwierigkeiten erst der Krieg in ihrer Größe offenbarte, und wie sie „das Land ist, das den internationalen Schmerz des Krieges am tiefsten empfindet, weil sie am tiefsten international verwurzelt und verästelt ist". Was aus den Hoffnungen wird, der Schweiz werden einmal alle Zölle erlassen (sie hat auch welche zu fordern!), in ihr werde Friedenskongreß und permanentes Schiedsgericht zur Verhütung künftiger „Verfassungskriege" tagen, das sei dahingestellt. Sehr lesenswert sind die Schlußdarlegungen für den Fall, „wenn der Gott der Weltgeschichte die Weiche herumwirft und das deutsche Zeitalter verkündigt"; sehr verheißungsvoll, das die Ziele der Entente, „Befreiung der Nationalitäten," und die der Deutschen, „Befreiung der Weltwege", im tiefsten Grund sich decken. *χβ.*

Zehn Monate italienischer Neutralität. Was das italienische Grünbuch sagt und verschweigt. Von Severus. Gotha, F. A. Perthes A.-G. 1915.

Den zahlreichen politischen Broschüren und Schriften, die wir über unsere westlichen Gegner und namentlich über England besitzen, stellt der kriegsrege Verlag von Perthes eine in die italienischen Verhältnisse vortrefflich einführende Abhandlung als achtes Bändchen seiner bekannten Sammlung „Schriften zum Weltkrieg" (Mk. 1.50) zur Seite, die „Zehn Monate italienischer Neutralität" schildert, und die einen deutschen Gelehrten zum Verfasser hat, der sich hinter dem Pseudonym Severus verbirgt. Das schützende Adjektivum beruht jedenfalls nicht auf Zufälligkeit, denn unerbittlich geht der Verfasser mit der italienischen Regierung ins Gericht, der allein er die Hauptschuld an dem fatalen Ausgang beimißt. Seine Beweisführung, die das italienische Grünbuch zum Ausgangspunkt nimmt, ist gründlich und lückenlos und daher keineswegs einseitig. So wird beispielsweise unumwunden zugestanden, daß die Kompensationsverhandlungen auf Grund des berühmten § 7 von österreichischer Seite vielleicht über Gebühr schleppend geführt worden sind, aber man erfährt auch den berechtigten Grund solcher Unwilligkeit: San

Giulani hatte freilich auch schon an Kompensationen territorialer Natur gedacht, aber nur sofern der Abschluß dieses Krieges zu einer Vermehrung des österreichisch-ungarischen Territoriums führen würde; während nachher Sonnino den gleichen Paragraphen um jeden Preis in Anspruch nehmen zu können glaubte, in Anspruch nehmen mußte. Es war das gewissermaßen eine Zuflucht, die in der Art der ganzen Politik lag, die von günstigen Gelegenheiten lebte, um überhaupt Bestand zu haben. Wir erhalten interessante Einblicke in die Machenschaften eines solchen Systems, das um den Preis der Selbsterhaltung rasch den Bahnen zutreiben mußte, die die Minierarbeit des Dreiverbandes genugsam vorbereitet hatte. Wieder fallen weithin sichtbare Streiflichter auf die öffentliche Meinung, die je nach Wunsch von den Zeitungen zugestutzt ward. Und was wollte man von diesen erhoffen, wenn man hier erfährt, daß bereits seit Jahren, wie 1905 durch Unvorsichtigkeit bekannt wurde, dem französischen Botschafter Barrère in Rom jährlich 350000 Frank für Preßzwecke zur Verfügung standen. Und sein englischer Kollege Rennel Rodd wird bei größerer Verschwiegenheit nur erfolgreicher noch sich auf solche Weise informiert haben. Das aber wird man im Gedächtnis behalten müssen, wenn man verstehen will, warum die österreichische Regierung ohne vorherige Befragung der italienischen zur Überreichung der serbischen Note schritt. Das war kein Übergehen italienischer Interessensphären, sondern eine unerläßliche Vorsichtsmaßnahme, nachdem 1903 und nochmals 1910 vertrauliche Denkschriften, die eine eigene Stellungnahme gewissen Eventualitäten der Weltpolitik gegenüber festlegten, der französischen Regierung sofort bekannt geworden waren. Man hält es kaum für möglich, daß sich ein so schwerer Vertrauensbruch abermals wiederholen konnte. Dennoch erfuhr die französische wie die russische Regierung bereits zwischen dem 28. und 30. Juli von dem Entschluß Italiens, neutral zu bleiben, wofern es der Geschicklichkeit Frankreichs und Rußlands gelinge, den formellen Grund zum Kriege auf Österreich und Deutschland abzuwälzen! Man versteht jetzt, warum der Zar, nachdem er die friedliche Vermittlung Kaiser Wilhelms angerufen hatte, plötzlich alle Beziehungen durch Anordnung der russischen Mobilisierung abbrach. — Durch diese und ähnliche Aufdeckungen und Richtigstellungen empfiehlt sich die anregende Schrift angelegentlichst zur Lektüre, zumal die auch auf Grund der in ihr enthaltenen wertvollen Eigenbeobachtungen eines Fachmanns, dem es vergönnt war, die Ereignisse aus nächster Nähe zu erleben, in Gemeinschaft mit den scharf präzisierten objektiven Erhebungen eine Quelle darstellt, die auch später von jedem größeren Sammelbecken vertiefter Forschung dankbar wird aufgenommen werden. *ωχ.*

Die islamische Geisteskultur. Von M. Horten-Bonn a. Rh. (Länder und Völker der Türkei, Schriften des deutschen Vorderasienkomitees, Heft 2.) Leipzig, Veit und Comp. 1915.

Der Verfasser wendet sich gegen den Glauben, daß in dem naiven Weltbild, wie es der Koran bietet, die geistige Kultur der islamischen Welt abgeschlossen sei. Er weist nach, daß die Philosophie der Nachbarvölker in die islamische Philosophie stark eingegriffen hat. Eine große Menge der verschiedensten Weltanschauungen aus Griechenland und aus Asien, besonders aus Persien und Indien, werden herangezogen zum Vergleich mit den Systemen islamitischer Denker, die bald mit diesem, bald mit jenem philosophischen System der benachbarten Kulturen Berührungspunkte haben, mitunter auch eine interessante Mischung verschiedener Anschauungen bieten. Nach Horten ist die höhere Geisteskultur des Islam, wie sie sich in den philosophischen Systemen offenbart, im wesentlichen eine Fortbildung des Hellenismus, demnach indogermanischer Herkunft, während die Religion semitisch ist. Beide Bestandteile zusammen bilden dann die islamitische Kultur im weiteren Sinne. Die Schrift ist leichtfaßlich, auch für Nichtfachleute verständlich, geschrieben und bietet auf dem geringen Raum von 17 Seiten einen äußerst interessanten Einblick in die Geistesarbeit der islamischen Welt, die uns jetzt so nahe gerückt ist und doch für so viele von uns immer noch ungeahnte Wunder in sich birgt. Für diejenigen, die sich mit dem in der Hortenschen Schrift behandelten Gebiet eingehender befassen wollen, wird in Anmerkungen auf die weiteren größeren Werke und Untersuchungen des Verfassers über die Probleme der islamischen Philosophie hingewiesen. *ωχ.*

Das Griechentum Kleinasiens. Länder und Völker der Türkei. Von Karl Dieterich. (Schriften des deutschen Vorderasienkomitees, Heft 9.) Leipzig, Veit und Comp. 1915.

Der schwere Krieg, den wir jetzt durchzukämpfen haben, hat es mit sich gebracht, daß das Interesse für die Türkei, die als unser Bundesgenosse an unserer Seite ficht, in breiten Schichten unseres Volkes lebendig geworden ist. Der Schwerpunkt der Türkei

liegt seit dem Balkankriege auf asiatischem Boden, und die Kenntnis kleinasiatischer Verhältnisse dem deutschen Volke nahe zu bringen, ist die Aufgabe, die sich das Vorderasienkomitee gestellt hat, und zu deren Lösung dieses neue Heft wiederum einen sehr zu begrüßenden Beitrag liefert. Die Bedeutung des griechischen Elementes in Vorderasien ist wohl weiten Kreisen unseres Volkes noch nicht recht klar. Der Verfasser zeigt nach einem kurzen geschichtlichen Überblick, wie der alte griechische Kolonialboden Kleinasiens auch heute noch namentlich an der Küste von einer starken griechischen Bevölkerung bewohnt wird, die dort durch Gründung und Erhaltung zahlreicher, großer, griechischer Schulen ein geistiger Machtfaktor ist. Durch reiche statistische Zahlenangaben aus zuverlässigen Quellen wird nachgewiesen, daß das heutige Kleinasien sehr stark unter dem Einfluß seiner griechischen Küstenbevölkerung steht. Der Verfasser spricht es ausdrücklich aus, es wäre für den deutschen Unternehmergeist, „der ja Kleinasien immer mehr wirtschaftlich zu erobern sucht, ebenso verkehrt wie unklug, sich dabei ausschließlich auf die Türken und nicht auf die Griechen zu stützen, die in Handel und Verkehr, sowie auch in der Landwirtschaft das Heft völlig in der Hand haben". Der weitverbreiteten Ansicht, daß das griechische Element lediglich ein städtisches Element sei und daß die Landbevölkerung nur aus Türken bestehe, wird entgegengetreten, und gerade der griechischen Landbevölkerung Kleinasiens wird im Gegensatz zu den mit weniger erfreulichen Eigenschaften ausgestatteten handeltreibenden griechischen Kreisen warmes Lob gespendet. Das Heft ist ein sehr dankenswerter Schritt des Verfassers, dem deutschen Volk vor Augen zu führen, daß es in dem für unser Wirtschaftsleben so zukunftsreichen Kleinasien eine Griechenfrage gibt, die nicht übersehen werden darf. *tax.*

Mit dem Hauptquartier nach Westen. Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters. Von Heinrich Binder. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Es würde kaum lohnen, das vorliegende Buch auch nur einer Zeile zu würdigen, wenn nicht der Umstand, daß es, gut ausgestattet, in einem großen, für das beste Bürgerpublikum arbeitenden Verlag erscheinen konnte, symptomatische Bedeutung hätte. Denn leider beweist es mit bitterer Deutlichkeit, daß man sich in weiten Kreisen derer, die sich heute so gern Kulturträger nennen hören, der Verpflichtung, den großen Ereignissen, die wir erleben dürfen, auch nur annähernd Würdiges zu liefern, noch bei weitem nicht bewußt geworden ist, und daß man selbst da, wo höchste Aktualität einen sicheren Gewinn garantiert, noch nicht imstande oder bereit ist, Kritik zu üben und einigermaßen auf Qualität zu halten. Auch eine Gelegenheitsarbeit kann gut gemacht werden, und sollte es unter allen Umständen, wenn schon der Gegenstand ihr viele Leser zu verschaffen geeignet ist, unkritische, deren Geschmack durch solche Art Literatur vollends verdorben wird, und allzu kritische (im Ausland), die wieder einmal die Köpfe über die talentlosen deutschen Journalisten schütteln werden. Dabei soll rückhaltlos zugegeben werden, daß ein offiziös zugelassener Berichterstatter durchaus nicht in einer vom literarischen Gesichtspunkt ohne weiteres beneidenswerten Lage sei. Denn nicht nur fehlt ihm, dem bloßen Zuschauer, die Erlebensmöglichkeit des Mitkämpfers, es liegt auch in der Natur der Sache, daß er fast immer „hinterher" kommt und selten mehr als Reste der eigentlichen Geschehnisse zu sehen bekommt, ganz abgesehen davon, daß er aus militärischen, politischen, gesellschaftlichen und vielleicht sogar geschäftlichen Gründen genötigt ist, eine Menge Dinge, die er gesehen haben kann, zu verschweigen. Aber trotz alledem läßt sich noch Interessantes genug berichten, und wer sich nicht fähig fühlt, unter den genannten Bedingungen Lesenswertes zu liefern, möge die Finger davon lassen. Vor allem erwartet man von einem Kriegsberichterstatter, der seine Erlebnisse in Buchform herausgibt, daß er sehen, das heißt mehr und besser, genauer und charakteristischer sehen kann als der flüchtig notierende, um dürftige Eindrücke herumredende Zeitungsschreiber, und daß er das so Gesehene präzis, anschaulich und lebendig darstellen kann. Binder kann das nicht, und, da es hier um prinzipielle Fragen geht, sei es erlaubt, dies harte Urteil mit ein paar Beispielen zu belegen. Es genügt zum Beispiel nicht, zu sagen: „Die Infanterie (der in Maubeuge gefangenen Franzosen) machte nur zum Teil einen guten Eindruck," man möchte wissen, weshalb; es genügt nicht, zu sagen: „Wer dabei (im feuchten, unter unaufhörlichem Feuer liegenden Schützengraben) unsere Soldaten sah, die bis zu den Knöcheln einsanken, wer sie hörte, wie sie dennoch lustig und zu frohen Gedanken aufgelegt (wie lahm ist das gesagt!) waren," und rhetorisch nichtssagend weiterzugleiten „wird diesen Anblick in seinem Leben nicht vergessen können," sondern man möchte Einzelheiten sehen, Situationen, Physiognomien, möchte Aussprüche, Bemerkungen, Witze, Gespräche hören, dieses Unvergeßliche miterleben. Oder Seite 137: „Der Weg dorthin führt durch einen Annäherungsgraben, dessen wilde Romantik (immer das Klischee vor dem eigentlichen Erlebnis!) in

diesem Kriege sicher !) nicht wieder erreicht worden ist. Es geht durch zerschossene Häuser, durch dunkle Erdhöhlen und Keller, durch Pferdeställe und einzelne Zimmerfluchten, in denen noch all der Hausrat glücklicher Friedenszeiten steht" usw. Hätte der Verfasser hier ein Erlebnis geschildert, hätte er es durch Einzelheiten lebendig gemacht, die Phantasie des Lesers wäre um einen wertvollen Eindruck bereichert worden. So haben wir nichts als einen aufzählenden Bericht, wie ihn nach einer vagen Erzählung jedes Schulmädchen, ohne sich jemals persönlich in einen Schützengraben bemüht zu haben, auch liefern könnte. Aber selbst solche dürftigen Schilderungen machen nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Buches aus, der Rest besteht aus eilfertig rekapitulierender Chronik, historischen Reminiszenzen im Bädekerstil, ausführlich abgedruckten Dokumenten, die man bereits aus den Zeitungen kennt und anderswo besser geordnet findet, aus flüchtigen Anklagen und leeren Lobsprüchen, die wie die vielen Geschmacklosigkeiten, Gemeinplätze („Es ist eine schreckliche Sache um den Krieg", Seite 114!), schlechten Bilder, schiefen Geistreichigkeiten und der Aufwand von geschwollener Rhetorik den Sinn eines ernst empfindenden Lesers peinlich berühren, während das Ganze seine berechtigten Erwartungen enttäuscht und seine Hoffnung, irgend etwas Wertvolles über den Krieg zu erfahren, unerfüllt läßt. *ρσχ.*

Die südslawische Frage im Habsburger Reiche. Von R. W. Seton-Watson (Scotus Viator). Berlin, Meyer und Jessen. 1913.

Ein dickleibiger Band von 632 Seiten Text, dessen Lektüre einen einigermaßen zwiespältigen Eindruck hinterläßt. Der Verfasser ist nämlich zweifellos ein ganz hervorragender Kenner des behandelten Gegenstandes, seine Belesenheit, seine Sprachkenntnisse sind um so ungewöhnlicher, als sich der englische Durchschnittspolitiker mit ethnographischen und philologischen Studien nur ungern beschäftigt; und doch besitzt seine Arbeit einen höchst relativen Wert, scheint sie doch lediglich zu dem Zweck geschrieben, die historische Berechtigung des vielberufenen Trialismus nachzuweisen und der Konstituierung eines so gut wie selbständigen südslawischen Teils der Donaumonarchie das Wort zu reden. Seton-Watson tritt dafür ein, ein einheitliches Zentralparlament für die gesamte Donaumonarchie zu schaffen und es drei sogenannten „Mittelparlamenten" überzuordnen, die dem Wiener Reichsrat und dem Budapester Reichstag einen „südslawischen Sabor" in Agram an die Seite stellen würden. Der letztere hätte sich aus Vertretern des kroatischen und des bosnischen Landtages zusammenzusetzen, die ihrerseits mit den siebzehn österreichischen Provinziallandtagen in einer dritten Kategorie erhalten bleiben würden. Seton-Watson erkennt die Gefährlichkeit der Gleichstellung eines südslawischen Parlaments mit denen in Wien und Budapest an, meint aber, das Experiment werde harmlos, sobald man ein Zentralparlament für die gemeinsamen Interessen der Gesamtmonarchie schaffe, da ja in diesem Falle die „wesentlichen" Fragen, Heer, Flotte, Auswärtiges, Handelsverträge, Finanzen usw. der Sphäre des südslawischen Sabors entzogen werden würden — Anschauungen, über die man in diesen Tagen nicht gern diskutiert, die aber jedenfalls, in die Praxis umgesetzt, die Regierungsmaschinerie des Habsburgerreiches noch verwickelter gestalten, Deutsch-Österreich allmählich den Weg nach Triest versperren und den Appetit anderer Landesteile in bedenklicher Weise anregen müßten, zumal Unterricht und Sprache in den südslawischen Gebieten nach Seton-Watsons Plan dem freien Ermessen des Agramer Parlaments überlassen bleiben würden. — Sein Werk ist nichtsdestoweniger von außerordentlichem Interesse, es baut sich auf gründlichen und umfassenden Studien auf, und wer dem österreichischen Problem näher zu treten beabsichtigt, der wird nicht umhin können, sich mit den trotz allem grundlegenden Ausführungen des schottischen Politikers auseinanderzusetzen. *τολμ.*

Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich. Von Peter Dörfler. 263 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1915.

Welche Empfindungen löst der Weltkrieg auf die Bewohner unserer einzelnen vaterländischen Gaue aus, wie packen seine Ereignisse den reichen Weltmann und den Fabrikarbeiter der Großstadt, wie den vornehmen Großgrundbesitzer, den schwerfälligen Bauer der norddeutschen Tiefebene, den sinnierenden eines einsamen Gebirgstales an, wie verstehen sie es, die gewaltigen Eindrücke nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit ihrer alltäglichen Umwelt in Einklang zu bringen? Das sind Fragen und Probleme, die den Heimatdichter und den Volkspsychologen, den Historiker und den Seelsorger in gleicher Weise beschäftigen. Peter Dörfler versteht es meisterhaft, mit seiner Erzählung alle jene Eindrücke, die in einem stillen Tale am Fuße der Allgäuer Alpen im bayrischen Bezirke Schwaben-Neuburg, in dem von den Nachbarn spöttisch so benannten Himmelreichtale, wachgerufen werden, in einem wundervollen Bilde festzuhalten. Das Dorf,

mit allen Eigenheiten in Wald und Feld und allen seinen charakteristischen Menschengruppen wächst und entsteht vor uns, so daß wir zum Schlusse die ganze Gemeinde leibhaftig sehen. Das sind keine schemenhaften Gestalten, die er uns vorführt, sondern Gestalten von Fleisch und Blut, Erscheinungen, nicht gedacht und ersonnen, sondern der Wirklichkeit entlehnt: der Bürgermeister und der allezeit angetrunkene Schuster, der Lenzenbauer mit seinem Weibe und seinem heldenhaften Sohne Sepp, der zwar das Augenlicht, aber nicht sein erhabenes Gottvertrauen verliert, die geizige Jungfer Babelebäs, die durch kein Leid und keine Freude getroffen wird, die Mutter des Schreinerfranz, die ihre Frömmigkeit gleich in Geldwerte umsetzt und auch den gefallenen Sohn trotz seiner Liebe der armen Notburga nicht gönnt, die Zechbäuerin in ihrem mütterlichen Unglück, daß sie für diese Zeit zweien Krüppeln das Leben geschenkt hat, der fürsorgliche Dorfschmied mit seinem hellseherischen Weibe und seinem liebreizenden Töchterlein Annamariele, der ehrwürdige Pfarrer, der Lehrer mit seiner Tochter Zenzi, dem kinderliebenden „Lehrerfräule", einer jener zart empfindenden Mariengestalten, die das harte Leid des Krieges nicht ertragen, sondern mit ihm in das Grab gerissen werden. Ihre liebebringende Erscheinung verklärt das ganze Buch. Alle diese Gestalten sind zusammengehalten und aneinander gekettet durch die Heimat. Ob wohl wirklich diesen oberbayrischen Bauern es so stark bewußt wird, daß es sich nicht nur um die Heimat, um ihr Bewahrung vor Not und Tod, sondern um den Bestand des großen deutschen Vaterlandes in diesem Kampfe handelt, ob ihnen die Vaterlandsliebe und das echte Nationalbewußtsein seit 1870 wirklich so in Fleisch und Blut übergegangen sind, wie der Dichter es darstellt? — Das wäre ein ungeheurer Gewinn für die Zukunft. Hervorzuheben ist die enge Verbindung zwischen Religion und Patriotismus, die sich auch in der erbaulichen und wissenschaftlichen Literatur des Katholizismus findet. Der evangelische Leser wird mit besonderer Freude es verfolgen, wie sympathisch nahe ihm hier in diesem Buche der Katholik seine religiöse Gesinnung zu bringen weiß; wie eng berühren sich Naturempfinden und religiöser Kult! Gerade norddeutschen Lesern möchte ich die Erzählung Dörflers zur Lektüre empfehlen. Sie werden einen tiefen Einblick gewinnen in die eigentümliche Lebenskraft alemannischen Volkstums. *μx.*

Alfred Stern, Reden, Vorträge und Abhandlungen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1914.

Wer den bekannten Zürcher Historiker bisher nur als scharfsinnigen und glücklichen Forscher kennen gelernt hat, wird sich freuen, in diesem Sammelbande einer Reihe bisher ungedruckter Charakteristiken zu begegnen, in denen sich das reiche Wissen des Verfassers mit psychologischer Vertiefung und gepflegter Darstellungsgabe zu einer feingerundeten Leistung verbindet. Ob Stern über „Beaumarchais" oder „Wieland und die französische Revolution" spricht, ob er „Mary Wollstonecraft" behandelt oder „Moltke als Historiker" gerecht wird, er ist immer in seinem Element, und der Leser folgt ihm mit wachsendem Interesse, mag er nun als Laie genießen oder den unwillkürlich kritischen Kneifer des Fachgenossen tragen. Neu ist auch die 1897 in Bern gehaltene Festrede auf Kaiser Wilhelm den Ersten, die das vornehm-schlichte Bild des „alten Herrn" in knapper, unaufdringlicher Linienführung wieder aufleben läßt, während die Gedächtnisreden auf Ranke, Waitz, Rießer und Monod aus der „Nation", aus dem „Jahrbuch für schweizerische Geschichte" übernommen sind. Die den letzten Teil des Buches füllenden Abhandlungen über „Mirabeau und Lavater", „Talleyrands Memoiren", „Gneisenaus Reise nach London im Jahre 1809 und ihre Vorgeschichte" und „Der große Plan des Fürsten von Polignac vom Jahre 1829" sind mit einigen Änderungen und Erweiterungen aus Zeitschriften wieder abgedruckt; die erstgenannte Untersuchung ist März 1904 in diesen Blättern erschienen. *τολμ.*

Carl August auf dem Wiener Congreß. Festschrift zur Jahrhundertfeier des Bestehens des Großherzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, namens des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde herausgegeben von der Thüringischen historischen Kommission. Bearbeitet von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Jena, Gustav Fischer. 1915.

Hermann v. Egloffstein ist den Lesern dieser Hefte seit geraumer Zeit als einer der gediegensten Kenner der modernen Ernestinischen Geschichte bekannt, und so braucht sein letztes Buch kaum empfohlen zu werden; es behandelt die Politik des Herzogs und Großherzogs Carl August von Weimar auf dem Wiener Kongreß und beruht zum größten Teil auf gründlichen Quellenstudien in den Weimarer, Berliner, Wiener und Grazer Archiven, zu denen sich wertvolle Mitteilungen aus den Papieren der Familien Froriep in Weimar und Vollert in Jena gesellen. Im Mittelpunkt der Darstellung

steht der Kampf Carl Augusts um einen Territorialzuwachs. Wie er die anfänglich gehegte Hoffnung, den von Preußen beanspruchten Königsthron der Albertiner für sein Haus zu retten, noch vor Beginn des Kongresses aufgibt, wie er statt dessen die Erwerbung von Erfurt und Fulda ins Auge faßt, wie er dieses Projekt mit Hilfe seiner bedeutenden Begleiter, des Präsidenten v. Gersdorff und des Generals Ludwig v. Wolzogen, zunächst im Gegensatz zu Preußen und Rußland, dann in allmählicher Annäherung an die beiden Nordmächte und endlich im Gefolge von Hardenberg und Humboldt mit zäher Ausdauer zu verwirklichen strebt, die großherzogliche Würde annimmt und schließlich tausend Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen zum Trotz Gebiete erwirbt, die ihm neben strategisch und wirtschaftlich vorteilhaften Grenzen vor allem fast das Doppelte des früheren Flächeninhalts und eine um zwei Fünftel erhöhte Untertanenzahl eintragen, — das alles schildert v. Egloffstein mit einer Sicherheit und Schärfe der Anschauung, einer Fülle und Neuheit der Dokumentierung, die seine Untersuchung dauernd wertvoll gestalten und seiner Absicht, eine quellenmäßige Geschichte der weimarischen Politik zwischen dem 17. September 1814 und dem 2. Juni 1815 zu schaffen, voll entsprechen. Daß hier und da interessante Streiflichter auf die scharfgeprägte Persönlichkeit des Herzogs fallen, daß der Vortrag zuweilen durch anziehende Einzelheiten über den Verkehr und die geistigen Interessen Carl Augusts, seinen Ausflug in die „bucklige Welt", den malerischen Südostwinkel Niederösterreichs, seine Bemühungen um die Verleihung des Leopoldordens an Goethe, sein eigenartig gespanntes Verhältnis zu Marie Paulowna, die sich gar zu gern eine Sonderresidenz in Fulda gesichert hätte, unterbrochen wird, sei für Leser angemerkt, die kulturgeschichtliche und biographische Züge der Schilderung politischer Verhandlungen vorziehen. Wertvolle Urkundenbeilagen und ein sorgfältiges Register beschließen den Band, den ein charakteristisches Profilbild Carl Augusts von unbekannter Hand ziert. — Eine zweite Auflage würde gewinnen, wenn sie in der Anmerkung über die Ritterschaft von der blauen Erde auf Schloß Seebenstein die interessanten Ausführungen berücksichtigte, die Gustav Gugitz in seiner kürzlich erschienenen Ausgabe der Schönholzschen „Traditionen" (I 131 und 305 ff.) mitteilt; die Anführung des Skallschen (nicht Skalschen) Werkes könnte dahin präzisiert werden, daß es den Titel „Memorabilien vom Königskongreß" führt und handschriftlich auf der Wiener k. k. Fideikommißbibliothek aufbewahrt wird. *tolm.*

Justus Mösers Patriotische Phantasien. Herausgegeben von Heinrich Schierbaum. Erster Band. 331 S. München, Georg Müller. 1914.

Mit dem ersten Band der „Patriotischen Phantasien" beginnt Heinrich Schierbaum eine auf etwa zehn Bände berechnete historisch-kritische Ausgabe von Justus Mösers gesammelten Werken, die in der bekannten stattlichen Art der Klassikerausgaben des Verlages von Georg Müller gedruckt wird. Der Hannoversche Provinziallandtag unterstützt sie. Die neue Ausgabe ist dankenswert, ihre Unterstützung durch eine an sich unliterarische Stelle bezeichnend für den Mann, der die Werke verfaßt hat. Der Einfluß Mösers auf Goethe ist bekannt, Herausgeber und Verlag berufen sich darauf (und zufällig ist vor kurzem in diesen Blättern davon die Rede gewesen, Septemberheft 1915, Seite 406), aber doch ist Möser kein literarischer Mensch; der Mensch ist „nicht zum Schreiben und Lesen, sondern zum Säen und Pflanzen geboren". Manche seiner Anregungen sind erst in jüngster Zeit in die Tat umgesetzt, er mag — wenn dies vielleicht auch ein wenig übertrieben ist — wirklich der Mann sein, „der seinem Jahrhundert sein politisches Credo leise vorgebetet, welches das neunzehnte, von Staunen und Bewunderung ergriffen, ihm nachgestammelt" hat, aber doch lebte er mit Gedanken, Worten und Werken nicht in der Zukunft, sondern in der Gegenwart, so zwar, daß er sich auf die Vergangenheit stützte, wenn er daran arbeitete, aus der Gegenwart eine bessere Zukunft erstehen zu lassen. Der Schwerpunkt seiner Tätigkeit liegt nicht, wie beim Dichter und Schriftsteller, in seinen Schriften, sondern *hinter* ihnen. Er ist Geschäftsmann, will als solcher bestimmte praktische Ziele erreichen und bedient sich dabei zur Förderung seiner Zwecke nicht bloß des amtlichen Apparates, sondern auch der Feder. Als Mitglied der Regierung will er nach dem Siebenjährigen Kriege den Wohlstand seines Landes fördern. Um diese Absicht wirksamer zu erreichen, will er auch die Regierten für diese Fragen interessieren, und so ruft er ein Wochenblatt ins Leben, das unter seiner Aufsicht erscheint, das auch eigene Beiträge von ihm bringt; dem Programm gemäß sind sie nie allgemein gehalten, stets behandeln sie nur Angelegenheiten des eigenen kleinen Landes; aber so rein lokal, so geringfügig auch die besprochene Frage sein mag, immer wird sie von einem festen Grundsatz aus, der allgemeine Bedeutung hat, erörtert. In dieser Anwendung des allgemein Bedeutsamen auf das Partikulare und ausschließlich Lokale liegt der eigentümliche Reiz der Möserschen Artikel, die später von seiner Tochter unter dem Titel

„Patriotische Phantasien" gesammelt und in Buchform herausgegeben wurden. Bei dieser Eigenart wirken die „Phantasien" auf den Leser, der sich an ihrem Reichtum gegenständlicher Gedanken erfreut, anders als andere Lektüre. Er ruht nicht in ihnen aus, vielmehr möchte er den konkreten Boden, auf dem sie gewachsen sind — denn es sind ja keine Phantasieen, die frei in der Luft schweben, sondern solche, die einen höchst realen Untergrund haben —, kennen lernen, und zwar möglichst genau: die politische Organisation des Duodezstaates, für dessen Wohl Möser wirkte, die Zusammensetzung der Regierung, deren Seele der Geheime Justizrat war, die wirtschaftlichen Verhältnisse in Stadt und Land, und vor allem, wie viel von seinen Gedanken Möser selbst hat verwirklichen können, wie viel er erreicht hat in Erfolg und Mißerfolg und so fort. Er verlangt also nach einer Geschichte der amtlichen Tätigkeit Mösers, die sich — bei seinem Einfluß — zu einer Geschichte seines Landes auswachsen würde. Ich weiß nicht, wie weit sie sich aus den Akten und sonstigen Niederschlägen seiner Wirksamkeit rekonstruieren läßt, aber, soweit sie möglich ist, muß diese Arbeit geleistet werden. Nicht bloß um Mösers willen. Im achtzehnten Jahrhundert gab es keine einheitliche deutsche Kultur, nur verschiedene Kulturkreise, deren konkrete Verhältnisse für uns wie so vieles, was der Zeit vor der französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen angehört, eine versunkene Welt sind. Erst wenn wir diese einzelnen Kreise in ihrer individuellen Verschiedenheit kennen gelernt haben, kennen wir das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts. Für den deutschen Nordwesten aber dürfte Möser die Gestalt sein, die am geeignetsten ist, in den Mittelpunkt einer derartigen Arbeit zu treten. Solche Studien haben ja nicht bloß gelehrtes Interesse. „In unseren Tagen," sagt der Herausgeber im Vorwort, „wo man sich wieder dem Volke, der Heimat, der Heimatkunst zugewandt hat, wo man erkannt hat, daß die engere Heimat mit ihrer Stammeseigenart der stete Nährboden für eine reiche, kraftvolle Entfaltung des deutschen Volkscharakters bleiben muß, da zeigt sich Bemühen und Bestreben, die Zusammenhänge, die unsere hastende, nivellierende Gegenwart mit einer ruhigeren, individuelleren Vergangenheit verbinden, historisch zu erfassen." Das heißt, die Geschichte, und die der engeren Heimat insbesondere, als Kraftquelle verwerten. So darf man die Ausgabe im ganzen mit Freude begrüßen und im besondern dem Band, welcher die Biographie Mösers bringen wird, mit Spannung entgegensehen. Es bleibt nur zu hoffen, daß der Fortgang der Ausgabe durch den Krieg und seine Begleiterscheinungen nicht ernstlich gestört werde. *yq.*

Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußentums. Von Max Fischer. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Mag man innerlich zu Kleist stehen, wie man will, die Anerkennung wird man seiner jüngsten Würdigung nicht versagen können, daß sie sich aus der Fülle unserer teilweise so verstimmend durchschnittlichen Kriegsliteratur in durchaus persönlicher Prägung heraushebt. Großzügig angelegt und wuchtig durchgeführt, vermittelt sie ein scharf umrissenes, gedankenreiches Charakterbild des unglücklichen Märkers, hinter dem man mit Interesse ein vielleicht noch unfertiges, aber starkes und selbständiges Temperament verspürt. Das Preußische in Kleist ist ja bereits von Treitschke betont worden, Fischer greift aber weiter und tiefer als der junge Leipziger Privatdozent von 1859, und wenn er auch die polemische Deutlichkeit seines großen Vorgängers hier und da noch übertrumpft, so vermag er doch die Freude an seiner Arbeit durch diesen jugendlichen Überschwang nicht zu stören. Verunglückt dünkt nur die Gegenüberstellung des Kleistschen „Amphytrion" mit dem Molièreschen. Molière (der nota bene beim besten Willen kein „Dichter des Aufklärungszeitalters" war!) wollte künstlerisch etwas ganz anderes als Kleist; mit demselben Recht, mit dem seine Alkmene als „verspielte Puppe" abgetan wird, könnte die Alkmene Heinrich v. Kleists als verfehlt heruntergeputzt werden, weil sie nicht einen Zug mit der Molièreschen gemein hat, obwohl diese bei ihrer Schöpfung Modell stand. Und wenn die verunglückte Hardensche Behauptung, die „Penthesilea" sei ein Tendenzstück gegen die Frauenemanzipation, mit den Worten zurückgewiesen wird: „Das ist genau so sinnig, als ob man sagte, der ‚Hamlet' sei ein Tendenzstück wider die Schopenhauersche Philosophie," so vergißt der Verfasser, daß die Frauenbewegung bereits eingesetzt hatte, als die „Penthesilea" entstand, während die Gestalt des tiefsinnigen Dänenprinzen doch schon einige zweihundert Jahre vor dem großen Pessimisten geschaffen wurde. — Aber das sind nur Kleinigkeiten, die den Gesamteindruck des Fischerschen Büchleins nicht beeinträchtigen. Und wenn seine tiefschürfenden Ausführungen in dem Wunsch ausklingen, die extensive Entfaltung unserer nationalen Kraft möge mit deren intensiver Vertiefung Schritt halten und „der wundervolle Organismus unseres Staates" mit der „idealistischen Sehnsucht des deutschen Geistes"

verschmelzen, so dringen sie damit nicht nur zu den letzten Wurzeln des Dichters und Menschen Heinrich v. Kleist vor: sie verstehen es auch, das wahrhaft Zeitgemäße seiner tragischen Persönlichkeit zu unterstreichen. *τολμ.*

Meister Johann Dietz, des Großen Kurfürsten Feldscher und Königlicher Hofbarbier. Nach der alten Handschrift in der Königlichen Bibliothek zu Berlin zum ersten Male in Druck gegeben von Dr. Ernst Consentius. Ebenhausen bei München, Wilhelm Langewiesche-Brandt.

Als der Königliche Hofbarbier, Bürger und Gemeinheits-Meister wie auch Achtmann bei der Moritzkirche zu Halle Johann Dietz um das Jahr 1730 anfing, seine Lebenserinnerungen niederzuschreiben, hatte er wohl kaum die Absicht, sie drucken zu lassen; eine Flut von Beleidigungsprozessen wäre unfehlbar die Folge der Drucklegung gewesen. Denn der Meister Dietz hatte sich nicht gescheut, alle seine Widersacher — und deren waren nicht wenige! — namentlich zu bezeichnen. Abschriftlich scheint sein Manuskript aber verbreitet worden zu sein, und eine dieser Abschriften, ein zerstoßener, unscheinbarer Quartband von 173 Blättern, ist aus Friedrich Nicolais Besitz in die Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek zu Berlin gekommen. Mancher Gelehrte hat sie da schon in der Hand gehabt und durchgesehen, aber erst Consentius hat sie in ihrer Bedeutung erkannt. Wir dürfen es als einen Glücksfall betrachten, daß gerade er die Herausgabe unternommen hat; kaum ein anderer war wie er dazu berufen, den Schatz, der in jener unbeachteten Handschrift verborgen lag, zu heben und ans Licht der Öffentlichkeit zu stellen. Hat er sich doch in seinem 1911 bei Gebrüder Paetel erschienenen Werk „Alt-Berlin Anno 1740", in dem Tausende von Einzelheiten zu einem farben- und figurenreichen, dabei aber durchaus einheitlichen und übersichtlichen Kulturgemälde von packender Wirkung zusammengetragen sind, als gründlicher Kenner der Zustände in dem Jahrhundert vom Westfälischen Frieden bis zum Regierungsantritt Friedrichs des Zweiten erwiesen und bewährt. Den Abdruck der Aufzeichnungen des Meisters Dietz hat Consentius nicht buchstabengetreu vorgenommen; das ist für die Lesbarkeit und die hoffentlich recht weite Verbreitung des Buches nur vorteilhaft. In den Anmerkungen gibt er manche schätzenswerte Erklärung veralteter oder schwer verständlicher Ausdrücke sowie zur Ergänzung und zum Vergleich Zitate, dann aber auch außer einem sorgfältig gearbeiteten Register eine Reihe von Urkunden, die besser als jede andere Beweisführung dartun, daß Meister Dietzens Lebensgeschichte auf Wahrheit beruht, so unglaubwürdig auch manches zunächst scheint. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß der wackere Barbierer und Chirurgus nicht hie und da den Mund ein wenig voll genommen hat in der rückschauenden Erinnerung an das, „was er als preußischer Feldscher in Ungarn wider die Türken, als Schiffsarzt mit holländischen Walfischfängern am Nordpol, auf Reisen in deutschen Landen als Barbier und Chirurg mit Räubern und Jungfern, Soldaten und Gespenstern, endlich daheim mit zweien Ehefrauen erfahren und also auf dieser Welt insgesamt hat leiden müssen." Was der Meister Dietz in seinen mehr als siebzig Jahren erlebt hatte — und das war erheblich mehr, als was gewöhnliche Sterbliche damals erlebten —, das schrieb er in ganz köstlich naiver Art nach Ersuchen von vielen guten Freunden auf, „Gott zuvörderst zum Preis vor seine gnädige und wunderbarliche Erhaltung, meinem Nächsten, der solches lieset, zum Dienst, Lehre und Warnung, zu wahrer Gottesfurcht und Vertrauen auf Gott, sonder eiteln Ruhm." Uns Nachgeborenen aber erweitert sich die Erzählung der Erlebnisse und Erfahrungen des Meisters Dietz zu einem großen, abgerundeten Bilde des bürgerlichen Lebens in Deutschland zu der Zeit, da die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges kaum vorübergebraust waren, der Große Kurfürst Ordnung und Wohlstand in seine brandenburgischen Lande zu bringen suchte, der prunkliebende Friedrich der Erste sein Haupt mit der Königskrone schmückte und dann der Soldatenkönig sein strenges Regiment führte. Vortrefflich fügen sich dem Texte die von Consentius mit viel Eifer und Mühe aufgespürten alten Bilder ein sowie die von ihm erfundenen, oft sehr witzigen Seitenüberschriften. *χα.*

Goethes Propyläen. Von Ernst Boehlich. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von Max Koch und Gregor Sarrazin in Breslau. Neuere Folge. 44. Heft.) VIII und 170 Seiten. Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung, G. m. b. H. 1915.

Obgleich der Strom der Goethe-Literatur schier uferlos daherrauscht, hat die vielumstrittene Kunstzeitschrift, die Goethe mit tatkräftigster Unterstützung des ihm befreundeten Ästhetikers Heinrich Meyer unter dem vielsagenden Titel „Propyläen" in den Jahren 1798 bis 1800 herausgab, seltsamerweise bisher noch keine eingehendere Sonderdarstellung ge-

funden. Um so verdienstlicher ist vorliegende Arbeit. Freilich bietet auch sie keine im eigentlichen Sinne abschließende Monographie. Es sind mehr Materialien zu einer solchen. Zwar läßt es der Verfasser an einer eingehenden und umsichtigen Darstellung der „Äußeren Geschichte der Propyläen" nicht fehlen. Auch geht er in der kritischen Untersuchung der einzelnen Zeitschriftenartikel, der der weitaus größte Raum seiner Darstellung gewidmet ist, wenigstens an zwei Stellen in höchsterfreulichem Maße in die Tiefe, indem er die betreffenden Artikel — es handelt sich im einen Falle um die hochbedeutsame Abhandlung „Über die Gegenstände der bildenden Kunst", im andern um die geistvolle Kunstnovelle „Der Sammler und die Seinigen" — nicht nur auf ihre Entstehung und ihren Gehalt hin untersucht, sondern auch das Thema als solches bis in seine entferntesten Wurzeln zurückverfolgt. Aber gerade diese rühmlichen Ansätze mahnen uns offenbar, wieviel hier der künftigen Forschung noch zu tun übrig bleibt. Denn auf die Dauer werden wir uns kaum damit begnügen dürfen, den Kunstdoktrinarismus des klassizistischen Goethe so ohne weiteres hinzunehmen, ohne uns zugleich Klarheit darüber zu schaffen, wie aus dem Saulus, als der der Stürmer und Dränger Goethe sich uns darstellt, dieser Paulus werden konnte. Nichts ist ja bezeichnender — und gerade davon hören wir von Boehlich leider so gar nichts — als der fundamentale Gegensatz, in dem der Goethe der Propyläen sich zu dem Goethe der Frankfurter Gelehrten Anzeigen stellt. Wird in der Beurteilung der zeitgenössischen Produktion hier jeder Regelkodex verworfen und lediglich von dem Abgott Genie alles Heil der Kunst erwartet, so wird dort umgekehrt die Antike zum Kanon alles künstlerischen Schaffens erhoben. Und nicht nur, daß der einstige Herold des Genies nunmehr Preisaufgaben stellt, um dem bildenden Künstler die Beobachtung der vom Meister aufgestellten Grundgesetze einzupauken, er kann sich sogar nicht genug tun, die so zusammengestümperten Schularbeiten als meisterhafte Wunderwerke zu preisen. Daß hier eine Verirrung vorliegt, scheint auch Boehlich einräumen zu wollen. Aber freilich, was hilft uns ein solches Urteil, so lange wir nicht begreifen, wo und wie sich der Fehler in die Rechnung eingeschlichen hat. Vielleicht dürfen wir hoffen, daß das von Boehlich so fleißig zusammengetragene Material dieser Erkenntnis den Weg ebnet. ζ.

Die Politik des Dreiverbandes und der Krieg. Legenden und Tatsachen von Karl Federn. München, Georg Müller.

Zur politischen Vorgeschichte dieses Krieges haben die beteiligten Regierungen Sammlungen von Aktenstücken veröffentlicht, welche die eigene Stellungnahme zu den Ereignissen rechtfertigen, die Schuld der Gegner aber beweisen sollen. Es ist auch für den historisch Geschulten und politisch Erfahrenen nicht immer leicht, die ganzen und halben Wahrheiten, die Tatsachen und Legenden darin sogleich genau zu erkennen und festzustellen und den Überblick über die riesige Masse des Materials nicht zu verlieren. Da leistet Federns Buch uns zur Übersicht, den Neutralen zur Aufklärung die besten und zuverlässigsten Dienste. Er zieht daneben viel heran, was auch deutschen Lesern neu sein oder doch in neuer, beachtenswerter Beleuchtung erscheinen wird. So macht er zum Beispiel darauf aufmerksam, daß 1908 der französische Oberstleutnant Mangin ein Buch herausgegeben hat, in dem er auseinandersetzte, daß Frankreich nach Verwirklichung seiner Pläne in der Lage sein würde, hunderttausend Araber und vierzigtausend Neger in der ersten Schlacht zu verwenden, die vermutlich am Ende der dritten Woche nach der Kriegserklärung stattfinden dürfte. Der Verfasser war schon damals, 1908, vollkommen überzeugt, daß Frankreichs „Verbündete" den Transport dieser Truppen im Atlantischen Ozean decken würden. — Sehr geschickt erinnert Federn zum Vergleich mit der Lage Deutschlands an den sogenannten „Familienvertrag" von 1761 zwischen Karl dem Dritten von Spanien und Frankreich, durch den sich, wie Macaulay sagt, die beiden Mächte „nicht im ausdrücklichen Wortlaut, aber doch dem klaren Sinne nach verpflichteten, England zu bekriegen". Als William Pitt von dem Abschluß dieses Vertrages erfuhr, schlug er vor, man solle sogleich Spanien den Krieg erklären und seine Flotte und seine Kolonien angreifen. — Den serbischen Ansprüchen auf Bosnien und die Herzegowina gegenüber verweist Federn darauf, daß der erste, der die Okkupation der beiden Provinzen durch Österreich anregte, Nikita von Montenegro war, der im Frühling 1875 den Kaiser Franz Josef in Dalmatien aufsuchte, um ihm diesen Vorschlag zu machen. Im folgenden Jahre bot Rußland bei der Begegnung des Kaisers mit dem Zaren Alexander dem Zweiten in Reichstadt Österreich nicht nur die Besetzung, sondern die Annexion des größten Teils von Bosnien und der Herzegowina an. Welche Ratschläge mag nun die russische Regierung ihrem serbischen Schützling in jenen entscheidenden achtundvierzig Stunden von der Überreichung der österreichischen Note bis zu der serbischen Antwort erteilt haben? Auffallender- und bezeichnenderweise ist über die Telegramme jener zwei Tage kein Wort

im russischen Orangebuch enthalten! Ganz andere „Versehen" noch deckt Federn im englischen Blaubuch auf, dessen Einleitung und Zusammenstellung ein besonders dunkles Kapitel in der wahrlich nicht ehrenvollen Geschichte der englischen Politik bildet. Darin aber können wir Federn nicht beistimmen, wenn er meint: „Wir können Frankreich vergeben, obwohl es sich und uns bitteres und sinnloses Unrecht zufügt, denn wir können seinen Haß doch wenigstens verstehen. Und wir wissen aus zu vielen Zeugnissen, daß die große friedliebende Masse des Volkes durch eine schändliche Presse und durch leichtfertige Staatsmänner irregeführt ward und wird." Wir glauben, daß wir heute noch weit mehr Grund haben als Blücher 1815 zu sagen: „Dieses Volk und der Charakter der ganzen Nation ist so gesunken, daß sie keine Rücksicht mehr verdienen", und Frankreich und die Franzosen als ein „verruchtes Land" und ein „verworfenes Volk" zu bezeichnen. Blücher erklärte, er habe „bei kein Franzosen eine Suppe genossen". Diesen Standpunkt müssen wir auch heute einnehmen. Federns verdienstvolles, sehr geschickt und zuverlässig gearbeitetes Buch, das uns heute schon ganz historisch anmutet bei der Überfülle der Erlebnisse und Ereignisse, die auf uns in den eineinhalb Kriegsjahren eingestürmt sind, ist wärmstens zu empfehlen. χα.

Zeppelin. Der Mensch. Der Kämpfer. Der Sieger. Herausgegeben von Dr. Adolf Saager. Stuttgart, Robert Lutz.

Saagers Zeppelinbuch ist nicht eine vom Herausgeber verfaßte Biographie, sondern eine in chronologischer Reihenfolge geordnete Sammlung von Dokumenten, Zeitungsausschnitten, Zitaten aus den Jugenderinnerungen und aus Reden des Grafen, die, zusammen genommen und zeitlich geordnet, allerdings eine Biographie ausmachen. An Einheitlichkeit, Kraft und Anschaulichkeit eines Lebensbildes wird diese Beschreibung hinter derjenigen eines einzigen Verfassers zurückstehen; ihr Wert liegt in den einzelnen authentischen Dokumenten. Sehr reizvoll sind die Schilderungen der im Schloß Obergyrsberg bei Konstanz verlebten Jugend des Grafen, die zum Teil Zeppelins Kinderaufsätzen, den Briefen seiner Mutter und den Lebenserinnerungen seines Hauslehrers Moser entnommen wurden. Von besonderem Interesse ist uns heute auch die Militärlaufbahn des Grafen mit dem berühmten kühnen Patrouillenritt im Juli 1870. Im Jahre 1890, in dem General Zeppelin seinen Abschied nimmt, beginnt die eigentliche Erfinderarbeit des Grafen. Nun folgen die Jahre der Konstruktion und Ausarbeitung des Systems; 1899 wird das erste Luftschiff erbaut, das 1900 dreimal aufsteigt und dreimal Fiasko macht. Die langen und schweren Kämpfe gegen die Mitwelt, gegen die Geldnot und gegen den Luftgeist kommen in den zitierten Dokumenten ergreifend zum Ausdruck. Wahrhaft erschütternd klingt der Notruf in der „Woche" vom 3. Oktober 1903, wo der Graf schreibt: „Eine kurze Spanne Zeit – und Witterung, Sturm und Wellen werden mein lagerndes Material unverwendbar gemacht haben, meine letzten geschulten Gehilfen werden mir nicht mehr zur Verfügung stehen – die letzten Mittel, die ich selber zu diesem Zweck zu opfern vermag, werden erschöpft sein — und die Gebrechen des Alters oder der Tod werden meinem Schaffen ein Ziel gesetzt haben." Es ist von typischer Bedeutung, was die öffentliche Meinung vor und nach Echterdingen über Zeppelin und seine Erfindung zu sagen gewußt hat, und in welchem Ton lächelnder Überlegenheit man sich gerade in Fachkreisen über den genialen Mann und sein Werk äußerte. Sehr schön kommt in den schwereren Zeiten wie auch in den Tagen des Gelingens und der unumstrittenen Berühmtheit der unerschütterliche Charakter und die innere Größe des Menschen Zeppelin zum Ausdruck. Der Glaube und die Hingabe an das Werk, die natürliche Bescheidenheit, die Selbstbeherrschung, die Güte gegen Gehilfen und Arbeiter, all diese Eigenschaften glänzen um so heller in den Tagen des Unglücks, der immer wieder zerstörten Hoffnungen. Saagers Biographie enthält eine Liste der Zeppelin-Probefahrten, der Havarien und glücklichen Landungen, die eine ganze Geschichte ohne Kommentar erzählen, die Geschichte der Erfindung, die durch Unglück und Mißgeschick hindurch zum Sieg gelangt. Aber wohl die für uns Heutige interessantesten unter den interessanten Dokumenten sind die Berichte und Feldpostbriefe über die Kriegsfahrten der Luftschiffe. Aus „Dagens Nyheter" ist eine Unterredung mit einem deutschen Luftschiffer entnommen, die sehr anschaulich die Eindrücke und Empfindungen des Luftpiloten während einer Fahrt über die Nordsee in Nacht und Winter schildert. Eine neue Erfahrungs- und Empfindungswelt tut sich da auf. Auch der Kampf zwischen Luftschiff und Kriegsschiff und die gefahrvolle Fahrt über Feindesland wird geschildert. Diese und andere zeitgenössische Dokumente entschädigen für den Mangel an persönlicher Gestaltung, welcher der Biographie in der gewählten Form anhaften muß. ρω.

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Januar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altmann. — Heimatdienst im ersten Kriegsjahr. Jahrbuch des Bundes Deutscher Frauenvereine. 1916. Im Auftrage des Bundes Deutscher Frauenvereine herausgegeben und bearbeitet von Dr. Elisabeth Altmann-Gottheiner. Mit 8 Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln. 304 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Birt. — Novellen und Legenden aus verklungenen Zeiten. Von Th. Birt. 306 S. Leipzig, Quelle und Meyer. 1916.

Bölsche. — Von Wundern und Tieren. Neue naturwissenschaftliche Plaudereien. Von Wilhelm Bölsche. 276 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Bruinier. — Die germanische Heldensage. Von J. W. Bruinier. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 486.) 139 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Carnegie. — Carnegie Endowment for International Peace. Year Book for 1915. 1st S. Washington, Carnegie Endowment 2 Jackson Place. 1915.

Chamberlain. — Deutsches Wesen. (Ausgewählte Aufsätze.) Von Houston Stewart Chamberlain. 185 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Chronik. — Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. Sechster Band: Von Mitte Juni bis Mitte Juli 1915. Mit 4 Kärtchen. 450 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1915.

Dankberg. — Lotte Bernds Irrtum. Drei Akte von Hans Dankberg. 64 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Delbrück. — Frau Heiternich und Tante Minchen. Ein Familienroman voll Ernst und Humor aus dem Gesellschaftsleben der Gegenwart. Von Kurt Delbrück. 277 S. Halle (Saale), Richard Mühlmann (Max Grosse). 1915.

Donzow. — Groß-Polen und die Zentralmächte. Von Dmytro Donzow. 63 S. Berlin, Carl Kroll. 1915.

Endres. — Die Türkei. Bilder und Skizzen von Land und Volk. Von Franz Karl Endres, Kgl. Bayr. Hauptmann im Generalstabe, Kaiserlich-Ottomanischen Major a. D. Mit einem Bildnis des Verfassers. 301 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Eucken. — Die Träger des deutschen Idealismus. Von Rudolf Eucken. 251 S. Berlin, Ullstein und Co. 1915.

Faßbender. — Wollen eine königliche Kunst. Gedanken über Ziel und Methode der Willensbildung und Selbsterziehung. Von Prof. Dr. Martin Faßbender, Geheimer Regierungsrat. Zweite Auflage. 282 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Fechner. — Kommende Kunst? Von Hanns Fechner. 69 S. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses. 1915.

Feldmann. — Mit der Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern nach Weißrußland hinein. Kriegsberichte. Von Dr. Wilhelm Feldmann. 119 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Finsler. — Die Homerische Dichtung. Von Georg Finsler. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 496.) 113 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Gast. — Deutschland und Südamerika. Von Dr. P. Gast, Professor an der Technischen Hochschule Aachen. 42 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Gesundbrunnen. — Gesundbrunnen 1916. Kalender. Herausgegeben vom Dürerbunde. 192 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Graevenitz. — Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft. Von Dr. George von Graevenitz, Hauptmann a. D., zurzeit Kompagnieführer. 54 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Gumpert. — Herzblättchens Zeitvertreib. Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwickelung der Begriffe. Begründet von Thekla von Gumpert. Neue Folge. 18. Band. Herausgegeben von Berta Wegner-Zell. Mit 14 Farbendruckbildern, 1 Kunstbeilage und 25 Abbildungen im Text. 276 S. Berlin und Glogau, Carl Flemming A.-G. O. J.

Gumpert. — Töchter-Album. Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und Gemütes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Begründet von Thekla von Gumpert. Neue Folge. 18. Band. Herausgegeben von Berta Wegner-Zell. Mit 10 Farbendruckbildern und zahlreichen Abbildungen im Text. 520 S. Berlin und Glogau, Carl Flemming A.-G. O. J.

Haeckel. — Ewigkeit. Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre von Ernst Haeckel. 128 S. Berlin, Georg Reimer. 1915.

Haedecke. — Die Schlacht bei Dennewitz ein Sieg Bernadottes. Studie zur Vorgeschichte des 6. September 1813. Von Dr. Richard Haedecke. 48 S. Berlin, Schall und Rentel 1916.

Haering. — Lieder in der Heimat. 1914—1915. Von Theodor Haering. 39 S. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1915.

Hausenstein. — Belgien. Notizen von Wilhelm Hausenstein. Mit 32 Abbildungen. 48 S. München, Georg Müller. 1915.

Heine. — Fern von Paris. Erzählungen von Anselma Heine. 257 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Hermann. — Vom gesicherten und ungesicherten Leben. Ernste Plaudereien von Georg Hermann. 246 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915.

Hermann. — Heinrich Schön jun. Roman von Georg Hermann. 392 S. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1915

Hofmannsthal. — Österreichischer Almanach auf das Jahr 1916. Herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal. 223 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Insel. — Insel-Almanach auf das Jahr 1916. 223 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1916.

Kalender. — Kriegs- und Friedens-Kalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1916. Herausgegeben von Anton Fendrich. 80 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. O. J.

Keßler. — Das deutsche Belgien. Beiträge zur Geschichte, Volkswirtschaft und zur deutschen Verwaltung. Herausgegeben von Otto Keßler. 159 S. Berlin, Karl Sigismund. 1915.

Kleinberg. — Franz Grillparzer. Der Mann und das Werk. Von Prof. Dr. Alfred Kleinberg. Mit einem Bildnis Grillparzers. (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 513.) 124 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1915.

Kronfeld. — Krieg und Soldat in der Spruchweisheit. Sentenzen aus drei Jahrtausenden. Von Heraklit bis Hindenburg. Gesammelt und herausgegeben von Dr. E. M. Kronfeld. 158 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Lange. — Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Von Helene Lange. Zweite, umgearbeitete Auflage. 144 S. Leipzig, Quelle und Meyer. O. J.

Lenz. — Macht und Wirtschaft. Von Friedrich Lenz. Erster Teil. Die Voraussetzungen des modernen Krieges. 235 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Linzen. — Aus Krieg und Frieden. Von Karl Linzen. 197 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1916.

Loë. — Robert Franz-Brevier. Herausgegeben von Didi Loë. Mit einem Geleitwort und einem Bildnis. 51 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Luden. — Goethe über Deutschlands Zukunft. Das Faust-Gespräch. Aus „Rückblicke in mein Leben" von Heinrich Luden, weiland Professor der Geschichte in Jena. 99 S. Berlin, Karl Curtius. 1916.

Matthias. — Wie erziehen wir unsern Sohn Benjamin? Ein Buch für deutsche Väter und Mütter. Von Dr. Adolf Matthias, Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat. Zehnte, vermehrte Auflage. 310 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Mehlis. — Gestalten des Krieges. Von Dr. Georg Mehlis, Professor an der Universität Freiburg. 75 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1915.

Literarische Neuigkeiten

Müller. — Das Gedächtnis und seine Pflege. Von Alfred Leopold Müller. Mit 22 Abbildungen. 91 S. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. 1915.

Müller. — Fröhliches aus dem Krieg. Von Fritz Müller. Mit Bildern von Ludwig Berwald. 120 S. Hamburg-Großborstel, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1915.

Müller. — Die deutsche Not. Erlebnisse und Bekenntnisse. Von Johannes Müller. 301 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Müller. — Reden über den Krieg. Von Johannes Müller. Heft 5. Der Krieg als religiöses Erlebnis. 39 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Müller. — Troyen. Der Mythos der Reise. Urkunden eines deutschen Ingenieurs. Herausgegeben von Robert Müller. Anno 1915. 278 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Müller. — Macht. Psychopolitische Grundlagen des gegenwärtigen Atlantischen Krieges von Robert Müller-Wien. 102 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Muthesius. — Der Deutsche nach dem Kriege. Von Dr. Ing. Hermann Muthesius, Architekt und Geheimer Regierungsrat, Nicolassee. Zweite Auflage. 63 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Nautilus. — Dichters Lied und Leid. Literarische Plauderei. Von Nautilus. Neujahrsgruß der Familie Artur Seemann zur Jahreswende 1915 auf 1916. 38 S. Leipzig, E. A. Seemann. O. J.

Nautilus. — Freierchenlieder für Gesina, Victoria und Thea gesetzt von Nautilus. Neujahrsgabe 1916. Leipzig, E. A. Seemann. O. J.

Ottmann. — Belgien. Von Victor Ottmann. Mit 48 Abbildungen, darunter zwei in farbiger Wiedergabe. 58 S. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. O. J.

Passionel. — Passionels Tagebuch. Hinterlassene Papiere eines gefallenen französischen Landwehrmanns. Bearbeitet und herausgegeben von Willy Norbert. 128 S. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Pfeilschifter. — Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg. Eine Abwehr des Buches „La guerre allemande et le Catholicisme". Herausgegeben von Georg Pfeilschifter, Professor der Theologie an der Universität Freiburg i. Br. 494 S. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. 1915.

Pinthus. — Deutsche Kriegsreden. Herausgegeben und eingeleitet von Kurt Pinthus. 451 S. München, Georg Müller. 1916.

Plenge. — Der Krieg und die Volkswirtschaft. Zwischen Zukunft und Vergangenheit nach 16 Monaten Wirtschaftskrieg. Von Prof. Dr. Johann Plenge. 259 S. Münster i. W., Borgmeyer und Co. 1915.

Plenge. — Aus dem Leben einer Idee. Begleitwort zu einer Denkschrift über eine Unterrichtsanstalt zur Ausbildung praktischer Volkswirte. Von Prof. Dr. Johann Plenge. 132 S. Münster i. W., Borgmeyer und Co. O. J.

Prigge. — Der Kampf um die Dardanellen. Von Major E. R. Prigge, Adjutant Sr. Exzellenz des Marschalls Liman von Sanders. Mit einem Vorwort von Ernst Jäckh. Nebst Karten und Bildern. 112 S. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1916.

Quelle. — Belgien und die französischen Nachbargebiete. Eine Landeskunde für das deutsche Volk. Von Otto Quelle. 126 S. Braunschweig, George Westermann. 1915.

Ranke. — Rankes Meisterwerke. Neunter Band: Geschichte Wallensteins. 489 S. Zehnter Band: Kleinere Schriften. 482 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1915.

Rauscher. — Belgien heute und morgen. Von Ulrich Rauscher. 142 S. Leipzig, S. Hirzel. 1915.

Reden. — Deutsche Reden in schwerer Zeit. Herausgegeben von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt und dem Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern. Dritter Band. 381 S. Berlin, Carl Heymann. 1915.

Schäfer. — Lebenstag eines Menschenfreundes. Roman von Wilhelm Schäfer. Dritte Auflage. 410 S. München, Georg Müller. 1916.

Schalek. — Tirol in Waffen. Kriegsberichte von der Tiroler Front. Von Alice Schalek. Mit 36 Abbildungen. 118 S. München, Hugo Schmidt. O. J.

Schneider. — Studien zu Heinrich von Kleist. Von Hermann Schneider, Professor an der Universität Berlin. 130 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1915.

Schwarzkopf. — Das kleine Glück. Erzählung von Nikolaus Schwarzkopf. 208 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Sommer. — Wiedergeburt. Deutsche Sonette aus Italien. Von Robert Sommer. 33 S. Gießen, Otto Kindt. 1915.

Spemann. — Spemanns Alpenkalender für 1916. Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Stowell. — The Diplomacy of the war of 1914. The Beginnings of the war. By Ellery C. Stowell, Assistant professor of international law Columbia University. Nothing extemate, nor set down aught in malice. 728 S. Boston and New York, Houghton Mifflin Company. 1915.

Sudermann. — Die entgötterte Welt. Szenische Bilder aus kranker Zeit. Von Hermann Sudermann. 333 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 1916.

Tommy. — Tommys Tagebuch. Aufzeichnungen eines gefallenen Engländers. Gefunden, bearbeitet und herausgegeben von Willy Norbert. 132 S. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Vollbehr. — Kriegsbilder-Tagebuch des Malers Ernst Vollbehr. 127 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1915.

Welt-Panorama. — Das große Welt-Panorama der Reisen, Abenteuer, Wunder, Entdeckungen und Kulturtaten in Wort und Bild. Fünfzehnter Band. 480 S. Stuttgart, W. Spemann. O. J.

Wieber. — Friedrich Gentz über die Ursachen der französischen Revolution. Der Ursprung der französischen Revolution nach dem Urteil ihrer zeitgenössischen Gegner. Von Dr. phil. Walter Wieber. 78 S. Kassel, Pillardy und Augustin. 1915.

Wiese. — Gedanken über Menschlichkeit. Von Leopold von Wiese. 126 S. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1915.

Wildenbruch. — Ernst von Wildenbruch. Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Band 4 und 5. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1915.

Wittop. — Heidelberg und die deutsche Dichtung. Von Philipp Wittop. Prof. a. d. Universität Freiburg i. Br. Mit 6 Tafeln. 230 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Wundt. — Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Von Wilhelm Wundt. 154 S. Leipzig, Alfred Kröner. 1916.

Zoff. — 1809. Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon. Herausgegeben von Otto Zoff. 72 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Zöllner. — Gelöste Welträtsel. Die Naturwissenschaft und christliche Offenbarung. Naturwissenschaft und Wunder. Durch die Naturwissenschaft zur Erkenntnis Gottes. Von Friedrich Zöllner, † Professor der Astrophysik an der Universität Leipzig. 238 S. Wiesbaden, Emil Abigt. O. J.

Zweybrück. — Bismarck und Österreich. Herausgegeben von Franz Zweybrück. 111 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Japan und Nordamerika.

Von

Alfredo Hartwig.

Große Ereigniſſe pflegen ihre Schatten vorauszuwerfen. Dieſe Vorboten, die ihrerſeits wieder kriegeriſcher, politiſcher oder wirtſchaftlicher Natur ſein können, ihrem inneren Werte und Zwecke nach richtig zu erkennen und zu ſchätzen, iſt eine der Hauptaufgaben der Diplomatie. Je mehr nun die Diplomatie eines Volkes dieſer Aufgabe des Vorſehens und Vorherſehens ſich gewachſen zeigt, deſto günſtiger wird die Lage ihres Volkes, nicht nur im Frieden, ſondern auch ſeine Vorbereitung für den Krieg ſein. Nicht *ein* Krieg, ſondern *der* Krieg iſt vorherzuſehen und vorzubereiten, damit das eigene Volk unter möglichſt günſtigen Bedingungen in das Völkerringen eintreten kann.

Neben perſönlicher Tüchtigkeit und Befähigung für ſeinen Beruf im allgemeinen muß der Diplomat auch die Sprache des Aufenthaltslandes verſtehen, damit er imſtande iſt, die Preſſe des Landes zu leſen und mit den verſchiedenen Bevölkerungskreiſen in Verbindung zu treten. Das wichtigſte Rüſtzeug des Diplomaten, das Leſen in der Pſyche der Völker, beſonders des Volkes, bei deſſen Regierung er beglaubigt iſt, wird ihm dann zu Gebote ſtehen und ſeinen Maßnahmen die richtige Fährte weiſen. Nicht minder wichtig iſt eine umfaſſende Geſchichtskenntnis, und zwar nicht vom Standpunkte bloßer Jahreszahlen aus, ſondern auf der Grundlage einer Erkenntnis der einheitlichen Triebfedern und Beweggründe, die der Politik eines Volkes das Gepräge gegeben haben.

Wie nun ein Teil unſerer Diplomaten mit zu wenig aufmerkſamem Verſtändnis an der Geſchichte und den Grundlinien der engliſchen Politik durch den Lauf der Jahrhunderte hindurch, an den Sturmeszeichen in Rußland und Italien vorübergegangen iſt, ſo ſcheint ihnen nicht voll zu Bewußtſein gekommen zu ſein, wie große Ereigniſſe ſich zwiſchen den beiden mächtigen Rivalen um die Herrſchaft des Stillen Ozeans, Nordamerika und Japan, ſeit Jahrzehnten vorbereiten oder bereits entwickelt haben. Was ſich heute zwiſchen England und Deutſchland abſpielt, der Verſuch, einen unangenehmen Konkurrenten abzuwürgen, das wird morgen ſich wiederholen zwiſchen Japan und

Nordamerika und England, und übermorgen zwischen England und dem Sieger aus dem früheren Kampfe als neuem Konkurrenten. Der wirtschaftliche Charakter des Weltkrieges ist nicht zum wenigsten von denen verkannt worden, die noch weit über die ersten Kriegsereignisse hinaus nur an die Machenschaften des aufgestachelten Revanchegedankens in Frankreich und an die Tätigkeit des Panslawismus glauben wollten, während ihnen der eigentliche Drahtzieher im Weltkriege verborgen blieb.

Ähnlich erging es uns mit Japan. Weil wir ihm unsere Bildungsstätten in äußerst zuvorkommender Weise erschlossen, sein Heer zu einer starken Waffe umgewandelt hatten, glaubten wir seiner ewigen Dankbarkeit versichert zu sein, die auch vorhalten sollte, nachdem wir mit dazu beigetragen hatten, ihm die Früchte seines Sieges über China zu schmälern. Noch vor wenigen Jahren war Japan deutschfreundlich, und erst diplomatische Unachtsamkeit von unserer Seite — daß wir nämlich in dem auftauchenden englischen Pressediplomaten Morrison, der es in kurzer Zeit bis zum offiziellen Ministerberater brachte, in falscher Geringschätzung keinen Feind zu erblicken vermochten — führte den Umschwung herbei. Japan wurde in seiner Regierung aus wirtschaftlichen Gründen deutschfeindlich, ohne etwa deswegen Freund Englands zu werden, in dessen weltwirtschaftlichem Egoismus es ebenfalls seinen Gegner erblicken mußte. Der Grundsatz, Asien den Asiaten, das heißt in erster Linie den Japanern, vertrug so wenig ein Tsingtau, wie es ein Hongkong, Manila oder Indien ertragen kann. In Deutschland glaubte Japan keinen energischen Helfer, sei es aktiv, sei es auch nur passiv, für seine nächste Zukunft sehen zu können, nachdem dieses so deutliche Beweise andauernden Mißverstehens der englischen Pläne gegeben hatte. So entschloß sich Japan, den Auftakt seiner imperialistischen Politik, soweit nichtasiatische Staaten in Frage kommen, Deutschland gegenüber aufzuspielen und durch die Forderung der Auslieferung von Kiautschou in den Krieg gegen Deutschland einzutreten, den es auch mit dieser Tat aktiv abschloß und nunmehr den Kriegszustand latent ließ.

Der Krieg hat keinerlei Begeisterung in Japan ausgelöst, und die Behandlung der deutschen Gefangenen, die Bezeichnung der Gräber von Tsingtaus heldenmütigen Verteidigern als „Heldengräber" ist keine Heuchelei, keine Unwahrheit der Empfindungen. Die deutschen Häuser in Japan arbeiten heute wie zuvor, und ihre einzige Beschränkung besteht eben darin, daß England die Ausfuhr deutscher Waren unterbindet und damit auch den Handel Deutschlands mit Japan auf Umwegen unmöglich macht. Bei dieser Gelegenheit sei auch darauf hingewiesen, daß Japan nicht in dem Maße den brutalen Überfall auf uns gemacht hat, wie es dem Ultimatum vom 19. August 1914 zufolge den Anschein hatte, das in Deutschland im allgemeinen so unerwartet kam, nachdem man Anfang August noch in Berlin Japaner als Bundesgenossen auf die Schulter gehoben hatte. Mit der Bezeichnung der Japaner als die „Preußen Asiens" hatten wir das Vorhandensein oder gleichzeitige

Einimpfung einer idealen Politik sowie Übertragung gewisser Eigenschaften und Tugenden vorausgesetzt, ohne auf den Grundgedanken japanischer Politik und die Grundzüge des japanischen Charakters Rücksicht zu nehmen. Die Ausnutzung der Konjunktur war für Japan eine Selbstverständlichkeit, eine logische Folge der japanisch-asiatischen Politik, die aus ihrem wahren Gesichte auch beim Ausbruch des Krieges gar kein Hehl machte, wie die Meldungen der japanischen und der ausländischen Presse zeigten, die ihrer Bedeutung halber in einigen kurzen Streiflichtern hier wiedergegeben sein sollen:

Schon vor Beginn des Krieges war Japan naturgemäß in ständiger Verbindung mit dem englischen und französischen Kabinette, wie eine Meldung aus Paris vom 1. August 1914 offen zugibt. Die Haltung Japans stand von vornherein fest; konnte doch der Berichterstatter der Times in Tokio bereits am 31. Juli melden, daß der Minister des Äußeren die Versicherung gegeben habe, treu am japanisch-englischen Bündnis festhalten zu wollen; und so fügte Paris am folgenden Tage hinzu, daß Japan offiziell sich an den Vertrag halte. Die anscheinend inspirierten Meldungen aus Tokio, die wohl für die weitere Öffentlichkeit bestimmt waren, hatten allerdings gesagt, daß Japan eventuell still bleiben werde, solange der Krieg nur lokalisiert bleibe und Indien im englischen Interesse nicht gefährdet sei. Inwieweit die Lokalisierung gehen sollte und welcher Art die Gefährdung Indiens sein müsse, um Japan zum Eingreifen dem Vertrage nach zu nötigen, wurde allerdings nicht ausgesprochen. Aber bereits am 6. August — die Meldung stammt vom 6. — gibt das japanische Konsulat in Shanghai offiziell bekannt, daß Japan ein Geschwader, sowie ein Heer von zehntausend Mann für den Feldzug nach Tsingtau, bzw. Kiautschou bereitstelle und außerdem noch zehntausend Mann zur Entlastung der englischen Garnisonen in Tientsin und Peking, die somit für den europäischen Kriegsschauplatz frei würden. Nach Londoner Meldungen vom 7. August tritt Japan bereits aus seiner Reserve heraus und gibt offiziell dem „Foreign Office" in London bekannt, daß es im Falle eines Krieges treu auf Englands Seite stehen werde. Die Folgen dieser Stellungnahme zeigten sich sofort: Am nächsten Tage meldet schon Tokio, daß zwei Geschwader nach der japanischen See ausgegangen seien, um deutsche Schiffe abzufangen, eine Nachricht, die am folgenden Tage aus Tokio dahin ergänzt wurde, daß es sich um das erste und zweite Geschwader handle, wobei auch die, wie sich später herausstellte, richtigen Namen der beiden kommandierenden Admirale genannt wurden. Ein Zufall bringt am 9. bzw. 10. August ein Kabel aus Tokio in London verstümmelt an, in dem von der „Stellung eines Ultimatums" die Rede ist. London nimmt an, daß es sich um ein Ultimatum Japans gegen Deutschland handelt. Der Moment zur Überreichung des Ultimatums an Deutschland schien aber noch nicht gekommen zu sein, wenngleich eine Meldung aus Petersburg vom 13. die Kriegserklärung nahe bevorstehen läßt.

Wenn nun auch mit der Fortnahme von Kiautschou die kriegerischen Aktionen gegen Deutschland beendet waren, so liegt doch andererseits für Japan kein Grund vor, den Versuch eines Sonderfriedens mit Deutschland zu machen; denn wie Japan ein finanziell schwaches England und Rußland braucht, so muß es seine eigenen Finanzen für künftige Ereignisse leistungsfähig machen, indem es unsern Feinden Waffen liefert. Japan würde ebenso wie Nordamerika versuchen, auch uns Waffen und Kriegsmaterial zukommen zu lassen, schon des eigenen Vorteils wegen, weil es dadurch zwei Ziele erreicht: die Fortsetzung des Krieges und somit Schwächung eines Teils seiner Gegner und andrerseits die Stärkung seiner Mittel zum großen eigenen wirtschaftlichen Entscheidungskampfe seiner Zukunft, der Auseinandersetzung mit Nordamerika und später mit England.

Seit Jahren haben Nordamerika und Japan in ihrem Interessenkampfe um den Stillen Ozean sich als Gegner erkannt. Nordamerika suchte seine Absatzgebiete nach China zu vergrößern und bedurfte, um diesen Bestrebungen den notwendigen Nachdruck verleihen zu können, gewisser Etappenstraßen und Stützpunkte. Zu diesem Zwecke annektierte es zunächst 1898 Hawai, das damals selbständige Republik war. Der amerikanisch-spanische Krieg mit der geschickten Inszenierung des kubanischen Aufstandes und der Versenkung der „Maine" war von seiten der Vereinigten Staaten ein weiterer Auftakt um die Vorpostenstellung Manila. Dieser innerste Grund ist damals nur von wenigen erkannt worden; man sah im allgemeinen lediglich die brutale Vergewaltigung Spaniens, das der Monroedoktrin zum Opfer fallen mußte, und empfand von diesem Gesichtspunkte aus lebhaftes Mitleid mit dem Volke, dessen Vorfahren einst die Länder der neuen Welt entdeckt hatten und dessen Schiffe nun als lebende Scheiben den weittragenden Geschützen der Yankees zu einer fast sportlichen Betätigung dienten. Die Abtretung der Philippinen und Puertoricos im Frieden von Paris vom 10. Dezember 1898 waren der Preis dieses geschäftlichen Unternehmens. Japan mußte damals zähneknirschend zusehen, wie Nordamerika somit eine asiatische Macht wurde und in die Reihe asiatischer Großmächte einzutreten sich anschickte. Wie Manila aber die letzte Station für Nordamerika auf dem Wege nach China ist, so bedeutet sein Besitz für Japan die Sicherung eines Vorpostens gegen das Eindringen irgendwelcher fremden Mächte nach China und dem asiatischen Markt am Stillen Ozean und überdies eine wichtige Etappe auf dem Wege, der über die australische Inselwelt nach dem neuen Erdteile führt. Sodann aber würden die Philippinen den Japanern Südchina und Hongkong in die erwünschte Nähe rücken und einen engeren Zusammenschluß mit Siam unter gleichzeitiger Bedrohung der französischen hinterindischen Besitzungen ermöglichen. Britisch Borneo und Singapore als Beherrscher der Malakka-Straße winken als weitere wünschenswerte Ziele, womit gleichzeitig die Bedrohung des englisch-indischen Reiches erkennbare Gestaltung annehmen würde. Die Japaner haben übrigens

in ihrer Preſſe ſchon vor dem Weltkriege gar kein Hehl daraus gemacht, wie ſie ſich die Eroberung der Philippinen denken. Die Entfernung von dem an der Südweſtküſte von Japan belegenen Kriegshafen Saſebo bis nach Manila iſt von der Flotte in höchſtens fünf Tagen zurückzulegen. Der Angriff auf Manila ſelbſt könnte allerdings wegen der ſtarken Befeſtigungen auf den vorgelagerten Inſelchen nur auf indirektem Wege erfolgen, indem an einem weſtlicher gelegenen Hafen, deſſen Namen allerdings die japaniſche Zenſur zu nennen nie erlaubte, die Truppenlandungen vorgenommen werden müßten. Denn die Landſeiten von Manila ſind japaniſchen Berichten nach wenig geſchützt, da der Urwald und andere natürliche Hinderniſſe einen ſtarken Schutzgürtel gezogen haben, der allerdings, dem heutigen Stande der Kriegstechnik und den Erfahrungen im Weltkriege nach, ebenſowenig dauernde Schwierigkeiten bieten dürfte wie Sümpfe und Hochgebirge. Dieſe japaniſchen Zukunftspläne ſind jedenfalls ſchon beſtens vorbereitet durch die Beſetzung von Formoſa, das, nur zwei Dampfertage von Manila entfernt, im Frieden von Shimonoſeki am 17. April 1895 an Japan fiel und nun als vorgelagerter Stützpunkt eine direkte Bedrohung der Philippinen darſtellt.

Vor der Hand ſind das alles aber noch weitgeſteckte Ziele, und Japan iſt klug genug, nicht gleichzeitig an die Bewältigung mehrerer Rieſenaufgaben zu gehen, von denen jede einzelne ein Programm bedeutet.

Die vorläufige Unzweckmäßigkeit kriegeriſcher Maßnahmen Nordamerika gegenüber veranlaßte die Japaner nun nicht etwa zu einem untätigen Abwarten, ſondern vielmehr zu einer regen Wühlarbeit nach amerikaniſchem Muſter. Auch hier zeigte ſich der Gelbe als gelehriger Schüler. Die Philippinen und ebenſo Ceylon wurden von japaniſchen Emiſſären überſchwemmt, die durch Aufhetzung und Aufwiegelung der Urbewohner in jeder Weiſe den betreffenden Landesregierungen Schwierigkeiten zu bereiten ſuchten. Hawai iſt ebenfalls ſchon ſtark im japaniſchen Intereſſe vorbereitet. Planmäßig hat ſich auch hierher eine ſtarke japaniſche Einwanderung ergoſſen, die den Berichten nach an Zahl der nordamerikaniſchen Bevölkerung bereits überlegen ſein ſoll und in der Hauptſache aus gedienten Männern beſteht, ſo daß Nordamerika in der unangenehmen Lage iſt, den Feind von außen und von innen erwarten zu müſſen. Zwar ſind die Amerikaner bemüht, unter Zuhilfenahme der natürlichen Bedingungen Honolulu möglichſt zu befeſtigen und die Garniſonen zu verſtärken. Allein die Japaner haben auch hier bereits ſtrategiſch für ſie günſtige Plätze zur Landung herausgefunden und laſſen ſich auch durch die nordamerikaniſchen Angaben nicht täuſchen, wonach die nordamerikaniſchen Garniſonen ſchon vor etwa drei Jahren fünfzehntauſend Mann ſtark geweſen ſein ſollen. Dieſe Truppenzahl unter dem Schutze ſtarker Befeſtigungen müßte naturgemäß in der Lage ſein, einen mehrfach ſtärkeren Gegner an der Landung zu verhindern. Allein man darf hier nicht vergeſſen, daß die Qualität der Soldaten eine ganz verſchiedene iſt, daß Japan ſich Nachſchübe leiſten kann,

wie ſie für Amerika unmöglich ſind, und daß endlich Japan durch ſein vorzüglich arbeitendes Spionennetz ganz genau über die effektive Truppenzahl unterrichtet iſt und mindeſtens ein Drittel der Zahl als amerikaniſchen Bluff abzieht!

Gleichzeitig mit dieſen die Etappenſtraße vorbereitenden Maßnahmen ſtreckte Japan auch nach Südamerika ſeine Fühlhörner aus, um ſich hier japaniſche Zentren zu gründen, neue Abſatzgebiete zu ſchaffen und möglichſt politiſche Verbindungen zu erreichen.

Bei dieſen Bemühungen fand Japan zwei wichtige Bundesgenoſſen vor: die wachſende Erkenntnis und ſomit Abneigung der ſüd- und mittelamerikaniſchen Staaten gegenüber der imperialiſtiſchen Politik Nordamerikas und die gegenſätzlichen wirtſchaftlichen Grundanſchauungen in den betreffenden Ländern.

Südamerika iſt allmählich aus ſeiner Begeiſterung für die „Große Schweſter" erwacht. Alle Verſuche der nordamerikaniſchen Regierungsreiſenden, wie Knox, Root uſw., die Beſuche der Handelskammern, Kongreſſe und ſelbſt Teddys Mundwerk können an der Tatſache einer fortſchreitenden Aufklärung nichts mehr ändern. Dieſem Gedanken hat ein früherer Miniſter Braſiliens auf einem Feſtmahle die treffende Form gegeben: „Die einzige Grenze, die der nordamerikaniſche Ehrgeiz kennt, iſt Kap Horn!" Während ein anderer ſagte: „Südamerika hat die Geſtalt eines Schinkens; Onkel Sam hat guten Appetit, er wird den Schinken verzehren!" In vertraulichen Stunden machen die diplomatiſchen Vertreter der lateiniſchen Staaten aus ihrem Herzen gar keine Mördergrube und geſtehen offen zu, daß ſie hinſichtlich der Zukunft ihres Vaterlandes von ſchweren Sorgen erfüllt ſind. Die Monroedoktrin gilt eben nicht mehr als Schutzhort der lateiniſchen Schweſtern; im Laufe der Zeit hat ſie, wie Garcia-Calderon in ſeinem Buche über die lateiniſchen Demokratien ausführt, „eine weſentliche Veränderung ihres Inhaltes erfahren; langſam geht ſie von der Verteidigung zur Intervention, von der Intervention zum Angriff über."

Während man ſo unter dem Samtpfötchen die wahren Abſichten Onkel Sams erkannt hat, ſieht man ſich gleichzeitig unter der Hand nach einem Retter um. Zwei Mächte kommen nach Anſicht der Südamerikaner in Betracht: Deutſchland und Japan. „Um ſich gegen den Imperialismus der Yankees zu verteidigen" — ſagt Calderon — „würden die amerikaniſchen Demokraten faſt ein Bündnis mit Deutſchland oder ſogar die Waffenhilfe Japans hinnehmen; überall ſind die Yankees gefürchtet. Auf den Antillen und in Zentralamerika nimmt die Feindſchaft gegen die angelſächſiſchen Eindringlinge faſt die Form eines lateiniſchen Kreuzzuges an." Intereſſant iſt an dieſem offenen Zugeſtändniſſe des peruaniſchen Diplomaten, daß Deutſchland immerhin noch das kleinere von zwei Übeln iſt; um ſo bemerkenswerter, als Peru noch heute gänzlich im franzöſiſchen Fahrwaſſer ſchwimmt und Raymond Poincaré das Vorwort zu dem Buche geſchrieben hat. Frank-

reich ist das Land der Zivilisation und der wahren Freiheit; Hilfe bringen aber kann es nicht, und an England denkt man überhaupt nicht, sondern betrachtet es mit Nordamerika zusammen als Brüder mit gleichen Kappen. Die Annektion der Falklands-Inseln ist nicht vergessen!

Auf Einzelheiten im Systeme der Nordamerikaner kann hier nicht eingegangen werden. Ihre Tätigkeit als Bankiers und Eisenbahner besonders in Zentralamerika ist ja hinlänglich bekannt. Ihre Haupterfolge liegen aber nicht auf wirtschaftlichem, sondern auf politischem Gebiete, indem sie nach Möglichkeit eine ruhige Entwicklung der lateinischen Republiken durch andauernde Anzettelung von Revolutionen und Aufständen zu hindern suchen. Bismarck hat einmal den Ausspruch getan, daß es das Geschäft Englands sei, andere Völker mit dem Gespenste einer Revolution zu bedrohen. Das Wort paßt ebenso auf Nordamerika im Verhältnis zu den übrigen Staaten des amerikanischen Kontinentes, mit dem einzigen Unterschied, daß Nordamerika mit dem Gespenst der Revolution nicht nur droht, sondern vielmehr das Gespenst lebendig werden läßt! Es gibt dort wohl keine größere Revolution, bei der Nordamerika nicht seine Hand im Spiele gehabt hat. Stets ist das Spiel dasselbe: Will ein Präsident sich nicht freiwillig den nordamerikanischen Wünschen, sei es in bezug auf Konzessionen, Anleihen, Landerwerb oder ähnliche Bestrebungen unterordnen, so werden unzufriedene Elemente rebellisch gemacht, um auf diese Weise den nordamerikanischen Wünschen gefügige Männer ans Ruder zu bringen. Typisch hierfür sind die Verhältnisse in Mexiko. Was Nordamerika mit bewaffneter Intervention nicht erreichen konnte, weil die Macht der nordamerikanischen Soldaten nur so weit reicht wie die Geschütze der Schiffe, das will es nun schaffen, indem es das Land durch Bestechungen und Aufstände in andauernden Revolutionen hält. Der schwächere Kandidat wird so lange gegen den stärkeren bewaffnet, unterstützt und ausgespielt, bis die Rollen getauscht sind und der bisherige Schützling wieder durch einen anderen geschwächt wird. Ein risikoloseres Geschäft, das seine Zinsen spätestens in dem Augenblick tragen muß, wo das erschöpfte Land zu ernsterem Widerstande nicht mehr fähig sein wird, ist politisch kaum denkbar. Vom Sturze Porfirio Diaz', des Löwen von Oaxaca, an bis zur Kaltstellung Pancho Villas ist das Intrigenspiel Nordamerikas deutlich zu verfolgen. In dieser nur dem persönlichen Vorteil dienenden politischen Methode der Ausnutzung fremder Staaten und Völker sind Nordamerika und England sich gleich und zeigen den gemeinsamen völkischen Ursprung. Auf der einen Seite ist das Schlagwort vom Schutze der unterdrückten kleinen Staaten, von dem Kampfe für Zivilisation und Recht; auf der anderen Seite das Schlagwort der Monroe-Doktrin, das Amerika den Amerikanern vorbehalten will. In beiden Fällen ist dieser Spekulation auf die Beschränktheit und Leichtgläubigkeit der andern der gleiche volle Erfolg beschieden.

Als letztes Mittel dient dann die Intervention, die natürlich in einem geschäftlichen Gewinne, in einer neuen Phase der Beaufsichtigung durch Nordamerika seinen Ausdruck findet. Es sei hier nur an die Interventionen im Acregebiet, in Cuba, Santo Domingo, Nicaragua, Venezuela und den verschiedenen kleinen Staaten Zentralamerikas erinnert.

Andrerseits sind es aber gerade die wirtschaftlichen Verhältnisse der lateinischen Republiken, die den Japanern das Eindringen erleichtern. Sieht man doch in Kalifornien seitens der großen landwirtschaftlichen und industriellen Syndikate die japanische Einwanderung gar nicht so ungern, weil diese billige Arbeitskräfte schafft und somit ein Gegengewicht gegen die steigenden Ansprüche der übrigen, besonders der nordamerikanischen Arbeiter bietet. Das gleiche Spiel wiederholt sich in Südamerika, wo den großen Unternehmern, besonders in der Landwirtschaft, mehr an billigen Arbeitern als an politisch sicheren Einwanderern gelegen ist.

Die Japaner haben sich von Machtproben und gewalttätigen Mitteln in Südamerika ferngehalten und zunächst unter dem Mantel der Einwanderung sich Eintritt in die südamerikanischen Staaten verschafft. Die Aufnahme und Erfolge, die Japan hier erreicht hat, sind ganz verschiedenartige. Das Hauptgewicht wurde naturgemäß auf die Westküste gelegt; auf der Ostküste wurde nur in Brasilien der Versuch einer Kolonisation gemacht. 1912 wurden für Ansiedelungen im Ribeira-Tale allein mit zwei Dampfern 3819 Personen gelandet; 1913 stand die japanische Einwanderung über die Haupthäfen Rio und Santos mit 7122 Personen gleich hinter den Deutschen an siebenter Stelle, wie aus nachstehender Statistik hervorgeht: 75665 Portugiesen; 40540 Spanier, 30375 Italiener, 10685 Türken, 7356 Russen, 7356 Deutsche, 7122 Japaner, 2218 Österreicher, 1420 Franzosen, 706 Engländer, 372 Griechen, 294 Argentinier, 235 Nordamerikaner. Über die sonstigen Häfen wanderten in der gleichen Zeit nur 3500 Personen ein.

Hierbei ist zu bemerken, daß bei den meisten einwandernden Völkerschaften auch die Zahl der Frauen und Kinder nicht gering zu sein pflegt, während die Japaner nur in den allerseltensten Fällen Frauen mitbringen. Als bei einer großen Einwanderung in Panama einmal einige wenige Frauen gezählt wurden, war dies geradezu ein Ereignis. Um so höher aber ist die Zahl der japanischen Einwanderer zu bewerten und ein desto willfährigeres Material stellen sie als leichtbewegliche Truppe in der Hand ihrer Regierung dar. Zu großen wirtschaftlichen Folgen hat es aber die japanische Einwanderung in Brasilien nicht gebracht, und man wird wohl in der Annahme nicht fehlgehen, daß diese Besiedelung auf der Ostküste nur ein taktischer Vorwand war, um auch von dieser Seite aus als Zwischenstation Japaner nach dem zweitwichtigsten Teile Nordamerikas, der Kanalzone, zu werfen. Man darf die japanische Einwanderung mit keiner anderen Einwanderung vergleichen. Nordamerika weiß sehr wohl, daß der einwandernde japanische Kuli oder

Krämer nur eine Maske ist, hinter der sich ein geschulter militärischer Apparat verbirgt. Vor einigen Jahren erschien eine trotz mancherlei Übertreibungen viel zu wenig beachtete Broschüre „Banzai", in der nach Art des „Seestern 1906" in fesselnder Weise der Überfall Kaliforniens durch die Japaner geschildert und meisterhaft dargestellt wurde, wie aus den Schlupflöchern, aus dem unterirdischen San Francisco, aus der endlosen Zahl der Köche, Wäscher, Arbeiter und Kulis plötzlich Soldaten mit ihren Offizieren entstehen und der unterirdischen Stadt überwältigend entsteigen, ehe Nordamerika imstande ist, seine Milizen herbeizurufen.

Auf der Westseite von Süden nach Norden bis Kalifornien herauf nimmt mit wenigen Unterbrechungen die politische Bedeutung der japanischen Einwanderung und wirtschaftlichen Betätigung zu. Handelte es sich ernsthaft um landwirtschaftliche Siedelungen, so würde es nahe liegen, im Süden Chiles in der Nachbarschaft der deutschen Kolonien Anschluß und Land zu suchen. Der Form halber hatte die „Japanische Gesellschaft für Auswanderung" 1909 durch ihren Bevollmächtigten Tabao Mikaya mit chilenischen Grundeigentümern Verhandlungen angeknüpft, um hunderttausend Hektar im Süden zu erwerben. Allein von einer Erteilung der Erlaubnis oder einer Anfrage wegen Verweigerung der Terrains oder gar der Ausführung des Planes hat man nie etwas gehört. In der Kammer hat man zwar mehrfach Stellung gegen die japanische Einwanderung genommen; aber nur vom rassenhygienischen Standpunkte, weil man sich von einer Vermischung keinerlei Vorteile versprach. Dagegen fand eine lebhaftere Einwanderung nach dem Minen- und Salpeterdistrikte Nordchiles, der Provinz Tarapaca, statt, so daß sich 1914 eine der ersten dortigen Zeitungen, „El Tarapaca", beklagte, daß immer mehr Japaner nach dem Norden Chiles kämen und der letzte Dampfer allein tausend gebracht hätte. Das Blatt schloß seine Betrachtungen mit dem Vorschlage, eine Kopfsteuer zu erheben. Es ist aber eine eigenartige Tatsache, daß außer der von Nordamerikas Gnaden abhängenden Republik Panama kein Staat eine Kopfsteuer auf gelbe oder ausgesprochen japanische Einwanderer erhoben hat. In Chile ist der japanische Einwanderer im Verkehrsleben eine überaus seltene Erscheinung; der Zug nach Norden wird ihn auch hier den Schauplatz seiner Tätigkeit haben verlegen lassen.

Dagegen haben die Japaner in Chile einen Erfolg errungen, der wirtschaftlich weit über die lokale Bedeutung hinausgeht, indem sie vor nunmehr bald zehn Jahren die Schiffahrtslinie Hongkong, Japan, Valparaiso, Callao, Salina Cruz der „Toyo Kishen Kaisha" schufen, wodurch Japan zum ersten Male direkt und auf eigenen Dampfern die Verbindung nach Südamerika herstellte. Die Rentabilität dieser Linie dürfte allerdings vorläufig noch in der Zukunft liegen; denn zunächst war wenig Aussicht vorhanden, den Tonnenraum auf der Ausreise auszunutzen. Die Rückreise dagegen war durch den Salpeter zum Teil gedeckt. Trotzdem muß Japan zu Propagandazwecken

dieſe Linie halten; und es iſt für die politiſchen Verhältniſſe bezeichnend genug, daß ſie nicht nur von Japan, ſondern auch von Mexiko ſubventioniert wird. Von dieſem vorwiegend politiſchen Zwecke abgeſehn geht die handelspolitiſche Bedeutung der Linie für Japan aus der Tatſache hervor, daß die japaniſchen Kaufleute nun in der Lage ſind, mit einmaligem Umladen ihre Güter nach der Oſtküſte Südamerikas zu bringen, falls nicht in abſehbarer Zeit eine direkte Linie ins Leben gerufen werden ſollte. Sodann aber gewinnt die Linie Anſchluß an die Bahnen nach Bolivien, mit dem Anfang April 1914 ebenfalls ein Handelsvertrag abgeſchloſſen wurde. Die große Längsbahn, die, unter nordamerikaniſcher Leitung und von nordamerikaniſchem Kapitale erbaut, einmal den ganzen Kontinent durchſchneiden wird und zum Teil ſchon fertiggeſtellt iſt, erfährt auf dieſe Weiſe eine Bedrohung, die in der Zukunft einmal von Bedeutung werden kann. Wenn auch der Bau dieſer Bahn nicht in dem Maße wie der Panamakanal von militärpolitiſchen Rückſichten diktiert wurde, ſo haben dieſe doch ein wichtiges Wort mitgeredet. War doch der Zuſammenſchluß der ſogenannten „A.B.C."-Staaten von dem Gedanken getragen, alle Streitigkeiten untereinander auf friedlichem Wege beizulegen und ſich jede Einmiſchung Nordamerikas zu verbitten, um auf dieſe Weiſe Reibungen mit der „Großen Schweſter" vorzubeugen und Interventionen zu vermeiden. Dieſe Union hat alſo einen ausgeſprochenen Defenſivcharakter mit der Spitze gegen Nordamerika. Dazu kommt, daß die nordamerikaniſchen Intereſſen in Chile weit über das Maß reiner Handelsintereſſen hinausgehen und eine Bedrohung hier, ſei es durch Japan allein, ſei es durch Japan als Bundesgenoſſen gegen Nordamerika, von ſtarker Rückwirkung auf die Geſtaltung der militäriſchen Lage ſein müßte. Durch den Übergang der Chuquicamata-Minen in die Hände des Guggenheimkonzerns, wodurch Chile unbeſtritten zum zweiten Kupferlande der Welt wird und nahe an den erſten Platz heranrückt, beherrſchen die Nordamerikaner den Kupfermarkt. Es liegt aber ebenſo auf der Hand, daß die Ausſchaltung dieſer Betriebe die Munitionserzeugung Nordamerikas in einem künftigen Kriege auf das ſchärfſte beeinfluſſen würde. Sodann beſitzen die „Bethlehem Steel Works" in den Eiſenlagern von El Tofo mit die beſten Gruben der Welt, die im Eiſen- und Stahlbedarfe der nordamerikaniſchen Union unter kriegeriſchen und ebenſo vermutlich auch bald unter friedlichen Verhältniſſen gar nicht mehr zu miſſen ſein werden. Von welcher Bedeutung dieſe Tofo-Minen ſind, geht aus dem vor wenigen Tagen (27. Januar) veröffentlichten Geſchäftsberichte der Geſellſchaft hervor, der ganz offen zugibt, daß die Erwerbung der Tofo-Minen für die wirtſchaftliche Entwicklung der Geſellſchaft entſcheidend geworden iſt. Hatte doch die Geſellſchaft bis dahin gar keine eigenen Eiſenerzlager von Bedeutung gehabt, ſondern war für ihre Verſorgung auf Ankäufe angewieſen, die aus den Rieſenlagern in der Gegend des Oberen Sees ſtammten, oder aus Buffalo, oder gar auf dem Seewege aus Cuba oder

Schweden bezogen werden mußten. Dem Erwerbe dieser Gruben, der in weitsichtiger Weise von dem Leiter des Unternehmens, Charles M. Schwab, schon vor dem Kriege getätigt wurde, dankt das Unternehmen seine gegenwärtig hohe Rentabilität und die Möglichkeit, den Riesenbestellungen der Entente gerecht zu werden. Der Ankauf der Tofo-Gruben, deren Erzgehalt durchschnittlich achtundsechzig Prozent bei geringem Phosphorgehalte aufweist, mit der gleichzeitigen Lahmlegung der in Corral im Süden Chiles etablierten mächtigen Hochofenanlagen der französischen „Société Hauts Fourneaux Forges et Aciéries du Chili", hängt unzweifelhaft mit den Kriegsvorbereitungen der Entente zusammen. Die Minen, deren Wert beinahe nicht zu ermessen ist, waren noch vor wenigen Jahren ein kaum beachtetes Objekt, das mit verhältnismäßig sehr geringen Kosten für Deutschland zu erwerben gewesen wäre. Endlich ist Nordamerika im Frieden aber auch auf den Salpeter als Düngestoff für seine Landwirtschaft stark angewiesen und bezüglich seiner Sprengstoffindustrie überhaupt abhängig. Schon diese letztere Betrachtung zeigt den außerordentlichen Wert, den ein Eingreifen Japans an unserer Seite in diesem Kriege gehabt hätte oder in Zukunft haben würde. Es besteht doch wohl kaum noch ein Zweifel darüber, daß der Weltkrieg sich heute bereits in einem ganz anderen Stadium befinden würde, wenn die nordamerikanische Munitionserzeugung gehemmt worden wäre.

Bolivien andererseits aber ist das Hauptzinnland der Welt und birgt auch sonst noch eine Fülle von Mineralschätzen, deren Hebung nur eine Frage der Zeit und die Beachtung weitsichtiger Politiker in vollstem Maße verdient. Mit seinen Sympathien aber steht sowohl Chile, das weitaus den besten Soldaten Südamerikas stellt, und ebenso Bolivien nicht auf Seite der Yankees, wenn man auch nicht behaupten kann, daß sie unbedingt Anhänger Deutschlands sind.

Die kriegerischen Verwicklungen in Europa wurden nun von Japan sofort in sehr geschickter Weise auszubeuten versucht. Schon im Frühjahre 1915 erwartete man in Valparaiso mit dem nächsten eintreffenden japanischen Dampfer den Direktor der japanischen „Toyo Kishen Kaisha", Herrn Marimoto, der mit der chilenischen Regierung und den beteiligten kaufmännischen Kreisen angeblich rein geschäftliche Dinge besprechen, aber auch eine Ausstellung japanischer Waren in die Wege leiten wollte, die im September in Santiago eröffnet werden sollte. Diese Ausstellung sollte sehr reichhaltig beschickt werden und besonders diejenigen Artikel berücksichtigen, die wegen des Krieges aus Europa nicht mehr an die Gestade des Stillen Ozeans gelangen konnten. Anfang September ist dann die Ausstellung im Pavillon Paris der Quinta Normal im Beisein des Präsidenten feierlichst eröffnet worden, sehr zum Leidwesen der Nordamerikaner, die es viel lieber gesehen haben würden, wenn Japan weiter in den Krieg eingegriffen hätte. Statt eines Abnehmers von Munition zeigte der Gelbe sich als unerwünschter Konkurrent.

Wesentlich anders vom japanischen Standpunkte aus liegen die Verhältnisse in Peru. Peru war zunächst von jeher ein Land mit ausgesprochen französischen Interessen, was schon darin seine Erklärung findet, daß die französische Militärmission seit langen Jahren die ausschließliche Bildungsstätte für den peruanischen Heeresersatz bildet. Erst ganz allmählich, und zwar durch die in Deutschland bis zum Ausbruch des Krieges tätigen peruanischen Offiziere, findet auch einmal eine aufklärende Stimme Raum. Die Schlagwörter „Kultur", „Zivilisation", „Menschenrechte" usw., die uns aus der Literatur, besonders aus den Kriegsveröffentlichungen unserer Gegner, der Franzosen und Italiener, so absolut geläufig sind, gehören gleichermaßen in Peru zum eisernen Bestande der Presse, während sie dank der weit nüchternern Auffassung der Chilenen nur in der bezahlten Presse zu finden sind und vom gebildeten Chilenen jedenfalls nur in seltenen Fällen, zum Beispiel bei den Wahlkämpfen, herangezogen werden. Wenn Graf Okuma gelegentlich einmal ganz Südamerika als mit in das „Interessengebiet" Japans eingezogen bezeichnete, auf das als Anlieger des Stillen Ozeans Großjapan einen berechtigten Anspruch erheben könnte, so ist doch Peru dasjenige Land Südamerikas, in dem die japanischen Politiker ein „Neues Japan", ein Shin Nippon, zu erschaffen hoffen. Daß in diesem Programm eine starke Überhebung und Einmischung in die peruanischen Interessen liegt, stört die Japaner ebensowenig wie eigenartigerweise die Peruaner selbst. Allerdings ist hierbei zu betonen, daß Peru von allen südamerikanischen Staaten mit der gelben Einwanderung am vertrautesten ist. Beruht doch der Reichtum des Landes zum größten Teile auf den Erträgnissen seiner Zuckerrohrplantagen, deren Besitzer, die in den meisten Fällen gleichzeitig einflußreiche Politiker des Landes sind, das größte Interesse an billigen Arbeitskräften haben und daher an siebzigtausend Chinesen beschäftigen sollen. Peru ist auch der einzige Staat Südamerikas, wo der Chinese sich mit den verschieden einheimischen Rassen verbindet, wo er eigene Stadtviertel mit ganz chinesischem Leben hat, und wo auch die Töchter besserer Stände dem chinesischen Golde sich bisweilen gefügig zeigen, während man zum Beispiel in Chile kaum eine Insassin eines Bordells finden wird, die auf das Werben eines Chinesen eingehen würde. Bedeutend ist jedenfalls die seßhaft gewordene japanische Einwanderung auch nicht; und die wichtigste Spur ihrer kommerziellen Tätigkeit ist auch hier die 1913 ins Leben gerufene Ausstellung japanischer Erzeugnisse, die allerdings im Unterschied von Chile eine dauernde sein soll. Es dürfte wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch hier das Heer der Einwanderer am Brennpunkte der Interessen, am westlichen Ausgange des Panamakanals, einmal wieder auftauchen wird.

Ecuador mit den ungefähr 7900 Quadratkilometer großen Galapagos-Inseln hat das Interesse der Japaner bisher wenig gelockt, obwohl die strategische Bedeutung dieser Inseln Japan mindestens ebenso bekannt sein dürfte wie Nordamerika, das schon mehrfach den Versuch gemacht hat, von

den leitenden Staatsmännern Ecuadors diese Inseln als Kohlenstation und Flottenstützpunkt zum Schutze der südamerikanischen Staaten zu erhalten. Die Ablehnung dieses Gesuches wurde dann prompt mit Anzettelung einer Revolution beantwortet, um vom Nachfolger vielleicht zu erreichen, was der Vorgänger im Interesse der Unabhängigkeit seines Landes und der lateinischen Schwestern verweigert hatte. Wenn man japanischen Berichten folgen will, so könnte die Ablehnung des nordamerikanischen Angebotes darin ihre Erklärung finden, daß Japan sich auf diese ungefähr achthundert Seemeilen vom Kanal entfernten Inseln ein Vorkaufsrecht gesichert habe, mit dem Nordamerika einfach zu rechnen hätte, falls es nicht Gefahr laufen wollte, sofort in eine ernste Abrechnung mit dem gelben Konkurrenten treten zu müssen.

Alles Interesse Japans, für das seine sonstigen Bemühungen in Südamerika nur Mittel zum Zweck sind, konzentriert sich auf den Panamakanal, auf die Kanalzone, auf die angrenzenden oder vorgelagerten Staaten, insbesondere Mexiko und Panama. Mexiko mit seinen etwa siebzehn Millionen Einwohnern ist, von Anbeginn seiner Selbständigkeit, den Nordamerikanern ein Stein des Anstoßes gewesen; einerseits wegen der Tüchtigkeit seiner Soldaten, gegen die Nordamerikas Unternehmungen zu verschiedenen Malen kläglich gescheitert sind, und sodann wegen des politischen Scharfblickes mancher seiner Machthaber. Mexiko ist sich wohl bewußt, der einzige wirkliche Pufferstaat und Hemmschuh für die imperialistischen Pläne der Monroedoktrin zu sein. Die bereits erwähnte Längsbahn, deren strategische Bedeutung auch von Mexiko vollauf erkannt ist, kann nur dann den nordamerikanischen Plänen in vollem Umfange dienstbar gemacht werden, wenn sie in allen Fällen ein Nordamerika freundliches oder besser gesagt unterwürfiges Mexiko durcheilt. Andernfalls würde der Panamakanal nur eine Versorgung auf dem Seewege erfahren können, die namhaften Störungen ausgesetzt werden kann. Eine Zeitlang schien es fast, als sollte es Nordamerika gelingen, in Mexiko festen Fuß zu fassen, indem vor einigen Jahren mit der mexikanischen Regierung wegen Errichtung einer Kohlenstation in der Magdalenenbucht ein Abkommen getroffen wurde. Wie weit die praktische Ausführung dieses Abkommens dann gediehen ist, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Die Stimmung in Mexiko wurde aber in der Folgezeit immer mehr Nordamerika abgeneigt, so daß sich Mexiko 1911 entschloß, wegen der starken Opposition im eigenen Lande den Vertrag nicht mehr zu erneuern. Dieser Schritt konnte aller Vermutung nach aber nur erfolgen, wenn eine starke Rückendeckung gegeben war. Ein interessantes Streiflicht auf die Vorgänge hinter den Kulissen wirft die Tatsache, daß zu den Jahrhundertfeiern 1910 in Argentinien und Mexiko ein japanischer Kreuzer mit einem Spezialgesandten geschickt wurde, um die „brüderlichen Grüße des Morgenlandes" zu überbringen, wobei besonders bei Mexiko auf die alte Überlieferung hingedeutet werden sollte, daß zwischen dem alten

Volke der Azteken und den Japanern verwandtschaftliche Beziehungen bestanden hätten. Es scheint aber, daß diese Betonung der „Brüderlichkeit" doch einen realen Hintergrund hat. Mexiko besitzt in der Inselgruppe Revilla Gijedo eine Hauptinsel Socorro, die, auf dem Wege zwischen Honolulu und dem Panamakanale liegend, einen vortrefflichen Flottenstützpunkt oder eine Kohlenstation abgeben könnte. Japan behauptet nun, auch bezüglich einer etwaigen Benutzung dieser Inseln ein Abkommen mit Mexiko geschlossen zu haben, so daß es mit einem gewissen Rechte Mexiko als seinen „Verbündeten" bezeichnen könne.

Mit diesen Vorfällen war natürlich Nordamerika der Fehdehandschuh hingeworfen, den es mit viel Geschick aufnahm und das Land in eine Kette von Revolutionen stieß, deren Ende noch gar nicht abzusehen ist. Mexiko sah sich nun nach einem Bundesgenossen um, den es bereitwilligst in Japan fand. Dieser Freund schien vollauf in der Lage zu sein, nicht nur Mexiko, sondern überhaupt Südamerika vor der Ländergier der Vereinigten Staaten zu schützen. Gegen das Landheer, das Nordamerika allenfalls mobil machen könnte, reichen die mexikanischen Truppen aller Voraussicht nach aus, und den Seeweg könnte Japan unterbinden, besonders wenn seine Bedrohung oder Lahmlegung des Panamakanals im gegebenen Augenblicke glückte. In welcher Weise diese Bedrohung erfolgen kann, ist bei dem starken Zustrom japanischer Elemente bereits angedeutet. Die Japaner haben schon lange vor dem Kriege die Nordamerikaner darauf aufmerksam gemacht, daß am Kanal doch leicht einmal „Unfälle" vorkommen könnten, wenn zum Beispiel nicht sorgsam mit Sprengstoffen umgegangen würde oder sonstige „Unglücksfälle" sich ereigneten. Die Japaner betrachten nämlich den Nordamerikaner vom militärischen Standpunkte aus als minderwertig, nennen ihn feige und belustigen sich über sein militärisches Werbesystem, dem nur solche Elemente zum Opfer fielen, die sich sonst auf anständige Weise ihr Brot nicht verdienen könnten. Deshalb macht es ihnen auch ein ganz besonderes Vergnügen, Nordamerika möglichst häufig und ausführlich unter die Nase zu reiben, was alles von der Sicherheit des Kanals abhängt und rechnen den Amerikanern vor, daß sie rund dreizehntausend Seemeilen brauchen würden, um nach den Philippinen zu gelangen, statt zweitausenddreihundert, wenn dem Kanal ein „Unfall" zustoßen sollte. Dazu käme noch, daß die Amerikaner in einem solchen Falle außerstande sein würden, ihre Dreadnoughts in absehbarer Zeit vom Atlantischen Ozean nach dem Stillen Ozean zu bringen oder gar zu spät kommen würden, falls einmal der Angriff auf die Westseite des Kanals oder Kalifornien sich etwas plötzlich ereignen sollte. Zum Troste wird den Amerikanern dann vorgehalten, daß ja auch die japanischen Küsten ungeschützt seien, wenn einmal die amerikanischen Geschwader früher da sein sollten, als die japanischen sich gesammelt hätten, wobei deutlich zwischen den Zeilen zu lesen ist, daß man in diesem Falle die Rückkehr der japanischen Schiffe von der Westküste Amerikas meint! Jeden-

falls darf ausgesprochenermaßen die amerikanische Flotte den Panamakanal bei einer Mobilmachung „nicht in Ordnung" finden.

Nordamerika verfolgte angesichts dieser Sachlage mit mißtrauischem Blicke die Beziehungen seiner südlichen Nachbarn mit dem Lande der aufgehenden Sonne und fand sich bald veranlaßt, die Aufmerksamkeit seiner Behörden auf die geschilderten Vorgänge zu lenken. Am 2. April 1912 bereits nahm der Senat in Washington eine vom Senator Lodge eingebrachte Resolution an, die den Präsidenten Taft aufforderte, über die Tätigkeit der Japaner an der Magdalenenbucht zu berichten. Eine japanische Gesellschaft wollte nämlich dort große Ländereien zu Kolonisationszwecken erwerben. Der mexikanische Minister erklärte darauf, Mexiko denke gar nicht daran, dort den Japanern eine Kohlenstation zu gewähren. Inwieweit der Minister hier die Wahrheit gesagt oder nur „das Gesicht" gewahrt hat, wird die Zukunft erweisen.

Der Ausbruch des Weltkrieges gab beiden Gegnern Gelegenheit, einander näher zu rücken und nunmehr das Visier stark zu lüften. Zunächst paßten die Ansprüche und Absichten Japans auf Kiautschou gar nicht in das Programm der Nordamerikaner, die aus ihrer Abneigung gegen die Japaner kein Hehl machten und den Wunsch äußerten, Kiautschou möge an China zurückgegeben werden. Ebenso sollte Samoa, nachdem es am 29. August 1914 von den Engländern besetzt worden war, die hier am 9. September eine provisorische Verwaltung eingerichtet hatten, auf keinen Fall in japanischen Besitz gelangen. Es ist interessant zu beobachten, wie wenig Vertrauen Nordamerika in allen diesen Fragen England entgegenbringt. Die Geschäftsfreunde kennen sich offenbar und wissen, daß bei jedem von ihnen alles „business" ist. Denn bereits am 10. September müssen die Nordamerikaner feststellen, daß ihre Anfrage an England, ob Japan auch keine mit der Integrität der amerikanischen Besitzungen in Widerspruch stehenden Unternehmungen beabsichtige, bislang ohne Antwort geblieben ist. Vorsichtshalber geht daher bereits am 12. des gleichen Monats ein starkes nordamerikanisches Geschwader nach den Philippinen ab, während gleichzeitig die Flotte im Stillen Ozean nach Möglichkeit verstärkt wird. In gleicher Weise wird ergänzend am 15. Dezember beschlossen, auch den Schiffsbestand in den chinesischen Gewässern zu erhöhen. Am 20. Oktober gelingt es dann den Japanern, die deutschen Marschall-, Mariannen- und Karolineninseln zu besetzen und so einen neuen Etappenposten zu gewinnen. Daß es sich auch hier um eine dauernde Besiedelung handeln soll, ergibt sich daraus, daß bereits am 29. Oktober achtzig Beamte und elfhundert Auswanderer von Japan zur Verwaltung und Besiedelung ausgeschickt wurden. Eigenartig berührte allerdings nach diesem Vorgehen die Bekanntmachung des australischen Kriegsministeriums vom 24. November, daß Japan die bisher besetzten deutschen Inseln im Stillen Ozean Australien überläßt; die definitive Entscheidung über ihren Besitz soll allerdings erst nach dem Kriege erfolgen.

Welchen Zweck die Japaner mit dieſer ganz offenſichtlich nur einem vorübergehenden politiſchen Ziele dienenden Abmachung verfolgen, iſt nicht klar erſichtlich, da wir ja jetzt von der Welt abgeſchnitten ſind. Man kann nur annehmen, daß hiermit eine Ablenkung von zu aufmerkſamer Beobachtung gerade dieſer Gegenden bezweckt werden ſollte.

In dieſe Vorgänge ſpielt nun noch der eigenartige „Unfall" der „Azama" hinein, die am 7. Februar 1915 in der Turtlebay an der Küſte Niederkaliforniens auflief. Bereits einige Zeit vor dieſem Ereigniſſe berichtete der Kapitän des von San Franzisko kommenden nordamerikaniſchen Dampfers „Aztec", daß er vier Kriegsſchiffe, drei japaniſche und den engliſchen Kreuzer „Newcaſtle", in der Magdalenenbucht Südkaliforniens angetroffen habe, von denen das erſte ſeiner Anſicht nach die japaniſche, ihm wohlbekannte „Azama" geweſen ſei. Merkwürdigerweiſe gelang es Nordamerika nicht, über dieſe abenteuerliche Fahrt aufklärende Gewißheit zu erlangen; wollte man die Nachricht überhaupt für wahr halten, ſo ſprach die Wahrſcheinlichkeit dafür, daß es Schiffe geweſen waren, die bei der Falklandsſchlacht „Schmiere" geſtanden hatten. Es wurde indeſſen in den Zeitungen geſchrieben, daß die Beobachtungen des Kapitäns auf einem Irrtume beruhen müßten, ſofern ihn nicht gar ſeine Phantaſie genarrt habe. Am 7. Februar ſtellte es ſich aber heraus, daß der Kapitän ſich nicht geirrt hatte, ſondern daß der Kreuzer „Azama" in der Turtlebay auf Grund gelaufen ſei und vermutlich verloren gegeben werden müßte. Bald darauf wurde vom japaniſchen Admiralſtabe mitgeteilt, daß das Schiff nur aufgelaufen, aber keine Gefahr für Schiff oder Mannſchaft vorhanden ſei. Was ſich nun bei dieſen monatelangen „Bergungsarbeiten" hinter den Kuliſſen abgeſpielt hat, werden erſt ſpätere Zeiten offenbaren. Tatſache iſt, daß die „Azama" wieder flott wurde, nachdem ſie ohne irgendwelche Beſchädigung ihre Naſe aus dem Schlick gezogen hatte. Auch ihr weiterer Aufenthalt und Verbleib entzieht ſich unſerer Kenntnis.

Wenn man berückſichtigt, daß Mexiko der natürliche Bundesgenoſſe Japans im Angriffskriege gegen Nordamerika iſt und Japan andrerſeits der natürliche Beſchützer Mexikos ſowie der übrigen Staaten Südamerikas in der Verteidigung ihrer Unabhängigkeit gegenüber Nordamerika, während endlich die Hauptbedrohung des Panamakanals zu Lande in einem Anmarſche von Mexiko aus durch die zentralamerikaniſchen Republiken liegt (abgeſehen von einer in der Kanalzone ſelbſt auftretenden feindlichen Truppe!), ſo bekommt dieſer merkwürdige Unfall in einem der beſten Häfen Mexikos einen eigenartigen Beigeſchmack.

Den Nordamerikanern blieb nach dieſen Ereigniſſen weiter nichts übrig, als in Mexiko mit erhöhten Kräften nach bewährtem Muſter zu arbeiten und der Sicherung des Kanals doppelte Aufmerkſamkeit zu widmen, falls ſie ſich in ihrem Munitionsgeſchäfte nicht ſtören laſſen und das Riſiko eines japaniſch-mexikaniſchen Krieges auf ſich nehmen wollten.

Von der militärischen Sicherung des Kanals im Westen und Osten abgesehen, galt es, der „freien" Republik Panama strikte Vorschriften über die Beschränkung und Kontrolle der Einwanderung nahezulegen. Man kann beinahe sagen, daß nächst der Gebietsfrage die Einwanderungspolitik der wichtigste Beweggrund für die Startung der Republik Panama gewesen ist. Colombia, das Mutterland Panamas, hatte zu den seltenen Ausnahmen unter den lateinischen Staatsbildungen gehört, die die nordamerikanische Gefahr erkannten und daher den Wünschen Nordamerikas nicht das verlangte Interesse abgewinnen konnten. Unter den Ereignissen während des Krieges sei nur zum Beispiel an die Beschuldigung Englands erinnert, daß sich in Colombia deutsche drahtlose Stationen befänden, die es dem deutschen Kreuzergeschwader ermöglicht haben sollten, sich so lange der Verfolgung zu entziehen. Nordamerika sollte damals auf Geheiß Englands im Namen der Zivilisation intervenieren, um die Colombianer an ihre Pflichten zu erinnern. Eine energische Widerlegung seitens Colombias erledigte dann die Angelegenheit in dem Sinne, daß man nicht wieder darauf zurückkam.

So glaubte es Nordamerika vorauszusehen, daß Colombia einem Schutzwalle gegen Nordamerika in Form einer japanischen Einwanderung keinerlei Schwierigkeiten bereiten und sich noch weniger geneigt zeigen würde, Nordamerika einen Teil seines Gebietes als Schutzzone für den Kanal einzuräumen. Daher war die Lostrennung Panamas von Colombia im nordamerikanischen Sinne eine politische Notwendigkeit, deren Folgen sich auch bald zeigten.

Bereits im Jahre nach seiner Gründung wurde in Panama ein Gesetz erlassen, das allen Asiaten die Einwanderung verbot. Trotz mannigfacher Verschärfungen in den Folgejahren wuchs jedoch die Zahl der japanischen Einwanderer ständig. Arbeitete Nordamerika mit Bestechungen, so „schmierte" Japan mit gleichem Geschick. 1913 erfolgte dann eine neuerliche Verschärfung der Einwanderungsbestimmungen, indem, bei Strafe von einem Jahre Zwangsarbeit, Nordafrikanern, Syrern, Chinesen und Türken das Landen und der Zutritt verboten und gleichzeitig die Schiffskapitäne bei Zuwiderhandlungen mit harter Strafe belegt wurden. Es ist charakteristisch für die Natur dieses Gesetzes, daß die Japaner in der Aufzählung nicht genannt wurden, wodurch am deutlichsten die antijapanische Tendenz erhellt, aber auch gleichzeitig deutliche Furcht vor Japan zum Ausdruck kommt. Man wollte eben damals im Weißen Hause keine Spannung, von der man nicht wissen konnte, welche Formen sie bei der Unsicherheit der europäischen Lage annehmen könnte. Am 25. November 1914 wurde dann in Panama ein Gesetz erlassen, wodurch der Präsident der Republik ermächtigt wurde, alle Ausländer ohne Ausnahme gegebenen Falles des Landes zu verweisen. Bezeichnender Weise hat Japan auch gegen dieses Gesetz gar keinen Widerspruch erhoben.

Von derartigen politischen Maßnahmen abgesehen, haben die Nordamerikaner den Westausgang des Kanals besonders stark geschützt. So ist

zum Beiſpiel die Küſtenartillerie auf die volle Stärke von etwa dreißig Kompagnien gebracht worden; was nichts anderes bedeutet, als daß mit der Friedensbemannung der ſchweren Geſchütze endgültig aufgeräumt und die Beſatzungsſtärke hier auf dauernden Kriegsbeſtand gebracht worden iſt. Neuerdings ſollen auch nach einer Meldung der „Agence Fournier“ vom 20. Dezember 1915 ſeitens der amerikaniſchen Regierung bei nordamerikaniſchen Fabriken zweihundert Küſtengeſchütze größeren Kalibers (meiſt 34,5 Zentimeter) in Auftrag gegeben worden ſein, die zur Befeſtigung der kaliforniſchen Küſte und des Panamakanals dienen ſollen. In erſter Linie ſoll Balboa zu einer Feſtung erſten Ranges umgeſtaltet und ausgebaut werden. Außerdem ſind von dem amerikaniſchen Kongreſſe allein vom 1. Januar 1915 bis zum 20. Juni 1915 von den bewilligten 394 399 149 Dollars für dieſen Zeitraum 14 698 873 Dollars für Befeſtigungen des Kanals verausgabt worden. Für die gegenwärtigen Bauten des Kanals und ſeiner Verzweigungen ſtehen nach dem vor kurzem veröffentlichten Berichte mehr als 365 Millionen Dollars noch zur Verfügung. Bemerkenswert iſt, daß dieſe ſehr umfangreichen Neuanlagen unter anderem ein Trockendock und zwei Kohlenſtationen vorſehen. Endlich hat der republikaniſche Kongreßabgeordnete für Chikago, Fred A. Britten, der dem Bundesausſchuſſe für Flottenangelegenheiten angehört und erſt vor kurzem aus Japan in ſeine Heimat zurückkehrte, im Kongreß zu Waſhington Geſetzesvorlagen eingebracht, denen in erſter Linie eine maritime Verſtärkung der amerikaniſchen Weſtküſte und aller zum Schutze der amerikaniſchen Intereſſen im Stillen Ozean dienenden Faktoren zugrunde liegt. Der Schwerpunkt der militäriſchen Zwecke für die Flotte ſoll an die Weſtküſte Amerikas verlegt und eine neue Flotte von vier Großkampfſchiffen und einer ſtarken Unterſeebootsflotte eigens dafür geſchaffen werden. Mit dieſen Plänen hängt aller Wahrſcheinlichkeit die Meldung aus Waſhington vom 10. Februar 1916 zuſammen, wonach der Senat die Geſetze über die Errichtung einer Schiffswerft an der kaliforniſchen Küſte zum Bau von Dreadnoughts ſowie über Erhöhung der Kadettenzahl der Marineakademie in Annapolis um dreihundert Stellen angenommen hat.

Dieſe Flottenverſtärkung geht unabhängig von dem rieſigen neuen Flottenprogramm, das Nordamerika vor kurzem aufgeſtellt hat und auf das Japan umgehend mit Bewilligung in gleicher Zahl und Höhe antwortete. Nach den Erklärungen des japaniſchen Marineminiſters im Haushaltungsausſchuſſe handelt es ſich bei dem von dem Landesverteidigungsausſchuſſe bewilligten neuen Marineprogramm um den Bau von zwei Geſchwadern, von denen jedes vier Überdreadnoughts und vier Panzerkreuzer zählen wird. Die Koſten dieſes Programms, deſſen Erledigung fünf Jahre, von 1917 bis 1922, in Anſpruch nehmen wird, betragen, abgeſehen von den erforderlichen Vorbereitungsarbeiten im laufenden Jahre, 254 Millionen Jen, die wohl zum großen Teile durch die Munitionsaufträge Rußlands gedeckt werden.

Wenn nun auch von Osten her ein japanischer Angriff auf den Kanal weniger zu erwarten ist, so wäre es doch nicht ausgeschlossen, daß einmal ein kombinierter Angriff von Japan und einem Bundesgenossen ausginge. Dieser Möglichkeit hofft Nordamerika durch eine starke Bewaffnung seiner Küsten von Neuyork bis zum Kanale hinab begegnen zu können. Bisher waren die Küsten durch einhundertachtzig Millimeterkanonen geschützt, die aber den Kampf gegen die weittragenden Waffen der modernen Schlachtschiffe nicht aushalten können und somit zusammengeschossen sein würden, ehe ihr Feuer das Schiff erreichte. Die erste der neuen Riesenkanonen von vierzig Zentimetern ist soeben im Hafen von Neuyork zum Weitertransporte nach dem Panamakanale eingetroffen. Im ganzen sollen sieben dieser Riesengeschütze auf den Befestigungswerken Platz finden, die den Eingang des Panamakanals schützen. Wie viele von diesen Geschützen überhaupt in Auftrag gegeben worden sind, entzieht sich natürlicher Weise der Kenntnis. Amerikanische Blätter sprechen davon, daß achtzehn für Neuyork, zehn für San Franzisko und auch für Boston und andere wichtige Küstenplätze bestimmt sein sollen. Die neuen Geschütze sollen fast fünfzehn Meter lang sein, während die alten Einhundertachtzig-Millimeter-Geschütze nur über zwölf Meter verfügten; ihr Gewicht beträgt einhundertdreißig Tonnen gegen siebenundfünfzig; ein Geschoß der alten Geschütze im Gewichte von vierhundertfünfzig Kilogramm wurde einundzwanzig Kilometer weit geschleudert, während es die neuen bei eintausendachtzig Kilogramm auf fast dreiunddreißig Kilometer bringen sollen. Nach fünfzig Schüssen soll die Kanone allerdings verbraucht sein.

Außer diesem direkten Schutze seiner Küste hat es sich Nordamerika angelegen sein lassen, einen natürlichen Schutzgürtel um den Kanal zu ziehen, der zwar noch nicht vollständig geschlossen ist, immerhin aber bereits in seinen Hauptteilen das zukünftige Bild zeigt. Die Verhältnisse lagen hier insofern schwerer, als die vorgelagerte Inselwelt den verschiedensten Herren angehört und eine genaue Überwachung kaum ermöglicht. Dazu kommt, daß ein großer Teil der Inseln in englischem Besitze ist und sich somit von vornherein Reibungsflächen bieten. Dieselben Inseln, die den britischen Landbesitzungen Schutz gewähren, sind wichtige strategische Angriffsbasen gegen den dahinterliegenden Panamakanal. Die Ausschaltung der strategischen Bedeutung liegt hier gleichermaßen im nordamerikanischen Interesse, wie die Beibehaltung im englischen.

Auch in der diplomatischen Behandlung dieser Fragen zeigt es sich, daß England in Nordamerika einen ebenbürtigen Gegner gefunden hat und daß das skrupellose Benutzen des Augenblicks und das geschickte Ausspielen der Interessen ein gemeinsamer, die gleiche Abstammung deutlich verratender Zug ist. Gleiche Brüder, gleiche Kappen!

Die Sperrung der Zufahrtsstraßen zum Kanal durch die Inselwelt hindurch war die Aufgabe, die sich der nordamerikanischen Politik hier bot; der

Golf von Mexiko und das Karaibiſche Meer mußten zu einem amerikaniſchen mare clausum umgewandelt, Britiſch-Honduras und Jamaika als Enklaven im nordamerikaniſchen Beſitze zur Untätigkeit verurteilt werden. Der Krieg gegen Spanien mit dem Erwerbe der politiſchen Vormachtſtellung in Cuba brachte zunächſt die weſtliche Zufahrt zwiſchen dem weſtlichen Teile Cubas und der Südſpitze Floridas unter die Herrſchaft des Sternenbanners; der weſtliche Ausläufer Cubas ſicherte die Straße von Yucatan, während der öſtliche Teil als gewaltiger Riegel ſich vor das Karaibiſche Meer legt. Die kriegeriſche Erwerbung von Puertorico ſicherte nach der weſtlichen Seite die Mondpaſſage, während die öſtliche, bis nach Venezuela hinüberreichende Inſelwelt teils engliſcher, holländiſcher, franzöſiſcher oder venezolaniſcher Beſitz iſt und ſomit noch eine Fülle politiſcher Aufgaben für die Zukunft bietet. Zunächſt aber galt es, die gewaltige Lücke zu beſeitigen, die durch die dem Kanal am bequemſten vorgelagerte Inſel Haiti gebildet wird. Hier mußten zwei Staatsweſen, die ſich ſelbſt nicht immer freundſchaftlich gegenüberſtanden, den nordamerikaniſchen Intereſſen gefügig gemacht werden: die Mulattenrepublik Santo Domingo und die Negerrepublik Haiti.

Santo Domingo bot inſofern mehr Schwierigkeiten, als dieſe Republik ſich einer ziemlichen inneren Ruhe erfreut und daher wenig Gelegenheiten zu Interventionen gibt. Nordamerika hat daher vorläufig nichts weiter erreichen können als die Einbringung eines neuen Einwanderungsgeſetzes im Sommer 1912, wonach nur Kaukaſiern die Einwanderung geſtattet iſt, während bei Angehörigen der übrigen Raſſen die jedesmalige Erlaubnis der Regierung von Santo Domingo eingeholt werden muß.

Weſentlich günſtiger lagen die Verhältniſſe in dem ewig unruhigen Haiti ſelbſt. Im vorigen Jahre (1915) hatte es in Haiti wieder einmal eine von Nordamerika inſzenierte Revolution gegeben, bei der die letzte Regierung geſtürzt wurde und die nunmehr Nordamerika genehme Regierung ſofort unter Entſendung eines Kriegsſchiffes und Androhung eines Ultimatums vor die unangenehme Wahl geſtellt wurde, entweder ſich den nordamerikaniſchen Wünſchen gefügig zu zeigen und eine nordamerikaniſche „Schutzherrſchaft" anzunehmen oder einfach nordamerikaniſche Kolonie zu werden. Den neuen ſchwarzen Machthabern ſchien die Aufgabe ihrer Selbſtändigkeit in der erſtgenannten Form annehmbarer zu ſein, und ſomit ſteht alſo heute Haiti unter der Schutzherrſchaft des Sternenbanners und iſt de facto unter das Niveau einer nordamerikaniſchen Provinz hinabgeſunken. Jede Selbſtändigkeit hat aufgehört, wie aus der kurzen Darſtellung der ſieben den Vertrag bildenden Artikel und Beſtimmungen hervorgeht: Zunächſt haben ſich die Nordamerikaner durch Anſtellung eines amerikaniſchen oberſten Zollbeamten, der bei allen Ausgaben mitzuſtimmen hat, die Kontrolle geſichert. Dieſe wird dadurch beſonders wirkſam gemacht, daß in jedem Hafen der Republik ein nordamerikaniſcher Zollamtsleiter die Aufſicht führt, ſo daß tatſächlich

Haiti nicht mehr die freie Verfügung über seine eigenen Einnahmen hat. Militärisch findet die Abhängigkeit von Nordamerika darin ihren Ausdruck, daß zunächst einmal alle Revolutionäre entwaffnet werden müssen und nordamerikanische Offiziere die Leitung des haitischen Heeres und der Polizei übernehmen. Um aber wenigstens den Schein zu wahren, als stehe Haiti noch die freie Verfügung über sein eigenes Gebiet zu, wird Nordamerika ein Marinestützpunkt und eine Kohlenstation in der San Nikolas-Bucht abgetreten. Daß es sich bei dieser Bestimmung jedoch nur um eine Wahrung der Form handelt, geht daraus hervor, daß die Festlegung dieser letzteren Bestimmung integrierender Bestandteil des Gesamtvertrages über die Schutzherrschaft ist. England mußte nun hier nicht nur stillschweigend zusehen, wie seine Perle der Antillen, Jamaika, zu einem machtlosen Faktor im amerikanisch-karaibischen Meere entwertet wurde, sondern sich auch ohnmächtig die andere Bedingung der Schutzherrschaft über Haiti gefallen lassen, daß nämlich keine andere Nation außer Nordamerika in Zukunft auf der Insel Land erwerben dürfte. Somit enthält diese neueste Ausnutzung der europäischen Konjunktur durch die Vereinigten Staaten eine leichte Tönung, die uns nicht entgehen sollte.

Die gänzliche Festlegung der Nordamerikaner auf eine deutschfeindliche Kriegsindustrie ist, abgesehen von den Richtlinien, die sie unserem zukünftigen Verhalten zu Nordamerika geben sollte, im nordamerikanischen Interesse selbst ein taktischer Fehler gewesen, von dem wir Nutzen ziehen müssen, sobald sich die Gelegenheit hierzu bieten wird. Sie ermöglichte es Japan, sich mit aller Macht seinen asiatischen Problemen zuzuwenden und außerdem zwei andere Ziele zu verfolgen: die Bereicherung seines Staatssäckels durch Kriegslieferungen an Rußland und die Anbahnung neuer diplomatischer Beziehungen, wozu nicht zum mindesten die Wiederaufnahme der Beziehungen zu Deutschland, wenn auch vorläufig noch in passiver Form, gehört.

Seinem Streben, in China eine führende Stellung als Vormacht Asiens zu erlangen, ist Japan während des Krieges erheblich näher gekommen. Nachdem Japan zunächst am 29. August 1914 das „selbstlose" Anerbieten an China gerichtet hatte, bei etwaigen Unruhen im Innern sich japanischer Truppen zur Unterdrückung zu bedienen, und diese Hilfe abgelehnt worden war, stellte es bereits am 15. September die Forderung freier Hand. China protestiert lebhaft, indem es seinen Ruf gleichzeitig an England und Rußland ergehen läßt, die ihrerseits aber viel zu beschäftigt sind, um sich in die Probleme des Ostens mischen zu können. So bleibt China nur übrig, am 23. September durch eine Sondergesandtschaft die Unterstützung der Vereinigten Staaten zur Aufrechterhaltung der Integrität Chinas zu erbitten. Nordamerika ist aber geschäftlich so in Anspruch genommen, daß es dem Rufe nicht folgen kann, sondern die Sache als „verpaßte Gelegenheit" buchen muß, die sich so leicht nicht wieder einholen lassen wird. Dagegen erzwingt

Japan nunmehr am 6. Oktober von China die Erlaubnis, die Schantung-Bahn zu verwalten, während China den Betrieb übernehmen darf, der bisher in deutschen Händen gelegen hatte. Der 12. Oktober bringt sodann die Besetzung der bereits auf chinesischem Gebiete liegenden Endstation, Tsinanfu, der Schantung-Bahn, durch zwei Kompagnien japanischer Infanterie, denen sich englische Truppen anschließen dürfen. Heuchlerisch erklärt England am 13. Oktober auf den Protest Chinas, daß es nicht in der Lage sei, Japan von der Besetzung abzuhalten. Die weiteren Vorgänge des Winters 1914/15 sind wenig bekannt; erst am 15. Februar 1915 beginnen die Verhandlungen wieder in ein ernstes Stadium zu treten, da Japan droht, bei weiterer Weigerung Chinas militärische Rüstungen treffen zu müssen. Endlich, am 5. März, haben die Vereinigten Staaten Zeit, in Tokio gegen eine Beschränkung der Integrität Chinas Protest zu erheben, der naturgemäß ohne jede Wirkung verhallt. Der 7. Mai bringt dann das Ultimatum an China binnen zweier Tage, dem gegenüber China jeden Widerstand aufgibt. Wirtschaftlich hat Japan seine Konkurrenten ausgeschaltet und es fertig gebracht, daß, nachdem die deutsche Handelsflotte ihre Tätigkeit eingestellt hat und auch die englische von der Bühne abgetreten ist, das gesamte Transportwesen im fernen Osten in japanische Hände übergegangen ist. Nordamerika ist zwar bemüht, auch hier im Trüben zu fischen, indem die unter Kontrolle des Morgan-Konzerns stehende „American Hawai Steamship Co." mit sechsundzwanzig Dampfern und einem Gesamttonnengehalte von 177 000 Tonnen den Dienst zwischen Amerika und Ostasien aufgenommen hat. Allein man wird wohl unter Berücksichtigung der augenblicklichen Verhältnisse in Nordamerika und seiner politisch-geschäftlichen Festlegung annehmen können, daß auch dieser Entschluß unserer Feinde unter die Rubrik „Zu spät" zu buchen sein wird, die schon so manche Unternehmung gegen uns aufgenommen hat.

Es entbehrt hier nicht eines pikanten Beigeschmackes, daß Herbert Spencer in einem politischen Briefe vom 26. August 1892 an den japanischen Baron und Politiker Kaneko Kentaro die Ansicht ausspricht, „daß die Politik Japans die sein sollte, sich die Amerikaner und Europäer so weit als möglich vom Leibe zu halten", und ihm wörtlich den Rat gibt: „In Verfolgung der Politik, die ich Ihnen angedeutet habe, sollten Sie auch den Küstenhandel nicht aus der Hand geben und hier jedweden fremden Einfluß verbieten und ausschalten. Halten Sie sich fremde Rassen nach Tunlichkeit vom Leibe."

Dieser Spencersche Brief, der zwar als „vertraulich" bezeichnet ist, von dem aber, gemäß dem Wunsche des Schreibers selbst, der Baron Ito in Kenntnis gesetzt werden sollte, verdiente es, als Propagandamaterial in allen neutralen oder ententefreundlichen Staaten veröffentlicht zu werden; er enthält ein Programm! (Veröffentlicht in der „London Times" am 18. Januar 1904; abgedruckt bei Lafcadio Hearn „Japan", Ein Deutungsversuch. 1912.)

Selbstverständlich ist Japan nicht gewillt, später England wieder an dieser Schiffahrt teilnehmen zu lassen. Wie die „Associated Press" am 29. Januar 1916 aus Tokio melden mußte, hat der japanische Minister des Äußeren rundweg erklärt, Japan denke zwar nicht daran, sich von seinen Verbündeten zu trennen, aber die chinesische Frage müsse Japan nun einmal als seine ureigenste Angelegenheit betrachten. Indem England durch die großen Zugeständnisse gegenüber Japan in Indien sich die Zügel hat aus der Hand nehmen lassen, verzichtete es stillschweigend darauf, Japan daran hindern zu können, sich Chinas als eigensten Interessengebiets zu versichern und somit zum gewaltigsten Kolonienbesitzer der Welt zu werden; doppelt mächtig, weil Mutterland und Kolonie aneinandergrenzen und durch keine Kriegskombination räumlich außer Berührung gebracht werden können. Der Kampf Yuanschikais um die Kaiserkrone ist der letzte Versuch eines starken Politikers um die Selbständigkeit seines Vaterlandes; und die angezettelte Revolution, deren japanische Drahtzieher leicht erkennbar sind, zeigt deutlich, daß Japan gelernt hat, nach englischem und amerikanischem Rezept zu arbeiten und eine ebenso egoistische Politik zu verfolgen wie seine christlichen Vorbilder. Japan hat somit wiederum in diesem Kriege Gelegenheit, einen außerordentlich wichtigen Erfolg unblutig zu erringen und seine imperialistischen Pläne auch gegenüber England und Nordamerika ein gutes Stück vorwärts zu bringen.

So beginnt sich hier, ganz abgesehen von dem indischen Problem, die tiefe Kluft zu zeigen, die in Wahrheit zwischen den japanischen und englischen Interessen besteht und die zu ihrem Teile ebenfalls das Unnatürliche des augenblicklichen Bündnisses erweist. England wollte Japan als Söldner benutzen, wie es so viele andere schon bereitwillig gefunden hatte. Während die andern Vasallen aber in törichtem Deutschenhaß und schreckhafter Furcht vor dem „Militarismus" noch immer Englands Fahne als Wahrzeichen der Zivilisation, der Kultur und des Rechtes ansehen und den Krieg für Englands eigene Interessen als „heiligen Krieg" betrachten, schwenkt Japan, um so mehr, als es von vornherein nie daran dachte, seine Selbständigkeit aufzugeben, allmählich ein, weil es den Fehler in der eigenen Rechnung sieht und die Risse, die sich durch die Grundmauern des Vierverbandes hinziehen. Die Stimmen in den Zeitungen mehren sich, die offen eine Umkehr fordern. Wer ungetrübten Auges die Vorgänge in der Welt verfolgt und die Stimme eines Volkes nicht nach dem Phrasentum bei offiziellen Empfängen und den hohlen Unterhaltungen auf Garden Parties und Tennispartien beurteilt, der wird nicht überrascht gewesen sein, als am 21. Januar dieses Jahres der Hearstsche Internationale Nachrichtendienst von dem Feldzuge meldete, der in einem Teile der Presse von Tokio gegen das englisch-japanische Bündnis geführt wird. Diese Angriffe waren zwar bis zu einem gewissen Grade von deutschfreundlichem Sinne getragen, wie er eben in einem Teile des japanischen Volkes vorhanden ist; doch gaben sie in erster Linie dem Empfinden Ausdruck,

daß England einer vollständigen Durchführung des japaniſchen Programms gegenüber China im Wege ſtünde. Bezeichnend war, daß die Regierung zu dieſen Preſſeäußerungen ſich ſchweigend verhielt und auch nicht einſchritt, als das Blatt „Jamato Shimbun“ einen in mehreren Fortſetzungen erſchienenen Artikel „Eine Botſchaft an England“ herausgab, worin offen erklärt wurde, daß die Ententemächte den Krieg verlieren würden und daß, ſelbſt wenn man dieſen ungünſtigſten Ausgang nicht annähme, die Aufrechterhaltung der freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen Japan und England eine Unmöglichkeit wäre. Intereſſant iſt, daß der Artikel zum Schluß andeutet, daß es nach dem Kriege zu einer Annäherung zwiſchen Deutſchland, Japan und Rußland kommen werde, auf der Grundlage, daß Deutſchland und Rußland freie Hand in Weſtaſien und Indien bekommen würden, während Japan in China unbehelligt bliebe.

Auch die Anregung des Vierverbandes, China zum Kriege gegen die Mittelmächte zu drängen, wozu anſcheinend die eigenen Kräfte nicht mehr ausreichen, iſt in Japan auf ganz entſchiedenen Widerſtand geſtoßen. Der japaniſche Miniſter des Äußern hat, der „Associated Press“ zufolge, gar kein Hehl aus ſeiner Anſicht gemacht, daß bei einem Anſchluſſe Chinas an die Entente Verwicklungen mit den im Oſten anſäſſigen Deutſchen nicht zu vermeiden ſeien, was wiederum zur Störung des Friedens in Oſtaſien beitragen müßte.

Die Erkenntnis, daß Japan ſeine eigenen Wege wandelt, beginnt auch in den Köpfen der Entente aufzudämmern. Fernand Farjenel beſpricht in dem zweiten Dezemberhefte der „Revue des Deux Mondes“ die Lage im fernen Oſten und bemerkt hierzu, daß der dauernde Beſitz Tſingtaus in Japans Hand gleichbedeutend mit einer Vernichtung des Gleichgewichtes wäre und den Grundſatz der Integrität Chinas über den Haufen werfe. So beliebt zwar ein Bündnis Japans mit Rußland bei allen japaniſchen Parteien ſei, ſo ſehr beginne die günſtige Beurteilung des Bündniſſes mit England zu ſchwinden, weil England eben dieſelben Intereſſen wie Japan in China habe und außerdem mit Nordamerika befreundet ſei. Der Artikel wirft auch ein eigenartiges Streiflicht auf die Tatſache, daß Japan ſich bisher nicht bereit erklärt habe, Truppen nach dem europäiſchen Schauplatz zu ſenden. An ſich ſei zwar Japan bereit geweſen, mit dem Dreiverbande ein Trutz- und Schutzbündnis abzuſchließen; die Rückſicht, die England und Frankreich aber auf Amerika nehmen müßten, habe das Projekt zum Scheitern gebracht.

Das ſind Stimmen und Stimmungen, an denen man nicht achtlos vorübergehen ſollte. England ohne Japans Wohlwollen oder gar im Unfrieden mit Japan wird nicht mehr imſtande ſein, ſein Weltreich zu halten. Das ſtrahlendſte Juwel ſeiner Krone, Indien, muß herausfallen, wenn feindliche Hände an der Faſſung rütteln. Nordamerika als Bundesgenoſſe für England hat nur ſehr problematiſchen Wert. Umgekehrt ändert ſich das Bild

aber auch nicht allzusehr. Wer gewohnt ist, schon für sich andere ins erste Treffen zu schicken und selbst in zweiter Linie zu bleiben, hat noch weniger Lust, für fremde Interessen einzuspringen oder gar sich zu opfern. Durch Japan aber wird Nordamerika stets in Schach gehalten und zum passiven Zuschauer verurteilt, der froh sein muß, wenn er nicht in das Schauspiel verwickelt wird. Auf eine kriegerische Auseinandersetzung mit Japan kann es aber Nordamerika in absehbarer Zeit nicht ankommen lassen, sondern muß den Krieg vermeiden, so lange als Japan ihm nicht die Entscheidung aufzwingt. Sagt doch der bekannte nordamerikanische General Homer Lee selbst, daß sein heterogenes Volk, das zur Hälfte aus Fremdlingen bestehe, Japan nie besiegen werde.

Die Richtlinien unserer künftigen Politik sind gegeben, wenn der Weltkrieg das deutsche Volk und in erster Linie seine Diplomaten endlich gelehrt haben sollte, daß eine stets auf das Wohlgefallen anderer abgestellte Politik zur splendid isolation führen muß, während Klugheit und stolzes Selbstbewußtsein als Zeichen innerer Stärke auch wahrhafte Freunde herbeizieht und dem Herrn der Situation die Ausnutzung des Augenblicks als Preis bietet. Das stolze Wort Bismarcks, das er 1887 bei den Beratungen der Heeresverstärkung gegen den Vorwurf eines „Wettkriechens vor Rußland" sprach, muß in erweitertem Umfange wieder zu Ehren und Geltung kommen: „Die Zeit ist vorbei; um Liebe werben wir nicht mehr, weder in Frankreich noch in Rußland!" Was zwischen Japan und Nordamerika oder vielleicht auch schon zwischen Japan und England, oder wie die verschiedenen Konstellationen sein mögen, vorgeht, liegt zwar geographisch für uns in weiter Ferne. Die Ereignisse deswegen aber nicht mit gespanntester Aufmerksamkeit zu verfolgen, wäre ein politischer Fehler ersten Ranges. Wer Weltpolitik treiben will, darf nie glauben, müßiger Zuschauer sein zu dürfen, sondern muß stets nach dem Grundsatze handeln: Mea res agitur!

E. M. Arndt in den politiſchen Strömungen nach den Freiheitskriegen.

Von

Ernſt Müſebeck.

Die Entwicklung des europäiſchen Kultur- und Staatenſyſtems während des neunzehnten Jahrhunderts wird in allen ihren Aktionen und Reaktionen durch die Ideen von 1789 beſtimmt. Darin liegt ihre zentrale Bedeutung, daß ſie kategoriſch eine Stellungnahme der einzelnen und der politiſchen Gemeinſchaften erheiſchten, daß ſich die Geiſter ſchieden, ſobald ſie einmal von den Lebensproblemen gepackt wurden, wie ſie die franzöſiſche Revolution aufgeworfen hatte: von dem Freiheitsdrange der Individuen, die Feſſeln der einſeitigen Verſtandeskultur abzuſtreifen und die Schranken der ſozial-ſtändiſchen Gebundenheit zu durchbrechen; von dem Willen, gegenüber der alleinigen Verkörperung der Staatsautorität in der Perſon des Monarchen auch die Volkseinheit im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen und die Volksrechte gegenüber dem Herrſcherrechte in politiſcher Selbſtbeſtimmung darzuſtellen, kurz, den demokratiſchen und den nationalen Gedanken als vorwärtstreibende Kräfte in die Wirklichkeit umzuſetzen.

So ſcharf E. M. Arndt den kosmopolitiſchen Gleichheitscharakter, das rationaliſtiſche Moment der Bewegung, ihren reinen und naiv-natürlichen, nur auf das Diesſeits gerichteten, eudämoniſtiſchen Individualismus, weiter den deſpotiſchen, auf die Herrſchaft eines Volkes, ja eines Mannes ſich gründenden Univerſalismus Napoleons abgelehnt hatte, die geiſtige und politiſche Bedeutung jener Grundgedanken in ihrer ſittlichen Vertiefung durch den klaſſiſchen Idealismus und durch die preußiſche Reform war ihm nie zweifelhaft geworden[1]). Die franzöſiſche Revolution blieb ihm ſtets der Anfang einer neuen Periode der Weltgeſchichte, mit ihr begann „die dritte große Epoche des Chriſtentums", ſie war gleich der Reformation eine Notwendigkeit, die jeder geiſtig Lebendige mit ſich verarbeiten mußte. Ihrer eigentümlichen Ausprägung für die deutſche Kultur und für das deutſche politiſche Leben hatten ja alle ſeine Schriften und Lieder während der letzten zehn Jahre gegolten. Selbſt vor den ſchärfſten Maßregeln gegen die widerſtrebenden

[1]) Für die geiſtig-politiſche Entwicklung Arndts vor 1815 vgl. mein Lebensbild, E. M. Arndt, Bd. I. Gotha, Fr. Andr. Perthes, 1914, die betreffenden Abſchnitte.

Fürſten war er nicht zurückgeſchreckt. Immer von neuem hatte er ſeinem Volke den gewaltigen Ernſt ſeiner Anſchauung verkündigt, daß bei der Erziehung des Menſchengeſchlechtes und bei der Erziehung der Staaten alles Große und alles Zukunftsſichere in der Gegenwart nur vom Volke ausgehen könne. Selbſt die urſprünglich naturgeſchichtlich und aus dem unmittelbar empfundenen Gemeinſchaftsbewußtſein heraus erwachſenen Tatſachen des Volkes und Vaterlandes, die einſt die Romantik zuerſt wieder als ſolche empfunden und ihrer Totalität nach mit dem Leben der Individuen verbunden hatte, waren von ihm geſchichtlich und ethiſch vertieft, als ſittliche Erlebniſſe einer enthuſiaſtiſchen Perſönlichkeit verkündigt.

Die Mißerfolge auf dem Wiener Kongreſſe und im zweiten Pariſer Frieden für die Neugeſtaltung Deutſchlands änderten an dieſer Haltung nichts. Offen ſprach er es aus, daß die meiſten Grundſätze, welche einſt die erſte Volksverſammlung Frankreichs im Sommer 1789 aufſtellte, „die Anerkennung der ewigen Zeit und Geſchichte" beſäßen, daß Menſchen allein die Schuld trügen, wenn ſie ſchlecht verwirklicht wurden. Mehr als je ſah Arndt es als die ihm von ſeinem Genius zugewieſene Arbeit an, den Regierungen und dem Volke die zukünftigen Ziele der deutſch-nationalen Einheit, Macht und Freiheit darzuſtellen. Ihnen wurden jene Aufſätze gewidmet, die in den Heften des von ihm in Köln herausgegebenen „Wächters" erſchienen, in ihrer Geſamtheit die geiſtig-politiſche Stellung Arndts während der Übergangsjahre 1815 16 ſcharf beleuchten, die Aufgaben des ganzen Volkes geſchichtlich für die gegenwärtige Lage feſtlegen wollen. Es ſind „Die Ariſtokratie", „Fantaſien zur Berichtigung der Urteile über künftige teutſche Verfaſſungen", „Ein Wort über die Pflege und Erhaltung der Forſten und Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menſchlichen Geſetzgebung", und „Zum neuen Jahr". Alle dieſe Arbeiten ſetzen, abgeſehen von den früheren über den Bauernſtand und ſeine Stellvertretung im Staate, die Gedankengänge namentlich zweier Schriften aus dem Jahre 1814 fort oder berichtigen ſie: „Über künftige ſtändiſche Verfaſſungen" und „Beherzigungen vor dem Wiener Kongreß". Gegen drei Formen des ſtaatlichen Lebens hatte ſich Arndt von Beginn ſeiner öffentlichen Tätigkeit an gewandt: gegen den Deſpotismus als die willkürliche, durch kein Geſetz gebundene Herrſchaft eines Einzigen, die ihm als ſolche die ſchlechteſte Staatsform repräſentiert, gegen die Oligarchie und gegen die reine Ariſtokratie, deren beſte Art höchſtens in einer rechtlichen Mittelmäßigkeit zum Ausdruck kommen ſollte. Die geſchichtliche Bedingtheit dieſer Formen ließ er unberückſichtigt, würdigte ſie nur nach ihrer abſtrakten Idee, weil, wie er meinte, die Grundmauern aller dieſer Staatsgebäude durch die Gedanken von 1789 zerſtört waren. Ein neues Geſchlecht rang nach einer neuen Form der politiſchen Gemeinſchaft, und Arndt hatte ja in jenen beiden Schriften es ausgeſprochen, daß nur eine von unten, von den einzelnen Individuen aus ſich erhebende, verfaſſungsmäßig durch ein Abkommen zwiſchen

Fürſt und Volk feſtgelegte Demokratie den Anſprüchen des neuen Lebens in Deutſchland gerecht werden könne. Ihr Weſen ſuchte er deshalb jetzt, wo der Friede wiederhergeſtellt war und nach allen Mißerfolgen die harte politiſche Arbeit im Innern begann, in feſteren Umriſſen zu beſtimmen. Scharf wurde die eigene Anſchauung von der herkömmlichen geſchieden. Demokratie iſt ihm nicht gleichbedeutend mit der Herrſchaft der Menge; ein Zuſtand, der ihm vielmehr eine Unnatur, ein Zeichen der geſellſchaftlichen Auflöſung, eine politiſche Krankheit zu ſein ſcheint; ſondern mit Demokratie bezeichnet er diejenige Staatsform, in der alle herrſchen *können*, „welchen Gaben der Herrſchaft gegeben ſind". Darin liegt ein Moment des ewig Wandelbaren, des vorwärts Drängenden, das jeden Stillſtand der politiſchen Kräfte verhindert, aber es birgt zugleich die Gefahr in ſich, das Gleichgewicht, den Zuſammenhang mit dem geſchichtlich Gewordenen zu verlieren, von einem Extrem in das andere zu fallen, weil das Ringen um die erſte Stelle, neben jener Freiwerdung aller ſtarken, regierungstüchtigen Energien das eigentümliche Kennzeichen der reinen Demokratie, die Reibungsflächen der Geiſter in allzunahe Berührung miteinander bringt. In der ethiſchen Unbedingtheit der reinen Demokratie fand Arndt die Idee des vollkommenen Staates, aber er ſah, wie ſchon aus dem zuletzt Geſagten hervorgeht, zu gleicher Zeit die Unmöglichkeit, ſie politiſch durchzuführen, ſie blieb ihm „ein idealiſcher Traum aus dem Lande von jenſeits". Wie er ſich auf dem Gebiete der auswärtigen Politik hütete, das Chriſtentum in ſeiner religiöſen und ethiſchen Ausbildung als Zeugnis für den nationalen Gegenſatz oder gar den Krieg ſchlechthin, als Zeugnis für den Machtgedanken des Staates anzurufen, ſondern einen prinzipiellen Dualismus zwiſchen ſtaatlicher Machtpolitik und abſoluter Ethik feſtlegte, der nur in der Praxis gemildert, nicht aber in ſich aufgehoben werden könne, ſo blieb er in der inneren Politik ſtets ein unbedingter Gegner jener liberalen Doktrinäre, die in völliger Verkennung des Verhältniſſes zwiſchen Ethik und Politik die Zeit herannahen glaubten, ihr angeblich abſolut gültiges Staatsideal durchzuſetzen. Die Völker ſelbſt, ſo heißt es in dem Aufſatze „Die Ariſtokratie", haben ſich einen Ausgleich zwiſchen jenen Disharmonien in der *geſetzlichen* Monarchie geſchaffen: der Regent herrſcht nicht über das Geſetz, ſondern *mit ihrem Willen* durch das Geſetz. Dieſe Staatsform garantiert zwar nicht die höchſte Glückſeligkeit, ſie verheißt einem Lande nicht den größten Reichtum ſeiner Bewohner oder möglichſt geringe Abgaben und Laſten, aber in ihr herrſcht, und darauf kommt es Arndt an, „das lebendigſte Gefühl der Kraft und die fröhlichſte Freiheit des Geiſtes". In der geſetzlichen Harmonie bleibt den menſchlichen Kräften der freieſte Spielraum, doch ſo, daß an der höchſten Spitze eine Schranke erſcheint, welche die völkervernichtende Kühnheit dämoniſcher Naturen zügelt. Der Herrſcher ſteht da als „ein lebendiges Geſetz mit gewaltigem Arm und mit gezücktem Schwerte, er iſt der erhabenſte Schatten der Macht und Majeſtät, das Ebenbild der

göttlichen Majestät", und als solches unverantwortlich, weil das Volk selbst es sich gesetzt hat. In einer gesetzlichen Monarchie sind die aristokratischen und demokratischen Kräfte in der rechten Weise gemischt, sie kämpfen und ringen miteinander um die höchste Freiheit des Volkes, und weil es sich um das ganze Volk handelt, werden in einem rechten, gesetzlichen Königtume die demokratischen Elemente stets überwiegen müssen.

Als ein hohes Beispiel solchen gesetzlichen, demokratischen Königtums galt Arndt Großbritannien, nächst ihm Schweden. Aber er ist weit entfernt davon, die Einrichtungen beider Länder etwa in Deutschland nachahmen zu wollen. Nie geht ihm die Erkenntnis des differenzierenden Einflusses verloren, den die geographische Lage und die klimatischen Verhältnisse eines Landes, die natürliche Anlage seiner Bewohner und die geschichtliche Entwicklung auf das politische Schicksal der Völker selbst ähnlichen Charakters ausüben. Ferner steht dem vaterländischen Wesen Frankreich nach dem Verlauf seiner Geschichte und nach der Eigenart seiner Verwaltung. Die Einheit der Herrschaft, die hier schon seit Jahrhunderten gilt, und die zentralistische Gleichförmigkeit seines Beamtenorganismus widersprechen der aufs neue festbegründeten Vielheit des deutschen Staatensystems, die der Verfasser allerdings auch jetzt noch für ein „entsetzliches Unglück" der deutschen Geschichte und Gegenwart hält, und der Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklung so sehr, daß das Nachbarreich uns nur „zu dem Bewußtsein unserer Eigentümlichkeit und zu dem Bewußtsein der Stelle helfen kann, worauf wir in der Weltgeschichte stehen und worauf wir stehen sollen". Trotz seiner unitarischen Neigungen, trotz der glühenden Sehnsucht nach einer äußeren Darstellung der deutschen Einheitlichkeit in Kaisertum und Reichstag hatte sich Arndt bereits Ende August 1815 soweit mit jener Vielheit für die nächste Zukunft abgefunden, daß er den Hauptnachdruck auf die Herstellung landständischer Verfassungen in den kleinen und mittleren Staaten, landschaftlicher Versammlungen in den großen Staaten legt, die Weiterbildung einer einheitlichen deutschen Verfassung ganz beiseite läßt: Sein Ziel ist nicht der radikale Unitarismus, die Aufhebung des eigentümlichen Stammesbewußtseins, sondern die Einschränkung der Souveränität der Fürsten zugunsten der einheitlichen Macht, der sorgsame Schutz aller Individualitäten des Stammes und der Landschaft, wie sie sich in Kultur und Sitte, in politischer und kirchlicher Verfassung gebildet haben. Die deutschen Staaten werden einmal mit einer unvollkommenen und schlechten Dorfgemeinheit verglichen, in der unnatürliche und gezwungene Verhältnisse jeden Bauern zu einer mangelhaften Wirtschaft verurteilen. Er hatte sicherlich die preußische Verordnung vom 22. Mai im Auge, als er die Sätze niederschrieb, daß in den wichtigeren Staaten zunächst mit großen, aus direkter Volkswahl hervorgehenden Gesamtvertretungen noch nicht gerechnet werden dürfe, sondern daß man sich mit einem aus den Provinzialständen abgeordneten Ausschusse werde begnügen müssen. Es war

ſelbſtverſtändlich, daß dem Verfaſſer der Fantaſien über ein zukünftiges Deutſchland und über künftige ſtändiſche Verfaſſungen ſolche Ausſchüſſe nicht das Endziel der Entwicklung darſtellten; er hielt ſie jedoch für eine Einrichtung, die fortbildungsfähig und deshalb erſtrebenswert ſei. Zu feſt war ſeine Seele jetzt trotz aller gelegentlichen Rückfälle mit der geſchichtlichen Problemſtellung verwachſen, daß es niemals Aufgabe des Politikers ſein könne, das Vollkommene zu ſchaffen, ſondern daß er danach trachten müſſe, das nach den eigentümlichen Umſtänden des Volkes und Landes Mögliche zu erreichen. Wichtiger noch als die ſchnelle Beendigung der Kämpfe um die Teilnahme des Volkes an der Regierung und ihre reſtloſe Bewilligung, als die ſchnelle Herſtellung papierner, eidesmäßig bekräftigter Verfaſſungen war ihm der Kampf ſelbſt, *das unabläſſige geiſtige Ringen um die Freiheit und die höchſten Güter eines nationalen Volksſtaates*, bis ſie ſich in den Herzen der Bürger feſtgewurzelt hätten, *das politiſche Leben im eigentlichen Sinne*. Erſt dieſe Tatſache, ſo ſchreibt er, „drückt dem Papiere das rechte Beſtätigungsſiegel auf, das iſt die Verfaſſung, die in der ſtarken Bruſt erfaßt iſt".

Mit dieſer Verſchiebung der ganzen Frage von dem politiſch-ſozialen auf das ethiſch-individuelle Gebiet blieb Arndt ſeiner Art getreu, die ihre beſte Kraft aus dem deutſchen Idealismus erhalten, und er blieb den tiefſten Grundſätzen getreu, auf denen ſich einſt die preußiſche Reform vollzogen hatte. Dem Verfaſſer der „Fragmente über Menſchenbildung" galt es nach wie vor für eine Eigentümlichkeit des deutſchen Geiſtes, daß ihm die menſchliche Freiheit am höchſten ſtehe, daß er im Verhältniſſe zu ihr die politiſche Freiheit geringer einſchätze. Aber er warnte vor einer Überſchätzung des an ſich edlen Strebens, das ihm ja ſelbſt in Fleiſch und Blut übergegangen war, vor einer Geringſchätzung des Politiſchen, und er verſuchte es nur, den politiſchen Begriff der demokratiſchen Freiheit, wie er ihn verſtand, feſter in dem Allgemeinmenſchlichen zu verankern. Die Einſeitigkeit des antiken Heidentums lag in ſeiner „irdiſchen Ariſtokratie der Stärke und Gewalt", in der Vollendung des Perſönlichen. Das Chriſtentum umfaßte zuerſt von allen Religionen die ganze Menſchheit, die Totalität des Tatſächlichen. Die Gleichheit der Seelen ſollte auch „eine größere politiſche und leibliche Gleichheit" zur Folge haben, „eine Art himmliſcher Demokratie auf Erden" ſchaffen. Aber die Geſchichte ging einen langſamen Gang. Die chriſtlichen Staaten des Mittelalters blieben ariſtokratiſcher Natur, auch das deutſche Reich. Seine Kultur erhielt ein beſonderes Gepräge durch die „große germaniſche Lebendigkeit". Ihr gelang es, in dem Zeitalter fröhlicher, unbefangener Kindheit vom zwölften bis ſechzehnten Jahrhundert eine ſo große Mannigfaltigkeit des Lebens in den Kulturzentren Nürnberg, Straßburg und Köln zu entfalten, wie ſie jetzt in den größten deutſchen Staaten nicht vorhanden ſei. Die Männer, welche uns die Kunſt des Mittelalters aufhellten, gaben uns

erſt „den großen Schlüſſel zu unſerer Geſchichte in die Hand, und durch ſie erſt verſtehen wir die Größe und Herrlichkeit des Volkes, welchem wir angehören". Und nun entwarf Arndt in den „Fantaſien" ein ſo glänzendes Bild von der künſtleriſchen Herrlichkeit des Mittelalters, daß es ſcheinen könnte, als wäre der frühere Gegenſatz zur katholiſierenden Romantik aufgehoben. Die Kämpfe zwiſchen Papſttum und Kaiſertum, die ihn einſt ſo erſchüttert hatten, traten zurück. Die prunkvollen, ihm bisher oft ſo unſympathiſchen Formen der Hierarchie rückten in den Hintergrund vor dem „innerlichen Geiſte des Chriſtentums", der in ihnen lebte. Nirgends wurde die poſitive Bedeutung der Reformation ſo wenig hervorgehoben als hier. Es überwog der Eindruck der „herben und unſeligen Zeit", wo die kindliche Unſchuld des Volkes zum Bewußtſein erwachen ſollte. Deutſchland wurde ein unglückliches und ohnmächtiges Land von 1600 bis 1800, weil es das Alte verloren hatte und das Neue noch nicht finden konnte, und von 1800 bis 1813 war es eins der unglücklichſten Länder. E. M. Arndt kam in dieſer Schrift dem Geiſte der Romantik bis an die äußerſte Grenze entgegen, die ihm ſeine eigentümliche Perſönlichkeit ſetzte. Der Aufenthalt in dem rheiniſchen Mittelpunkte katholiſchen Lebens und das eifrige Studium mittelalterlicher Geſchichte wirkten nach. Ihr zauberhafter Reiz traf in ſeiner Seele verwandte Seiten. Und er ſehnte ſich in dieſen Tagen nach Ruhe, nach ſtillem Genuß. Es war nach der harten, entſagungsvollen Arbeit der letzten Jahre eine Zeit geiſtiger Ermüdung, in der ſolche Sätze niedergeſchrieben wurden. Er flüchtete ſich in das Land der Vergangenheit, wo die Gegenwart ſich ſo unſicher geſtaltet hatte. Heiße Sehnſucht nach einfacher, kindlicher Größe, die ihn über die ſchwankenden Ereigniſſe des Augenblicks hinüberhelfen ſollte, überfiel ſeine Seele. Arndt durchlebte hier in Köln Momente tragiſcher, innerer Spannung. Waren ſie überwunden, dann trat die lebensvolle Wirklichkeit mit ihren herben Gegenſätzen, mit ihrer männlich-freudigen Arbeit wieder in ihr Recht. Sie leuchtete bereits in dem Geleitworte „Zum neuen Jahr" hervor. Durchaus in verſöhnlichem Tone war auch dieſe Schrift gehalten. Die Herrlichkeit des Mittelalters wirkte nach. Das Große und Gewaltige aller religiöſen Ideale wurde bereitwillig anerkannt, aber ebenſo die Überwindung jener naiv-religiöſen Anſchauung betont, ſobald das Gefühl der individuellen Selbſtändigkeit im Menſchen erwachte. Die Reformation war „ein gewaltiges Verhängnis, eine unvermeidliche Not, der Wille der Vorſehung", damit die Größe und Weite des chriſtlichen Glaubens ſich offenbaren könne. Es kam ihm einer Verſpottung Gottes gleich, zu ſagen, die ſeit der Revolution verfloſſenen Jahrzehnte ſeien ein Scherz, von dem allmächtigen Leiter der Dinge zugelaſſen, um den Menſchen zu beweiſen: was ihr haben wollt, iſt ſchlechter, als was ihr habt. Gerade der Kirchen als der körperlichen Formen des inneren chriſtlichen Geiſtes Aufgabe ſei es, die ganze neue Zeit in ſich zu verarbeiten und mit ſich geiſtig zu verbinden. Von der katholiſchen Kirche verſprach er ſich

kein Verſtändnis für die Aufgaben der Zeit. Nach ſeiner Meinung fehlte ihr die neuſchaffende Vollkraft, ſie achtete nicht auf die Individualitäten der Völker, ſie beſtand hartnäckig auf das Alte, auf die Herrſchaft des italieniſchen Geiſtes in der Hierarchie, während es ſeit der Reformation Deutſchland ſei, das ſich als den Propheten des neuen Geiſtes offenbart habe. Dieſer deutſche Geiſt deckt ſich mit dem proteſtantiſchen Weſen. „Der Geiſt des Proteſtantismus aber iſt ein demokratiſcher im Gegenſatz des rein monarchiſchen Katholizismus. Dieſer Geiſt will und muß in alle Verfaſſungen das Seinige hineintun, und darum wird der Proteſtantismus noch herrſchen, bis das monarchiſche Prinzip in Europa von dem demokratiſchen ſo durchdrungen und geſättigt iſt, daß die beiden Kräfte, deren gehörige Miſchung allein einen vollkommenen Staat bilden kann, in ein friedliches und einträchtiges Gleichgewicht gekommen ſind."

Damit hatte Arndt den Punkt gefunden, an dem der politiſche Begriff der demokratiſchen Freiheit in Verbindung zu dem allgemein-menſchlichen, zu dem humanen der proteſtantiſchen Ethik trat, ohne ihn jedoch inhaltlich-dogmatiſch irgendwie feſtzulegen. Der politiſche Geiſt der neuen Zeit, für den neben der Reformation die Revolution ein ſichtbares Zeichen war, befand ſich in Übereinſtimmung mit dem religiös-ſittlichen Prinzip des Proteſtantismus, ja er war ohne dieſes undenkbar. Die Löſung des Individuums aus allen überkommenen korporativen Banden kirchlicher und ſtaatlicher Natur, ſeine natürliche Freiſtellung und Begründung, aus ihr folgend ſeine ſittliche Verpflichtung für die Gemeinſchaft, wie Arndt ſie ſich einſt auf ſeinen Reiſen errungen hatte, bildeten ſeine unverrückbare Grundlage. Dieſer demokratiſche Geiſt der Zeit charakteriſierte ſich nach ſeiner Meinung in der Bedeutung der „europäiſchen, d. h. der öffentlichen Meinung", die alles vorher voneinander Getrennte miteinander verbunden habe. Sie würde nicht von einzelnen gemacht, wie wohl ihre Widerſacher annähmen, ſondern ſie iſt „eine aus dem Chriſtentum allmählich entwickelte geiſtige Gewalt, und keine irdiſche Macht vermag die Fluten und Stürme zu bändigen, womit ſie über die Welt hinbrauſet". In ihr ſammeln ſich die Vulkane vieler edlen Gemüter. Arndt weiß es wohl, daß ihre Führer beſchuldigt werden, die Nation aufzurühren, und er will dieſe Beſchuldigung nicht ganz ablehnen, aber die Not der Völker hat ſie aufgerufen. Nach beiden Seiten warnte er vor Übertreibungen in dem Ringen des Alten mit dem Neuen, hoffend, daß der notwendige Kampf im deutſchen Vaterlande nimmer in einen blutigen ausarten, ſondern daß das Volk durch Mäßigkeit und Feſtigkeit geſetzliche Verfaſſungen ſich verdienen werde, denn „politiſch muß das Volk, das einmal über den Berg gekommen iſt, weiter wollen. Die politiſche Kraft der Völker iſt eine bloße Naturkraft, die nicht ſtillſtehen kann, ſondern in jeder Bewegung, die von Natur fortſchießt, mit fortſchießen muß". Maßvoll wie ſeine Ausführungen über den Geiſt der Zeit waren auch Arndts Pläne für ſeine Umſetzung in die politiſche

Wirklichkeit. Die „Fantasien" lassen die einheitliche Gesamtvertretung Deutschlands ganz außer acht in der Erkenntnis, daß hier der Faden der Entwicklung zunächst abgeschnitten sei; sie treten für eine Wiedereinführung der vormaligen Landstände in den einzelnen Staaten ein, freilich nicht der Landstände des sogenannten letzten Gebrauchs, die ganze Volksklassen von der Vertretung ausschlossen, sondern unter Teilnahme aller Stände. Ihre Befugnisse wurden in großen Umrissen bestimmt: Anteilnahme an der Gesetzgebung, so daß kein neues Gesetz ohne ihre Einwilligung erlassen werden könne, das Recht zur Steuer- und Abgabenbewilligung, Verpflichtung der Regierung zur Rechenschaftsvorlage über den Verbrauch der bewilligten Mittel, Verantwortlichkeit der Minister bei voller Unverantwortlichkeit des Herrschers. Nicht nur die Wahl, sondern auch die Abstimmung sollte nach Ständen erfolgen, ein bedeutsames Zugeständnis, das der Schreiber der Romantik machte, der Landtag alle Jahre abgehalten werden. Ausschüsse blieben zurück. Für die größeren Staaten verlangte er ständige Ausschüsse in der Hauptstadt, weil, wie bereits ausgeführt wurde, nach seiner Meinung die Zeit für direkte, allgemeine Landtage in diesen Ländern noch nicht gekommen sei. Die allgemeine Preßfreiheit und die Unabsetzbarkeit der Richter außer in Disziplinarfällen bildeten auch jetzt wichtige Punkte seines Programms.

Aber damit ist Arndts eigentümliche Denkart, nach der er den Ausbau des politischen Lebens in Deutschland während dieser kritischen Periode zu gestalten suchte, noch nicht in ihrem ganzen Umfange bestimmt. Er hatte die demokratische Freiheit zunächst durch eine feste monarchische Spitze, dann durch die scharfe ethische Formulierung, durch die Verbindung mit der sittlichen Norm des Christentums, die den einzelnen der Gemeinschaft absolut verpflichtete, bedeutsam eingeschränkt. Eine weitere Begrenzung erfuhr der Begriff durch den Wert, der dem Grund und Boden des Landes für das öffentliche Leben eines Volkes zugemessen wurde. In allen seinen agrarpolitischen Arbeiten hatte der Verfasser darauf hingewiesen, der „kurze Katechismus" ihn seinen Lesern in den weiten Gefilden Rußlands als das Bindeglied zwischen Fürst und Volk hingestellt, als das sachliche Interesse, dem beide in gleicher Weise verpflichtet seien. Die Schrift über künftige ständische Verfassungen aus dem Jahre 1814 beschäftigte sich eingehend mit der Ordnung dieser Verhältnisse. Der Aufsatz „Ein Wort über die Pflege und Erhaltung der Forsten und Bauern im Sinne einer höheren, d. h. menschlichen Gesetzgebung", der 1820 infolge scharfer Angriffe und einseitiger Entstellungen seitens der Gegner mit einer Einleitung versehen und noch einmal im Sonderdruck ausgegeben wurde, nahm diese Gedankengänge von neuem auf. Sie gipfeln in der Forderung an die Regierungen, „unmittelbare Majorate des Staats" für den Adel und den Bauernstand einzurichten. Nur ein Teil des Grund und Bodens bleibt frei, veräußerlich, der andere fest, unveräußerlich, und zwar so, daß der Adel allein auf die Besitzer solcher unmittelbaren

Staatsmajorate übergeht, während nach englischem Vorbilde die übrigen Glieder der bisherigen adligen Familien dem Bürgerstande zugezählt werden. Darin lag bereits ein Unterschied zu den Ansprüchen des romantischen Feudalismus, wie sie in diesen Jahren wiederholt gestellt wurden. Noch bedeutsamer war ein anderer Gegensatz. Der Feudalismus legte den Hauptnachdruck auf die Familie, die Bindung des Geschlechtes, das persönlich-korporative Moment. So etwa de la Motte-Fouqué in seinem Briefwechsel mit Friedrich Perthes „Etwas über den deutschen Adel, über Ritterſinn und Militärehre". Arndt kam es auf den Grund und Boden, auf die Bindung des Landes, auf das sachliche Moment an, und er verwahrte sich ausdrücklich dagegen, mit seiner Forderung in die Bahnen der alten Lehnsverfassung mit ihren persönlichen und dinglichen Rechten zugunsten des Adels einzulenken. Für sie gab es nur eine scharfe Kampfansage. Jene von der Regierung ausgehende, also gewissermaßen staatssozialistische Bindung eines Teiles des Grund und Bodens schien ihm bei dem demokratischen Charakter des Zeitgeistes für die Sicherheit des Staates notwendig zu sein, sie bildete für ihn „den Grund des Gebäudes aller Verfassung", wichtiger als diese selbst. Lehnte es Arndt auch ausdrücklich ab, hierdurch etwa das Stimmrecht der übrigen Bürger nach dem Vorbilde Mösers und Rehbergs irgendwie einschränken zu wollen, so erhielt seine demokratisch-monarchische Staatsform doch einen aristokratisch-agrarischen Unterbau, dem er Zeit seines Lebens treu blieb. So konnte es nicht an Spannungen fehlen, die ihn mit der industriellen Entwicklung Preußens und Deutschlands wenigstens in einen ideellen Gegensatz brachten, sprach er es doch offen aus, daß die verschiedenen Ordnungen der Gesellschaft nach einem nur mit Gefahr des Staates zu beseitigenden Naturgesetze nicht nebeneinander, sondern untereinander gestellt seien. Ähnliche Geltung hatte für Arndt die unvermischte Reinheit des Volkstypus. In der Durcheinandermengung verschiedener Rassen, die angeblich die Veredelung der Typen und das gegenseitige Verständnis heraufführen sollte, sah er ein Unglück für alle Teile. Das Eigentümliche, das Ursprüngliche gehe verloren. Nach wie vor warnte er die Deutschen davor, französisches Wesen in sich aufzunehmen oder jüdischen Geist mit sich zu verbinden, weil beide Völker auf jener gefährlichen Spitze der Bildung angelangt seien, die in der Regel zum Abgrund führe; Gedanken, die schon in der „Einleitung zu historischen Charakterschilderungen" ausgesprochen waren und später in den volkspsychologischen Forschungen wieder aufgenommen wurden.

Das waren drei starke Schutzmauern, mit denen E. M. Arndt den Begriff der demokratischen Freiheit umgab, um seine Ausartung zu jenen Ideen der natürlichen und kosmopolitischen Gleichheit zu verhüten, die in der französischen Bewegung eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatte. Gegenüber diesen Einschränkungen hielt er desto energischer an der Gleichheit aller Stände und Klassen vor dem Gesetze, an der staatsbürgerlichen Rechtsgleich-

heit, fest. In ihr lag die irdische Versöhnung von reich und arm, vornehm und gering. In der Majestät des Gesetzes sah er weiter die politische Freiheit verankert, ja er stellte den Satz auf, daß ihr eigentlicher Begriff „die höchste und ausnahmlose Herrschaft des Gesetzes" bedeute.

Und wohin wandten sich nun seine Hoffnungen zur Verwirklichung aller dieser Gedanken, wenn er die politische Lage Deutschlands, des „glänzenden Siegeskindes des vorigen Jahres", betrachtete? — Seine Augen wandten sich nach dem Lebendigen, auf die erste Großmacht des Landes, auf Preußen. Immer enger hatten sich ja im Laufe des letzten Jahrzehntes die Beziehungen Arndts zu diesem Staate gestaltet. Die politische Übersicht des ersten Teiles des „Geistes der Zeit", geschrieben 1805, hatte Preußen von Deutschland abgesondert behandelt, das Geleitwort „Zum neuen Jahr" 1816 stellte es an die Spitze der Erörterungen über die deutsche Politik. Zwar verhehlte er sich nach den Erfahrungen des zweiten Pariser Friedens nicht, daß die Macht dieses Staates zunächst „mehr in der Meinung als in der Wirklichkeit" bestehe, allein gerade dieses Mißverhältnis zwischen der tatsächlichen politischen Lage und den starken sittlichen Energien, die es für die Größe und Freiheit Deutschlands in die Wagschale gelegt hatte, ließ ihm nach seiner Meinung gar keine andere Wahl, als trotz der gegnerischen Stimmen im eigenen Lande auf der beschrittenen Bahn weiterzugehen. Preußen kann, schrieb er, „ohne kühnes Wagen und freies Wollen gar nicht bestehen", und wenn es weiterstrebt, „wird es in Deutschland einen sonnigen Olymp des Ruhmes und der Freiheit aufrichten, um dessen Glanz die Fürsten und Völker des Vaterlandes sich versammeln und gegen dessen unzerbrechliche Felsen alle unsere Feinde mit vergeblicher Wut stürmen werden". Wie geringwertig mutet gegenüber solchen prophetischen Worten der Wunsch an, mit dem Österreichs Politik bedacht wird, es möge die Quellen seines deutschen Ursprungs nicht vergessen, aus denen die habsburgische Herrschaft entsprungen sei. Die Stellung Hollands und der Schweiz betrachtete er mißtrauischen Blickes. Es blieb ihm unsicher, ob diese Staaten sich auch stets ihrer Zugehörigkeit zu der germanischen Kultur bewußt bleiben oder nicht in das fremde Lager, sei es Frankreichs oder Englands, übergehen würden. Das Urteil Arndts über den deutschen Bund und die künftige Bundesversammlung hatte sich nicht günstiger gestaltet. Ihm blieb es unbegreiflich, „wie so viele Souveränitäten, alle mit souveränen Ansprüchen, zu einem Zuge und zu einer Richtung für die Geschichte und Sorgen des Vaterlandes geeinigt und zusammengehalten" werden, wie sie die Aufgaben für die einheitliche Gestaltung des Reiches lösen sollten, die er ihnen einst bestimmt hatte. Aufs innigste verbunden mit dem deutschen Wesen war für ihn Skandinavien. Hier suchte und fand die romantische Lebenskunst des Patrioten, der dem aus sich selbst heraus schaffenden Volkstum im Gegensatz zu dem angeblich künstlich arbeitenden Geiste zünftiger Diplomatie wieder zu neuer Wirklichkeit verhelfen wollte, die ursprüngliche Form germanischer

Kultur am reinſten, weil das Chriſtentum in den nordiſchen Reichen nicht im Kampfe mit dem Heidentum ſich durchgeſetzt und ſo deſſen Werte zerſtört, ſondern neben ihm ſich herangebildet hatte, und weil nicht fremde Völker über die Halbinſel geflutet waren. Sage und Lied der erhabenen Vorgeſchichte galten noch als Zeugniſſe des lebendigen Geiſtes der Vergangenheit. Selbſt die großen Geſtalten der letzten Jahrhunderte waren durch ſie verklärt und zu Volksheroen umgeformt, ſo Guſtav Waſa und Karl der Zwölfte. Des gemeinſamen Urſprungs ſollten ſich Schweden und Deutſche bewußt bleiben, ihre Anpaſſungs- und Bildungsfähigkeit eine einheitliche germaniſche Volkskultur für die Zukunft ſchaffen. Von Dänemark erwartete Arndt einen engeren Anſchluß an das Reich; es könne als „ſelbſtherriſcher Staat" nicht mehr beſtehen, und er warnte es, „die herrlichen teutſchen Landſchaften, welche die jetzige Dynaſtie auf ihren Thron geſetzt haben, faſt gleich eroberten Provinzen willkürlich und ohne alle Verfaſſung regieren zu wollen". Die engliſche Politik erſchien ihm in einem für das Vaterland ungünſtigen Lichte. Ihre Haltung während des vergangenen Jahres in allen deutſchen Fragen blieb unvergeſſen. Der einzigartigen Machtſtellung Großbritanniens wurde er, mochte der Vertreter der eigentümlichen Rechte eines jeden Volkes auch den Kolonialbeſitz grundſätzlich verurteilen, weil unentwickelte Raſſen dadurch leicht zu Sklaven der Kulturnationen herabgewürdigt würden, durchaus gerecht. Trotz ſeines Glaubens, daß in dreißig bis fünfzig Jahren alle amerikaniſchen, von Europa abhängigen Gebiete ſelbſtändig ſein würden, ſah er für die kommende Zeit ein Wachstum des engliſchen Einfluſſes auf die Weltpolitik voraus. Die Herrſchaft über Afrika werde eine neue Epoche des Inſelreiches beginnen, in Indien und Auſtralien könne es für Jahrhunderte die Oberhand aufrechterhalten. Und ſelbſt wenn es alle Kolonialgebiete verliere, ſinke es doch nicht in den Abgrund, weil die ſtolze und freie Einrichtung ſeines Staates, die Tüchtigkeit ſeiner Bewohner ihm ſtets einen vornehmen Platz im europäiſchen Völkerleben zuweiſen würden. Seine Kenntnis über England hatte ſich gerade jetzt durch das Studium des Vinckeſchen Buches „Darſtellung der inneren Verwaltung Großbritanniens" (Berlin 1815) vertieft, einer Arbeit, der vielleicht eine ſtarke Bedeutung für den deutſchen Liberalismus zukommt, ſoweit er ſich ſpäter geſchichtlich orientiert. Aus der Abneigung Arndts gegen allzu große Staaten erklärt ſich ſeine Warnung an Rußland bei aller Dankbarkeit, die er gegen das Herrſcherhaus und die Nation infolge ihres Ausharrungsvermögens in den letzten Kämpfen empfand, vor weiteren Eroberungen, namentlich Konſtantinopels, ſich zu hüten. Daß auf dem Balkan neue Wirren zum Ausbruch kommen, daß die Türken, falls ſie nicht zum Chriſtentum ſich bekehrten und dann als das geborene Herrſchervolk jene Gebiete von neuem ſich erwürben, durch alle europäiſchen Mächte nach Aſien zurückgeworfen würden, galt ihm als ſicher, und er hoffte, daß um das öſtliche Becken des Mittelmeeres herum ein großes Reich der lingua franca

entſtehen werde. Sobald Italien von der Starrheit ſeiner geiſtigen und politiſchen Formen ſich befreit hätte, in die es durch die katholiſche Hierarchie hineingepreßt ſei, werde die Kraft der Nation im Leben der europäiſchen Völker ſich geltend machen, ebenſo wie des von ihm ſo geliebten ſpaniſchen Volkes, wenn ſich der Sinn des Königs nicht verblendet zeige. Das Urteil über die franzöſiſchen Verhältniſſe lautete nicht ungünſtig. Er prophezeite dem Volke eine ruhigere Zukunft, wenn es ſich vor dem Einfluſſe der Ultras hütete, und wenn die europäiſche Politik dem jungen Könige von Rom die Mittel nehme, ſeine Anſprüche einſt durchzuſetzen. Freilich: Für Deutſchland blieb Frankreich auch in Zukunft der natürliche Gegner. Dem Verſuche des Erzbiſchofs de Pradt von Mecheln, die Blicke der Deutſchen, namentlich der preußiſchen Politik von dem weſtlichen Nachbar abzulenken und auf Rußland als den eigentlichen Gegner Mitteleuropas hinzuweiſen, mußte er mit ſtarkem Mißtrauen begegnen. Arndt ſtand jeder Bündnispolitik zunächſt ablehnend gegenüber. Hatten nicht Deutſchland und Preußen es in den Friedensverträgen 1814/15 büßen müſſen, daß ſie nicht allein aus ſelbſtändiger Kraft imſtande geweſen waren, das Werk der Befreiung zu vollbringen, daß ſie fremder Hilfe bedurften? — Ließ nicht beſonders England es dem aufſtrebenden preußiſchen Staate fühlen, daß es ſelbſt im Nordweſten des Feſtlandes, auf altem deutſchen Gebiet, die Oberhand behalten wollte? — So verfochten ſeine Schriften in der auswärtigen Politik immer wieder das Ziel, die Unabhängigkeit Deutſchlands und Preußens von dem Willen der Großmächte zu begründen. Um einſt ſeinen deutſchen Beruf erfüllen zu können, mußte Preußen ſo weit gekräftigt ſein, daß es ſtets nach ſeinen Vorteilen und Intereſſen zu handeln vermochte, ſobald es ein Bündnis mit einer auswärtigen Macht einging. Erſt dann war Deutſchland nicht mehr „das Puppentheater des europäiſchen Gleichgewichts". Von jeder prinzipiellen Doktrin, ſei es für die Weſt- oder die Oſtmächte, frei, ſchon ſeit 1815 die notwendige Auseinanderſetzung zwiſchen Öſterreich und Preußen erkennend, ſah der Patriot darin ſicheren Blickes den vornehmſten Grundſatz des künftigen führenden Staates Deutſchlands, und er iſt in den folgenden Jahrzehnten nie an ihm irre geworden, hierin ein echter Vorläufer der Machtpolitik Bismarcks und der ihm verwandten Publiziſtik. Welches aber war der ſicherſte Weg zu dieſem Ziel? — Als de Pradts Schrift in den letzten Heften des „Wächters" 1816 von ihm beſprochen wurde, da wies Arndt ſein Volk noch einmal mit ernſtem Nachdruck darauf hin, daß bei dem unvollkommenen, durch den Wiener Kongreß geſchaffenen Zuſtande Europas alles auf die Erkenntnis deſſen ankomme, was bei den gegenwärtigen Verhältniſſen möglich und nötig ſei. Möglich und nötig aber war ihm für Deutſchland und für Preußen die Erziehung des Volkes durch ſich ſelbſt und durch den Staat für den Staat zu Bürgern, die demokratiſche Politiſierung der Gemeinſchaft

und aller ihrer Glieder in dem angegebenen Sinne. Dahin sollten alle berufenen Lehrer und Vertreter der öffentlichen Meinung im Unterrichte und in der Presse, in allen Korporationen und Verbänden wirken, dazu bildete das weitere Mittel eine aus dem Heimischen und dem Vaterländischen heraus gewachsene Verfassung als die gesetzmäßige Vereinbarung zwischen Fürst und Volk.

Mit diesen Ausführungen sind die Forderungen und Ziele umschrieben, die Arndt an die politische Tätigkeit in den Jahren nach den Freiheitskriegen stellte. Sie decken sich in allen wesentlichen Zügen mit dem ethischen Liberalismus, jener Form des Gesamtliberalismus, die in unserer parteigeschichtlichen Forschung bisher zu wenig einerseits von dem naiv-natürlichen Liberalismus der französischen Revolution, andererseits von dem doktrinär-abstrakten Liberalismus geschieden wurde, der in Deutschland von 1820 an immer stärker die Oberhand gewann[1]). Die Ideen von 1789 hatten den Begriff der einheitlichen Gesellschaft gegenüber der Staatsidee geschaffen, sie durch den weiteren Begriff der Gleichheit in ihren einzelnen Gliedern uniformiert, eine einförmige, demagogisch gerichtete Massenorganisation hergestellt. Demgegenüber vollbrachte der Liberalismus in Deutschland zunächst das Werk der persönlichen Differenzierung durch seine ethische Tendenz, die er als das Erbe des klassischen Idealismus übernahm. Der sichere Boden, auf dem der deutsche Liberalismus ursprünglich steht, ist der ethisch an den Staat gebundene Individualismus, der bei voller Betonung der persönlichen Freiheit doch die starke Einheit zwischen Mensch und Staatsbürger herzustellen suchte, den Willen des Staates zur Macht als einen Ausdruck seines eigentümlichen Wesens ansah, jeden einzelnen als autonome, nach eigenen Gesetzen lebende Größe empfand. In die Reihen dieses ethischen Liberalismus gehören Männer wie Gneisenau und Boyen, Schleiermacher und Arndt, der Greifswalder Jurist Schildener und der Berliner Buchhändler Reimer, die Holsteiner Hegewisch und Graf Heinrich Rantzau, später die pommerschen und ostpreußischen Edelleute v. Kathen und Graf Max Schwerin, Magnus v. Brünneck und Ernst v. Saucken-Tarputschen, also Angehörige aller Volkskreise. Ihr Ziel ist die Übertragung der sittlichen Ideale des deutschen Klassizismus, wie sie in der preußischen Reform begonnen wurde, von einzelnen, durch Bildung und Besitz bevorzugten Individuen auf das politisch-soziale Leben der Volkseinheit und aller ihrer einzelnen Glieder. Arndts politisch-literarische Arbeit war der erste Versuch,

[1]) Vgl. hierüber meinen Aufsatz „Die ursprünglichen Grundlagen des Liberalismus und Konservatismus in Deutschland", Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1915, auch als Sonderabdruck bei E. S. Mittler und Sohn, Berlin 1915, erschienen.

die Ideale der Klassik in ihrer letzten Begründung, die Beziehungen des einzelnen zur Gemeinschaft, selbstverständlich nicht die unendliche Größe, wie sie in den Heroen Königsbergs und Weimars zur Erscheinung gelangte, in einem geschichtlich gegebenen Volkstume zu verwirklichen, er formte die Idee des Humanen realistisch um, indem nicht nur die einzelnen mit einer ausgeprägten Persönlichkeitskultur, sondern auch das Volk als ihr Träger, als handelnd für die eigenen Geschicke begriffen und gefordert wurde; aber nicht als eine von dem Denker oder Politiker willkürlich entdeckte, von der Vergangenheit nicht berührte Totalität, die sich nur in ihrer Abstraktion durchzusetzen braucht, sondern als eine durch die Geschichte, also notwendig bestimmte, durch den Willen der Gegenwart vorwärts geführte, also freie Totalität. Aufgabe des handelnden Staatsmannes ist es danach, diese beiden Pole des einheitlichen Volkstums fest aneinander zu binden, die möglichen Mittel zu finden, die diese Einheit weiter führen können. So ergab sich als leitender Grundsatz dieses ethischen Liberalismus nicht eine sittlich-politische Doktrin von absolutem Werte, sondern die Auffassung, das Volk selbst politisch für seine Entwicklung verantwortlich zu machen, das heißt es in seinem öffentlichen Leben zu versittlichen. Der verstorbene Walter Sohm nennt in seiner Probevorlesung „über die Soziallehren Melanchthons" den ethisierenden Humanisten den praeceptor Germaniae für das gesamte soziale Leben des absoluten Staates durch die Versittlichung der Familie und der Familienerziehung, des Staats- und Kirchenbegriffes. Eine parallele Erscheinung bildet der ethische Liberalismus für die konstitutionellen Staatsformen Deutschlands während des neunzehnten Jahrhunderts; nur daß sie in ihren Wirkungen so jäh gehemmt wurde durch die doktrinären Ideen des abstrakten Liberalismus und die reaktionären der Restauration. Sollte jetzt nicht die Zeit gekommen sein, in ernster Friedensarbeit solche Forderungen zur politischen Tat umzugestalten, wo sich aller Parteien ohne Unterschied ähnliche Hoffnungen und Zukunftsideale bemächtigt haben, wo keine ohne demokratische Grundlage Zukunftswerte verwirklichen kann?

Aber damit ist Arndts eigentümliche Stellung in den politischen Strömungen nach den Freiheitskriegen noch nicht in ihrer vollen Wirklichkeit gekennzeichnet. Es wurde bereits erwähnt, wie stark er im Spätsommer 1815 den Anschauungen der katholisierenden historischen Romantik entgegenkam, und es hieße seine Persönlichkeit verkennen, wenn man den Einfluß der romantischen Lebenskunst auf das Wachstum seiner Geistesart nicht beachten wollte. War nicht der Begriff des individuellen, geschichtlich gegebenen, von allen andern unterschiedenen Volkstums, das nach eigenen, ihn immanenten Gesetzen lebte, eine Entdeckung der Romantik? — Arndt schöpfte aus dem Reichtum ihrer

Quellen, wenn er immer wieder die große Einheit ſeines deutſchen Volkes als etwas Lebendiges und Leidendes empfand, als eine natürliche Größe, mit der jeder einzelne unwiderruflich verwachſen iſt, die auch der Genius nicht entbehren kann. Aber die Politiker und Literaten der hiſtoriſchen Romantik blieben bei der naturgeſchichtlichen Verbindung des einzelnen mit dem Volksganzen ſtehen, das notwendige Durchgangsſtadium bildeten die ſozialen Gruppen und Korporationen. So gingen die aus der Romantik ſtammenden Parteianſchauungen des Konſervativismus von einem anders gearteten Individualismus aus als der ethiſche Liberalismus, von dem ſtändiſch-ſozial und korporativ-naturgeſchichtlich an den Staat gebundenen Individualismus. Arndts Wege gingen über dieſes Zeichen hinaus. Auch er hat in ſeinem langen Leben ſtets das natürliche Verbundenſein mit den Elementen der Abſtammung und Geburt betont, und es fehlte nicht an Zeiten, wo er ſich nach der ſchlichten Ein- und Unterordnung unter dieſe gegebenen Verhältniſſe zurückſehnte. Aber er empfand ſolche Stunden als Schwäche, und ſeine Seele unterließ es nicht, in raſtloſer Arbeit immer wieder den ſcharfen Schnitt zu ziehen, der den einzelnen in herbe Einſamkeit hineinzieht und ihn dann von ſich aus mit ſittlicher Tat die ſelbſtgewollte, nicht geſchichtlich gewordene Einordnung vollziehen läßt. Daß er von den politiſchen Folgen dieſer konſervativ-romantiſchen Erkenntnis des Individualitätsbegriffes nicht unberührt blieb, wurde bereits erwähnt. Die während des Frühjahrs 1813 zu Breslau niedergeſchriebenen „Fantaſien für ein zukünftiges Deutſchland" hatten freies und gleiches, aber indirektes Wahlrecht aller wirtſchaftlich Selbſtändigen in Stadt und Land für die Volksrepräſentation verlangt, demgemäß auch Stimmabgabe nach Köpfen. Ähnliches forderten ſpäter Fries und Pfizer, vielleicht in Anlehnung an Arndts Schrift. Unter dem Einfluſſe Steins vollzog ſich dann eine Annäherung an die hiſtoriſche Romantik. Das organiſch Gebundene erſchien ihm wichtiger als die atomiſtiſche Vereinzelung der Individuen bei der Wahl. Die Schrift „Über künftige ſtändiſche Verfaſſungen", die etwa in der erſten Märzhälfte 1814 erſchien, vertrat die Wahl nach Ständen, ohne jedoch die Abſtimmung an ſie zu binden. Der „Wächter" zog auch dieſen letzten Schluß zugunſten des konſervativ-romantiſchen Gedankens. Ein ſtark konſervativ-romantiſches Element findet ſich natürlich auch in der hohen Wertſchätzung feſtgewurzelter Agrarverhältniſſe für den Staat gegenüber den wechſelnden Anſprüchen des leicht beweglichen Bürgertums. Und noch eins muß wenigſtens berührt werden, obwohl es nicht in den Kreis der politiſchen Erwägungen gehört: E. M. Arndt hat in der Form ſeiner Schriften und Lieder nie die romantiſche Darſtellungs- und Lebenskunſt zu überwinden vermocht, er blieb formell ſtets von ihr bedingt. Aber ihn deshalb der Romantik zurechnen zu wollen, wie es bisher geſchah, iſt unrichtig; ebenſo unrichtig wie bei Schleiermacher. Inhaltlich gehören beide ſowohl ethiſch wie politiſch dem klaſſiſchen Idealismus an, ſie haben die praktiſchen Poſtulate der Romantik überwunden. Die Reaktion

war, von ſich aus geſehen, durchaus im Rechte, wenn ſie beide auf die Liſte der Demokraten ſetzte, denn ihre vornehmſte politiſche Forderung blieb die bewußte Arbeit des Volkes an der Geſtaltung ſeiner Geſchicke, ihr Leben war ein unaufhörlicher Widerſtand gegen die bewußtloſe Einordnung der Maſſen, ſei es in den abſoluten Polizeiſtaat der von der Aufklärung beeinflußten oder in den naturgeſchichtlich-altſtändiſchen Staat der von der Romantik geleiteten Reaktion. —

In der Schrift „Über Anmut und Würde" ſagt Schiller einmal: „Wenn ein monarchiſcher Staat auf eine ſolche Art verwaltet wird, daß, obgleich alles nach eines einzigen Willen geht, der einzelne Bürger ſich doch überreden kann, daß er nach ſeinem eigenen Sinne leben und bloß ſeiner Neigung gehorche, ſo nennt man dies eine liberale Regierung." Der Dichter kennzeichnet damit die Aufgabe des Monarchen, den Willen ſeines Volkes zu erkennen und mit dem eigenen zu verbinden, er will eine innere Verſöhnung der beiden ſo leicht auseinanderſtrebenden Kräfte des Regierungs- und Volkswillens heraufführen, doch ſo, daß die vorwärtstreibende Macht ſtets der Herrſcher bildet. Die fortſchreitende demokratiſche Politiſierung und Ethiſierung des ganzen Volkes, wie ſie Arndt fordert, vertieft das Problem, das Schiller mit jenen Worten ſtellt, erhebt es aus der künſtleriſchen Welt des Unbewußten in die politiſche Welt des Bewußten, will auch hier die Idee zur Realität geſtalten. Ein nationaler Staat ſoll durch die Natur der gegebenen Verhältniſſe, durch die Geſchichte ſeiner Territorien und durch den Willen des Volkes heranwachſen, in dem über alle Gegenſätze zwiſchen Herrſcher und Staatsbürgern, über alle Reibungen zwiſchen politiſch-notwendiger Staatsmacht und ſozial-freier Volkskultur doch die ethiſche Harmonie der ganzen Einheit als das oberſte Geſetz und das letzte Ziel den Sieg behält. Die Staatsauffaſſung Arndts iſt eine demokratiſche Monarchie. Demokratiſch nicht verſtanden als Parteiprogramm im ſpäteren Sinne, ſondern als lebendige und bewußte Teilnahme aller Volksklaſſen an allen Fragen der Politik und Kultur, als immer ſtärkere Mobiliſierung aller Kräfte, die zur Mitarbeit fähig ſind, zur Verwirklichung der Freiheit und Größe des nationalen Kultur- und Machtſtaates. Und Monarchie nicht verſtanden im herkömmlich-demokratiſchen Sinne als weſenloſer Zierat ohne eigenen Willen, abhängig von einer zufälligen Parlamentsmehrheit, ſondern in wahrhaft monarchiſchem Sinne als die höchſte Perſonifizierung des Volkswillens mit eigenen, durch die Verfaſſung beſtimmten, nur dem Herrſcher zukommenden Machtvollkommenheiten in der inneren Verwaltung und in der auswärtigen Politik. Der Monarch allein hat die Gewalt über Krieg und Frieden, über Bündniſſe und Verhandlungen mit auswärtigen Mächten, er allein ernennt die Beamten, Richter und Befehlshaber. Nur ihm kommt das Oberkommando über das Heer zu, in dem Arndt — allerdings gemäß

dem Geiste der Zeit mehr in einem milizartigen Volksheere als einem großen, alle wehrfähigen Glieder umfassenden stehenden Heere — das Rückgrat der deutschen Einheit gegen alle Angriffe erkannte. In dem König- oder Kaisertum gelangt gewissermaßen der Zusammenhang des Volkes mit dem Ewigen zum Ausdruck, in ihm vollzieht sich eine enthusiastische Steigerung des Politischen zum Religiösen; nicht als Gottesgnadentum, sondern als ein Volkswille, der den Tiefen und Mannigfaltigkeiten seiner Kräfte einen sicheren Halt in der Höhe und Einheit der persönlichen Majestät geben will. Die demokratische Monarchie erscheint als politische Staatsform und als ethische Staatsgesinnung. In dieser Verbindung verschwindet der Gegensatz zwischen Fürst und Volk unter dem höheren Begriff des monarchisch-nationalen Staates. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche solche Gedankengänge Arndts eine Utopie gescholten haben. Sie wären es in der Tat, wenn er die Möglichkeit ihrer restlosen Verwirklichung hätte behaupten wollen. Aber keiner stand solcher abstrakten Anschauung ferner als er. Diese Harmonie zwischen Volkswillen und Herrscherwillen, diese demokratische Monarchie, wie sie Schiller unbewußt und kosmopolitisch schaut, und wie sie Arndt in starker Anlehnung an den deutschen Idealismus im hellen Bewußtsein der Geschichte seines Volkes als nationales Ziel aufstellt, bleibt für ihn stets im Gebiete der Ethik verankert, bleibt mit andern Worten ein Postulat der unendlichen geschichtlichen Entwicklung, eine sittliche Forderung. Sie aber ist es, die auch die Gegenwart an unser deutsches Volk stellt. Wir sollen in jener Annäherung ein Erbe verwalten, das der ins Politische gewandte klassische Idealismus uns als köstliches Gut hinterlassen hat, das auch die aus der Romantik stammenden konservativen Anschauungen nach einer hundertjährigen Entwicklung als das ihrige anzuerkennen vermögen.

Krupski.

Eine Erzählung aus dem Kriege.

Von

Carl Busse.

(Schluß.)

Um diese Zeit kam auch über Polen und Litauen der Frühling ... spät, aber doppelt schön nach dem langen, langen Winter. Keiner von uns in seinem bisherigen Dasein hatte ihn schon so mit jeder Fiber und Faser miterlebt, keiner war der Erde je so vertraut gewesen, wie er es in diesem Kriege wurde. Hier zu Hause begrüßt man den Frühling ja auch, man macht einen Spaziergang, man läßt die Fenster etwas länger offen, man freut sich, daß der Krokus schön blüht. Aber unser polnischer Frühling damals war ein Frühling zu jeder Stunde des Tages und der Nacht: wir fühlten ihn als Wärme, wir rochen ihn als Atem und Duft des Bodens, wir sahen ihn in grünen Spitzen und dicken, glänzenden Baumknospen, wir hörten ihn als Lerchenlaut aus der Höhe, wir empfanden ihn als Kraft, Glück, Unruhe in uns selber. So muß das Tier ihn erleben ... das Tier des Waldes und des Feldes.

Viele von uns saßen mundfaul irgendwo in der Sonne und starrten vor sich hin. Auch Krupski hatte da einen Platz am Rain. Die Beine herangezogen, die Arme lose über die Knie gehängt, einen Halm zwischen den Lippen: so hab ich ihn oft gesehen, abseits von den Kameraden ins Grüne blickend. Ich ließ ihn sitzen, denn schlimmer fast als alle Entbehrungen, die man im Felde zu ertragen hat, ist für viele Menschen die ständige Gemeinschaft mit andern. Man ist gezwungen, beinahe in jedem Augenblick die unmittelbare Nähe zufällig zusammengewürfelter Leute zu ertragen, und das Männliche, allzu Männliche kann einem auf die Dauer zur Qual werden. Jeder will einmal ganz allein sein ...

Die feiner Empfindenden nahmen auch wohl darauf Rücksicht, so gut das überhaupt möglich war. Und wenn sich einer absonderte, so ließ man ihn. Ich habe um Krupski oft genug einen Bogen gemacht. Einmal aber standen wir zusammen vor all diesem gläubigen Grünen und Sprießen, das mitten in Krieg und Zerstörung etwas Erschütterndes hatte. „Schön," sagte Krupski und machte so eine umfassende Armbewegung. Als ich nur nickte, sprach er nach einer Weile: „In Czempowo wird es ebenso sein. Und weiter drüben

in Rußland auch. Und in Deutschland nicht anders. Ja, wenn wir nach Frankreich gekommen wären, anstatt hier nach dem Osten, dann würden wir auch dort die grünen Spitzchen sehn. Überall ist Frühling."

Er sog die Luft ein, als wollte er sie schmecken. „Das Leben ist herrlich. Es gibt nichts Größeres als das Leben. Aber immer noch schießen sich die Menschen tot. Wissen Sie eigentlich, warum und weshalb?"

Darauf war nicht zu antworten, und er erwartete es wohl auch nicht. Mit einem kurzen Lachton holte er sein Tabaksbüchschen vor und begann eine Zigarette zu drehen. Sie schien ihn irgendwie zu beruhigen. „Wenn ich philosophiere," meinte er lächelnd, „muß es mit mir nicht richtig sein. Ich muß wieder mehr um die Ohren haben."

Das war wohl der Frühling, der ihm wie uns allen im Blute lag. Auf die meisten von uns hatte er eine aufreizende Wirkung. Jeder summte und sang; nachts sprachen die Leute im Traum; und selbst die schreibfaulsten Kerle kritzelten eine Feldpostkarte an Frau oder Liebste daheim. Wie ein feiner Weinrausch teilte sich dieser Frühling auf fremder Erde uns mit; man wartete auf etwas und wußte selbst nicht, worauf; man lachte ohne Grund und war ohne Grund traurig ...

Nach wie vor saß Krupski gern allein in der Sonne. Er, der in dem lähmenden Schlackerwetter des ausgehenden Winters vor Lust und Laune nur so gesprüht hatte, daß er uns damals allen atmosphärischen Einflüssen entrückt schien, war jetzt manchmal kaum wiederzuerkennen. Tagelang war er fast schläfrig, gähnte viel, tat kaum den Mund auf, starrte gedankenlos ins Grüne und blinzelte in die Sonne. Den Dienst tat er ganz mechanisch, ohne jede Teilnahme. Und plötzlich dann, als ob er erwache, riß er sich zusammen, war für Stunden wieder der Tollste, drängte sich zu gefährlichen Aufgaben und konnte einem in seiner lauten und überstürzten Unruhe auf die Nerven fallen.

Er hat damals in solchen Zwischenzeiten seine abenteuerlichsten und tollkühnsten Streiche vollbracht — Taten, die in der Regimentsgeschichte verzeichnet sind. An Gelegenheit war kein Mangel, denn als ob die Russen trotz ihrer schlechten Aufklärung den bald danach einsetzenden allgemeinen Angriff geahnt hätten und sich vorher noch unserer Stellungen hätten bemächtigen wollen, stießen sie fast tagtäglich vor. Sie hatten nicht nur neue Reserven herangezogen, sondern auch ihre Artillerie sehr verstärkt, und nur mit Mühe und Not konnten wir uns der Übermacht erwehren. Oft genug mußten wir zurück, aber ebenso oft nahmen wir dem Feind das eroberte Gelände auch wieder ab, so daß es ein Hin und Her gab, bei dem niemand gewann und jeder nur verlor. Sehnsüchtig warteten wir auf Verstärkung, sehnsüchtiger noch auf das Einsetzen der Gesamtoffensive, die uns Luft schaffen mußte.

Da war, am Anfang dieser erneuten Kampftätigkeit der Russen, eine Batterie, die uns ganz verteufelt zudeckte und deren Stellung einfach nicht festzustellen war. Unsere Flieger gaben sich die größte Mühe — umsonst.

Schließlich erbot sich Krupski zu einem letzten Versuch. Als polnischer Bauer verkleidet, eine magere Ziege hinter sich herzerrend, machte er sich daran, die Batterie auszukundschaften. Daß es auf Leben und Tod ging, wußte jeder; nur nach langem Zögern hatte der Hauptmann seine Einwilligung gegeben. Aber das Wagnis gelang. Es war ein halbes Wunder, daß Krupski wiederkam, doch es war noch besser, daß er die genauesten Angaben machen konnte. Unsere Artillerie hat dann so herübergefunkt, daß wir für alle Zeiten vor dieser Batterie Ruhe hatten. Krupski war natürlich der Held des Tages, und es wurde allgemein erzählt, daß er für das Eiserne Kreuz erster Klasse eingegeben sei.

Als ich darauf anspielte, zuckte er gleichmütig die Achseln. In jenem raschen Umschwung, der letzthin bei ihm so häufig war, schien sich sein Wesen schon wieder von höchster Anspannung zu träger Erschlaffung gewandt zu haben. Er philosophierte, und davor hatte er selbst mich ja gewarnt. Kaum noch spöttisch, nur gleichgültig sagte er: „Wenn ich es wirklich kriege — was ist das eigentlich? Leb ich deshalb einen Tag länger? Schenkt mir einer Czempowo dafür zurück? Pumpt mir Herr Cohn in Polajewo einen Tausendmarkschein darauf? Illusion, mein Lieber, alles Illusion!"

Trotzdem ich ihn und seine Art doch allmählich kannte, bekam ich einen roten Kopf und erwiderte ihm scharf, es sei sehr traurig, daß er von einem unserer höchsten Symbole so zu reden wage.

Mein Ton war deutlich genug, aber während er sonst mit heiterem Lachen und einem Scherz darauf antwortete, strich er diesmal über die Stirnhärchen und erwiderte mit der alten Gleichgültigkeit: „Symbole ... ach Gott, Symbole! Das ist es ja eben! Was sind Symbole anderes als Einbildungen? Als Notbehelfe der Phantasie? Für den einen ist die Fahne ein Heiligtum, für den andern ein Lappen. Der Glaube macht hier, wie in der Religion, alles. Und wenn man den Glauben nicht hat?"

„Dann ist das sehr traurig!" gab ich ihm, noch immer ziemlich schroff, zurück.

„Vielleicht," nickte er. „Ich habe noch nie behauptet, daß es ein Vorzug ist." Und schüttelt halb für sich den Kopf: „Wie Sie sich gleich aufregen! Sie müssen mehr Zigaretten rauchen. Zigaretten beruhigen fein. Ich rauche jetzt mehr als je. Da geht der Rauch so sachte hin, hält sich einen Augenblick als Wölkchen und ist verschwunden. Ein polnischer Dichter hat darüber ein Lied gemacht. Eigentlich ist alles ebenso ... alles gleichgültig. Kommen Sie her ... ich drehe Ihnen eine Papiros ... ich bin viel duldsamer als Sie!"

Was sollte man da machen? Schließlich kam es ja nicht darauf an, was einer für Ansichten über Eiserne Kreuze hatte, sondern nur darauf, daß er Leistungen vollbrachte, die ihn der Auszeichnung würdig zeigten. Nun, und über Krupskis Leistungen konnte wahrlich kein Zweifel obwalten. Er hätte mir und jedem andern Prediger mit Fug antworten können: „Bevor ihr redet, tut mir doch erst einmal nach, was ich getan habe!" Da wäre man,

obwohl man ehrlich seiner Pflicht und Schuldigkeit nachkam, auf die einfachste Weise abgeführt gewesen.

Aber es blieb, trotzdem ich mir dies alles vorhielt, ein leises Unbehagen in mir zurück — ein Unbehagen, das sich auch nicht minderte, als Krupski in der Woche darauf uns durch ein neues tollkühnes, wenn auch militärisch nicht so wichtiges Stückchen verblüffte. Ja, mein Unbehagen ward eher größer als geringer. Mir gefiel da etwas nicht. Diese letzten abenteuerlichen Streiche hoben sich jäh aus einer wachsenden Ermattung und Interesselosigkeit. Es war etwas Gewaltsames und Gewolltes darin, nicht mehr die naive, aus gutgelauntem Egoismus fließende Selbstverständlichkeit. Krupski spielte förmlich mit der Gefahr. Als ob sie ein Reiz wäre, der ihn einen Tag lang aus irgendeiner Lähmung aufpeitschte. Jedesmal aber dauerte die Lähmung hinterher länger. Bei dem wechselnden Vor und Zurück lagen wir oft in irgendeinem Stall oder sonstigem Quartier Seite an Seite. Manchmal wickelten wir uns auch unter freiem Himmel in unsere Mäntel. Da habe ich unserm Krupski einmal ehrlich meine Meinung gesagt. Krieg sei am Ende kein Sport. Und es wundere mich, daß er, der das Leben doch für das Größte halte, es oft genug so leichtsinnig aufs Spiel setze.

Aber er erwiderte achselzuckend: „Sie nehmen alles zu schwer. Unkraut vergeht nicht. Erinnern Sie sich, was mein Großvater zu meinem Vater sagte: Wer nichts hat, dem passiert auch nichts. Nun also . . . es ist wirklich keine Besorgnis vonnöten."

Und der Erfolg gab ihm auch immer recht.

So lagen die Dinge, als wir Verstärkungen erhielten und nun daran denken konnten, ernsthaft mit den Russen abzurechnen. Es war die Zeit, als auf der Riesenfront im Osten die allgemeine Angriffsbewegung einsetzte, die zuletzt zu so großartigen Ergebnissen führen sollte. Wir hatten sibirische Regimenter uns gegenüber, und man muß ihnen nachsagen, daß sie sich glänzend schlugen. Da war besonders ein Wald, in dem sie sich festgesetzt hatten und aus dem wir sie trotz aller Mühe nicht herausbrachten. Zweimal stürmten wir vergeblich; viele brave Kameraden haben dort den Tod gefunden. Wir waren nachher so erschöpft, daß wir uns erst einmal ausruhen sollten. So wurden wir zurückgenommen und als Reserve in ein Dorf hinter der Front gelegt.

Dort erreichte uns seit Tagen zum ersten Male wieder die Feldpost. Krupski stand neben mir, als sie verteilt wurde. Es hatte sich viel aufgesammelt, und bald war alles mit den Gaben und Grüßen aus der Heimat beschäftigt. Auch Krupski hatte einen Brief. Er ließ sich Zeit, ihn zu öffnen; er mochte sich denken können, was er brachte.

Aber plötzlich höre ich neben mir einen seltsamen, kurz abbrechenden, wie mit Gewalt unterdrückten Laut, und als ich aufsehe, steht Krupski mit wunderlich aufgerissenen Augen da. Er zittert. Es reißt ihn, als ob er aufschreien muß; er öffnet und schließt den Mund; wie unter elektrischen Schlägen zuckt

sein Gesicht in jeder Muskel. Als ich ihn anrufe, blickt er zu mir hin, wie wenn er sich erst besinnen müsse, wer ich sei. Da pack ich seinen Arm: „Was ist Ihnen, Menschenskind?" Auch die Kameraden werden aufmerksam.

Schon in der nächsten Sekunde hat er sich wieder in der Gewalt. Er reißt sich zusammen. „Nichts," sagt er, „gar nichts. Nein wirklich!" Aber ich schiebe meinen Arm unter den seinen, und wir gehen ein wenig weiter.

„Ich habe da einen Brief bekommen," spricht er unterwegs mit belegter, wie durch Anstrengung brüchiger Stimme.

Er sieht sich nach den Kameraden um, und plötzlich geht er schneller und schneller. „Bitte, kommen Sie! Bitte, kommen Sie mit!"

Das war keine einfache Bitte mehr, das war inbrünstiges Flehen, als hinge Seligkeit oder Verdammnis davon ab. Teufel ja, ich fühlte mich mit einem Male sehr ungemütlich. Aber ich blieb natürlich an seiner Seite. Über einen in kümmerlichen Überresten am Boden liegenden Zaun, dessen besserer Teil schon als Feuerung verbraucht war, traten wir in einen verwüsteten Obstgarten. Nur vereinzelte Bäume standen noch unbeschädigt und aufrecht da. Aber es war hier wenigstens ruhig. Niemand war sonst in der Nähe.

Da gab mir Krupski den Brief: „Lesen Sie!"

Während er auf und ab, vor und zurück lief, überflog ich die paar Zeilen.

Ich muß wohl verblüfft den Kopf geschüttelt haben, denn mit einem Sprunge ist Krupski bei mir, packt mich wie mit Schrauben und sagt fast heiser: „Was steht darin? Lesen Sie laut!"

Ohne Widerrede habe ich ihm den Willen getan. Es war die Mitteilung des Lotterieeinnehmers, daß sein Loos in der jetzt laufenden Maiziehung der preußisch-süddeutschen Klassenlotterie mit einem Gewinn von sechzigtausend Mark gezogen worden wäre und daß ihm zwei Wochen nach Ziehungsende die genannte Summe unter den üblichen Abzügen gegen Einsendung des Hinterlegungsscheines zur Verfügung stünde.

Fast mit jedem Worte, das ich las, schien sich die krampfartige Spannung in Krupskis Wesen zu mildern. Jedes Wort trank er mir förmlich von den Lippen. Als ich die Zahl nannte, lösten sich seine Hände von mir, und er atmete tief auf.

„Also kein Wahnsinn," sprach er, . . . „Sie sehen das auch, Sie lesen das auch, es steht mit deutlichen Buchstaben da, es ist wahr."

Auch jetzt noch bettelten seine Augen unsicher flimmernd um eine Bestätigung. Aber als ich, vielleicht doch ein wenig neidisch, ihm erklärte, daß er ein „Schweineglück" hätte, wiederholte er die Summe wie sinnlos ein paarmal, und dann brach in ungeformten Lauten der Jubel aus ihm heraus. Tränen schossen ihm in die Augen. Er schlug die Hände vor die Augen und heulte . . . ich kann es nicht anders nennen . . . heulte in Halbtönen vor Seligkeit.

„Ich bin verrückt," sagte er dazwischen, „nicht wahr?" Und als könne er es nicht mehr ertragen, breitete er die Arme aus, sah umher, als suche er ein Ziel, und stürzte auf den nächsten Baum zu, den er aus Leibeskräften

ſchüttelte. Der Stamm bog ſich, der Wipfel ſchwang wild hin und her, der ganze Baum ſchien die Beute jähen Sturmes zu ſein.

Keuchend vor Anſtrengung ließ Krupski davon ab. Er lachte halb verlegen, als er mein verdutztes Geſicht ſah. Einen Augenblick dachte ich wirklich, er ſei plötzlich übergeſchnappt. Sechzigtauſend Mark — nach allen Abzügen waren es ja eigentlich nicht viel mehr als fünfzigtauſend — waren gewiß kein Pappenſtiel, und wenn ſie mir in den Schoß gefallen wären, ſo hätte ich mich gleichfalls wie ein Narr gefreut. Aber Krupski ... Krupski war von dem unverhofften Glück einfach umgeworfen. Er war wie berauſcht, er war nicht mehr der, der er geweſen war.

Ich ſehe es noch vor mir, wie er in halber Ekſtaſe die geballten Hände hob und mich anſchrie ... ſo, als ſtünden noch Tauſende von Menſchen neben und hinter mir.

„O, ihr ... ihr," ſtammelte er wie raſend, „ihr könnt das ja nicht begreifen! Aber ich ... alle Jahre hab ich nichts anderes gedacht und geträumt! Gut, man hungert ... es iſt nicht ſchlimm, man gewöhnt ſich daran. Aber kein Geld haben, kein Geld haben, das iſt jämmerlich, das demütigt, das zerfrißt einen. Wo man hinſieht: alles ruft, lockt, bietet ſich dar. Alles bettelt: Nimm mich mit! In den Schaufenſtern ſtehen Roſen in hundert Farben; ſchöne Mädchen lachen einen auf der Straße an; Flaſchen, gute, verſtaubte, warten, daß man ihnen die Hälſe abſchlägt; und herrliche Städte, Berge, Meere wundern ſich, daß man nicht zu ihnen kommt. Aber man hat kein Geld! Man hat kein Geld, um das alles zu nehmen, weil der Herr Großvater Unſummen verjubelt hat. Was ſoll man da tun? Erſt will man mit dem Kopf gegen die Wand rennen. Dann ſpielt man, und wenn man Glück hat, kann man vierzehn Tage oder vier Wochen leben, ohne zu knickern. Bis das Elend wieder da iſt! Pſia krew, was iſt das ekelhaft! Nur Verſchwenden iſt ſchön!

„Und nun, Herrgott! Herrgott!, iſt das alles mein, und ich bin noch jung, ich kann das alles noch haben, ich kann mir Czempowo kaufen und reiſen, und wenn ich will, kann ich einen ganzen Roſenladen plündern, und alle weißen, roten, gelben einer ſchönen Frau vor die Füße ſchütten!"

Ganz außer ſich war er. Er tat beinahe ſo, als hätte er nicht ſechzig oder fünfzig Tauſend, ſondern ebenſo viele Millionen gewonnen. Er ſchwärmte und phantaſierte, lebte wie ein kleiner Fürſt und ſtreute mit ſeligen Händen das Gold aus.

Als ich ihn darauf aufmerkſam machte, daß er ſeinen Gewinn doch wohl überſchätzte, ſtritt er lebhaft dawider und erklärte mir (was aus ſeinem Munde doppelt komiſch klang), daß alles auf die Einteilung ankäme. Ein wenig ging er mit ſeinen Anſprüchen auch herunter. Er würde es ſich natürlich noch überlegen, ob er Czempowo nun gleich zurückkaufe. Vorläufig hätte er noch jedenfalls hunderttauſend köſtliche Möglichkeiten.

Es war ihm offenbar ſtörend, daß ich rechnete, wo er ſchwärmte. Selt-

ſam: dieſer Menſch, der im Grunde doch bei der Einſchätzung aller Werte ſonſt ſo ſkeptiſch war, machte ſich in dieſem Falle künſtlich blind und wollte nicht nüchtern ſein. Es ſchien mir beinahe, als täte es ihm leid, mir den Brief gezeigt zu haben. Er verſtummte nun auch und bat, als wir uns trennten, nur noch, den Kameraden nichts zu ſagen. Das verſprach ich ihm.

In der Stille und ganz für mich ſelbſt habe ich hinterher noch manche Viertelſtunde über Krupski nachdenken müſſen. Ich hatte noch niemals einen Menſchen geſehen, auf den der Beſitz mit ſolcher ausſchließlichen Leidenſchaftsmacht wirkte. Ja, ich hätte früher ſolchen Menſchen, wenn mir einer davon erzählt hätte, wahrſcheinlich glatt verachtet. Aber bei Krupski war es damit doch nicht getan. So ſehr er mich immer wieder befremdete, ſo ſehr bewegte und rührte er mich auch. Vielleicht, weil er das tote Geld im Augenblicke ſozuſagen in Schönheit und Leben umſetzte. Eine ungeſtüme, lechzende Genußgier berauſchte ihn; ſie hatte etwas von dem maßloſen Begehren eines Kindes. Und unwillkürlich ſagte man ſich: was muß ſeine Natur bei ſolchen Anlagen entbehrt und gelitten haben — gelitten durch die Unmöglichkeit, ſich jemals ungehemmt ausgeben zu können! Ich denke mir, es müßte ganz ähnlich ſein, wenn man mich, den Bücherwurm und Nachkommen einer langen Beamtenreihe, von den Büchern und den klaren Verhältniſſen eines geordneten Bürgerdaſeins abgeſperrt hätte. Erſt jetzt verſtand ich eigentlich ganz unmittelbar, weshalb Krupski, dem Vater und Mutter ziemlich fernſtehen mochten, ewig mit allen ſeinen Gedanken in Liebe und Haß um ſeinen Großvater kreiſte. Der Großvater hatte noch etwas Ganzes und Einheitliches ſein können, aber indem er ſich rückſichtslos ausgelebt hatte, hatte er den Enkel gleichzeitig zu einem Tantalus-Schickſal verurteilt. Alle ſeine Leidenſchaften und Neigungen hatte er ihm vermacht, nicht aber mehr die Mittel, ſie zu befriedigen. So mußte unſer Krupski wohl zwieſpältig werden und wirken, doch es ſprach für die Unverwüſtlichkeit ſeiner Natur, daß er noch immer ſo viel forſche Luſtigkeit aus dem Zwieſpalt gerettet hatte. Der Skeptiker und Spötter war, wofür ich eben das beſte Beiſpiel erhalten hatte, auch ein heimlicher Phantaſt, und ſowie er Möglichkeiten ſah, ſchoß ſeine Phantaſie dahin wie ein lange gehemmter Renner, der endlich freie Bahn bekommt. An ganz beſtimmte Ziele hat er ſchwerlich gedacht. Ich zweifle ſelbſt, daß es ihm mit Czempowo völlig Ernſt war. Mit dem Namen des verlorenen Gutes nannte er wohl nur eine vage Sehnſucht, die aus irgendeinem ſentimentalen Eckchen ſeines Herzens ſtammte und mit der er ſich ſelber liebenswürdig betrog. —

Die Kameraden hockten an dieſem Ruhetage herum und laſen die eingetroffenen Zeitungen, die zwar ein paar Tage alt waren, aber doch von der Welt daheim Kunde gaben.

Ich vertiefte mich gleichfalls in eins der Blätter. „Steht noch nichts von Frieden darin?“ fragte Krupski, der dazu kam. Ich ſchüttelte nur den Kopf und gab ihm, was ich ſchon geleſen hatte.

Nachts ſchliefen wir zu dritt in einer kleinen Stube. Die Fenſter ſtanden offen, denn die Nacht war warm und leicht dunſtig. Krupski hatte ſich noch einen Arm voll Stroh geholt und ſchüttete ſein Lager höher auf. „Wenn nur dieſer langweilige Krieg erſt zu Ende wäre!“ brummte er. Ich habe ihn noch getröſtet: vorläufig hätten wir ja Ruhe. Aber er antwortete nicht.

Aus der Ruhe iſt dann leider doch nichts geworden. Im Gegenteil: wider Erwarten wurden wir ſchon um dreiundeinhalb Uhr des Morgens alarmiert und von neuem nach vorn gezogen. Der Wald, in dem ſich die Ruſſen feſtgeſetzt hatten, ſollte unter allen Umſtänden genommen werden. Unſere Artillerie war ſchon an der Arbeit; ſie lenkte das Feuer der feindlichen Geſchütze auf ſich. Stundenlang ging es über unſere Köpfe, und da wir wußten, was uns bevorſtand, war die Stimmung ernſt. Auch Krupski, der gerade in ſolchen Lagen immer einen Witz oder eine ſchnoddrige Redensart bei der Hand hatte und auf dieſe Weiſe manchmal befreiend wirkte, blieb heute ſtill. Ich drehte mich nach ihm um und nickte ihm zu. Da hatte er ein merkwürdiges, wie feſtgefrorenes Lächeln um die Lippen — ſpäter dachte ich: wie Kinder, die nicht weinen wollen.

Das Warten war übrigens auch ſchrecklich. Die Offiziere ſahen nach der Uhr; wahrſcheinlich ſollte der Angriff gleichzeitig auch auf den Nachbarfronten vorgetragen werden. In weit auseinandergezogenen Linien wurden wir endlich zum Sturm angeſetzt. Denn wir hatten eine ganze Strecke freies, nur von hohem Unkraut überwuchertes Feld vor uns, das ſo gut wie gar keine Deckung bot. So gingen wir ſprungweiſe, in weiten Abſtänden von Mann zu Mann, vor, lagen dann wieder glatt an die Erde geſchmiegt, wurden von einem Kommando jäh aufgeriſſen, um ein paar Meter weiter den Boden noch inniger zu bedrängen, und kamen unter dem wütenden Feuer der Ruſſen ſchließlich an den Wald heran. Als wir ihn erreicht hatten, war das Schlimmſte überſtanden. Der Feind zog es vor, kämpfend zurückzugehen.

Aber die Feldſtrecke hatte viel Blut gekoſtet. Und obwohl das berauſchende Gefühl, daß wir vorwärtsgekommen waren, und daß man ſelber heil und lebendig den Kampf überſtanden hatte, jeden zuerſt ſo ausfüllte, daß kaum ein flüchtiger Gedanke den minder Glücklichen galt, ſo griff es mir doch jäh ans Herz, als ich hörte, daß unter den fehlenden Leuten auch Krupski war. An meinem Schreck merkte ich eigentlich erſt, wie nahe er mir im Laufe der letzten Wochen gekommen war, was ich vor mir ſelbſt niemals hätte wahr haben wollen. Zwei Leute hatten ihn fallen ſehen — ſchon bald nach dem erſten „Sprung auf ... marſch! marſch!“ Kaum ein paar Schritte hatte er getan, da war er lautlos geſtürzt. Ob er tot war, ob nur verwundet, wußte niemand.

Da ſind wir ihn ſuchen gegangen ... ich und zwei andere Kameraden.

Doch er kam uns ſelber ſchon entgegen, etwas unſicher noch und taumelnd. Ja, es ſtellte ſich zu unſerer Freude bei näherer Unterſuchung heraus, daß er überhaupt nicht verletzt war. Nach ſeiner Erzählung hätte er bald nach dem

Aufſpringen plötzlich einen kurzen, heftigen Schlag oder Stoß verſpürt, und mehr wiſſe er ſelbſt nicht. Erſt vorhin ſei er wieder zu ſich gekommen. Er hätte gar keinen Schmerz, nur noch eine wunderliche Benommenheit.

Der Fall war merkwürdig genug, aber man erlebt im Felde viel Unerklärliches. Ich weiß, daß man Leute aufgeleſen hat, die nicht die geringſte Spur einer Verwundung zeigten. Dennoch waren ſie tot. Unzweifelhaft tot. Um ſo beſſer, daß es bei Krupski glimpflicher abgelaufen war. Faſt im Triumph haben wir ihn angebracht, und die Freude war groß.

An ſeiner Leiblichkeit hatte er alſo keinen Schaden gelitten. Nur etwas ſtiller war er. Er ſprach am Abend davon, für kurze Zeit Heimatsurlaub zu erbitten. Aber er hatte ſelber kein rechtes Zutrauen zur Erfüllung ſeines Wunſches. Wenn man es recht bedachte, war er ja auch wirklich erſt verhältnismäßig kurze Zeit an der Front, und wir hatten genug Leute, die ſchon ſeit Kriegsbeginn mittaten, ohne die Heimat ſeitdem wiedergeſehen zu haben. Außerdem wurde jetzt, wo die Offenſive von den Karpathen bis zur Oſtſee im vollſten Gange war, jeder Mann gebraucht.

Er konnte es ſich demnach an den fünf Fingern abzählen, daß er keinen Erfolg haben würde. Aber er war dann doch verärgert oder vielmehr verſtört, als er den ablehnenden Beſcheid erhielt. Ich hatte erwartet, daß er ſchimpfen und den ganzen Militarismus in Grund und Boden verdonnern würde, doch ſein Mundwerk, das ſonſt ſo leicht und ſchnell lief, blieb ſtumm. Er rauchte nur eine Zigarette nach der andern, und während der nächſten ſchweren Tage ſah ich immer wieder, wie er den Tabak zwiſchen den Fingern rollte. Ich bilde mir heute ein, daß es mit einer unruhigen Haſt geſchah, aber man legt ſich ſpäter ja viel zurecht.

In dieſen Tagen, in dieſen ſchweren Tagen haben wir die Ruſſen von Stellung zu Stellung getrieben. Mit einer fabelhaften Zähigkeit ſetzten ſie uns immer neuen Widerſtand entgegen. In der Geländebenutzung, in der Verteidigung geſchickt gewählter und vorbereiteter Stellungen waren ſie geradezu Meiſter. Kaum hatten wir ſie irgendwo hinausgeworfen, ſo ſaßen ſie zwei, drei Kilometer weiter ſchon wieder in irgendeiner vorzüglichen Deckung. Ja, ſie ſtießen dazwiſchen auch immer wieder einmal vor und wagten ſelbſt Nachtangriffe, ſo daß wir verteufelt auf dem Poſten ſein mußten.

Krupski war während dieſer Zeit ſonderbar. Sein ganzes Weſen ſchien ſich umzudrehen. Ich glaubte zuerſt, er baue heimlich an ſeinen Luftſchlöſſern und lebe ſchon in Tagen, die ihm alle ſeine Wünſche erfüllen ſollten. Aber dazu war er eigentlich zu gedrückt. Er ſprach auch niemals mehr von ſeinem Gewinn; ganz gegen ſeine frühere Art ſprach er überhaupt wenig. Wo war die unbekümmerte Offenheit geblieben, die mich häufig genug verblüfft hatte? Nur für das Nächſte hatte er noch Sinn: was morgen ſein würde, und dann: ob noch immer keiner an Frieden dächte.

Auffallender war etwas anderes. Es gab natürlich gerade jetzt Tag für

Tag Aufgaben, zu denen man kühne und intelligente Leute brauchte. Nun hatte ſich Krupski, wie geſagt, von jeher beſonders bei gefährlichen Erkundigungen bewährt, und wenn dazu Freiwillige aufgerufen wurden, war es allmählich faſt ſchon Tradition, daß er als Erſter vortrat. Aber wie mit einem Schlage war es jetzt auch damit vorbei. Das erſtemal konnte man noch glauben, er hätte die Aufforderung überhört. Doch als er jetzt bei allen ſolchen Gelegenheiten ruhig im Gliede blieb, gab es rings ein heimliches Verwundern und Kopfſchütteln. Halb erſtaunt, halb fragend ſtreifte ihn der Blick der Leute, der Kompagnieführer ſelbſt ſchien in wichtigen Fällen manchmal geradezu auf ihn und ſeine Meldung zu hoffen. Vergebens. Und das hatte allmählich etwas Peinliches, etwas Beklemmendes. Unwillkürlich glaubte man ſich berechtigt, von ihm, der nicht umſonſt das Kreuz trug, etwas anderes zu erwarten.

Trotzdem hat ihm keiner ein Wort geſagt. Wir hatten einen ſehr vernünftigen Hauptmann, der ſich ſein Teil denken mochte. Es geſchieht nämlich öfter, daß tüchtige Leute, die lange draußen waren und Schweres beſtanden haben, mit einem Male müde, mürbe und läſſig werden. Sie ſagen ſich dann wohl: Wir haben es nun lange genug gemacht, jetzt mögen es einmal die anderen tun! Das iſt menſchlich, und erfahrungsgemäß geht dieſer Erſchlaffungszuſtand bei den meiſten nach einiger Zeit wieder vorüber. Krupski ſtand allerdings noch nicht ein Vierteljahr im Felde, aber er hatte doch ſchöne Leiſtungen hinter ſich, und da er überhaupt zu den Menſchen gehörte, die ſich ungeſtüm in alles Neue hineinſtürzen, aber bald den Spaß daran verlieren, war es am Ende kein Wunder, wenn er jetzt einmal ausſetzte. Das ſchob ſich in Kürze wohl ganz von ſelbſt zurecht.

So ungefähr mochten die Offiziere, ſo auch die Kameraden denken — es machte keiner deshalb den Mund auf. Selbſt ich, der Krupski vielleicht am beſten kannte, hätte ſolcher Erklärung damals wohl zugeſtimmt. Aber eine geheime Beklemmung lag wie ein Bann auf mir. Sie wuchs eigentlich von Tag zu Tag, als wäre hier etwas nicht in Ordnung.

Und eines Nachts bin ich aufgewacht, als ſähe mich einer an.

Es war nichts. Die Kameraden ſchliefen im Stroh. Einer warf ſich unruhig. Einer ſtöhnte im Traum. War das Krupski?

Ich wollte nicht an ihn denken, doch es zwang mich etwas, das ſtärker war. Ich ſah ihn vor mir, wie er uns kürzlich, als wir den Wald genommen hatten, etwas unſicher entgegenkam — glücklicherweiſe unverletzt — merkwürdigerweiſe unverletzt —

Und wie ein Blitz hat mich der Gedanke durchzuckt, daß dies alles ſchon Komödie war.

Ekelhaft war der Gedanke. Er fiel mir mitten in das kurze, nächtliche Wachſein hinein. Er ließ ſich nicht ſcheuchen. Und ob ich mich vor mir ſelber geſchämt, ob ich ihn mit dem Willen aus meiner Nähe verbannt, ob ich mich ſelber wahnſinnig geſcholten habe, — fern irgendwo wartete dieſer

Gedanke auf einen unbewachten Augenblick, um ſich von neuem einzuſchleichen und von mir Beſitz zu nehmen.

Als müßte ich mir ſelber das Unſinnige und Niederträchtige der Vorſtellung beweiſen, habe ich Krupski von da an beobachtet und belauert — in halber Angſt, in Neugier und Mißtrauen — wie einen Freund oder Feind. Und immer ſtärker drängte ſich mir das Gefühl auf, daß es ſich bei ihm nicht um jene vorübergehende Kriegsmüdigkeit handelte, die ſchließlich jeden einmal befallen kann. Wäre er unluſtig geweſen! Hätte er geraunzt und geſchimpft! Hätte er unter Fluchen mitgetan!

Aber es war etwas anderes. Es war ſchlimmer. Oder ſah ich nur ſo überſcharf? Legte das einmal erwachte Mißtrauen auch harmloſe Dinge falſch und übertrieben aus? Es waren ja alles nur Kleinigkeiten, auf die ich ſtieß. Keine an ſich erzählenswert, jede einzelne unbedeutend, jede einzelne vielleicht von Zufallscharakter. Aber aufgerechnet ergaben ſie eine Summe, alle zuſammen waren ſie kein Zufall mehr.

Weiß Gott, ich habe es noch immer nicht glauben wollen. Ich habe mein Mißtrauen, das neben einer unbeſtimmten Teilnahme einherlief, erwürgen wollen. Ich habe mir nicht zu denken erlaubt, was mir doch von Stunde zu Stunde deutlicher war. Eine ſeltſame Verwirrung und Aufgewühltheit war in mir: Freundſchaft, Sorge, Zorn, Scham, Verachtung, die manchmal zu ſtiller Empörung ſchwoll. Da lief er herum, dieſer Krupski, lief herum mit dem Kreuz, auf das wir alle eigentlich noch ſtolz waren, und benahm ſich ... benahm ſich ...

Ja, wie ſoll ich das ſagen? Ich habe das brutale Wort lange vor mir ſelbſt geſcheut. War es nicht ein Wahnſinn, es gerade auf ihn anzuwenden? Stellte man da nicht alle Begriffe auf den Kopf? Aber es half nichts: wie er ſich benahm, das war feige, feige! Er drückte ſich in aller Stille, wo er irgend konnte. Drückte ſich in einer jämmerlichen Weiſe, wie ſie gerade ihm am allerwenigſten erlaubt war.

Und hier iſt mir immer eins rätſelhaft und unverſtändlich geblieben.

Mein Himmel, einem Menſchen von ſeiner Überlegenheit und Komödiantengeſchicklichkeit ſtehen ſchließlich auch beim Militär mancherlei Wege offen, um auf gute Art aus der Front zu kommen, ſei es ins Lazarett, ſei es auf irgendein warmes und behagliches Pöſtchen, auf dem man nicht gefährdet iſt. Wenn Krupski alſo, von allen ängſtlichen und feigen Trieben ſeiner ſeltſamen Miſchnatur plötzlich unterjocht, es darauf abgelegt hätte, ſich in Sicherheit zu bringen, ſo hätte gerade er bei einiger Vorſicht nicht einmal Verdacht erregt. Denn was er geleiſtet hatte, war uns doch allen noch friſch in Erinnerung. Aber er gab ſich offenbar nur geringe Mühe, ſein Verhalten zu bemänteln. Ob dabei die Gleichgültigkeit mitſprach, die er gegen das Urteil der übrigen Menſchen empfand; ob er ſo von einer einzigen Idee beſeſſen war, daß alles übrige zurücktrat und keinen Wert mehr für ihn hatte; ob er vielleicht in

ſeiner Art doch viel ehrlicher war, auch in den häßlichen Schwankungen ſeiner Natur ehrlicher und unbekümmerter, als unſereiner ſich vorſtellen kann, — darüber bin ich mir bis heute nicht ganz klar geworden.

Mehr als einmal habe ich mit mir gerungen, ob ich ihn nicht aufſchütteln ſollte — ihn anſchreien und anblaſen wie einen Mondſüchtigen! Aber ich habe mich geſchämt. Alles andere, ſchien mir, kann man einem Manne leichter ſagen. Und immer auch noch eine letzte Hoffnung: er wird es ſelber fühlen und ſich hoch reißen! Er muß ja rot werden, wenn er ſein Kreuz anſieht!

Hätte ich ihn damals ganz allein gehabt wie früher manchmal — wer weiß, ob ich nicht doch geſprochen und ihm einen moraliſchen Rippenſtoß verſetzt hätte! Aber ebenſo wie er mich früher geſucht hatte, ſchien er mich jetzt zu meiden. Gerade als wäre es ihm leid, daß er mir den Brief gezeigt hatte. Und ich ſelbſt konnte mich auch zu keiner Harmloſigkeit zwingen. Ich konnte ihm nicht in die Augen ſehen. Das geht mir immer ſo und iſt wohl ein Erbteil aus empfindſamer Jünglingszeit. Als ich einmal ein Dienſtmädchen meiner Mutter, das uns nach allen Ecken und Kanten beſtohlen hatte, zur Rede ſtellen und aus dem Hauſe weiſen ſollte, da war ich ſicherlich verlegener als das Frauenzimmer.

Die Kameraden waren immer noch harmlos. Erſt als Krupski bei einer kleinen, kaum der Rede werten Plänkelei wieder eine zweifelhafte Rolle ſpielte, begann der eine oder andere ſtutzig zu werden. Sie wehrten ſich wohl zuerſt gegen den Verdacht wie ich, ſie brummten und ſchüttelten den Kopf, ſie ſprachen in Andeutungen davon, und allmählich wuchs ein Raunen und Reden im ganzen Zug. Alles noch heimlich ... aber man konnte faſt beobachten, wie es weiter drang, wie auch die Vorgeſetzten allmählich mißtrauiſch wurden.

Es war ſchrecklich. Ich hatte das Gefühl, als ob etwas über uns ſchwebte, ſich auf uns ſenkte, uns bedrückte — etwas, das doch niemand anzufaſſen wagte.

Der Zugführer blieb vor Krupski ſtehen. Ich ſehe noch ſein mager gewordenes, energiſches Geſicht mit dem Durchzieher.

„Sind Sie krank?“ fragte er. Mir war, als wäre es lautlos ſtill, als hielte jeder den Atem an. Das Herz begann mir zu klopfen.

Einen Augenblick ſchien ſich Krupski zu beſinnen. Hätte er ja geſagt! Ich glaube, nicht nur mir wäre ein Stein vom Herzen gefallen.

Aber Krupski ſagte nein. Unbegreiflicherweiſe!

Der Leutnant hatte es wohl nicht erwartet. Ich ſah, wie ſich ſeine Lippen feſter ſchloſſen. Er hatte etwas auf der Zunge; es zuckte leicht um ſeinen Mund, als wollte er noch ein paar Worte hinzuſetzen. Und ich — nein, jeder einzelne fühlte und hörte die Worte förmlich, die er nun halblaut ſagen würde, die Worte: Dann nehmen Sie ſich vielleicht etwas zuſammen!

Aber er ſagte ſie nicht. Zögernd wandte er ſich und ſchritt weiter.

Das war am Vormittag des 11. Juni. Am Spätnachmittag liefen wichtige Meldungen und Befehle ein. Aus mancherlei Anzeichen ſchloſſen wir, daß etwas im Gange war. Aber die Nacht blieb ruhig.

Am Tage darauf verstärkte sich der Geschützkampf. Fortwährend kreisten Flieger über den feindlichen Stellungen. Ein Gerücht wollte wissen, daß von Süden her neue russische Truppenmassen anrückten und große Teile der Front in unserem Abschnitt schon im Kampfe stünden. Auch wir erwarteten jeden Augenblick den Befehl zum Eingreifen. Doch auch dieser 12. Juni brachte ihn noch nicht. Es wurde Abend, und nach dem heißen Tag zog ein Gewitter auf. Ein kurzer Regenschauer, der erste nach langer Trockenheit, begleitete es.

Die Leute legten sich früh hin. Niemand konnte wissen, wann wir morgen heraus mußten und was uns bevorstand. Mit fünf anderen Kameraden, unter denen sich auch Krupski befand, war ich in einem ziemlich geräumigen Holzstall untergebracht. Wir wollten uns gerade ausstrecken, als Krupski durch eine Ordonnanz zum Kompagnieführer befohlen ward.

„Ich?" fragte er, jäh erschreckend. „Was ist denn los?" Mit fahrigen Bewegungen machte er sich fertig. „Nicht mal seine Nachtruhe hat man!" Es sollte in der alten spöttischen Art herauskommen, aber es gelang nicht recht.

Wir Zurückbleibenden sahen uns nur an. Möglicherweise handelte es sich um einen harmlosen Auftrag oder dergleichen. Doch glaubte keiner recht daran. „Der Alte wird sich ihn wohl mal vorknöppen!" meinte ein Charlottenburger. „Kann auch wirklich nichts schaden!" Dabei drehte er sich um, gähnte und schlief nach wenigen Minuten. Die meisten machten es ihm nach. Mich aber hielt eine merkwürdige Erregung munter. Mir war, als komme der Stein ins Rollen und als erfülle sich ein Schicksal.

Seltsam: in diesem Augenblick, hier in dem dunklen Holzstall, als ich auf Krupskis Rückkehr wartete, brannte mir das Herz mit einem Male in unsäglichem Mitleid. Verraucht waren Zorn, Ärger, Verachtung und was sonst noch in letzter Zeit mein Empfinden gegen ihn bestimmt hatte. Er tat mir nur noch unendlich leid, und in einer Aufwallung, die ihr sentimental nennen mögt, nahm ich mir vor, herzlicher gegen ihn zu sein und ihm nach Kräften wieder zurechtzuhelfen.

Aber als er nach einer knappen halben Stunde zurückkam, schloß mir trotz der besten Vorsätze die alte Sprödigkeit auch jetzt die Lippen, so daß ich kein Wort herausbrachte und mich sogar schlafend stellte. Nur daß Krupski sich etwa nicht einbildete, ich wäre seinetwegen wach geblieben!

Ach, er hätte wahrscheinlich verdammt wenig darauf geachtet! Ich kränkte mich heimlich selbst über meine Torheit und hörte mehr, als ich sah, wie er schweren Trittes zu seinem Platz tappte. Gewohnheitsgemäß, wie jeden Abend, zog er die Uhr auf und warf sich dann auf die Strohschütte. Eine halbe Stunde oder auch eine ganze lag er regungslos still. Ich wußte, er schlief nicht, während die Kameraden tief und regelmäßig atmeten oder gar getrost schnarchten. Auch ich konnte keinen Schlaf finden. Die Luft in dem dunklen Stalle, der nur ein hochangebrachtes enges Fensterchen hatte, ward immer heißer und drückender. Aber zuletzt muß wohl doch ein paar Minuten

lang ein Dämmern über mich gekommen ſein, denn als ich die Augen öffnete, ſtand der Lichtkegel einer Taſchenlampe, deren Aufblitzen ich nicht bemerkt hatte, in dem dunklen Raume, und als ich mich halb aufrichtete, ſah ich, wie Krupski drüben hantierte.

An meiner Bewegung hatte er wohl erkannt, daß ich wach war. Vorſichtig trat er über die Füße der Kameraden und ſagte halblaut: „Es iſt unerträglich hier! Können Sie auch nicht ſchlafen?"

Er ſtand, während ich ihm antwortete, ſchon an der halb angelehnten Tür, die kleine Taſchenlampe, deren Schein über mich hinwegirrte, in der Hand. Sein Geſicht hatte etwas Fahles, vielleicht nur in dem Halbſchimmer des zurückfallenden Lichtes. Sekundenlang zögerte er, dann ſprach er gepreßt: „Draußen wird es beſſer ſein!"

Den Ton kann ich nicht wiedergeben. Es war wie ein verhaltenes Flehen darin, wie eine ſcheue, verzweifelte Bitte: Komm mit! Laß mich nicht allein!

Dabei ſtieß er ſchon die Tür auf und trat ins Freie. Ohne Beſinnen bin ich ihm nachgegangen.

Es war draußen nicht viel friſcher als drinnen. Das kurze Gewitter hatte keine Abkühlung gebracht. Vor uns, in der dunklen ſchwülen Nacht, dämmerten die Felder. Die Luft war ſo ruhig, daß die Flamme des Streichholzes, an dem ich mir eine Zigarre anzündete, groß und ruhig zu Ende brannte.

Krupski rauchte, wie immer, Zigaretten. Er rauchte ſchneller als ſonſt. Gleichſam durſtig atmete er den Rauch ein, während er auf dem Rain, der die Felder vom Gehöft ſchied, neben mir herging ... immer vom Schuppen angefangen bis drüben zu der Andeutung eines Reiſigzaunes. Als wäre er zu einer Unterhaltung verpflichtet, ſprach er in kurzen, abgeriſſenen Sätzen davon, daß er „Lungenraucher" ſei und deshalb gut und gerne bis fünfzig Zigaretten am Tag vertrage, aber nicht eine einzige Zigarre. In Pauſen redete er weiter ... gleichgültige Dinge. Was plappert er da? dachte ich gequält. Es hatte keinen Sinn, darauf zu antworten.

Als er deſſen inne ward, daß ich immer nur ſchwieg, ſtockte er und ward gleichfalls ſtill. So gingen wir wortlos nebeneinander ... hin, her, hin, her, gerade als müßten wir für Geld die kleine Strecke ablaufen.

Drüben ſtieg dunſtig der Mond auf. Unendlich traurig hing er über den fruchtloſen Feldern. In ſeiner matten, umſchleierten Helle ward das Land noch troſtloſer.

Und wie wir ſo ziellos in das fremde, traurige Land hineinſahen, und das Schweigen ſich immer länger dehnte, fühlten wir wohl, daß jetzt keiner mehr an die letzten gleichgültigen Worte anknüpfen konnte. Wie Steine, die man ſinnlos in die Luft wirft, waren ſie zu Boden gefallen, und es war beſſer, drinnen aufs muffige Stroh zu kriechen, als das zweckloſe Spiel zu wiederholen.

Da ſagte Kruspki mit einem Male, während er am Schuppen ſtehen blieb: „Ich habe Sie einſt zur Haſenjagd nach Czempowo eingeladen. Ich fürchte,

ich muß die Einladung zurückziehen. Wir werden keine Haſen zuſammen in Czempowo ſchießen."

In Art und Ton der Worte lag noch ein letzter Anklang der ſpöttiſchen Leichtigkeit, mit der er zu reden pflegte, aber gleichſam verſchleiert und gebunden.

Als hätte ich ihn nicht verſtanden, erwiderte ich zögernd: „Ich glaubte, Sie würden das Gut nun grade kaufen."

Er ſah kurz auf, nickte ein paarmal und beſchäftigte ſich umſtändlich mit ſeiner Zigarette.

„Morgen um neun Uhr beginnt der Tanz," ſagte er nach einiger Zeit. „Die Leute wiſſen es noch nicht."

Überraſcht hob ich den Kopf. Und er? Woher wußte er es? War er deshalb vorhin zum Alten befohlen worden? Ich weiß nicht, was ich alles gefragt und geredet habe, denn wie bei jeder Gefechtsanſage erfüllte mich ſofort jene kribbelnde Erregung, die durch den ganzen Körper läuft. Ich bin auch nicht ſtehen geblieben, ſondern ein paar Schritte auf und ab gegangen. Da hörte ich, wie Krupski hinzufügte: „Ich bin zum Zug Ginsberg kommandiert. Als Gefechtsordonnanz."

In dieſem Augenblick habe ich mich umgedreht und ihn angeſehen. Aber er blickte nicht auf. Und jäh begriff ich oder ahnte wenigſtens dunkel, was hinter ſeinen Worten ſtand. Der Hauptmann wollte ihm die Möglichkeit geben, ſich zu rehabilitieren. Er ſchickte ihn als Gefechtsordonnanz in den Feuerzug, der als erſte Sturmwelle vorſtoßen ſollte. Er ſtellte ihn auf einen wichtigen und gefährdeten Poſten, für den man beſonders tapfere Leute ausſucht.

Was war vorhergegangen? Hatte der Alte unter vier Augen mit ihm geſprochen? Hatte er ihm geſagt, was der Leutnant verſchluckt hatte? Niemand weiß es. Krupski hat nichts weiter erzählt, und der Hauptmann iſt zwei Monate ſpäter bei Kowno gefallen — am gleichen Tage, als ich meine Kugel bekam.

Einen Atemzug lang fühlte ich es wie Befreiung von dumpfer Spannung. Es war gut ſo. Mir war, als hätte der Alte wieder einmal das Rechte getroffen. Vielleicht empfand es doch auch Krupski wie eine Erlöſung.

Er atmete tief auf, warf ſeine Zigarette fort und ſetzte ſich, als ob er müde wäre, auf eine umgelegte Leiter, die längs des Schuppens lehnte. Den Kopf in die Hand geſtützt, ſah er dem Reſtchen Tabak zu, das ſich auf dem Boden langſam verzehrte.

„Ja," ſagte er, als ſpinne er nur einen Gedanken weiter, „Sie haben damals das richtige Wort gebraucht ... damals, als der Brief kam. Von meinem ‚Schweineglück' haben Sie geſprochen — herrlich, herrlich! Psia krew, es iſt wirklich ein Schweineglück: der ganze Kober wird einem voll Futter geſchüttet, bevor man geſchlachtet wird! Es iſt ein Glück zum Verrücktwerden!"

Meinen kurzen Einwurf beachtete er nicht. Er sprach weiter, als spräche er zu sich und dem Boden, auf den er niedersah.

„Einunddreißig Jahre bin ich nun. Ein Dutzend Jahre hab ich gelechzt und gelungert, gespielt und weiß Gott was getan. Bin doch immer unten geblieben, ein armer Teufel, immer durstig nach allem, was ich nicht haben konnte. Und jetzt könnt ich's haben ... hier halt ich's ... in meinen Händen halt ich's ... ein ganzes Vermögen ... sechzigtausend Mark und jede Mark mein! Aber da ist nun dieser verfluchte Krieg, und man soll sich totschießen lassen, ohne einen Pfennig angerührt zu haben. Verstehen Sie, daß man darüber wahnsinnig werden kann?"

Ich wollte ihm seine Schwarzseherei ausreden. Es sei doch alles Einbildung. Wir würden eines Tages bei Paszewski noch vergnügt den Frieden begießen. Überhaupt begriffe ich nicht, weshalb er jetzt plötzlich auf so törichte Gedanken käme, während er früher, bei weit größeren Gefahren, niemals damit gerechnet habe.

Was man eben in solchen Fällen vorbringt ...

Mit einer halben Handbewegung schob er meinen Allerweltstrost beiseite.

„Früher," erwiderte er achselzuckend, „... früher war manches anders. Sie wissen doch: Wer nichts hat, dem passiert auch nichts, pflegte mein Großvater zu sagen. Nun also! da war ich sicher. Da hatte ich nichts zu verlieren. Da konnt ich dem Schicksal auf der Nase tanzen! Aber nun bin ich doch reich, und passen Sie auf: nun wird sich das Schicksal rächen.

„Phantastereien, denken Sie jetzt, blöder Aberglaube! Mag sein. Wer viel gespielt hat, wird immer abergläubisch. Er weiß, alles ist Zufall, aber so komisch es klingen mag: es lebt dennoch auch darin eine dunkle, unerkennbare Gesetzmäßigkeit. Die Kugel von drüben ... die nimmt natürlich ihren vorgeschriebenen Weg, ganz gleich, ob ich heut eine Million gewonnen habe oder nicht. Aber ich bin nicht mehr der gleiche; ich bin vielleicht verwandelt, bin durch das Bewußtsein dessen, was ich zu verlieren habe, unsicher gemacht, verwirrt, strebe mit allen Kräften danach, dieser Kugel zu entgehn und werde gerade dadurch falsch geführt.

„Ich fühle das ... ich fühle es selber ganz deutlich. Je mehr ich dem Schicksal ausweichen will, um so sichrer werde ich in seinen Weg getrieben. Ich entgehe ihm nicht, verlassen Sie sich darauf, ob es nun morgen geschieht oder in acht Tagen oder später. Unheimlich ist das oft; man kann nichts dagegen tun. Damals, als der Leutnant fragte, ob ich krank sei, ... ich hab ja sagen wollen. Und jäh die verwirrende Furcht, es könnte falsch sein, — da hab ich nein gesagt. Wußte im Augenblick darauf selber, daß es Wahnsinn war. So ist es mit allem. Ich hab doch um Heimatsurlaub gebeten. Aber ich habe voraus gewußt, daß ich ihn nicht bekomme. Das hat mich von vornherein gelähmt. Sonst hätte ich es wohl dringlicher gemacht, und er wäre mir am Ende bewilligt worden. Alles wäre dann gut gewesen, nicht wahr? Denn ich wäre natürlich nicht mehr zurückgekommen."

War er toll? Er sagte das ganz ruhig, ganz gleichmütig, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt.

„Reden Sie doch keinen Unsinn!" unterbrach ich ihn unwirsch.

Und er, ohne den Kopf zu heben, immer nach dem Boden hin: „Ach so ... es kränkt Sie. Bitte, ich möchte Sie nicht kränken. Aber zurückgekehrt wäre ich gewiß nicht. Wundert Sie das? Sie als Deutscher müssen wohl anders denken ... es ist euer Krieg, es geht um eure Macht, euren Staat, eure politische Zukunft. Doch nehmen Sie mich! Bin ich ein Deutscher? Soll ich mich totschießen lassen für euer Deutschland, das nicht mein Vaterland ist?

„Nein, nein — ich will mich überhaupt nicht totschießen lassen! Ich will nicht sterben ... hören Sie ... jetzt nicht, jetzt am allerwenigsten! Das müssen Sie doch begreifen!

„Und doch wird es kommen. Seit ich das Geld habe, fühle ich es. Seit ich das Geld habe, denke ich jede Nacht daran. Es ist grausig, grausig!"

Zum ersten Male blickte er mich wieder voll an, wie hilfesuchend, fahl und mit entsetzten Augen.

„Verachten Sie mich! Bitte!" sagte er halb höhnisch und halb wimmernd, ... „tun Sie sich keinen Zwang an! Macht mit mir, was ihr wollt! Lacht mich aus. Zeigt mit Fingern nach mir! — Ich hab Angst ... Angst!"

Er zitterte. Es schüttelte ihn hin und her. Halb zusammengebrochen saß er da, die Hände krampfhaft um die Leiterstange gepreßt, häßlich mit dem gleichsam erschlafften Unterkiefer, ein winselnder Schwächling. Und das grollende Widerstreben, das in den letzten Minuten meine Teilnahme fast verdrängt hatte, schwoll mir im Augenblick jäh als Verachtung und Ekel hoch.

Potzteufel, ich will mich nicht besser machen als ich bin, und Furcht habe ich manchmal auch gehabt, Furcht kann jeder haben, das ist eine Sache, die von der Phantasie und den Nerven abhängt. Aber ein tüchtiger Kerl hat doch soviel Kern und Willen, daß er die Zähne zusammenbeißt und die Furcht nicht zeigt! Daß er seine feigen Instinkte herunterpeitscht! So habe ich Krupski an den Schultern geschüttelt: „Menschenskind, zum Donnerwetter, reißen Sie sich doch zusammen!"

Fast heftig entfuhr es mir und trug wohl etwas von der üblen Empfindung mit, die mich beherrschte.

Er wurde sofort still. Er stand auf. Er schlug die Augen nicht nieder, sondern sah mich im Gegenteil ganz ruhig und unverwandt an.

Und obwohl ich eben noch gemeint hatte, daß er sich bis in die Knochen hinein hätte schämen sollen, fühlte ich statt dessen nun selber eine wachsende Scham, daß ich seinen Augen auswich und halb verlegen, halb entschuldigend sagte: „Nehmen Sie es nicht übel, Krupski. Ich denke ja nur an Sie. Und wenn Sie schon auf sich selbst keine Rücksicht nehmen, so tun Sie es wenigstens auf den Rock, den wir tragen, und auf Ihr ehrlich verdientes Kreuz."

Ein kurzer, zornig ſtöhnender Laut, ſchon im Entſtehen halb erſtickt, brach aus ſeinem Munde. Mit böſem Blick ſtreifte er das ſchwarzweiße Band, und ſeine Hand zuckte, als wollte er es abreißen.

„Ich habe das nicht haben wollen," ſprach er hart. „Ich habe gleich keine ganze Freude daran gehabt. Mir war das, als hätte ich eine Schlinge am Halſe."

Mit zuſammengezogenen Brauen, wie der Ankläger eines Schickſals, das er nicht gewollt hatte, ſtand er vor mir.

Da klang von fern durch die Stille der Nacht ein Schuß herüber. Unwillkürlich zuckten wir beide und horchten angeſpannt. Wir hörten die Rufe der Poſten, die ſich verſtändigten.

Es blieb ſtill. Es war nichts.

Aber als ſich nun Auge und Ohr von der Weite wieder abwandten, war es, als hätte ſich mit der kurzen Unterbrechung irgend etwas geändert. Krupski trat aus dem Schatten des Schuppens in das trübe Mondlicht hinaus. Er ſtand aufrecht am Rain und blickte über das nächtliche Land.

„Verzeihen Sie, Dieter," ſprach er mit halber Wendung, „ich habe Sie behelligt und Ihnen den Schlaf geraubt. Aber heute nacht habe ich einen Menſchen gebraucht. Nun iſt es gut. Ich bin Ihnen dankbar. Sie werden allmählich wohl ſchön müde ſein."

Ich war wirklich müde. Eine tiefe Abſpannung hatte mich in der letzten Minute befallen. Ich redete noch etwas herum und fragte ihn, ob er nicht mitkäme.

Aber er ſchüttelte den Kopf: „Ich habe noch ein paar Zeilen zu ſchreiben. Meine Taſchenlampe muß ſo lange reichen. Nur mein Tabak geht zur Neige. Würden Sie mir wohl mit Zigaretten aushelfen?"

Ich gab ihm alles, was ich hatte. Da ſagte er, faſt mit einem Lächeln: „Sie können auch ganz beruhigt ſein. Es wird ſich morgen oder ſpäter keiner zu genieren brauchen."

Ehe ich noch völlig begriff, nickte er mir zu und ging um den Schuppen herum.

Ich aber bin rot geworden wie ein Schuljunge. Die paar wunderlichen Worte, in denen ſchon wieder ein wenig Überlegenheit lag, griffen mir gleich kühlen Händen ans Herz.

Es wird ſich keiner zu genieren brauchen ...

Das ſind überhaupt die letzten Worte geweſen, die ich von Krupski gehört habe. Am nächſten Morgen nickte er mir nur von weitem zu. Sein Geſicht war übernächtig und erſchien mir ſchmaler, aber es war ganz ruhig ... faſt ſtarr in ſeiner ungewohnten Ruhe.

Gegen achteinhalb Uhr wurde uns mitgeteilt, daß ein Sturmangriff bevorſtünde. Punkt neun Uhr begann er. Zug Ginsberg bildete die erſte

Sturmwelle. Schon um zehn Uhr war alles vorüber. Der Heeresbericht konnte in zwei Zeilen melden, daß südöstlich der Straße Mariampol—Kowno die vorderſten ruſſiſchen Linien genommen wären.

Als ich Krupski wiederſah, lag er kühl und ſtill mit vielen andern gefallenen Kameraden zuſammen. In ſchnurgerader Reihe, wie zur Parade ausgerichtet, hatte man ſie alle nebeneinander gelegt, und unweit davon klangen ſchon die Spaten, die das gemeinſame Grab aushoben.

Die Starrheit der letzten Stunden war von dem Geſicht gewichen. Es ſchien nicht wie bei den meiſten Toten ſtrenger und älter, ſondern jünger und jungenhafter. Aber jetzt, im Liegen, fiel mehr als je die kurze Haarnarbe auf, die ſich in die Stirn hineinzog.

Es gab noch eine große Verwunderung, als der Hauptmann am Grabe einige Worte ſprach. Das war bisher noch niemals vorgekommen, denn der Alte war kein Redner und machte nicht viel Geſchichten. Wir begriffen es auch erſt, als er nach einem kurzen allgemeinen Abſchiedsgruß abgehackt und ſchnaufend noch beſonders auf Krupski kam. Er gab uns bekannt, daß Krupski in einer letzten Willenserklärung, die er heute früh beim Feldwebel niedergelegt hätte, ſein beträchtliches Vermögen für die bedürftigen Kinder gefallener Kompagniekameraden beſtimmt habe.

Später erfuhren wir näheres. Auch dieſes Teſtament war doch wieder ganz Krupski. Er erklärte darin in ſeiner bekannten Art, daß er den lebhaften Wunſch habe, das ihm plötzlich zugefallene Geld allein zu verzehren. Da ihm das Schickſal dieſen Wunſch aber wahrſcheinlich verſage, ſo wolle er wenigſtens verhüten, daß die Summe an den Staat zurückfalle, denn er ſelber hätte erfreulicherweiſe keinerlei Anhang und Verwandtſchaft. So beſtimme er alſo, daß im Falle ſeines Todes die ſechzigtauſend Mark für die bedürftigen Kinder gefallener Kompagniekameraden verwaltet würden, mit der Bedingung, daß erſtens die Kinder von Berufsſoldaten davon ausgeſchloſſen ſeien, da ihre Väter von vornherein mit dem Riſiko des Berufes hätten rechnen müſſen; daß zweitens überhaupt höchſtens zehn Kinder in Betracht kommen dürften und ſie den entfallenden Teil der Summe bei ihrer Großjährigkeit erhalten ſollten. Auf dieſe Weiſe hätte jeder Bedachte wenigſtens ein leidliches Sümmchen in der Hand, und es würde vermieden, daß ſich das Geld, wie es ſonſt zu geſchehen pflege, in niemals hin und her reichenden Bettelpfennigen verkrümele.

Ein Kamerad, der zu Hauſe einen kleinen kümmerlichen Milchhandel betrieb, lachte über das ganze Geſicht, als er davon hörte. Er meinte, er ſei nun noch einmal ſo ruhig, ſeit er wiſſe, daß ſein dreijähriges Mädelchen unter Umſtänden eine feine Partie werden könne. Und der Krupski ſei doch ein großartiger Kerl geweſen. Wenn einer etwas dagegen habe, ſoll er es nur ſagen.

Aber ſie waren alle der gleichen Meinung. Ja, als wir ſpäter, nach weiteren Verluſten, neuen Erſatz erhielten, habe ich manchmal, wenn wir in Ruheſtellung lagen, zugehört, wie die alten Leute den neuen von Krupski

erzählten. Sie erzählten von ſeinem Überbrettl und ſeinen Karikaturen, ſie erzählten, wie er auf dem Panjewagen angekommen wäre und wie er das Schwein herangeſchleift hätte, ſie erzählten, daß er neun Ruſſen gefangen, und daß er als polniſcher Bauer verkleidet die Batterieſtellung ausgekundſchaftet hätte. Einer wußte immer mehr als der andere, und die neuen ſtaunten die alten Leute ernſthaft und faſt ein bißchen ehrfurchtsvoll an, weil ſie das alles noch miterlebt hätten. Allmählich, glaube ich, haben die alten Leute ſelber ſo etwas wie Hochachtung vor ſich bekommen, und unausgeſprochen ſchwebte über allem, was ſie von Krupski berichteten, die Meinung, daß es dergleichen heute, bei dem ſchwächer werdenden Erſatz, natürlich nicht mehr gäbe.

Wie oft habe ich mich da gewundert! Sie hatten doch ſämtlich auch die peinliche letzte Zeit Krupskis miterlebt, aber ſie ſchien in ihnen allen glatt ausgelöſcht. Und ſpäter, wenn ſie einſt wirklich alt geworden ſein werden, dann wird jeder in ſeinem Kreiſe wohl ſo ſachte einen kleinen Legendenkranz um Krupski geſchlungen haben.

Ich habe da zuerſt nicht mitkönnen. Ich bin ſtumm geblieben und habe an die Nacht denken müſſen, wo ihn das Jämmerliche ſo ganz beſiegt hat. Auch die letzten Worte, die mir immer nachgegangen ſind, haben das Bild nicht austilgen können. Aber ich ſagte ſchon: als ich ſpäter im Lazarettzug heimfuhr, in den vielen, vielen einſamen Stunden, habe ich lange über ihn hin und her geſonnen, und vieles verſtand ich damals, was ich früher nicht verſtand. Immer noch wehrt ſich etwas in mir gegen ſein Weſen, es bleibt ein problematiſcher Reſt, mit dem ich nichts anfangen kann, doch ich fühle, wie der ſtarke innere Widerſtand, den ich dem Lebenden entgegenſetzte, mehr und mehr erlahmt. Ich habe Krupski jetzt in der Erinnerung faſt wie einen Freund gern, und am Ende geht es mir wie den alten Leuten der Kompagnie. Wenn er das wüßte, würde er mit ſeinem überlegenſten Lächeln über uns Deutſche ſpötteln, die erſt glücklich wären, wenn ſie einem anderen Menſchen den idealen Tupfer auf der Naſe angebracht hätten. Das ſchien ihm ja ſtets ſo komiſch ...

Und manchmal denke ich auch, daß ich ſelber wohl zu eng geweſen bin und zu viel Vorurteile unbeſehen mitgeſchleppt habe oder noch mitſchleppe. Es lacht mir jetzt ab und zu einer über die Schulter, als wollte er ſagen: Auf der andern Seite wohnen auch Menſchen!

Mein Bruder behauptet, der Krieg hätte mich verändert. Ach ja, der Krieg ... er iſt gewiß groß und furchtbar, und immer muß man ſtaunen, wie viel techniſche Wunder er geſchaffen oder herausgebracht hat. Sein ganzes Leben kann man von all den Erlebniſſen zehren.

Aber auch im Krieg iſt das größte Erlebnis immer nur der Menſch.

Ende.

Wie die Franzoſen ſich zum Kriege ſtimmten.

Von

Mathieu Schwann.

Vor drei Jahren ungefähr erhielt ich aus Paris ein Buch zugeſchickt: Victor Margueritte: Les frontières du cœur. Roman. Dixième mille. Wie die beigelegte Karte zeigte, hatte der Verfaſſer die Zuſendung ſelber veranlaßt. Ich habe das Buch damals geleſen; ich habe es nicht beſprochen und dem Verfaſſer nicht gedankt, denn da war etwas im Wege: „die Grenze meines Herzens". Da konnte ich nicht hinüber. Die Fabel des Romans iſt kurz: ein Deutſcher heiratet eine Franzöſin. Da kommt der Krieg von 1870; die Kaiſerproklamation in Verſailles — und die Ehe bricht auseinander. Als die junge Frau den Bericht über die Vorgänge in Verſailles lieſt, ſagt ſie dem Gatten: „Ihr triumphiert nur über unſere Fehler. Ihr waret nur ſtark durch unſere Schwäche." —

„Er blickte ſie ſtreng an, ohne Güte, mit religiöſem Ernſt: Wenn ihr durch eure Fehler verloren habt, ſo haben wir ebenſo infolge unſerer Tugenden gewonnen. Der Ewige allein hat das gewollt!"

„Sie ſpottete: Ja — unſer Gott — notre Dieu! ... Das heißt Euer Gott, der Euer Eigentum iſt, der Gott des Raubes, der Brandſtiftung, des Mordes."

„Mit Augen voll Haß boten ſie einander die Stirne. Familie, Vaterland, Religion reckten ſich wie gierige Eumeniden zwiſchen ihnen auf. In dem ſchaurigen Zuſammenbruch war alles untergeſunken, Altäre, Haus und Heim — nichts mehr blieb! ... Betroffen ſtarrten ſie auf die Trümmer." —

Das Buch erſchien im Jahre 1912. Es behandelte den Krieg von 1870 in dieſer Art. Die Frau bedient ſich der politiſchen und chauviniſtiſchen Schlag- und Schimpfworte von 1912 — im Jahre 1871! Das iſt ſchriftſtelleriſch unehrlich. Und menſchlich?! Wozu erſcheint ein ſolches Buch nach vierzig Jahren? Warum ſagt der Verfaſſer, es ſei ein Roman, während es eine politiſche Agitationsſchrift iſt? — Ich weiß: damals hätte ich den Verfaſſer in dieſem Sinne öffentlich zurückweiſen ſollen. Aber ich nahm ihn nicht ernſt, und dann kam dazu die Frage, ob eine angeſehene politiſche Zeitung eine Abweiſung in dieſem Sinne würde aufgenommen haben. „Es iſt nicht opportun," ſolche Gegenſätze ſchärfer zu betonen. Wie manchmal las ich in jener Zeit dieſe Begründung! —

Ein Jahr ſpäter erhielt ich von einem Freunde das Buch von Georges Bourdon: L'énigme allemande. Ich las es und legte es zurück. „Die Menſchen ſind ja verrückt" — ſagte ich mir. Sie ſehen Geſpenſter. Führt man ſie vor Wirklichkeiten, ſo bleibt ihr Blick dennoch ſo, wie der ihn hat, der in der Dämmerung wandert und überall nach Unheimlichkeiten ſpäht. Am hellen Tage hat er dennoch das Bewußtſein, daß in der Nacht da und da, wo er vorüberging, nicht alles ſicher und in Ordnung war. Er läßt ſich's nicht ausreden, und wenn die Dämmerung kommt, kommen ihm auch die alten Gedanken wieder.

Bourdon war damals durch Deutſchland gereiſt, um ſich zu überzeugen, ob Deutſchland den Frieden oder den Krieg wolle? Überall und ausnahmslos bekam er die Antwort: Deutſchland will keinen Krieg; Deutſchland kann gar keinen Krieg gebrauchen; es braucht den Frieden. Von Kiderlen-Waechter, dem er übrigens einige merkwürdig romanhafte Dinge nachſagt, empfing er den Eindruck, daß er den Frieden wolle, aber: „man beobachte die Bosheit ſeines klaren Auges, die auf Sekunden nur darin funkelt, und das gleich darauf ſeinen Abglanz wieder verliert und erſtarrt; man betrachte, mit welcher Sicherheit er, wenn er ſich unſerer Sprache bedient, ſcheinbar zögernd genau den rechten Ausdruck und die Nuance zu finden weiß: das Wort, das entſcheidet oder ausweicht, und man begreift: welche Art von Fechter da vor einem ſteht . . ." Alles in Deutſchland will den Frieden, ſo ſagte ihm der Staatsmann. Und Bourdon fügt hinzu: „Gut, aber der 14. Juni 1912 — bemühte ſich der Reichstag da auch um den Frieden, als er das neue Militärgeſetz annahm? Als das kriegeriſche, lanzenſtarrende Deutſchland neue Schwerter zu ſeiner Rüſtung hinzufügte, war das auch um des Friedens willen? Wenn der Staatsmann, hierüber befragt, verſucht hätte, ſeine Gedanken in einer unzweideutigen Formel auszudrücken, ſo würde er ohne Zweifel geantwortet haben: ‚Das wird ſein, wofür man will'. Herr von Kiderlen hat mir dieſe Äußerung nicht gemacht; aber während er ſprach, glaubte ich ſie in meinen Ohren klingen zu hören." —

Man beachte — ſo wollen wir nun einmal ſagen — die ſtiliſtiſche Mache! Ihr Zweck iſt: intereſſant, ſenſationell zu ſein, den Leſer in einem leichten Gruſeln zu erhalten und ihn davor zu bewahren, dem ehrlichen Worte des deutſchen Staatsmannes zu glauben. Aber nicht bloß Abſicht ſteckt in dieſer Aufmachung, ſondern auch ein Unterbewußtes: der Berichterſtatter iſt ein Geſpenſterſeher, und ſeine Geſpenſter bleiben in ihm, er läßt ſie ſich und keiner kann ſie ihm ausreden.

Wenn der Deutſche ſich an die Lehre und Worte Bismarcks erinnert, daß eine offene und ehrliche Politik in den meiſten Fällen erfolgreicher ſei als die Feinſpinnerei früherer Zeiten; wenn wir uns erinnern, für wie entſcheidend und ausſchlaggebend unſer großer Kanzler die genaue Ausdrucksweiſe im diplomatiſchen Verkehr hielt; wie er in kleinen Unklarheiten, Irrungen,

Ungenauigkeiten die Quelle oft großer Verſtimmungen und Verirrungen erkannte; und wenn man nebenbei bemerkt, daß in Preußen-Deutſchland die „Exaktheit" doch gerade nicht bloß an den Knöpfen der Uniform geübt wird, ſo empfindet man jene franzöſiſche Deutung der genauen Ausdrucksweiſe Kiderlen-Waechters geradezu lächerlich.

Ich ſpreche hier von meiner Empfindung im Jahre 1913; bei dem Unheil, das dieſer Art von Deutung deutſchen Wollens und Handelns entſprang, weicht die Empfindung des Lächerlichen hinter einer härteren und ſchärferen zurück, und man möchte wünſchen, daß die Hyſteriker — Bismarck nannte ſie grob „Schwätzer und Schwindler" — aus der Politik ihre Hände ließen, denn dieſes Handwerk bedarf ſtarker, ruhiger, feinfühliger Hände, wenn nicht entſetzliches Unheil in die Welt kommen ſoll. —

„Wir wünſchen nur den Frieden," ſagte dem Franzoſen unſer Reichstagspräſident. Aber wie Kiderlen Boshaftes im Blick hatte, ſo hatte Kämpf „furchtſame Augen". —

Von den Politikern ging Bourdon zu den Profeſſoren. v. Liſt beteuert, daß im Jahre 1911 kein Menſch in Deutſchland an den Krieg mit Frankreich gedacht habe. Die Profeſſoren und ihr Einfluß werden ſo geſchildert, daß jeder Deutſche ſagen wird: „Nein, ſolcher Unſinn! In Deutſchland der ‚Herr Profeſſor' gleich dem Scheich ul Iſlam, ‚der die Macht hat, den Kalifen abzuſetzen'." — Dann gibt der Franzoſe die „Porträts" der Befragten. Exzellenz Schmoller, „der zu Hauſe im Überrock und in geſtickten Pantoffeln arbeitet," macht „mit ſeinem langen weißen Bart den Eindruck des Weihnachtsmannes". Auf deutſch nennt man das eine Karikatur, aber der Scherz, die „impression" wäre ja daneben geraten, hätte Bourdon ſich bemüht, ſeinen Landsleuten ein ernſthaftes Porträt des deutſchen Gelehrten zu geben. So folgte er einer alten franzöſiſchen Gewohnheit, die aber in dieſem ernſten Zuſammenhange zur Nichtsnutzigkeit wird. Irrte nun Schmoller auch darin, daß er nach dem franzöſiſchen Berichte geäußert haben ſoll, die elſaß-lothringiſche Frage ſei das einzige, was die beiden Länder trenne, ſo betonte doch auch er: Deutſchland iſt voll guten Willens, und eine Gefahr für den Frieden beſteht nur in Frankreich. Und wie Schmoller, ſo Wagner: Deutſchland will nichts von Frankreich. Aber der perſönliche Eindruck: „ſchrecklich und jovial". Und wie die Genannten, ſo wollte ein ungenannter Hiſtoriker „nur den Frieden". Und wie die Gelehrten, ſo die großen Herren.

Fürſt Lichnowsky glaubt nicht an den Krieg. Aber er ſpricht dem Franzoſen von der Idee der Revanche. Jedes ſchon etwas überreife Volk bedürfe eines nationalen Idols, und vielleicht ſei jetzt die Hoffnung der Revanche dieſes Ideal, das zu perſönlichen Opfern entflamme; es ſei übrigens möglich, daß ein ſolcher Glaube dem Glauben an den Meſſias gleiche, der ſich niemals verwirkliche, der aber beſtimmt ſei, den Mut der Menſchheit aufrecht zu erhalten und ſie zu tröſten. — Man ſieht, daß der Fürſt ſich über den an ſich

beunruhigenden Gedanken des Revancheſtrebens ſehr philoſophiſch hinwegzuhelfen ſuchte. Aber Bourdon knüpft an ſeine Worte eine Erinnerung an Gambetta: „Der Patriotismus ſei bei einem beſiegten Volke der notwendige Myſtizismus; der Kultus der Fahne lehre das Selbſtopfer, das Martyrium. Und nur dann habe man das Recht, an einen Kultus, der die hohe Begeiſterung des Leidens erwecken könne, zu rühren, wenn man eine andere Begeiſterung des Leidens, der Selbſtaufopferung, den Kultus des Vaterlandes an ſeine Stelle ſetze.“ —

So wird der Wahnſinn als das Berechtigte und Natürliche erklärt, denn dieſer ganze „Myſtizismus“ wird inhaltlos. Revanche — Vergeltung — Rache — das iſt kein Inhalt; es iſt auch keine Idee, ſondern eine Verneinung, die ſich wie eine Beſeſſenheit ertötend und erkältend über das Leben eines Volkes legt und es daran hindert, ſeinem ferneren Leben einen ſtarken Inhalt zu finden. Und ganz undeutſch, aber echt franzöſiſch, erſcheinen mir die weiteren philoſophiſchen Betrachtungen, die Lichnowsky da angeſtellt haben ſoll: er wünſche, daß die peinlichen Kriegserinnerungen einzuſchlummern begännen. „Aber der Schlaf iſt nicht der Tod. Die Idee der Revanche ſchläft, aber ſie lebt. Vergeſſen wir nicht, daß alle militäriſchen Vorkehrungen Frankreichs, wenn ſie auch fern von jeder herausfordernden Abſicht ſind, auf ein und dasſelbe nationale Ziel gerichtet ſind. Wenn wir an der Stelle der Franzoſen wären, würden wir ein ſchlechteres Gedächtnis als ſie haben?“

Wir ſcheinen der Suggeſtion, die Frankreich auf uns ausgeübt hat, doch ſtark verfallen geweſen zu ſein. Denn nicht um das beſſere oder ſchlechtere Gedächtnis handelt es ſich bei alledem, nicht um die Frage, ob wir an Stelle Frankreichs anders gehandelt haben würden, ſondern darum handelt es ſich ganz allein: welches Denken und Handeln wird von der Geſchichte, der bisherigen Entwicklung und der vorausſichtlichen Entwicklung der Zukunft gerechtfertigt? Schon galt es ja nicht mehr, das Gleichgewicht der Großmächte, wie es ſich im achtzehnten Jahrhundert in Europa allmählich feſtgeſetzt hatte, zu erhalten, ſondern das neue Gleichgewicht der Weltmächte zu finden, von denen ſich einige ſchon ſo ſehr im Beſitze fühlten, um die Welt zu dritt mit Ausſchluß und Umgehung Deutſchlands unter ſich zu verteilen. Dieſer Frage werden wir in anderem Zuſammenhange noch näher zu treten haben. Hier ſei nur erwähnt: auch Lichnowsky erklärte, daß es überall in Deutſchland nur Sympathie für Frankreich gebe, daß der Friede für die deutſche induſtrielle Ausbreitung notwendig ſei, daß aber das Geheimnis des Friedens weniger in den deutſch-franzöſiſchen, als in den deutſch-engliſchen Beziehungen liege. Und nochmals die Philoſophie: für eine Geſamtheit gebe es, wie für das Individuum, eine Notwendigkeit, ſich ohne Ende zu entfalten und beſtändig bei Strafe des Verfalles ſeinen Reichtum und ſeine Macht zu vermehren. Dieſer Hinweis war richtig in bezug auf wachſende In-

dividuen und noch wachſende Völker. Aber es gibt auch ausgewachſene und ſtillſtehende Völker, die nur noch ihre Renten beziehen und genießen wollen ...

Wie Lichnowsky ſprach Fürſt Hatzfeld, und wie die beiden Prinz Schönaich-Carolath: Deutſchland will den Frieden. Auch Hatzfeld ſah in England den Treiber. In ſeinem Berichte über den Beſuch bei dem Fürſten Hatzfeld finde ich Bourdon auf einem merkwürdigen Wege. Die Fürſtin zeigt ihm ein kleines franzöſiſches Buch „voll rohen und niedrigen Chauvinismus ... von abſurder Geſchichte" uſw. „Wie ſollte ein Franzoſe in Gegenwart von Deutſchen durch ſolche Flegeleien nicht in Verlegenheit geraten?" — fragt er. — Wir fragen weiter: Wie heißt das Buch? Wer iſt der Verfaſſer? Man möchte den ſo energiſch Abgeſchüttelten doch kennen. Aber nicht bloß „man" — wir Deutſche, ſondern auch die Franzoſen vor allem mußten erfahren, was von ſolchem Menſchen und Buch zu halten ſei. In Frankreich mußte der Verfaſſer, der da ſeinem Werke die Sympathien der Gutwilligen zu rauben ſuchte, feſtgenagelt werden. Bourdon verſchweigt den Titel des Buches und den Namen des Verfaſſers. —

Etwas arg verworren erklingen ſodann die Worte, die Graf Oppersdorf über die Urſachen der Gefahren, woraus die Kriege hervorgehen, geäußert haben ſoll. Mag der Berichterſtatter ſich auch hier verhört haben, wie er ſich in den „Porträts" verſah, ſo hat er die ehrliche Meinung des Grafen doch ſicher nicht mißverſtanden: der gute Wille Deutſchlands iſt vollkommen.

Überall dringt dieſer Ton durch, bei Theodor Wolff, wie bei Hermann Sudermann, wobei auch noch der warmherzige Dichter zu Wort kommt, und nicht minder ſtark bei Dr. Walther Rathenau. Doch hier treffe ich zum erſtenmal auf eine andere Anſicht über Elſaß-Lothringen. Aus der Perſpektive der Zukunft ſtellt er die Frage: „Wer von uns kann ſich ſchmeicheln, zu ahnen, welches ſpäter die Formen der Staaten und Reiche ſein werden oder was der Lebenswettkampf aus Europa machen wird? Enorme Hypotheſen, die den Verſtand überfluten! Was gelten da im Rückblick wohl unſere Grenzzänkereien? Dann wird man bemerken, daß ſie keineswegs der Haupteinſatz waren, ſondern ein kleiner Zeitvertreib." — Hier ſtimme ich zu mit dem Bemerken, daß ich nachzuweiſen ſuchen werde, daß die „Elſaß-Lothringiſche Frage" auch jetzt und alle die Zeit her für die Franzoſen nicht die Hauptſache war und iſt, ſondern ein Vorwand, ein erſter Anſatzpunkt ſozuſagen.

Zuvor müſſen wir Bourdon noch ein Stück Weges folgen. Zunächſt zu den Alldeutſchen. Aber ehe er uns bei den Einzelnen, bei dem General Keim, dem Grafen Reventlow, den er einen „gentleman" nennt, einführt, ſchiebt er eine zwanzig Seiten lange Beſchreibung der Alldeutſchen ein, die mit den Worten beginnt: Une race exécrable, ce sont les pangermanistes.

So der Anfang der Kriegserklärung dieses Friedensmannes, in der er dann seinen Franzosen eine derartig fluchwürdige Bande beschreibt, daß wir Deutsche uns wundern müssen, uns selber nie geschämt zu haben, mit dem einen oder anderen dieser nichtswürdigen Rasse in Berührung gekommen zu sein. Ich frage mich, woher hat denn dieser Fremde all die Einsicht gewonnen? Hat er so intim mit den Leuten verkehrt, daß er sie uns zeichnen kann: „gelbe Haut, trocknen Mund, den Blick grün vor Gallsucht. Sie leben nicht im Hellen, sie fliehen das Licht; verborgen in ihren unterirdischen Gewölben klauben sie Traktate aus, schlagen Zeitungsartikel nach, sitzen wie angenagelt über Landkarten, messen Winkel aus, zanken über Texte und Grenzlinien." — Na, wenn sie so in ihren Grüften hocken und all diese schwierigen und unerfreulichen Dinge tun, so muß man sich als Deutscher eben nicht wundern, selten oder niemals solchen finsteren Giftmischern begegnet zu sein. Wo und wie aber hat der Franzose sie getroffen? Nur in seiner Phantasie? Und wäre es dann eine Arbeit im Dienste des Friedens gewesen, seinen Landsleuten vorzuschwindeln, in Deutschland liefen oder säßen nicht nur ein Dutzend solcher merkwürdigen Individuen herum, sondern ein paar Hunderttausend, ein paar Millionen, ja eigentlich, wenn man in seiner Art logisch weiterrechnet, bestände nahezu das ganze deutsche Volk aus solchen Scheusalen. Une race exécrable — da wird dann dieser Anruf des französischen Hasses etwas anderes, als eine bloße rhetorische Floskel. Er rechnet nämlich: der Alldeutsche Verband mit seinen 30000 Mitgliedern, der Wehrverein mit 55000 Mitgliedern und 150000 Anhängern, der Flottenverein mit 1200000 Mitgliedern, der Kolonialverein. Dazu dann die Zeitungen, Zeitschriften, die der Sache unmittelbar und mittelbar dienen — es sind ungefähr alle — und dann gehören die Leser dieser Zeitungen doch auch noch dazu, und das wird nahezu mittelbar oder unmittelbar das ganze Deutschland sein.

Und nun höre man die Verbrechen, die diese Alldeutschen fort und fort begehen! Sie wollen die deutschen Schulen im Ausland vermehren — das will und tut natürlich kein Franzose. Sie wollen die Nationaldeutschen überall unterstützen, wo sie mit fremden Nationalitäten im Wettkampfe stehen — das ist doch der Gipfel der Niedertracht. Sie wollen im Volke das Gefühl eines notwendigen Imperialismus erwecken. Haben von hundert Deutschen wohl drei eine richtige Vorstellung davon, was diese fremde Einfuhr „Imperialismus" bedeutet? Wenn der Deutsche das Wort hört, so denkt er wohl: „imperium — imperator" und er übersetzt: „Kaiser!" Und er folgert: „Aha, gut kaiserlich sollen wir sein. Ja, warum denn nicht? Das sind wir ja so schon!" —

Oder haben dem Franzosen zu seiner „Porträtmalerei der Alldeutschen" vielleicht doch lebendige Modelle gestanden? Hat er sie sich vielleicht unter den französischen Nationalisten und Ultramontanen oder bei den russischen Panslawisten ausgesucht? Von daher drangen nämlich zu uns seit Jahren

ſo gallſüchtige Wutſchreie. Aber er nennt ja Namen: der ehemalige Präſident des Reichstags, der Fürſt von Stolberg-Wernigerode, gehörte dazu, dann der General von Liebert, der General von Gersdorff, der Graf von Reventlow, der General Keim, Herr Kurt von Strantz, der Großinduſtrielle Kirdorff. Merkwürdig! Und dieſe Männer haben alle gelbe Haut und grüne Augen? Andere ſtecken in den Redaktionen der Zeitungen, „der Rheiniſch-Weſtfäliſchen Zeitung, der Leiziger Neueſten Nachrichten" uſw. uſw. Selbſt Herr Bachem eilt ihnen mit der Kölniſchen Volkszeitung zu Hilfe, wenn's nottut, und nicht minder Herr Erzberger mit der Germania.

„Das Weſen, die Truppen, die Führer, die Mittel, die Organe der Alldeutſchen — ſo ſind ſie," erzählt der Franzoſe, und alle nannte er ſie mit Namen; nur den einen franzöſiſchen Verfaſſer jener Broſchüre voll Flegeleien gegen Deutſchland nannte er ſeinen Landsleuten nicht, wie wir ſahen. — Wohl um des Friedens willen, nicht wahr? Muß einem bei ſolcher Art nicht der Gedanke kommen, daß der Mann, den man in Deutſchland mit allem freundlichen Entgegenkommen aufnahm, kein ehrlicher Mann, ſondern ein perfider Sendling der franzöſiſchen Kriegshetzer war?

Doch geſtehen wir ihm immer noch den guten Glauben zu, aber erkennen wir dann auch, wie einer ſich da ſelber und damit andere belog! Wir haben es mit einem Geſpenſterſeher zu tun, und heute wird er ſogar erwidern: wie richtig ſeine Ahnung, ſeine Befürchtung, ſein Mißtrauen geweſen ſei, das beweiſe doch klar und deutlich der Ausbruch des Krieges. Ja wohl, der Krieg beweiſt etwas, nur das nicht, was dieſer Wahn-Sinnige glaubt. Wir werden es ſehen.

In dem Berichte über ſeine Unterredung mit dem Grafen Reventlow findet ſich folgende Stelle. Bourdon ſprach von all den Opfern, die Frankreich ſeit vierzig Jahren für den Frieden gebracht habe. Der Graf dagegen ungläubig: „Sie haben Opfer für den Frieden gebracht?"

„Opfer, ſo gewiß und, wie es ſcheint, ſo ſchlecht verſtanden, daß ein Teil der öffentlichen Meinung nicht daran zweifelt, ihr lauertet nur auf den Augenblick, um mit ſicherem Schlag eueren Sieg von 1871 zu vollenden."

Da fiel ſelbſt der ſogenannte Alldeutſche aus den Wolken, und Graf Reventlow erwiderte: „Was für eine Idee! Was für ein unbegreiflicher Irrtum! . . . Wir unſeren Sieg vollenden? Was meinen Sie damit? Nehmen Sie denn an, daß es im Jahre 1870 unſer Ziel geweſen ſei, Frankreich niederzuſchlagen? Wahrhaftig handelte es ſich damals um etwas ganz anderes, um etwas Poſitives und Weſentliches für das Leben Deutſchlands ſelbſt: ſeine geſchichtliche Stunde hatte geſchlagen, da es ſeine Einigung finden mußte. Gehen Sie doch bei uns herum, und Sie werden nirgendwo einem vorgefaßten feindlichen Gefühl gegen Frankreich begegnen: eine gewiſſe Bitterkeit nur iſt da von der Enttäuſchung zurückgeblieben, die der Vertrag vom 4. November verurſacht hat." —

Und wie ſchließt nun Bourdon dieſe Unterhaltung? Der Graf hatte geſagt, daß er nichts von der Zukunft wiſſe, daß er aber auch nichts bemerken könne, das einen Grund zur Beunruhigung für uns abgeben könne. „Wir ſind auf alles gefaßt."

„Wir ſind auf alles gefaßt": die trockenen Lippen des Grafen von Reventlow hatten dieſe unerſchrockenen Worte mehr geziſcht, als geſprochen. Der ganze Pangermanismus mit ſeiner plumpen Selbſtgefälligkeit beſtätigte ſich darin."

Doch ein effektvoller Schluß — nicht wahr? Aber mit einem Willen zum Frieden hat er nichts mehr gemein. Nur wieder die hyſteriſche Sucht, aus dem geraden Wort eines ehrlichen Mannes das herauszudeuten, was die geliebten Leſer hören wollen, was man ihnen ſelber einreden will. —

Bedürfen wir der Zeugniſſe noch mehr? Sollen wir uns auf die langen Deklamationen eines Alfred Kerr einlaſſen, den doch kein Menſch in Deutſchland als Politiker ernſt nehmen wird? Er bläſt ſeine kritiſch-literariſchen Seifenblaſen, und je bunter ſie ſchillern, um ſo mehr Freude hat er daran. Aber Herr Bourdon hat gerade ihn ernſt genommen und eine lange Zeit bei ihm „mit Schaudern" zugebracht. Vor wem? Vor Alfred Kerr oder vor ſeinen „Offenbarungen" des deutſchen Weſens? Kerr ſagte ihm, in Deutſchland gäbe es ſehr wenige Leute, die an dem Ausgange eines Krieges mit Frankreich zweifelten. Mußte er ſich das von Kerr beſtätigen laſſen? Oder wußte man das nicht ſchon lange in Frankreich ſelbſt? Da gab es doch ſicherlich noch viel weniger Leute, die an dem Ausgange eines ſolchen Kampfes zweifelten. Das Bündnis mit Rußland hätte ja im anderen Falle keinen Zweck gehabt und das Bündnis mit England auch nicht und das Bündnis mit aller Welt auch nicht, wonach man alle die Jahre offen und laut ſchrie. Von einem Siege über Deutſchland aus eigener Kraft war man in Frankreich ſchon längſt nicht mehr überzeugt. — Aber: „Die Hunnen waren wieder da!" — das iſt das Schlußwort, womit Bourdon ſeinen Bericht über Kerr ſchließt. Herr Kerr mag ſich einmal fragen, warum gerade ſein Eindruck den Ausdruck erzeugte: das Wort, woran die franzöſiſche „Philologie" der Gaſſe Feuer fing. —

Maximilian Harden: „Das Reich will nichts von Frankreich!" Trotzdem Herr Bourdon ſchließt, bei Harden habe er „la griffe du fauve" empfunden. Wenn damit Nietzſches „blonde Beſtie" gemeint ſein ſoll, ſo weiß Bourdon nichts von Nietzſche, und von Harden hat er nichts verſtanden. —

Ein Offizier des Generalſtabes und Württemberger obendrein betont, daß Deutſchland keine Kriegsabſichten habe trotz aller militäriſchen Rüſtungen der letzten Jahre; Helfferich, Fürſtenberg, die Finanziers und Bankleute ſagen: „Wir wollen Frieden, wir wollen nichts von euch"; Bourdon geht in die Schulen, zu den Lehrern, und ſie zwingen ihn einen Augenblick lang zu der rhetoriſchen Frage: „Warum nicht zugeſtehen, daß der ſtarke Hauch von

Humanität und Leben der Reihe nach nun auch die deutſche Seele zu umſpielen und darin die verderblichen Fermente zur Auflöſung zu bringen beginnt, die nur für den Haß und den Tod arbeiten?" Man höre eine ſolche Frage und frage wieder, ob es nach den Dienſten, die der deutſche Geiſt der Menſchheit geleiſtet hat, eine arrogantere Sprache gibt, als dieſe? Der chauviniſtiſche Dünkel überſteigt den des Engländers noch, der das „Ich" immer groß und das „Du" meiſtens klein ſchreibt. Und Bourdon zählt zu den „Unterrichteten" ſeiner Nation. Solche Leute überredet man doch nicht und überzeugt ſie nicht; ſie kommen, wie Schiller von den Weibern ſagt, immer wieder zurück auf ihr erſtes Wort, „wenn man Vernunft geſprochen ſtundenlang."

Und das tat auch der Reiſende, den Bourdon auf der Fahrt von Breslau nach Berlin traf; er tat es ausgezeichnet, obgleich er dem Franzoſen am Anfang ſagte: „Ihr verſteht uns nicht; vielleicht begreift ihr uns nie." Und der Hauptgrund davon ſei der, weil der Franzoſe dem Deutſchen nicht glaube. Die durchſchnittliche Meinung in Frankreich ſei eben: ein Deutſcher iſt ein brutaler Kerl oder ein Lügner oder beides zuſammen. Der Deutſche behielt mit dieſem Urteil recht.

Im nächſten Kapitel war der Balkankrieg ausgebrochen, und Bourdon fährt heraus: Deutſchland, der Schützer, der Lehrer und Lieferant der Türkei, durch einen unwiderſtehlichen Aufſtand der Slawen in ſeinem Preſtige getroffen — die ruſſiſche, die franzöſiſche, die engliſche Preſſe ſorgen dafür, daß alle Welt das erfährt — Deutſchland zögert nicht, ſeinem Temperament gemäß aus dieſen Ereigniſſen „eine brutale Folgerung zu ziehen": es vermehrt ſein Heeresbudget und die Friedensſtärke ſeines Heeres. —

Einen Augenblick, bitte! Erſtens treibt Deutſchland keine Preſtigepolitik. Bismarck trieb eine ganz ſolide und reelle Machtpolitik, und von ſeinen Nachfolgern wird man wohl nicht behaupten können, daß ſie ſich anſtatt für die reelle Macht gerade für das deutſche Preſtige beſonders eingeſetzt hätten. Zweitens fühlte ſich darum Deutſchland auch nicht in ſeinem Preſtige durch die Niederlagen der Türken getroffen, ſondern das war nur die Behauptung ſeiner „guten" Nachbarn. Drittens zog das Reich ſeine Folgerungen nicht aus den Balkanereigniſſen, ſondern das Indianergeheul an ſeinen Grenzen, die vom Zaun geriſſenen Behauptungen, in der Türkei ſei Deutſchland von Frankreich geſchlagen worden, die deutſche Artillerie von der franzöſiſchen, Krupp von Creuſot, die tollhäuſleriſche Freude jener Ententepreſſe zeigten Deutſchland ohne jede Maske die wahre Geſinnung der Humanitätshauchfabrikanten. Alles das offenbarte reſtlos, was man mit Deutſchland vorhatte und worauf man hinarbeitete. Alſo kam die deutſche Antwort: Vermehrung des Heeresbudgets um zweihundert Millionen Mark, Vermehrung der Friedensſtärke um hundertfünfzigtauſend Mann. Michel iſt ſehr gutmütig und hat lange Geduld, aber ſo gutmütig iſt er nicht, ſich bei ſehenden Augen das Fell über die Ohren ziehen zu laſſen.

Nun aber wird Bourdon einen Augenblick „gerecht", ſoweit er das kann. Warum ergriff Deutſchland die Gelegenheit nicht und ſchlug los? Öſterreich und Rumänien ſeien bereit geweſen, 1200000 Mann guter Truppen darzubieten; Frankreich, noch mit ſeiner Rekruteninſtruktion beſchäftigt, hätte in der erſten Linie kaum zweihunderttauſend Mann aufſtellen können; und es ſei kein Geheimnis geweſen, daß Rußland trotz eines ſchon anſehnlichen Apparates ſeine „Reorganiſation noch nicht zu Ende geführt hatte". Deutſchland hielt trotzdem zurück und „praktizierte in der Tat den Frieden".

Trotz allem: Deutſchland zog eine „conclusion brutale", während Frankreich ſich bloß „damit beſchäftigte", à instruire ses recrues, und Rußland die Vollendung ſeiner Reorganiſation betrieb. Das iſt die Sprache des nicht tendenziöſen Berichterſtatters, nicht wahr? Das gleiche Tun in Frankreich und in Rußland iſt eine ganz harmloſe Beſchäftigung, während es in Deutſchland zu einer brutalen Konkluſion wird. Darum zum Schluß!

Die „Elſaß-Lothringiſche Frage"! Das war die Fahne, die der Franzoſe vor ſich hertragen ließ. Als die Dinge ſich nun in den letzten Jahren ſo gefährlich zuzuſpitzen begannen; als man ſelbſt im Elſaß erkennen mußte, daß die Spielerei mit dieſer „Fahne" einmal furchtbar ernſt werden könne: da fanden ſich die vernünftigeren Elſäſſer aus allen Parteien zuſammen und nahmen dem Franzoſen ihre Fahne aus der Hand. „Wir wollen keinen Krieg um unſere Sache," ſagten die Elſäſſer ... „Wir können warten und werden warten." Und dazu noch ein wenig unvermeidliche Rhetorik, die mehr wie eine Entſchuldigung ihres Verhaltens in der Vergangenheit, als wie eine Anklage gegen Deutſchland erklang: „Man hat aus uns Opfer des Prinzips gemacht: Gewalt geht vor Recht. Wir ſetzen das andere Prinzip dagegen: Das Recht hört auf, wenn die Gewalt den Vorrang hat."

Nach ſolchen Erklärungen, die manchmal noch in weit günſtigeren Worten für Deutſchland zum Ausdruck kamen, die hier und da ſogar wie ein freiwillig abgegebenes Plebiſzit für Deutſchland klangen, hätte Frankreich ſich ſagen müſſen: Alſo, da habe ich nichts mehr zu ſuchen und nichts mehr zu tun. — Aber weit gefehlt! Zu einem wirklich männlichen Entſchluſſe fand man die Kraft in Frankreich nicht. Als man ihm die Fahne Elſaß-Lothringens aus der Hand nahm, ergriff ſeine Hand eine neue Fahne, die myſtiſche Fahne des Rechts. Und dieſe ſchwenkte man nun und ſchrie Fluch und Verderben über Deutſchland, wenn es ſich vor dieſer Fahne nicht verneige. Bourdon wird wie ſo viele zum Träger dieſer Fahne.

Wieder der Wahnſinn! Was ſoll das? Was will man? Heute, im Kriege ſagt man es offen: Auflöſung Deutſchlands! Man ſagt es bis hinauf zu den Spitzen der franzöſiſchen Intelligenz. Die Mitglieder der Akademie ſagen es, die Miniſter und der Präſident, die Klerikalen ſagen es, wie die Republikaner, wie die Royaliſten und Sozialiſten, die Radikalen ſagen es und die Biſchöfe und Erzbiſchöfe. So frage ich: War es je anders? Sehen wir einmal zu!

Wie die Franzosen sich zum Kriege stimmten

Als man es vor hundert Jahren für nötig erachtete, den französischen Absolutismus, den Absolutismus der reinsten Selbstsucht, aus Europa wieder zurückzudrängen, stellten die europäischen Mächte zum ersten Male Preußen unmittelbar Frankreich gegenüber. Der Staat und das Volk, das am meisten unter der fremden Willkürherrschaft gelitten, das bei der Zurückweisung dieser am meisten geleistet hatte, wurde zum Nachbarn Frankreichs gemacht in Rheinland, Westfalen, an der Mosel, an der Saar, an der Nahe. Die romantisch-demokratische Theorie, unter deren Bann ja halb Europa geraten war, war von der Geschichte als unreife, lebensfeindliche Macht zurückgewiesen worden. Sie hatte Frankreich selbst unter die Herrschaft der Jakobiner, der Septembermörder, des Mob und dann unter diejenige Napoleons gebracht. Sie hat auch im weiteren Verlaufe immer wieder versucht, Frankreich unter die Herrschaft des Radikalismus, der Boulangisten, der Nationalisten und Kriegshetzer zu bringen, bis es ihr heute wiederum damit „glückte". Sie hat aber auch, wo man ihr in Deutschland anhing, ihre negative Macht der politischen Zersetzung erwiesen, so in der Konfliktszeit, wo die politischen Torheiten auf ihre Rechnung zu schreiben sind, so schon vorher im Frankfurter Parlament, dessen Unfruchtbarkeit lediglich ihr Werk ist. Daß sie in Deutschland nicht obsiegte, hat seinen Grund darin, daß sich neben dem demokratischen Theorienrecht die allgemeine Wehrpflicht durchsetzte, womit nicht nur eine körperliche und materielle Kräftigung, sondern auch eine geistige und seelische Auswägung erzielt wurde. So wandelte sich diese politisch-geistige Infusion, die von Westen in Deutschland eindrang, hier zu einer stärkenden Macht: sie rief „das Volk" zum Mittun auf, von der Herrschaft aber hielt sie es fern.

Kaum aber hatte sich der neue Zustand einigermaßen befestigt, so schickte Frankreich einen seiner Dichter aus. Viktor Hugo kam an den Rhein, und von hier aus verkündete er seinen Landsleuten, in diesen neupreußischen Grenzländern warte alles mit gespannter Sehnsucht und innigster Hoffnung auf die Wiederkunft des französischen Adlers. Dem Dichter gaben deutsche Dichter die Antwort: „Sie sollen ihn nicht haben — den Rhein!", und die Wacht am Rhein brauste auf. Aber: „Vous ne nous croyez pas" — Ihr glaubt uns nicht — sagte der deutsche Reisende Herrn Bourdon, und das war damals, in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, schon so: die Franzosen glaubten uns nicht.

Solange sich nun in Mitteleuropa Preußen und Österreich gegenseitig im Wege standen, war Frankreich der Tertius gaudens. Als aber Preußen im Jahre 1866 so mächtig emporstieg, kam die „Revancheidee" in Frankreich auf, und sie lautete natürlich nicht „Elsaß-Lothringen", sondern bezeichnend genug: „Rache für Sadowa!" — Preußen war zu stark geworden. Thiers sagte es öffentlich im Parlament. Er sprach in einem Atem von dem Gleichgewichte Europas und dem französischen Übergewicht. Das bedeutete für den Franzosen ja dasselbe.

War nun dieſe Stärkung Preußens eine Bedrohung Frankreichs? — Keineswegs! Aber ſie bedeutete — das iſt gar keine Frage — eine Beſchwerung der franzöſiſchen Strebungen gegen Oſten. La frontière du Rhin — die alten franzöſiſchen Grenzen — Belgien — ſo lauteten die Titel dieſer Strebungen, worauf man in Frankreich nie verzichtet hatte und nicht verzichten wollte. Heute wirft die politiſche Heuchelei uns vor, daß wir einen Vertrag, der im Jahre 1839 abgeſchloſſen wurde, wie einen Fetzen Papier behandelt hätten. Dem ſteht gegenüber, daß wir dieſen Vertrag gehalten haben von 1839 bis 1914. Für Frankreich war dieſer Vertrag ſchon in den ſechziger Jahren nichts weiter als ein Fetzen Papier, da von ihm aus damals an Bismarck die Anfrage kam, wie Preußen ſich zu einer Annexion Belgiens ſtellen würde. Wären wir die Narren geweſen, Frankreichs Ausdehnungsgelüſten gegen Oſten zuzuſtimmen und uns wegen ſeiner „Entſchädigung" durch Belgien mit England zu überwerfen, ſo hätten wir ſeine Finger auch weiter in unſeren Angelegenheiten verſpürt, denn bis 1870 ſprach man am Rhein und der Nordſee entlang in der „guten Geſellſchaft" noch vielfach Franzöſiſch und man trank da nicht minder viel Bordeaux. Das Feld zu allerhand nicht bloß ſpirituellen Eroberungen ſchien da für Frankreich noch offen. Seit 1871 aber wurde das anders. Wir hatten den Krieg nicht begonnen, um Frankreich niederzuſchlagen, wie wir hörten. Wir hatten ihn noch weniger unternommen, um Elſaß-Lothringen zu erobern, ſondern der Krieg wurde uns aufgedrängt. Es war der Krieg der Kaiſerin, dem ganz Frankreich zuſtimmte. Von Frankreich wollten wir nichts, auch Elſaß-Lothringen nicht, nichts als daß es ſeine Finger aus Deutſchland herausließ. Die Folge des Krieges aber war, daß Frankreich nicht nur die Rheingrenze nicht gewann, ſondern daß ſeine Grenze gänzlich vom Rheine zurückgewieſen wurde. Um das Gebiet der franzöſiſchen Strebungen aber zog das Reich einen Stacheldrahtzaun, und damit wurde den Franzoſen eine große „Hoffnung" abgeſchnitten. Eine Hoffnung — vielleicht ſogar eine erweiterte Lebensmöglichkeit?

Wir müſſen ſchärfer zuſehen. Bei allen Vorzügen fehlt es den Franzoſen an etwas. Und was einem fehlt, das haßt man entweder an dem, der es hat, oder man ſucht es ſich ſelbſt zu gewinnen, ſei es durch Liebe, durch Liſt oder Gewalt. Bourdon nennt uns das, was er haßt: den „Germanismus", und das heißt hier nichts anderes, als die Erſtarkung des deutſchen Nationalgefühls. Das Weltbürgertum war den Franzoſen lieber, weil es den Deutſchen der Franzöſierung zugänglicher machte. — Bourdon deklamiert ferner gegen die „force". Und das iſt nicht bloß die Gewalt, ſondern auch die Kraft, die Macht an ſich. — Alſo könnten wir ſchließen: es fehlt Frankreich an männlicher Kraft. Daher dann die „unglaubliche Unwiſſenheit" über deutſche Dinge in Frankreich, denn zur Bereicherung realen Wiſſens gehört eben männliche Entſchloſſenheit. Daher aber auch ſein Wahnſinn, da es bequemer iſt, das uns Paſſende zu glauben, als uns über die Wirklichkeit zu unter-

richten. Daher ferner das ewig beunruhigende Gefühl der Unterlegenheit und in Verbindung damit die steigende Gereiztheit, sich zu holen, was ihm fehlt. Und wieder daher die Selbstbemitleidung, die Tränenseligkeit, die Sentimentalität, womit man sich an die Welt wandte, die eigene Schwäche immer verhüllend mit der florumhüllten Fahne von Elsaß-Lothringen. Das war die Selbsttäuschung und der Vorwand.

Was Frankreich vor 1870 wollte, lebte wieder auf, als seine Wunden sich zu schließen begannen. Es war der Wille zum französischen Übergewicht in Europa. Der Wille aber stand allein, die Kraft fehlte. Aus sich heraus konnte es sie sich nicht nehmen, weder quantitativ aus seinen „zwei Kindern" noch qualitativ aus seiner natürlichen Veranlagung. Denn das war nun einmal so: die germanischen Elemente seiner Bevölkerung waren die Organisatoren seines Lebens, die normannischen, schwäbischen, fränkischen Elemente in der Normandie, im Elsaß, in Lothringen, in Nordfrankreich. So bildete der Verlust Elsaß-Lothringens einen wirklichen Verlust an Lebenskraft. Aber schon vor 1870 hatten die ehedem germanischen Elemente nur ausgereicht, Frankreich im Range einer Großmacht zu erhalten. Eine Weltmacht zu schaffen, dazu reichten die eigenen Kraftquellen nicht aus. Vor 1870 wollte darum Frankreich mehr. Es suchte den Weg, den einst der erste Napoleon gewiesen hatte. Auf diesem Wege aber stieß es mit Preußen zusammen.

Nicht viele gab es in Deutschland und Frankreich, die diese Lage der Dinge klar erkannt hatten. Von allen Früheren ist mir der einzige Friedrich List als derjenige bekannt geworden, der sich hierin ein richtiges Urteil gebildet hatte. Er hatte den Mangel, den natürlichen Mangel des französischen Volkes an „jenen Eigenschaften" erkannt, die nötig sind, „um eine Nation auf den höchsten Standpunkt der Macht und des Reichtums zu erheben". Trotzdem hatten die Franzosen sowohl die deutsche Macht mit allen Mitteln bekämpft, als sie auch, nachdem Deutschland für eine Zeit ausgeschieden war, mit England um die Weltsuprematie in die Schranken getreten waren. Und List hatte aus diesem Grunde ein volles Verständnis für das Streben Frankreichs nach dem linken Rheinufer und nach Belgien. Denn von hier aus würden sie leicht den Weg wiedergefunden haben, wie sie ihn einst fanden: „zur Ems, zur Niederweser und Niederelbe." — „Indem sie so den kräftigsten Teil der germanischen Rasse des Kontinents auf den romanischen Stamm ihrer Nationalität impfen, verschaffen sie ihrem Nationalkörper diejenigen Eigenschaften, die ihm erforderlich sind zur Erlangung der Weltsuprematie[1])." Hier waren

[1]) Es ist das durchaus keine Listsche Phantasie. List kannte Frankreich; er las die französischen Zeitungen, die Parlamentsdebatten, wo Mecklenburg, Oldenburg, Hannover, Braunschweig, Holstein, sämtliche Häfen des Nordmeers als alte französische Domänen angesprochen werden und gegen den Zollverein die Regierung scharf gemacht wird. — Diese Fragen werde ich in dem demnächst bei Georg Reimer erscheinenden Buche „Der Sinn der deutschen Geschichte" ausführlicher behandeln.

in Land und Volk alle die Fähigkeiten vorhanden, das zu schaffen, was in Frankreich immer nur unter künstlicher Pflege bis zu einem gewissen Grade gediehen war: Handelsgeist, der Geist der großen Unternehmung, der Geist der Industrie, der Wille, die Lust am Meere und zu einer großen Flotte. Alles, was notwendig war, wollte Frankreich im Weltringen bestehen, das besaßen diese Niederdeutschen. Das fast gleichzeitige Einströmen englischen und französischen Kapitals in unseren Kohlenbergbau an der Ruhr ist darum nicht nur vom Standpunkte des rein materiellen Gewinnstrebens zu betrachten. Denn wo immer England damals seinen Fuß hinsetzte, versuchte Frankreich den seinigen sofort daneben zu setzen. Um die Kraft der Niederdeutschen aber war Preußen immer mehr mit Frankreich in Wettbewerb getreten. Aller Voraussicht nach mußte Frankreich auf diesem Wege um so mehr den kürzeren ziehen, als die Deutschen in Preußen mehr und mehr die Hoffnung ihrer nationalen Zukunft erblickten, die ihnen doch von Frankreich und der Fremdherrschaft her niemals kommen konnte.

Mit dem Erstarken Preußens aber, der deutschen Nordostmacht, wachte auch in Deutschland die Erinnerung wieder auf an die geschichtliche Aufgabe, die Deutschland zu lösen berufen war. Diese Aufgabe muß Deutschland erfüllen, es muß sie erfüllen, wie es sie aus seiner Geschichte und der Geschichte Europas verstehen muß und allein verstehen kann. Und sie drückt sich sehr einfach in dem Satze aus: das Gebiet der Ordnung und Kultur in Europa gegen den Einbruch der Barbarei zu beschützen und dieses Gebiet selbst nach Osten hin zu erweitern.

Einer solchen Aufgabe kann Deutschland nur gerecht werden, wenn es bei sich selbst Ordnung und Kultur in Pflege nimmt und in Pflege behält. Dafür aber ist die enorme Leistung auf allen Gebieten der Lebensführung und die Erhöhung der Lebenswerte der unumstößliche Beweis.

Einer solchen Aufgabe kann Deutschland ferner nur gerecht werden, wenn es seines Rückens sicher ist, wenn es nicht fort und fort befürchten muß, daß einer oder mehrere seiner „zivilisierten" Nachbarn ihm in den Rücken fallen. Und gerade von Frankreich her hat Deutschland bei dieser schweren Aufgabe nie eine Förderung erfahren, wohl aber mehrfache Hemmungen; ja, Frankreich hat versucht, diese Aufgabe Deutschland zu entreißen. Seine wiederholten Versuche aber sind gescheitert, seine polnischen Machenschaften nicht minder als der Riesenversuch Napoleons des Ersten gegen Polen und Rußland, und was Frankreich als Milliardenlieferant in Rußland bewirkte, das zeigt die Geschichte heute deutlich. Die nichtsnutzige Idee der Revanche verwandelte diesen „goldenen Segen" in einen Fluch für beide Länder, für Frankreich und Rußland, und zu einer Quelle unendlichen Leids für ganz Europa. Das ist die „positive Kulturarbeit", die Frankreich in Rußland leistete, das das traurige Ergebnis seines widernatürlichen Strebens, Deutschland von seiner Aufgabe zu verdrängen. War doch sein Bestreben nichts anderes als

die natürliche Ordnung, die geographiſche und hiſtoriſche Schichtung der Völker in Europa, wie ſie nun einmal war, zu durchbrechen und aufzuheben.

„Le droit!" – Bourdons Anrufung des Rechtes — wie ſteht es damit? Sein Recht iſt das Recht, wie es der Franzoſe verſteht und wie es der Deutſche nie verſtehen kann und darf, will er ſich nicht ſelber aufgeben. Auf dem Wege, den Bourdon zeigt, wächſt nicht das Recht und nicht der Friede, ſondern die Phraſe, die Lüge, der Krieg. Elſaß-Lothringen war nicht die Frage, ſondern ein bequemer Mantel, das Weſentliche zu verhüllen. Das Weſentliche aber war die wachſende Stärkung und Lebenskraft Preußens und Deutſchlands. Hinter der Revanche für 1870 ſteht die Revanche für Sadowa, hinter ihr die Forderung des linken Rheinufers und dahinter: die Zerſtückelung Deutſchlands. Jetzt, wo ſie den Schein, den Frieden erhalten zu wollen, ja nicht mehr zu wahren brauchen, reden die Herren jenſeits der Vogeſen wieder einmal aufrichtig. Die Zerteilung Deutſchlands iſt wieder das Programm.

Es gibt ein höheres Recht, ein natürliches, das ſich in der Geſchichte ſtets wieder offenbart, und es lautet: Kein Volk, und wäre es das älteſte, und wäre es im Beſitze der halben Erde, hat das Recht, eine neue Lebenskraft und Schaffensfreude, die ſich der Menſchheit und ihrem Leben darbieten, vom Leben abzuſchneiden und zu verdrängen. Dieſe höhere Lebenskraft wird und muß ſich ſchließlich gegen ihre Vergewaltiger dennoch durchſetzen und ſie daran verhindern, ſie lediglich zur Vermehrung ihrer Renten zu mißbrauchen.

Auf dieſem Rechte ſteht Deutſchland. Und von dieſem Rechte iſt bei Bourdon und in Frankreich keine Rede, und in England nennt man es „deutſche Anmaßung". Deutſchland aber muß dieſes Recht vertreten, nicht nur im eigenen Intereſſe, ſondern nicht minder im Intereſſe der menſchlichen Kultur, die ihm ſeine geſchichtliche Aufgabe und damit ſeine Pflicht geſtellt hat. Die Aufgabe umſchließt die „elſaß-lothringiſche Frage", wie ſie für uns in Deutſchland allein exiſtierte, und ſie war eine Frage viel mehr an Elſaß-Lothringen, als über Elſaß-Lothringen. Will und kann Elſaß-Lothringen die ungeheure und ſchwere Aufgabe, die auf Deutſchland laſtet, anerkennen? Kann und will es ſie vom Geſichtspunkte der Menſchenkultur anſchauen lernen, anſtatt dabei zu verharren, im Schatten ſeiner Kirchtürme über polizeiliche Ungeſchicktheiten und bureaukratiſche Verletzungen ſeines Eigenſtolzes zu klagen? Kann und wird es begreifen lernen, daß das, was ſich hier gegenüberſtand und gegenüberſteht, ja nichts anderes war und iſt, als das Recht der eigenen Art und das Recht der Geſamtheit?

Stehen ſie ſich aber gegenüber, ſo gibt es keine Löſung, ſondern immer nur die Unterwerfung des Schwächeren durch den Stärkeren. Und das iſt nicht ſo, weil die einen hier Elſäſſer und Lothringer heißen und die anderen Deutſche, ſondern das iſt ſtets und überall ſo. Aber die beiden Rechte müſſen ſich nicht gegenüberſtehen, ſondern ſie können ſich auch ergänzen. Und dann kommt es zu einer großen inneren Harmonie, wo der einzelne Ton

erſt durch das Mitſchwingen der anderen ſeine höchſte und ſchönſte Fülle erhält, weil einer den anderen ſtärkt. So aber müßte es ſein zwiſchen Elſaß-Lothringen und uns. Und es muß und kann erſt ſo ſein, wenn man in Elſaß-Lothringen gelernt hat, daß man die deutſche Kraft nicht ſchwächen darf, ſondern daß man der allgemeinen Kulturaufgabe wegen verpflichtet iſt, ſie zu ſtärken. Der ungeheueren Gefahr wegen, die von Rußland her, nicht vom Slawentum, ſondern von Rußland, als der aſiatiſchen Offenſivmacht, droht, iſt Preußen zu einer Zuſammenhaltung, zu einer Erhaltung ſeiner Macht und Kraft gezwungen. Dieſer Zwang ſetzt ſich fort bis in die Zucht und Zuchtwahl der Familien hinein. Er erzeugt hier die ſtramme Unterordnung des Individuums unter den Staatsgedanken; er erzeugt die herbe Ablehnung weſtlichen romaniſch-demokratiſchen Liberalismus, ſo daß ein allzutiefes Sich-einlaſſen auf weſtliche Probleme und politiſche Theorien dem geborenen Preußen als bedenklich erſcheinen muß. Er fürchtet von ihnen — und doch wohl nicht ganz mit Unrecht — eine Lockerung der ſtaatlichen Macht, eine Zerſetzung der geſellſchaftlichen Ordnung. Aber Preußen kann ſich ohne allzugroße Einbuße dieſen ausſchließenden Konſervativismus nur erlauben, weil ſein ganzes Weſen auf dem Grunde des Proteſtantismus dennoch individualiſierend und fortſchrittlich gerichtet iſt. Preußen muß vorwärts kraft ſeines innerſten Weſens, kraft ſeiner politiſch-geographiſchen Lage in Europa — am Oſtrande der europäiſchen Kultur. Und dieſer Zwang hat ſein Wachstum verhindert, ſich ſchon gleich über der Wurzel in Zweige und Äſte zu ſpalten und zum Buſchwerk zu werden; er hat das ſtarke Stammwachstum erzeugt, das eine breite Krone zu tragen vermag; aber noch immer iſt es ſo: wo ein neuer Zweig ſich entfalten will, da verlangt es gleichſam um ſo feſtere Angliederung und Bindung an ſein eigenes Stammwachstum. Dieſe Durchdringung mit „preußiſcher Staatsnotwendigkeit" empfand man überall in Deutſchland zuerſt als alarmierend. Die Eigenart ſetzte ſich zur Wehr, wie im Elſaß, aber allmählich erkannte ſie doch, daß der preußiſche Einſchlag, der Einſchlag der ſtaatlichen Pflicht und des völkiſchen Gewiſſens, ſie viel mehr ſtärkte, als ſchwächte. Und längſt ſteht es ſo, daß Preußen ſich in den Rheinländern ſelbſt die Wacht am Rhein und die Hüter des Stromes errang. Und die Wacht in den Vogeſen?

Hier ſteht das Recht, deſſen Anerkennung Deutſchland von Elſaß-Lothringen fordern muß: Deutſchlands Rücken zu ſichern — ihn ſichern zu helfen. Nicht nach Weſten geht die Blickrichtung der deutſchen Entwicklung, ſondern nach Oſten: Preußen iſt die öſtliche Vormacht der Kultur Europas. Hier liegt ſeine, hier liegt unſere erſte und vornehmlichſte Aufgabe, an deren Verfolgung und Verwirklichung uns niemand nachhaltiger gehindert hat, als: Frankreich. Alle unſere unmittelbaren Bewegungen gegen Weſten ſind nichts als Reflexbewegungen, wozu uns unſere eigene Lebensſicherung zwang, und keine einzige ward von dem poſitiven Willen geleitet, den Beſtand Frankreichs

zu erschüttern. Umgekehrt aber war der Wille Frankreichs von Anfang an positiv gegen die Stärkung Preußens, gegen die Einigung Deutschlands gerichtet. Und damit wird es niemals anders, so lange Deutschland an seiner Westgrenze Bevölkerungsschichten hat, die glauben, Brücken und Vermittler zwischen zwei Kulturen sein zu müssen. Es gibt keine zwei Kulturen, sondern nur eine einzige: die der Menschheit. Was da überbrückt werden soll, ist die Kluft zwischen zwei völkischen Eigenarten. Je tiefer und breiter aber die Kluft ist, um so stärker müssen die Brückenpfeiler sein, die an jedem Ufer die Brücke zu tragen berufen sind. Und erst dann lohnt sich ein Brückenschlag, wenn ein Verkehr über die Brücke erwartet werden kann. Dazu aber zeigte Frankreich bisher gar keine Neigung, im Gegenteil, alle Stege, die da vorläufig gespannt wurden und werden sollten, stellte es in die Rechnung seines Willens zur Revanche und zur feindlichen Invasion. Deutschlands Rücken war nichts weniger als sicher, denn jeden französischen Agitator empfing man im Elsaß mit unverhohlener Sympathie, und man bediente sich der Aufhebung des Paßzwanges nicht im Sinne Deutschlands, sondern im Sinne Frankreichs. Das Recht Deutschlands wurde nur von den Allerwenigsten verstanden und anerkannt.

Erst wenn dieses Recht im Bewußtsein der Elsaß-Lothringer lebendig wird, so werden auch die Brücken wirklich stark, die nach Westen führen sollen. Erst wenn Deutschlands Rücken sicher ist, wenn Frankreich anfängt, uns zu glauben, und wenn es damit die Fähigkeit gewinnt, zu begreifen, daß unser Wille nicht einem närrischen Macht- und Größenwahnsinn entspringt, sondern einer harten Notwendigkeit, dem harten Gebote der Pflicht, kurz, daß wir müssen, was wir tun, erst dann wird auch die Möglichkeit eines Verkehrs erscheinen, eines Ausgleichs und einer Verständigung zwischen zwei völkischen Eigenarten.

Leute aber wie den Herrn Bourdon können wir als Dolmetscher nicht anerkennen. Statt auf die Wogen, goß er das Öl in die Flammen.

Die Politik Öſterreichs im griechiſchen Freiheitskampfe 1822–1829.

Nach den Briefen des Hofrates v. Gentz an Franz Freiherrn v. Ottenfels.

Von

Joſef Krauter.

„Was hilft alle Schreiberei gegen blinde Übermacht auf einer, unheilbare Dummheit auf der andern und Erbärmlichkeit auf allen Seiten?"

Mit dieſen Worten hatte Gentz, kurz vor Ausbruch des ruſſiſch-türkiſchen Krieges 1828–1829, die Situation in Europa gekennzeichnet. Kürzer und prägnanter könnte man die Wirklichkeit nicht faſſen — ſie ſind der Inhalt des jahrelangen Ringens Rußlands mit Öſterreich im Kampfe gegen und für die Türkei. Wenn wir dieſe diplomatiſchen Kämpfe überblicken, ſo ſehen wir, mit welcher Falſchheit und ſchleichender Tücke Rußland ſich des ſogenannten Freiheitskampfes der Griechen bediente, um ſein Ziel — Zertrümmerung der Türkei, Durchfahrt durch die Dardanellen — zu erreichen.

Wie merkwürdig iſt doch die Parallele von damals und heute! Auch heute iſt Rußland mit England und Frankreich verbündet, damals hatte ſich Rußland von der Heiligen Allianz, die es ſelbſt begründet, losgeſagt, um den Weg nach Konſtantinopel zu gewinnen, nimmt den griechiſchen Freiheitskampf zum Anlaß, ſich mit England zu verbünden, dem dann auch noch Frankreich beitritt. Rußland war die „blinde Übermacht", Frankreich und England und alle Griechenfreunde in Europa ſtellen uns die „Erbärmlichkeit" der politiſchen Ideen in Europa dar, und unter „unheilbarer Dummheit" verſtand Gentz die Türkei, weil ſie allen Ratſchlägen und Projekten, die Gentz oder Metternich ausdachte, um Rußland an einem gewaltſamen Eingreifen in der Türkei zu hindern — oft ein ſtarres „Nein" entgegenſetzte.

Die Briefe des Hofrates v. Gentz an Franz Freiherrn v. Ottenfels, den Internuntius in Konſtantinopel 1822–1832, ſind eine wichtige hiſtoriſche Quelle für dieſe Zeit.

Erſtlich hatte Gentz das vollkommene Vertrauen des Fürſten Metternich. Gentz hatte oft die Depeſchen auszuarbeiten, teils nach kurzer Rückſprache mit Metternich, teils auch oft auf eigene Verantwortung. Bei Gentz liefen alle Depeſchen von allen Höfen Europas zuſammen; er war von allem unterrichtet, was in den einzelnen Staaten vorging. Kein anderer wie er hatte

einen ſo klaren Überblick über den politiſchen Stand der europäiſchen Staaten. Gentz berichtet nun dem Geſandten Öſterreichs in Konſtantinopel über die Verhältniſſe in Europa und über die „orientaliſche“ Frage, und daher erſcheinen ſeine Briefe als Momentbilder des jeweiligen Standes der Dinge in Europa.

Ottenfels hebt ſelbſt in ſeinen Erinnerungen hervor, daß er abſichtlich die Freundſchaft des Gentz geſucht und dieſen Briefwechſel angeſtrebt habe; weil die Depeſchen oft nicht genau ausdrücken, was man will — dieſe Briefe ſollten ihm als Ergänzung der offiziellen Depeſchen dienen.

1823.

Türkei und Rußland.

Im Vordergrund des Gedankenaustauſches zwiſchen Ottenfels und Gentz ſtehen natürlich die Verhältniſſe in der Türkei und Rußland.

Der Aufſtand der Griechen hatte die Türkei in die größte Schwierigkeit verſetzt.

„Meine Anſicht,“ ſagt Gentz, „ſteht feſt, für die Türkei bleibt nichts mehr übrig, als zu kapitulieren.“ „Die Türken haben an mir einen ihrer aufrichtigſten Freunde; und ob ich gleich ein beſſerer Chriſt bin als alle dieſe Revolutionshunde, die heute gegen die ungläubigen Barbaren bellen, ſo wünſche ich doch dem osmaniſchen Reiche eine lange und geſicherte Dauer und werde von dieſem Wunſche nicht weichen, wenn zuletzt auch ganz Europa gegen mich aufſtehen ſollte.“ „Die allgemeine Lage für die Türkei iſt ſehr ſchlecht. Nur gewaltige Energie (wovon ich nichts ſehe) oder baldige große Konzeſſionen können jetzt die Inſurrektion hindern; wenn dieſe nicht etwa durch ihre eigene innere Zwietracht geſtürzt wird, worauf man denn doch nicht mit Zuverſicht rechnen kann.“

Zudem ſtand die Türkei in einem geſpannten Verhältniſſe zu Rußland, das ſeinen Geſandten Strogonoff von Konſtantinopel am 10. Auguſt 1821 abberufen und ſomit die diplomatiſchen Beziehungen zur Pforte abgebrochen hatte. Es waren nun von ſeiten Öſterreichs die größten Anſtrengungen geſchehen, eine Ausſöhnung zwiſchen beiden Staaten herbeizuführen. Dagegen hatten ſich von ſeiten Rußlands und der Türkei große Schwierigkeiten erhoben. Rußland ſtellte an die Türkei große Forderungen. Durch den Ferman der Pforte für die Errichtung einer türkiſchen Handelsmarine ſah ſich Rußland in den Provinzen am Schwarzen Meere ſehr ſchwer geſchädigt und forderte Abhilfe dagegen.

Gentz riet Ottenfels, in dieſer Frage eine vermittelnde Rolle zu ſpielen, und glaubte, daß eine große Freiheit der Schiffahrt im Schwarzen Meere dem Handel Öſterreichs wenig oder gar keinen Eintrag tun werde.

Die Forderungen der Ruſſen betreffs der Feſtungen im Schwarzen Meere findet Gentz ungerecht, alles Recht ſtehe da auf ſeiten der Türken. Seine

einzige Hoffnung ist da auf die Nachgiebigkeit Alexanders gerichtet, wenn diese nur irgendwie mit äußerem Anstande bewirkt werden kann. Gentz tröstet Ottenfels immer wieder, daß von Rußland keine Gefahr drohe, da Kaiser Alexander zu sehr mit den Angelegenheiten in Westeuropa beschäftigt sei und daher die Beendigung der östlichen wünsche. Er ziehe zwar hundertzwanzig- bis hundertfünfzigtausend Mann im Westen zusammen, das dürfe aber niemanden beunruhigen, da diese bloß den Anhängern der revolutionären Faktion zum Schrecken gereichen würden. —

Aber Gentz hatte sich getäuscht. Rußland stellte betreffs der Schiffahrt immer größere Forderungen, die Türkei zeigte sich wieder hartnäckiger und drohender in den offiziellen Noten; besonders der Ferman über die befestigten Plätze am Schwarzen Meere war nach Gentz' Urteil „unstreitig die größte aller Bestialitäten, deren sich die Pforte heute schuldig machen konnte, und die Artikel 4 und 9 desselben können allerdings nie, so wenig von uns und anderen als von Rußland geduldet werden. „In den Bemerkungen über die Navigationsakte hat der russische Kaiser recht, und wir müssen ihm bis auf den letzten Mann beistehen."

Da erhob Rußland ein furchtbares Geschrei, als in Bukarest der Flüchtling Villara, der sich als Schatzmeister der Provinz Veruntreuungen zuschulden kommen ließ, vom Pascha von Silistria gefangen genommen wurde. Das war für Rußland ein neuer Vorwand zu Beschwerden gegen die Türkei.

Gentz ist vollkommen überzeugt, Kaiser Alexander wünsche nichts weniger als die Komplikation mit der Pforte zu beendigen und die Wiederherstellung der Gesandtschaft bei der Pforte. Gentz fürchte aber —, für einen Gesandten in Konstantinopel müsse man den richtigen Mann wählen. Wäre dies aber nicht der Fall, so befürchte er die Möglichkeit eines neuen Zwistes, und die Lage wäre noch kritischer als sie jetzt schon ist.

Angesichts dieser Verhältnisse ruft er aus: „Wir fühlen den Druck der gegenwärtigen Lage; können wir aber mit gutem Gewissen in den Kaiser dringen, daß er sich der Gefahr neuer und zehnmal ärgerer preisgebe? Würden Sie (Ottenfels) die Verantwortung übernehmen wollen? Ich wahrlich nicht. Der Fürst hat das nämliche Gefühl! Er wünscht und fürchtet zugleich die Wiederherstellung der russischen Mission!"

Erst im Juli erfährt Gentz durch Lebzeltern, daß die Dinge in Rußland schlecht stünden, daß man in Rußland erbittert sei über den schlechten Fortgang der Navigation mit der Türkei. Das ganze Geschrei in Petersburg drehe sich um die Schiffahrt im Schwarzen Meere; könne man da diesen Beschwerden abhelfen, so werde alles wieder gut und aller Hader wieder zu Ende sein. Denn die anderen Vorwände seien nur Lückenbüßer.

Solange der Kaiser Alexander nicht seinen eigenen, abgesonderten Weg einschlage, solange er noch mit uns zu Rate gehe und alle seine Schritte mit uns konzertiere, fürchte Gentz wenig oder nichts. Bisher könne man nur

letzteres annehmen. Im Juli ſagt Gentz wieder: „An dem Tage, wo der Kaiſer von Rußland erklären wird, daß er ſeinen Geſandten wieder nach Konſtantinopel ſchickt, wird der Friede der Welt für lange Zeit beſiegelt ſein. An der Feier dieſes Tages werden Sie (Ottenfels), mein Freund, Ihren wohlverdienten Teil haben. Sorgen Sie, daß er bald erſcheine."

Da ſich aber die Türkei ſehr widerwärtig benahm, ſo iſt auch Gentz darüber untröſtlich.

„Ich ſehe nur zu deutlich, wie ſchlecht unſere Sachen in Konſtantinopel ſtehen; wie umwölkt der Horizont auf jener Seite von Europa iſt und welche Ungewitter uns von dort her treffen können und früher oder ſpäter treffen werden. Wenn ich das Glück hätte, einen halben Tag mit Ihnen zu verleben, ſo würden Sie bald die Überzeugung gewinnen, wie hoch die orientaliſche Frage auf meiner politiſchen Leiter ſteht, und daß mein Meiſter unabläſſig darin herumſtreift. Ich ſeufze aus dieſem Grunde nach dem Ende des ſpaniſchen Krieges."

Gentz ſieht den Schwerpunkt der Kriſis nicht in Petersburg, ſondern in Konſtantinopel. „Der Knoten, der heute gelöſt werden muß, um uns von allen Sorgen über das künftige Schickſal der orientaliſchen Länder zu befreien, muß ausſchließend in Konſtantinopel gelöſt werden."

Gentz ſieht ganz richtig jetzt ſchon, daß die griechiſche Frage für die nächſte Zeit eine der wichtigſten politiſchen Fragen der europäiſchen Politik werde. „Die türkiſch-griechiſche Frage muß in den nächſten Jahren ein Objekt der weſentlichſten Erwägungen für die europäiſchen Kabinette werden. Es iſt ein Zeitpunkt, vor dem ich zittere, aber der eintreten muß, wenn wir nicht noch ganz anderen Revolutionen als die bloße Losreißung der Griechen im Archipelagus auf gut Glück entgegengehen wollen."

Inzwiſchen iſt eine Zuſammenkunft zwiſchen den beiden Kaiſern in Czernowitz betreffs der ruſſiſch-türkiſchen Angelegenheit vereinbart worden. Gentz fürchtet ſich auf dieſe Zuſammenkunft. In Konſtantinopel iſt die Hauptgefahr. „Eine einzige unglückliche Depeſche aus Konſtantinopel (denn dort allein ſehe ich die Gefahr) könnte eine Wendung in die Sache bringen. Das Herz wird mir nicht wenig klopfen in den Tagen, wo ich die erſten Nachrichten vom Fürſten zu erwarten habe."

„Als ich den Fürſten an den Wagen begleitete, war es mir, als ſähe ich ihn in eine große, furchtbare Schlacht fahren. Wir werden ſiegen, wir müſſen ſiegen. Gott ſei mit uns allen!"

Glücklicherweiſe hatten Ottenfels und Lord Strangford in Konſtantinopel in der Schiffahrtsfrage einen vollſtändigen Sieg errungen; die Türkei hatte in allen weſentlichen Punkten den ruſſiſchen Forderungen nachgegeben.

Gentz berichtet über die Zuſammenkunft: „Ein Kurier aus Lemberg vom 10. hat endlich allen unſeren Beſorgniſſen ein Ziel geſetzt. Der Fürſt war an dieſem Tage (er war nämlich erkrankt und in Lemberg zurückgeblieben) ſchon in der vollkommenſten Geneſung, die Krankheit iſt abgetan. Seine Ab-

weſenheit von Czernowitz, obgleich immer ſehr zu bedauern, ſchien doch der Hauptſache keinen weſentlichen Nachteil gebracht zu haben. Die beiden Kaiſer hatten ſich bereits am ſechſten Tage wieder getrennt, aber nach allem, was man uns meldet, war der Kaiſer von Rußland comme de raison mit den Reſultaten und Berichten von Konſtantinopel im höchſten Grade zufrieden geweſen. Beſchließen konnte man freilich in Czernowitz unter ſo bewandten Umſtänden nichts, da aber Graf Neſſelrode ſich am 11. nach Lemberg begeben hatte, um dort mit dem Fürſten alle nötigen Verabredungen zu treffen, ſo dürfen wir jetzt doch das Beſte erwarten."

„Die einzige noch offene Frage, die wegen Räumung der Fürſtentümer, wird meines Erachtens ſo ſchwer nicht zu beſeitigen ſein, als Sie (Ottenfels) zu fürchten ſcheinen, und in keinem Falle kann ich mir denken, daß ein ſo vortrefflich geführtes und nun ſchon ſo weit gediehenes Werk an dieſer einzigen Klippe ſcheitern ſollte."

Die Inſurgentenfrage wurde auch in Czernowitz nicht berührt, darin hatte Rußland ſelbſt eingewilligt, dieſe Frage wollte man „ajournieren".

1824.

Metternich ließ nach der Zuſammenkunft in Czernowitz an alle Höfe ſchreiben: „Die ruſſiſch-türkiſche Sache iſt aus." Auch Gentz meint, ſie iſt es nach meiner innigſten Überzeugung. Die Frage der Evakuation iſt jetzt ſchon ſo beſcheiden geſtellt, daß die Türken ihr nicht mehr ausweichen können. Der Kaiſer Alexander hat keinen anderen Wunſch mehr, als den Streit beendigt zu ſehen. Iſt Minciaky einmal in Konſtantinopel, ſo wird die ruſſiſche Miſſion ſofort hergeſtellt werden.

Die Hauptrichtung der öſterreichiſchen Politik iſt, die griechiſche Frage von der Evakuationsfrage zu trennen. Ottenfels hat in Konſtantinopel nur auf die Räumung der Fürſtentümer von türkiſchen Truppen zu dringen.

Aber auch in dieſer Frage hatte die Türkei eine ſtarre Politik getrieben. Es hatte Gentz ſchon früher Ottenfels bekanntgegeben, der Türkei doch begreiflich zu machen, ſie ſolle aus freien Stücken die Fürſtentümer von Truppen räumen und nicht erſt gedrängt und im äußerſten Momente nachgeben. Doch Ottenfels war nicht imſtande, dies durchzuſetzen, weil Galib Paſcha und beſonders Mahmud der Zweite ſo ſtarrköpfig waren. Schließlich hatte nun doch die Türkei auch in dieſer Frage nachgegeben.

Peinlich berührt war Gentz, daß auch hier die Pforte erſt auf die Drohung des engliſchen Geſandten L. Strangford nachgegeben, und Gentz fordert Ottenfels auf, der Pforte ins Gewiſſen zu reden und ſich beim öſterreichiſchen Hofe zu entſchuldigen; denn Öſterreich habe immer eine wohlmeinende Politik der Türkei gegenüber verfolgt, während die Englands immer unſicher und dunkel geweſen. Die Türkei ſollte doch bedenken, daß noch die

Zeit kommen könne, wo ihr nur Österreich beiſtehen werde. Wenn ſie aber von Frankreich und England ihr Heil in der Not erwarte, ſo könne ſie ſich verrechnen.

Gentz iſt unwillig über die militäriſche Untätigkeit der Türkei. Der Paſcha von Skodra tue nichts, und ebenſo die anderen. Er erwarte von den Unternehmungen zu Lande und zur See nichts; ſelbſt die Hilfe der Ägypter werde nicht viel helfen, da die griechiſchen Schiffe dem Transporte auflauern werden und der türkiſchen Aktion es an Einheitlichkeit fehle.

Wiederholt gibt Gentz ſeinem Unmut über die unzulängliche militäriſche Führung und den Mangel an militäriſchen Taten Ausdruck. Taten müſſen entſcheiden — nicht diplomatiſches Gewäſch. Kann die Türkei ohne Griechenland beſtehen? Darauf müſſe man antworten: Es gibt heute nur ein paar ſehr entſcheidende Fragen, die mit Beiſeiteſetzung aller leerer Phraſeologie verhandelt werden müſſen. Ich bitte ums Wort; die erſte heißt: „Kann das ottomaniſche Reich in Europa neben einem (größeren oder kleineren) unabhängigen Griechenland beſtehen?" Die Kabinette müſſen ja oder nein antworten. „Ja, es kann beſtehen." „Gut! ſo ſucht dieſe Überzeugung der Pforte beizubringen! Durch Gründe nämlich, nicht durch Drohungen. Ihr müßtet denn unſinnig genug ſein, dieſe Drohungen erfüllen zu wollen, mit anderen Worten, unſinnig genug, um die Pforte, die Ihr erhalten wolltet, zur Anerkennung ihres eigenen Heiles durch ein Mittel zu zwingen, welches ihren Untergang beſchleunigen und beſiegeln würde. In dieſem Falle, nämlich, wenn Ihr die Exiſtenz des türkiſchen Reiches mit Unabhängigkeit der Griechen vereinbar glaubt — bleibt nichts übrig als reine Neutralität. Überlaßt es den Griechen, der Pforte das Thema zu beweiſen.

„Nein, es kann nicht beſtehen!" .....

Wohlan, wenn das Eure Meinung iſt, ſo legt Euch eine andere Frage vor: Wollt Ihr das türkiſche Reich oder ein unabhängiges Griechenland? Denn wenn ſie erweislich unvereinbar ſind, ſo müßt Ihr wählen. Ihr wählt das letzte? Das türkiſche Reich muß ja doch zerfallen. Halb verfaulter Leichnam — barbariſche Ausgeburt — Peſtbeule uſw. uſw. So viel elende Gemeinplätze, als Euch beliebt! Ich aber frage weiter: Wollt Ihr es mit eigener hoher Hand zerſtören? Habt Ihr das Recht dazu? Und wenn die ſchändlichen Theorien des Jahrhunderts es Euch zuſprechen. — Habt Ihr berechnet, was auf Eure Heldentat folgen wird? Laßt wenigſtens die Türken kämpfen, ſo lange ſie können, und fallen, wenn ſie nicht mehr können, da es Euch einmal gleichgiltig iſt, daß ſie fallen. Von Verlängerung des Blutvergießens — Länderzerſtörung und anderen ſolchen Schrecken — ſprechen nur noch alte Weiber oder liſtige Betrüger. Alſo auch in dieſem Falle — Paſſivität.

Ihr wählt das erſte? Das türkiſche Reich iſt Euch zuletzt denn doch noch wichtiger als die Freiheit der Griechen? Dann sapere aude! Das türkiſche Reich iſt nicht mehr zu retten, wenn ihm nicht aktiver Beiſtand ge-

leiſtet wird. Nur Rebellen — Freunde und Ruſſen —, beide ungefähr vom gleichen Wert auf meiner Wage, können das Gegenteil lehren.

Ihr wagt es nicht? Die ſogenannte Meinung erhebt ſich gegen Euch? Die Journaliſten tun Euch in den Bann? Geht zu Bett, vergrabt Eure Kunſt und überlaßt Gott Euer künftiges Schickſal!

Dies, mein Freund, iſt der Stoff zum Protokoll einer Konferenz, worin die große Frage des Augenblicks, nicht im Sinne einer diplomatiſchen Intrige, ſondern einer ungeheuren Weltbegebenheit verhandelt würde!

Werden wir eine ſolche Konferenz erleben? „Schwerlich!"

Ja, dieſe Griechenfrage, dieſe beſchäftigt Gentz fortwährend! Er erkennt ihre große Bedeutung für Öſterreich. „Im nächſten Winter," ſchreibt G. im April 1824, „kommt die griechiſche Sache an die Tagesordnung. Dann mag Gott Ihnen und uns beiſtehen." Außer Gentz denkt niemand an die Frage. Nur er hat ſich die Mühe genommen, aus den verſchiedenſten Quellen ein wahrheitsgetreues Bild über die griechiſchen Unternehmungen zuſammenzuſtellen, da die Berichterſtattung der öſterreichiſchen Konſuls, des Weiß in Korfu und des Zen in Patras, ſo ſchlecht war, daß der öſterreichiſche Hof nur wenig unterrichtet war. Daher tritt Gentz für einen tüchtigen Berichterſtatter ein, der politiſch und militäriſch ſchnell und zuverläſſig den Wiener Hof informieren ſoll. „Es iſt die größte Wichtigkeit für uns, nicht bloß die Griechen, ſondern auch die Engländer genau zu beobachten! Wir wiſſen nichts, was von Preveſa bis zum Süden von Morea vor ſich geht." Für dieſe Nachläſſigkeit werde die rächende Nemeſis nicht ausbleiben. G. wirft in der griechiſchen Frage Metternich Leichtſinn, Vernachläſſigung vor, nur G. hat dieſer Frage die verdiente Aufmerkſamkeit geſchenkt. Ja, er hat einen eigenen Vortrag für den Kaiſer ausgearbeitet, um ſeine Idee, im joniſchen Meer einen tüchtigen Berichterſtatter zu haben, bei der Regierung durchzuſetzen, und es wurde Hauenſchild dafür in Ausſicht genommen und zum Generalkonſulatsverweſer, zuerſt in Zante und dann in Korfu, beſtimmt.

Gentz war es alſo, der auf die großen Intereſſen Öſterreichs in der Adria hinwies und auf die Gefahr, die das Protektorat Englands über die joniſchen Inſeln für Öſterreich mit ſich brachte. Daher verlangt er tüchtige Vertreter auf Korfu und in Griechenland, um gut unterrichtet zu ſein. Wir müſſen G. für den Scharfblick dankbar ſein, den er auch hier wieder zeigte, und müſſen auch da ſeinen Vorwurf gegenüber Metternich als ganz begründet erkennen.

Gentz war es auch, der zuerſt die Intrige der ruſſiſchen Politik erkannte. Wohl iſt er noch im Juni der Überzeugung, daß Kaiſer Alexander der Beendigung des Geſchäftes in Konſtantinopel, der Ausſöhnung zwiſchen Türkei und Rußland, keine Hinderniſſe in den Weg legen werde. Doch daß die Wege Rußlands ſich von denen Öſterreichs trennen, ja daß die Allianz mit Rußland die freie Beweglichkeit der öſterreichiſchen Politik gehindert hat — ſo bei Portugal, weil ſich ſofort Rußland zurückgeſetzt fühlte und ſich darüber

beklagte —, das alles hat Gentz erkannt und ausgeſprochen. „Rußland herbe Wahrheiten zu ſagen, haben wir verlernt." Wiederholt hat Gentz bemerkt, daß Metternich nachgiebig iſt gegenüber Tatiſtſcheff, daß Inſtruktionen und Depeſchen wiederholt ſchärfer und ſchroffer ausfallen, als ſie ohne Einfluß des Tatiſtſcheff ausgefallen wären.

Gentz beklagt es, daß dem Wiener Hofe jetzt nichts mehr übrig blieb als die ſtille Oppoſition mit Schmeicheleien zu verkleiſtern, wenn jenes Kabinett auch den Unſinn ſeiner Prätenſionen noch ſo weit treibt.

Aber ſchon im September erkennt Gentz, daß Rußland, beſonders der Kaiſer, vor Ungeduld brenne, die Unterhandlungen über die Pazifikation der Griechen zu eröffnen. „Daß aber Rußland die griechiſche Frage fallen ließe — nein! mein Freund! Das bitte ich Sie auch im Traume nicht zu hoffen! Wohin dieſe unſeligſte aller Verhandlungen führen wird, das iſt heute nur noch Gott bekannt, aber bis auf die Hefen werden wir den bitteren Kelch auszutrinken haben." „Der Kaiſer kann die Griechen nie und nimmermehr ihrem Schickſale preisgeben — ſo ſpricht nicht bloß Tatiſtſcheff und die Tauſende erbitterter Stockruſſen, die mit ihm Chorus machen — ſo ſpricht Neſſelrode — ſo ſpricht der Kaiſer ſelbſt auch in ſeinen beſten und ruhigſten Momenten. Er hofft freilich — in namenloſer und unbegreiflicher Verblendung — die ſtarke kollektive Sprache, die energiſche Stellung, die Drohungen der europäiſchen Allianz würden unfehlbar und ebenſo ſicher als in Neapel, Piemont, Spanien, der Pforte dergeſtalt imponieren, daß ſie als Mémoire sur la pacification — mit einigen Modifikationen! — mit Dank und Kniebeugung huldigend annehmen werde. Er will freilich vom Krieg nichts hören, aber nicht etwa, weil er feſt entſchloſſen wäre, lieber die Griechen als den Frieden aufzugeben, nein! bloß weil er feſt überzeugt iſt, daß die Unterhandlung gar nicht fehlſchlagen kann, wenn nur die Alliierten ihre Schuldigkeit tun. Daß der Plan ſeines Kabinetts barer Unſinn iſt, das ahnt er gar nicht, und Neſſelrode gerät in Wut, wenn man es ihm nur von fern andeutet."

Damit hatte Gentz ganz richtig die zögernde Politik des Kaiſers Alexanders gekennzeichnet. Während nach der Zuſammenkunft von Czernowitz die Evakuation der Fürſtentümer als Hauptforderung Rußlands gegolten und ſchließlich die Türkei hierin nachgegeben hatte, wurde dieſer Punkt zurückgeſtellt und nun die griechiſche Frage in den Vordergrund gerückt. Gentz fürchtete dabei die Intervention der Höfe, weil er die feſte Überzeugung hatte, daß ſie nichts zur Löſung der Schwierigkeiten beitrage, wohl aber neue und ſchwere Verwicklungen herbeiführen könnte, und weil im Hintergrund immer die Beſorgnis irgendeines unerwarteten Streiches von ſeiten Rußlands beſtehen bliebe.

Gentz hatte Ottenfels immer Klage geführt, daß außer ihm in Wien (auch der Fürſt mit eingeſchloſſen) niemand die türkiſch-griechiſche Komplikation in ihrer vollen Wichtigkeit beherzigt: „Nach meiner innigſten Überzeugung iſt dieſe heute bei weitem die größte Sache, die uns vorliegt.

„Mag es in den anderen Ländern drunter und drüber gehen — das macht nichts: Österreich wird in seinen Grundrechten nicht erschüttert, in seinen Hauptverhältnissen nicht gestört. Ganz anders ist es mit dem Gange und den Schicksalen unserer östlichen Nachbarstaaten beschaffen, hier gilt es Aufrechterhaltung oder Untergang unseres ganzen politischen Systems. Hier handelt es sich um Leben und Tod.

„Der Fürst betrachtet diese großen Gegenstände zwar nicht aus einem von dem meinigen abweichenden Gesichtspunkte, wir sind vielmehr einig, so oft wir darüber sprechen.

„Aber es beunruhigt und betrübt mich so sehr, daß er ihnen nicht die Zeit und die Aufmerksamkeit widmet, womit er andere, weit weniger wichtige, behandelt. Er teilt meine schweren und doch wahrlich wohlbegründeten Sorgen nicht lebhaft genug, er meint zuweilen, ich sehe auf dieser Seite zu schwarz in die Zukunft. Er zählt auf das Glück, womit er bisher diese verwickelte Sache geführt — das heißt hingehalten hat, er beschäftigt sich ungern mit entfernten Gefahren, er liebt überhaupt alle die Dinge nicht, wobei er nicht unmittelbar eingreifen kann, und möchte Übel, die er nicht zu bezwingen vermag, sich selbst und anderen lieber völlig weg demonstrieren.

„Je mehr ich ihn in solcher Stimmung sehe, desto stärker glaube ich auch verpflichtet, meine Gedanken auf die kritischen Verhältnisse zu konzentrieren, aus welchen über kurz oder lang nicht zu berechnende Verlegenheiten für uns hervorgehen werden. Weder Sie (Ottenfels) noch ich werden diese Verlegenheiten aufhalten. Aber lassen Sie uns wenigstens gemeinschaftlich alle unsere Kräfte aufbieten, um dem Augenblick der Gefahr nicht unvorbereitet entgegenzugehen. Gewähren Sie mir wenigstens die Genugtuung, daß Sie meine Besorgnisse nicht für leere Träume ansehen und daß ich vollkommen recht habe, wenn ich die Sache, an welcher wir zu arbeiten berufen sind, hoch über jede andere stelle."

Gentz kam auf die Stärkung der österreichischen Seemacht in der Adria zu sprechen, und er ist von der großen Wichtigkeit derselben so überzeugt, daß er alles aufbieten werde, um den Fürsten dazu zu bewegen. Da klagt er nun Ottenfels: „Leider stehe ich in derlei Dingen ganz allein, und was ich nicht aufs Tapet bringe, spricht kein anderer je aus. Die Untätigkeit und Sorglosigkeit, die über dergleichen Dingen in der Staatskanzlei herrscht, ist eine wahrhaft türkische. Ich bemerke dies sine ira et studio ... Mit dem Fürsten komme ich recht gut fort, so lange es Dinge gilt, wo ich unmittelbar eingreifen kann; sobald es sich aber um Fragen handelt, wobei andere Departements konkurrieren oder gar um Maßregeln, die Geldanweisungen erforderten — bin ich aufs Haupt geschlagen. Mit unseren Seekriegsmitteln muß aber etwas geschehen, wenn nicht die schlimmsten Folgen entstehen sollten."

Gentz ist immer der Warner, der Mahner, wenn irgendwo und besonders

im Südweſten für Öſterreich Gefahren im Anzuge ſind. Gentz redet da wiederholt auch Metternich ins Gewiſſen und ſetzt alle Hebel in Bewegung, um bei dem Mangel der Initiative und bei dem ſchleppenden Gange der öſterreichiſchen Verwaltung wenigſtens die ärgſten Schäden abzuwenden.

Als der öſterreichiſche Handel in den levantiniſchen Gewäſſern im Jahre 1825 in eine kritiſche Lage kam, da war es wieder Gentz, der ſich dieſes Geſchäftes annahm, der Metternich mündlich darüber einen Vortrag hielt und alles in Bewegung ſetzte, um die „Sicherheit unſeres Handels und die hart bedrohte Ehre unſerer Flagge aufrechterhalten zu können".

Leider waren alle ſeine Bemühungen umſonſt, da alle Vorſchläge, die Marine zu verſtärken, beim Kaiſer auf großen Widerſtand geſtoßen ſind. „Der Kaiſer will nichts davon hören, verweiſet uns auf ein oder zwei Schiffe, die in bedürftigem Jahre von Palermo abberufen werden ſollen, und tritt der Meinung der Hofkammer gegen die unſerige und die des Hofkriegsrats bei. Es iſt ein wahrhaft niederſchlagendes Reſultat. Indeſſen bereue ich die vielfältige fruchtloſe Mühe und Arbeit, die ich ſeit Jahr und Tag an dieſes Geſchäft gewendet habe, keineswegs. Ich habe meine Pflicht getan, für den Ausgang war ich nicht verantwortlich. Wir müſſen bonne mine à mauvais jeu machen, mit Mut und Energie werden wir dem Lumpengeſindel der Seeräuber doch wohl noch die Spitze bieten. Nur muß jeder tun, was er vermag, und ſich durch keine übertriebene Furcht vor Reſponſabilität zurückhalten laſſen."

1825.

Zu den wichtigſten Ereigniſſen in der orientaliſchen Frage gehörte die Petersburger Konferenz und die auf derſelben beſchloſſene Intervention bei der Türkei betreffs der griechiſchen Frage.

Wir müſſen uns die ſchwierige Stellung des Wiener Hofes vor Augen halten. Gentz und Metternich wollen vom Terrain des Rechtes und der Loyalität nicht weichen. Metternich will und kann die Türkei nicht aufgeben, dieſe aber iſt ſchwer imſtande, den Griechenaufſtand niederzuſchlagen. Was blieb nun Metternich anderes übrig, als der Türkei immer einzureden, Rußland nachzugeben, um ja ein bewaffnetes Einſchreiten Rußlands zu verhindern. Der Aufſtand der Griechen iſt nach Anſicht Metternichs und Gentz' eine Revolution gegen die legitime Autorität der Türkei; daher das Wüten der beiden gegen die Griechen. „Unſere Sache iſt zunächſt nur, daß die Revolution aufs Haupt geſchlagen werde; mag dies nun durch den Teufel oder ſeine Großmutter geſchehen."

Die Griechen ſollen von den Türken geſchlagen werden, wie und mit welcher Hilfe, das iſt gleichgültig. Nun kam die Petersburger Konferenz. Da hatte Lebzeltern mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Griechenlands gedroht.

Das war natürlich nur Gaugelſpiel, um Neſſelrode in Verlegenheit zu

bringen und zur Erklärung zu drängen, daß Rußland die Unabhängigkeit Griechenlands nicht wolle, sondern unter der Souveränität der Türkei, unabhängig nur in der inneren Verwaltung.

Gentz erklärte, er fürchte die Unabhängigkeit der Griechen weniger als einen Krieg Rußlands mit der Türkei. Denn dieser würde unmittelbar den Untergang des türkischen Reiches zur unvermeidlichen Folge haben. Österreich ist nur äußerlich für die Unabhängigkeit Griechenlands, nicht aber in Wirklichkeit. Das müssen sie der Bedeutung der öffentlichen Meinung, die nun einmal für die Griechen in Europa ist, zugestehen. Sie dürfen ihre wahre Absicht nicht öffentlich aussprechen, denn sie müssen Rücksicht nehmen auf diese öffentliche Stimmung, da der stärkste Minister diese nicht geringschätzen dürfe.

Im Grunde ging Metternich nicht konsequent in dieser Haltung vor; aber der Wiener Hof war eben in einer großen Klemme. Er will die Allianz mit Rußland nicht brechen — Rußland will die Türkei zur Approbation seiner Einmischung in die griechische Angelegenheit zwingen — Der Wiener Hof will Aufrechterhaltung der Türkei — was blieb aber übrig, als Vermitteln, die Türkei zur Nachgiebigkeit drängen, um einen Krieg, der die Vernichtung nach der Auffassung des Wiener Hofes bedeutet, zu vermeiden. Daher geben sie lieber einen Teil ihres Prinzips preis und stimmen für die Unabhängigkeit Griechenlands, denn dies ist für Österreich das kleinere Übel.

Gentz fühlt diese Inkonsequenz und seufzt: „Niemand ist tiefer als ich von der Ungerechtigkeit und Ungültigkeit unseres ganzen Unternehmens durchdrungen. Selbst der Fürst, der freilich oft eine Sprache führt, worauf man auf ganz andere Gesinnungen und eine gewisse Hoffnung und Zuversicht, hier einen großen Sieg zu erringen, schließen könnte, denkt im Grunde wie ich, in Stunden des Ernstes gesteht er es mir auch.

„Ob wir früher den jetzigen Verlegenheiten hätten vorbauen können, will ich nicht untersuchen. Genug! Heute steht es nun einmal so, daß wir Rußland nur durch rastloses Manokuieren auf guten Wegen erhalten können."

Das Ergebnis der Petersburger Konferenz war sehr kläglich. Die Gesandten der vier Mächte sollten beauftragt werden, mit der Pforte in vertrauliche Verhandlungen zu treten, um eine Intervention der Mächte zur Beendigung der Wirren im Orient zu erlangen.

Gentz sah nun die Lage wieder sehr günstig. Es handelte sich nur darum, die Pforte dazu zu bringen, diese Intervention anzunehmen. Auf einen so höflichen Antrag, den Ottenfels noch modifizieren könnte, im Verein mit den übrigen Gesandten, wie er wollte, läßt sich durchaus eine ablehnende, harte oder irritierende Antwort kaum denken.

„Erfolgt nun diese nicht, so ist, wie ich Ihnen (Ottenfels) seit vier Monaten versichert habe und heute mit weit größerer Festigkeit und Zuversicht wiederhole, nichts, gar nichts zu befürchten. Das Spiel der Pforte

beschränkt sich einzig darauf, Miene zu machen, als ob sie die guten Intentionen der Höfe mit Dank anerkennten und den guten Rat und Beistand derselben nicht von sich weisen würden. Alles übrige wird sich von selbst geben."

Im Grunde war Gentz der ganzen Interventionssache abgeneigt.

„Der Pazifikationsversuch ist ein, in seiner innersten Essenz so töricht und verkehrtes Unternehmen, daß er früher oder später unter seinen eigenen Schwierigkeiten und Widersprüchen notwendig erliegen muß. Das russische Kabinett fängt an, zu dieser Erkenntnis zu gelangen. Der Kaiser hat nie weniger Lust gehabt, es zu einem Kriege kommen zu lassen als jetzt. Der Kaiser will mit der Einstimmigkeit aller Alliierten die Türkei schrecken, alsdann aber, wenn der Fall je einträte, sich das Verdienst der Großmut zuzuschreiben. Ausgesprochen ist nun einmal, daß die Alliierten mit Zwangsmaßregeln nichts zu schaffen haben wollen.

„Alles, was wir innerhalb dieser Grenzen tun können, um den Kaiser mit schönen Phrasen und entfernten Hoffnungen hinzuhalten, müssen wir tun."

„Da erhielt Tatistscheff durch einen Kurier aus Warschau eine lange Depesche voll der bitteren Klagen über den armseligen Ausgang der Petersburger Konferenzen und den von den Ministern der Alliierten (id est v. Lebzeltern) gegen alle russischen Propositionen erhobenen Widerspruch. Um endlich zum Ziel zu gelangen, verlangt das russische Kabinett, daß seine Alliierten sich bestimmt erklären, „ob sie im Falle eines beharrlichen Widerstandes der Pforte gegen die Friedensvorschläge der Mächte, Zwangsmaßregeln (gegen die Pforte nämlich, denn man geht immer davon aus, daß gegen die Griechen keine möglich sind) zu ergreifen geneigt wären?" — Der Fürst, schon voll Indignation über das ganze miserable Benehmen des russischen Kabinettes, während der Konferenzen durch jene Depeschen vollends aufgeregt, und der ewigen Plackereien satt und müde, beschloß, diesmal rein heraus und so zu sprechen, daß man ihm nicht wieder zu Leibe gehen könnte. Es wurde demnach eine Note an Tatistscheff als Antwort auf eine von ihm an den Fürsten erlassene abgefaßt und in derselben das Kapitel von den eventuellen Zwangsmaßregeln erschöpfend verhandelt. Wir erklären uns ein für allemal wider jede Maßregel dieser Art.

Von Krieg wollen wir ebenso wenig wissen als der Kaiser Alexander — wenigstens nach seinen fortdauernden und neuesten Versicherungen. Zurückberufung der Missionen von Konstantinopel kann nach unserer Ansicht nie stattfinden; und temporäre Okkupation der Fürstentümer, wovon zwar in den Konferenzen nicht die Rede gewesen war, wohl aber in den Privatdiskussionen zwischen Nesselrode und Lebzeltern — wird als zweckwidriger und dabei höchst gefahrvoller Schritt ebenfalls rein von uns verworfen. Außer den Gründen, die gegen jede dieser Maßregeln, einzeln betrachtet, streiten, wird in der Note das Argument, welches sie alle umfaßt, ganz vorzüglich herausgehoben, daß nämlich nicht nur durch jede wirkliche Feindseligkeit gegen die

Pforte, sondern selbst durch jede ernsthafte Bedrohung derselben die Opposition und der Trotz der Griechen aufs höchste gesteigert, mithin der Zweck der Höfe, die nicht die Unabhängigkeit der Griechen wollen, vereitelt und die Pazifikation im Sinne der Alliierten unmöglich gemacht würde."

„Die Antwort auf die Tatistscheffsche Note ist in den letzten Tagen des Mai nach Warschau abgegangen. Diese Antwort ist eine Epoche in der Geschichte dieser unseligen Verhandlungen. Der Kaiser wird daraus sehen, daß er von uns (und folglich auch von Preußen und Frankreich) bei keinem gewaltsamen Schritt gegen die Pforte irgendeine Mitwirkung zu erwarten hat und daß er also entweder in unser System eingehen oder seine eigene Straße wandeln, sich von der Allianz trennen und allein vorausschreiten muß. Daß er diesen Entschluß je fassen sollte, glaubt der Fürst nicht, und auch ich, obgleich weniger ratvoll, finde es überaus unwahrscheinlich, doch mag ich es nicht als schlechthin unmöglich betrachten." —

Damit hatte der Wiener Hof die russische Politik zur Entscheidung gedrängt. Es war der Erfolg bei der Konferenz in Petersburg, für Österreich ein Erfolg, aber kein entscheidender, vollständiger, nur ein temporärer. Gentz hatte trotz seiner anfänglichen Übertreibung das erkannt. „Der Knoten ist dadurch nicht gelöst, nur eine neue Frist zur Lösung gewonnen. Rußland wird die Pazifikation Griechenlands in seinem Sinne nie aufgeben, sollte auch die Insurrektion bis auf die letzte Spur vertilgt werden; es wird immer, indem es auf das künftige Schicksal der Griechen durch gute oder schlechte Mittel zu wirken sucht, seine Ehre zu retten und seinen (unwiederbringlich) verlorenen Einfluß wieder herzustellen trachten. Hierüber dürfen wir uns nicht täuschen, und die Auszüge aus dem Lebzelternschen Berichte, die ich Ihnen heute mitteile, werden Ihnen beweisen, daß auch er die Sache so ansieht. Hätte ich nicht die mächtigsten Gründe, zu glauben, daß der Kaiser Alexander sich nie entschließen wird, allein zu einer gewaltsamen Maßregel zu schreiten, und wäre diese meine Überzeugung nicht durch die noch viel stärkere des Fürsten (an den ich in Fragen dieser Art selbst gegen meine eigene Überzeugung unbedingt glaube) garantiert — so würde mir vor der Zukunft sehr bange werden."

Türkei.

Konsequent war die Politik des Wiener Hofes nur gegenüber der Türkei, indem man da zum Nachgeben gegenüber Rußland riet. Zuerst hatte Gentz dem österreichischen Gesandten den Rat erteilt, er solle die Türkei dazu bringen, daß sie der Rebellion ein Ende mache, bevor noch fremde Höfe die Pforte in die Enge trieben. Wenn Ottenfels das zustande brächte, so verdiente er ein großes Denkmal. Dann solle Ottenfels wieder die türkischen Minister auf den Weg der Vernunft, der Ruhe, der Gelassenheit führen, sie vor neuen Übertreibungen, besonders von bitteren, trotzigen und unanständi-

gen Äußerungen abhalten. Vermöge der Gesandte das nicht, so seien alle ihre Bemühungen und Künste umsonst. Wenn der Sultan nichts von der Kapitulation mit Rebellen hören wolle, so müßte Gott vom Himmel steigen, um dieser Komplikation ein glückliches Ende zu machen.

Da die Türken die Hilfe Ibrahim Paschas von Ägypten erhalten und dieser Fortschritte gemacht, so hatte man auf eine gewaltsame Unterdrückung der Griechen gehofft. Zudem waren die Griechen unter sich uneinig und schienen sich im Bürgerkriege aufzureiben. Aber die Engländer hatten den Griechen wieder Geld, siebenhunderttausend Piaster, geliehen, und Gentz war darüber empört. Er erkannte, daß die Hauptgefahr von England komme. „Sie (die Griechen) werden am Ende eine zweite Anleihe zustande bringen, und dann mag Gott den Türken im nächsten Feldzug beistehen. Das ist das größte aller Übel. Diese Geldquelle in London sollte bald verstopft werden und damit den Griechen der Hals gebrochen werden." Diese Mittel hatten den Griechen immer wieder eine Widerstandskraft gegeben. Aber Gentz hatte sich auch mit diesem Gedanken abgefunden sowie mit der Unmöglichkeit, durch die Türken vernichtet oder besiegt zu werden.

„Die Pforte," schrieb er, „hat es durchaus in ihrer Gewalt, der Insurrektion jetzt eine entscheidende Wendung zu geben zu ihrem eigenen Heil oder zu ihrem eigenen Verderben. Der Sultan und seine Minister haben das letzte Spiel, wenn sie nun den großen Entschluß fassen können, gegen die Höfe mit einiger Klugheit in scheinbarer Selbstverleugnung und Gelehrigkeit zu verfahren. Nimmt die Sache eine schlechte Wendung, so ist es von nun an ausschließlich ihre Schuld. Mit einiger Geschicklichkeit könne sie ihre jetzigen Gegner zu Alliierten machen; tun sie es nicht, so machen sie sie zu ihren Gegnern."

Als nun der Reis Effendi die Intervention in der Griechenfrage direkt abgelehnt und sein Widerstand auch in der Baschbeschli-Aga sehr stark war, da war der Zorn Gentz' über die unverbesserliche Verstocktheit und Ungeschicklichkeit der türkischen Minister sehr groß. „Was denken denn diese Leute," schrieb er voll Verbitterung, „glauben sie es denn im Ernste mit Rußland aufnehmen zu können? In dieser Sache hatten sie das leichteste und beste Spiel von der Welt. Die Beschli-Agas haben für die Türkei keine Bedeutung. Sie würden Rußland dadurch nur in Verlegenheit gebracht haben, ohne ihre eigene Würde im geringsten zu kompromittieren."

Als Canning die Freistaaten Mexiko und Kolumbia anerkannte und mit ihnen Traktate abgeschlossen hatte, da war es Gentz nicht mehr zweifelhaft, daß Canning in der griechischen Sache auf seiten der revolutionären Partei stand und daß er für die Griechen, und ein Gegner der Pforte sei. Damit war auch für den Wiener Hof Klarheit gegeben worden, welche Haltung England in der griechischen Frage einnehmen werde.

(Schluß folgt.)

Goethes „Euphroſyne".

Ein Erlebnis und ſeine Geſtaltung.

Von

Berthold Litzmann[1]).

Es mag faſt vermeſſen erſcheinen, zum mindeſten als ein Wagnis, wenn ich mitten in den Gewitterſtürmen, in denen eine neue Epoche der Weltgeſchichte ſich ankündigt, aus einer Gegenwart heraus, die jeden einzelnen von uns auf die ſtärkſte Probe vaterländiſcher Pflichterfüllung ſtellt, weil es ums Leben geht, Sie bitte, eine kurze Spanne Zeit der ſtillen Betrachtung eines Kunſtwerks zu widmen, deſſen Problem und deſſen Geſtalt uns im Augenblick ſo fern zu liegen ſcheinen wie die Gefilde der Seligen. Aber ich wage es, gerade im Gedanken daran, wie not es uns allen tut, ſtark und den Aufgaben gewachſen zu ſein, die die Zeit uns ſtellt. Auch unſere Söhne und Brüder, die draußen für uns unter Waffen ſtehen, wiſſen es, wie gut für den ganzen Menſchen mitten im Donner der Schlachten ſolch eine ſtille Feierſtunde der Seele iſt. Sie werden es, ebenſo wie ich, aus ungezählten Briefen von der Front und aus den Schützengräben wiſſen, wie viele unſerer Feldgrauen ihren „Fauſt" mit hinausgenommen haben und ſich aus der Zwieſprache mit Goethe Freude und Mut zu neuen Taten ſchöpfen. Das iſt ja doch das Zeichen der ganz Großen, daß ſie in jeder Stunde uns nahe ſind und uns etwas zu ſagen haben: der Hauch der Ewigkeit, der uns aus ihren Worten anweht.

Und deshalb bitte ich auch Sie, heute mit mir für einen Augenblick, wie in ein ſtilles Heiligtum, in Goethes Schöpferwerkſtatt einzutreten und dem Genius beim Werk zuzuſchauen. Es iſt wie der Gottesfrieden einer Kirche, in die auf dem Weg zur Schlacht der Soldat eintritt, um dann doppelt trutzig dem Tod und Teufel da draußen die Stirn zu bieten. Daß ich aber nun heute über die Elegie „Euphroſyne" zu Ihnen ſprechen möchte, wird manchem, vielleicht, gerade wenn er das Gedicht kennt, ſeltſam dünken. Denn bei der Lektüre wird es den meiſten erſchienen ſein wie ein ſchönes Haus, aber mit verſchloſſenen Türen und verhangenen Fenſtern. Die Elegie „Euphroſyne" ſetzt eben zum Verſtändnis die Kenntnis beſtimmter poſitiver Tatſachen und Vorgänge voraus, die nicht aus dem Gedicht ſelbſt erſchloſſen werden können, und ſcheint dadurch dem allgemein gültigen Satze zu widerſprechen, daß jedes

[1]) Erweiterung eines am 3. März 1915 in der Kunſtgeſellſchaft in Hamburg gehaltenen Vortrages.

Kunstwerk sich selbst erklären, aus sich selbst verstanden werden muß. Während man Gedichte, wie die „Zueignung“, auch „Ilmenau“, rein als Kunstwerk genießen und, jedenfalls bis zu einem gewissen Grade, die inneren Vorgänge und Zusammenhänge auf dem Wege psychologischer Analyse sich selbst erläutern und erschließen kann, auch wenn man vom Dichter und seinem Leben so gut wie nichts weiß, bleibt „Euphrosyne“ ohne Erläuterung unverständlich; es ist mit dem Erlebnis noch wie durch eine Nabelschnur verbunden, noch nicht frei geworden, und konnte es auch seiner ganzen Anlage nach nicht, ohne das Persönlichste, Intimste zu zerstören. Es ist also eine Ausnahme, die wie immer die Regel bestätigt, aber zugleich auch ein Gedicht, dessen inneres, individuelles Gesetz zu erfassen für jeden künstlerisch Genießenden von besonderem Reiz und auch nicht schwer ist, wenn man sich von vornherein klar darüber ist, daß es sich um eine künstlerische Schöpfung handelt, die man wie eine seltene schöne Blume nicht im Vorübergehen für einen Augenblick flüchtigen Genießens sich vom Zweig bricht, sondern die man mit den Wurzeln und dem sie umgebenden Erdreich ausheben muß, um ihrer Schönheit froh zu werden. Diesen Versuch möchte ich heute mit Ihnen, für Sie wagen.

Welche Bilder, welche Eindrücke weckt zunächst die Elegie im Leser? Eine einsame Bergwanderung, eine Lichterscheinung im Sonnengewölk aufschwebend, ein Bild vergangenen Lebens, enthüllt durch Geistermund, ein Abschied, eine Klage, ein Hoffnungsausblick — „und über dem Wald kündet der Morgen sich an“.

Was sagt uns das Gedicht, von wem sagt es? Von zwei Menschen, von denen wir den einen, Goethe, kennen oder jedenfalls zu kennen glauben, während wir den anderen zunächst nur mitfühlend ahnen und wittern, bis wir beim Scheiden merken, daß wir durch das Medium des Dichters auch sein Bild als unverlierbares Besitztum im Herzen tragen: ein Mensch, der im Dasein des Dichters eine Zeitlang ein Freudebringer war, und dessen Tod infolgedessen auf seinen Weg einen tiefen Schatten wirft. —

Das ist der erste Gesamteindruck, der aber sofort eine Anzahl von Fragen wachruft, die Antwort erheischen, Fragen, die beantwortet sein müssen, ehe wir an die Erfassung des Kunstwerks als solches herantreten.

Wir fragen zunächst, wo und wann hat Goethe das erlebt, das innere Erlebnis, aus dem das Gedicht erwuchs, und jene früheren Erlebnisse, von denen es uns als Erinnerung Kunde gibt? Und wir fragen ferner, wer ist die Persönlichkeit, die er uns hier unter dem Namen Euphrosyne ans Herz legt? Daß es sich um eine Totenklage um eine junge Schauspielerin handelt, die der Dichter gebildet, leuchtet auch dem naiven Leser ein. Aber bei den starken Akzenten, die Goethe der Nänie gibt, ist es natürlich, daß der Leser begierig ist, zu erfahren: wen meint er? Da die Elegie darauf keine Antwort gibt, auch nach ihrer inneren Anlage nicht geben konnte, anderseits der Dichter selbst die Notwendigkeit einer Aufklärung über diesen Punkt

außerhalb des künſtleriſchen Rahmens empfand, ſo gab er beim erſten Druck im Schillerſchen Muſenalmanach für 1799 im Inhaltsverzeichnis die Erläuterung: „Zum Andenken einer jungen talentvollen, für das Theater zu früh verſtorbenen Schauſpielerin in Weimar, Madame Becker geb. Neumann". In den Ausgaben aber ward dieſe ſo nützliche und nötige Aufklärung leider fortgelaſſen und dadurch für den nicht mit Goethes Leben innerlich Vertrauten der Schlüſſel verloren. Aber freilich ſagt uns Nachgeborenen auch dieſer Mädchen- und Frauenname aus der Theatergeſchichte an ſich noch wenig genug. Eher vielleicht der andere, der der Elegie den Namen gegeben hat — „Euphroſyne" —! Doch auch hier ſcheint tieferem Eindringen ein Riegel vorgeſchoben, wenn dem Wißbegierigen wieder nur die Theatergeſchichte die nüchterne Tatſache präſentiert: „Euphroſyne iſt die letzte Rolle, in der Goethe jene Madame Becker geb. Neumann hat auftreten ſehen." Denn was iſt uns der Name einer Rolle in einem längſt vergeſſnen Stück! Und doch weiſt eben dieſer Name uns den Weg in das Innere, in das Allerheiligſte. Nur muß man ihn löſen von der zufälligen anekdotiſchen Verknüpfung mit jener Rolle. Dann ſpricht er zu uns, wird uns zum Symbol. Euphroſyne iſt eine der Grazien, die Trägerin feſtlicher Freude, und ſo erſcheint dieſer urſprünglich unperſönlich-zufällige Name wie beſonders geprägt für ſie, als Weſensausdruck der lieblichen Geſtalt, die die Gedanken des Dichters in Klage und wehmütiger Trauer umſpielen. Sie heißt nicht Euphroſyne, ſie iſt es ſelbſt. So erſchließt der Titel in der Tat ſchon etwas vom Weſen des Gedichts, erſchließt das Typiſche und Individuelle der Perſönlichkeit jener Chriſtiane Neumann, verehelichten Becker, die ſo jung ſterben mußte, und über die Näheres zu erfahren uns nun ernſtlich verlangt. Was wir wiſſen, iſt in kurzem folgendes: Chriſtiane Neumann, die die Vollendung ihres neunzehnten Lebensjahres nicht erleben ſollte, gehörte zu den ſtärkſten Talenten, jedenfalls zu den größten Hoffnungen der Weimariſchen Bühne, die ſeit 1791 unter Goethes Leitung ſtand. Als ſechsjähriges Kind war ſie mit der Bellomoſchen Truppe, der ihre Eltern angehörten, 1784 nach Weimar gekommen und hatte, von Corona Schröter geſchult, ſchon frühzeitig Proben einer ungewöhnlichen ſchauſpieleriſchen Begabung abgelegt. Als im Jahre 1791 Herzog Karl Auguſt die Errichtung einer eigenen Hofbühne unter Goethes künſtleriſcher Leitung beſchloß, war mit einigen anderen Mitgliedern der Bellomoſchen Geſellſchaft auch Chriſtiane mit ihrer Mutter übernommen. In den Tages- und Jahresheften 1791 ſchreibt Goethe darüber: „Kurz vor der Veränderung ſtarb ein ſehr ſchätzbarer Schauſpieler, er hinterließ uns eine vierzehnjährige (13) Tochter, das liebenswürdigſte, natürlichſte Talent, das mich um Ausbildung anflehte." Seitdem iſt die Lebenslinie dieſes halbwüchſigen Kindes mit Goethes künſtleriſcher Arbeit für das Weimariſche Theater aufs engſte verſchlungen und verknüpft. Am 31. Dezember 1791, der Schlußvorſtellung des erſten Jahres unter ſeiner Leitung, wird als Epilog

Christiane vorgeschickt, in der Mitte von vielen Kindern, und auf die Lippen dieses Kindes legt er die Worte seines Epilogs[1]):

Sie haben uns herausgeschickt, die Jüngsten,
Zum neuen Jahr ein freundlich Wort
An euch zu bringen. Kinder, sagen sie,
Gefallen immer, rühren immer; geht,
Gefallt und rührt!
. . . . . .

Und auch in den folgenden Jahren erscheint die lieblich kindliche Gestalt mehr als einmal vor dem Vorhang, um mit dem Wort des väterlichen Freundes, das ihrer Individualität sich anschmiegt, die Stimmung im Hause zu wecken, die er wünscht und braucht. Und da ist vor allem ein Prolog aus dem Jahre 1794[2]), in dem die nunmehr Sechzehnjährige in den Knabenkleidern ihrer Rolle in einem Ifflandschen Stück den Wiederbeginn der Vorstellungen in Weimar eröffnet. Einer, aus dem die ganze zärtlich schalkhafte Anmut der Künstlerin und die zarte Sorgfalt und Liebe, die dieses childwife hier umgibt, uns anweht, bis zur Illusion des Miterlebens. Die Sechzehnjährige ist inzwischen bereits Frau geworden, glückliche Frau, Mutterfreuden erwartend und tritt nun zu einer schalkhaft persönlichen Ansprache vor das erwartungsvolle Haus und trägt sich selber vor:

So hätt' ich mich denn wieder angezogen,
Mich abermals verkleidet, und nun soll,
Im vielgeliebten Weimar, wieder zum erstenmal
Ein neues Stück gegeben werden,
Das alt' und neue Zeit zum Titel hat.

Ja, alt' und neue Zeit, das sind fürwahr
Besondre Worte. — Seh ich mich im Spiegel
Als Knabe wieder angezogen, auf dem Zettel
Als Jakob angekündigt, wird mir's wunderlich
Zu Mute. — Jakob soll ich heißen?
Ein Knabe sein? — Das glaubt kein Mensch.
Wie viele werden nicht mich sehn und kennen,
Besonders die, die mich als kleine Christel
Mit ihrer Freundschaft, ihrer Gunst beglückt.

Was soll das nun? Man zieht sich aus und an;
Der Vorhang hebt sich, da ist alles Licht
Und Lust, und wenn er endlich wieder fällt,
Da gehn die Lampen aus und riechen übel. —
Erst ist man klein, wird größer, man gefällt,
Man liebt — und endlich ist die Frau,
Die Mutter da, die selbst nicht weiß,
Was sie zu ihren Kindern sagen soll. —

[1]) Epilog. Gesprochen von Demoiselle Neumann in der Mitte von vielen Kindern, den letzten Dezember 1791. W. A. XIII, 1, S. 158.

[2]) Prolog zum Lustspiel „Alte und neue Zeit“ von Iffland. Gesprochen von Madame Becker geb. Neumann im Charakter des Jakob. Den 6. Oktober 1794. A. a. O. S. 165 f.

Und wenn nichts weiter wäre, möchte man
So wenig hier agieren, als da draußen leben.
(Sie blättert in den Büchern, schlägt sie endlich zu und legt sie hin)
Jakob — was fällt dir ein?
Man sieht doch recht, daß du ein Schüler bist,
Ein guter zwar, doch der zu viel allein
In seinen Büchern steckt. — Hinweg die Grillen —
Hervor mit dir!
(Hervortretend)
Begrüße diese Stadt,
Die alles Gute pflegt, die alles nützt;
Wo sicher und vergnügt sich das Gewerbe
An Wissenschaft und Künste schließt; wo der Geschmack
Die dumpfe Dummheit längst vertrieb;
Wo alles Gute wirkt; wo das Theater
In diesen Kreis des Guten mit gehört.

Ja, gönnt uns diesen Trost, daß wir nicht ganz umsonst
Hier oben uns bemühn. Wenn Herz und Geist
Sich euch erweitern, wenn ihr zu Geschäften
Euch wieder muntrer fühlt,
Wenn der Geschmack sich allgemeiner zeigt,
Wenn euer Urteil immer sichrer wird;
So denkt: auch jener kleine Jakob hat
Dazu was beigetragen; und seid ihm,
Seid allen, die hier oben mit ihm wirken,
Zur neuen Zeit, so wie zur alten, günstig.

Man glaubt den Widerschein der Freude, den dies junge Menschenwesen auf den Weg des in diesen Jahren in Weimar innerlich so vereinsamten Dichters warf, in jedem Worte aufglühen zu sehen, das er ihr auf die Lippen legt.

Was an künstlerischer Kraft in dem zarten Körper lebendig war, hatte er in einer ihn selbst tief erschütternden Weise schon im ersten Jahr seiner Direktionsführung erfahren, als er bei der Einstudierung des ersten großen, von ihm selbst inszenierten Dramas, dem bis dahin in kleinen jugendlichen Rollen beschäftigten Kinde die Rolle des Prinzen Arthur zuteilte und einstudierte. „Christiane Neumann," schreibt er in den Tages- und Jahresheften[1]), „als Arthur von mir unterrichtet, that wunderbare Wirkung." Wie innerlich und wie persönlich diese Wirkung aber war, das enthüllt eben das Erinnerungsbild jener Stunden, das die Elegie selbst heraufbeschwört. Es ist ein künstlerisches und menschliches Erlebnis, die Wollust tiefster tragischer Erschütterung und der schwermütige Reiz eines ihm die Stirn streifenden Hauches von einem Glück, das zu spät kommt. In den wenigen Jahren, die ihr noch zu leben bestimmt waren, wuchs die Künstlerin an großen Aufgaben zum Staunen und zur Freude aller bedeutend empor. Ihr fiel die schwierige Rolle der Nichte im „Großkophta" zu, wie die Minna von Barn-

[1]) Goethes Werke, W. A. XXXV, S. 19 f.

helm. In Goethes „Geſchwiſtern“ war ſie die Marianne, in „Egmont“ das Clärchen, Emilia in „Emilia Galotti“, Amalie in den „Räubern“, Eboli in „Don Karlos“, Ophelia in „Hamlet“.

In dieſer Verkörperung fremden Lebens aber verzehrte ſich die noch nicht Zwanzigjährige, die mit vierzehnundeinhalb Jahren Frau und in kurzer Folge Mutter zweier Kinder geworden. Schon ſeit dem Ende des Jahres 1796 kränkelte ſie, ohne darum ihre künſtleriſchen Pflichten verſäumen zu wollen. Noch am 13. Mai 1797 trat ſie in der tragikomiſchen Oper von Weigl „Das Petermännchen“ in einer neuen Rolle, der „Euphroſyne“ auf. Das war das letztemal, daß Goethe ſie auf der Bühne ſah. Im Juli erkrankte ſie in Lauchſtädt heftig, und alle jetzt angewandten Mittel, das fliehende Leben zu halten, waren vergebens; nach Weimar in einem Wagen des Herzogs zurücktransportiert, erlag ſie, die noch in den letzten Wochen ihre kleine Tochter ſich hatte vorangehen ſehen müſſen, dem Leben am 22. September 1797, noch nicht neunzehn Jahr alt.

Derſelbe Frühling und Sommer, der dieſe Blütenträume ſterben ſah, war für Goethe der große Lebenswecker zu neuen Taten. In den Apriltagen war „Hermann und Dorothea“ vollendet worden, und ſchon zum Ausgang des Jahres 1796 hatte ſich der in Zweige tretende Saft durch den Vorklang zu Hermann und Dorothea, die Elegie „Hermann und Dorothea“ [1]) verkündet. In dieſer Elegie, die zunächſt durch das unfreundliche Echo der Xenien geweckt, alſo aus produktiver Entrüſtung geboren war, hatte er gewiſſermaßen ein neues Glaubensbekenntnis und ein neues Treugelübde aus befreiter Seele dem Genius abgelegt.

Daß ich Natur und Kunſt zu ſchaun mich treulich beſtrebe,
Daß kein Name mich täuſcht, daß mich kein Dogma beſchränkt?
Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menſchen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht?
Solcher Fehler, die du, o Muſe, ſo emſig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich: Pöbel nur ſieht er in mir.
Ja ſogar der Beſſere ſelbſt, gutmütig und bieder,
Will mich anders; doch du, Muſe, befiehlſt mir allein.
Denn du biſt es allein, die noch mir die innere Jugend
Friſch erneueſt, und ſie mir bis ans Ende verſprichſt.

Die Maitage in Jena hatten die Elegie „Der neue Pauſias und ſein Blumenmädchen“ ans Licht gerufen; in Geſprächen mit Schiller über Epos und Drama war über beide Freunde der Geiſt der Balladendichtung gekommen, „Die Braut von Korinth“ in den erſten Junitagen geboren, der die „Indiſche Romanze“ „Gott und Bajadere“ auf dem Fuße folgte. Um die Mitte des Monats werden eruptiv die Feſſeln geſprengt, die den „Fauſt“ jahrelang gebannt hatten, ihm ſelbſt und dem Freunde zur Überraſchung ſteigt aus den nordiſchen Nebeln der Balladendichtung plötzlich der Rieſe empor

[1]) W. A. I, S. 293.

und heischt sein Recht. Mitten unter Vorbereitungen für die geplante Reise in die Schweiz arbeitet sich der lang zurückgehaltene Quell durch das einengende Gestein, und in der „Zueignung" wird am 24. Juni der große Eingangsakkord zur neuen Schöpferepoche gefunden. Ein innerer Kulminationspunkt auf der Höhe des Lebens; Rückblick auf die Jugend und Jugendgenossen, ein Abschied von der Jugend, als etwas, was in diesen Formen und in dieser Gestalt für ihn unabänderlich verloren ist, ein Mollakkord infolgedessen im Gegensatz zu dem resoluten Dur, das aus der Elegie „Hermann und Dorothea" uns entgegentönt, der sich aber erklärt, wenn wir erwägen, daß diese Erweckung des Jugendplans zu neuem Leben naturgemäß ihm den Raub und nicht den Gewinn der Jahre zum Bewußtsein bringen mußte. Wobei auch die Wiederbegegnung mit einem der Jugendgenossen aus den wunderbaren „ahnungsvollen und glücklichen" Tagen der Straßburger Zeit, Lerse, im Mai, mit Schiller im Juni gepflogene Gespräche über Merck, wohl nicht ohne Einfluß auf diese retrospektive elegische Einstellung für das neue Tagewerk gewesen sind. Doch sind das nur Stimmungen des Augenblicks. Seine Gedanken sind auf die Zukunft gerichtet, auf die Vollendung der neuen schöpferischen Pläne und zu deren Gelingen auf die Erneuerung und Erweiterung des Anschauungskreises durch einen abermaligen Besuch der zweiten Heimat, Italien. Freilich war seit dem Frühling schon, trotzdem der inzwischen eingetretene Friede die Aussichten für einen Italienreisenden verbesserte, dieser Plan insofern ins Wanken gekommen, als Goethe zunächst sich auf eine Schweizerreise, mit dem Ziel Stäfa am Zürichersee, dem Geburtsort seines künstlerischen Freundes und Beraters Heinrich Meyer, einrichtete, mit dem Vorbehalt aber (wie unter anderem aus dem Reisepaß hervorgeht), gegebenenfalles auch von dort den Weg nach Italien fortzusetzen [1]). In den letzten Julitagen brach er von Weimar auf mit den Seinigen, um die Geliebte und den Sohn der Mutter nach Frankfurt zu bringen. Er selbst setzte Ende August von dort die Reise südwärts fort über Heidelberg nach Stuttgart und Tübingen. Am 17. September ist er in Schaffhausen. Am Rheinfall stehend und beobachtend, wie sich der Dampf des Falls mit dem über den Höhen liegenden Nebel mischt und mit ihm aufsteigt, fühlt er sich jugendlich erschüttert: „Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftigen inneren Empfindungen." Zwei Tage hält es ihn dort fest. Immer wieder weidet sich das Auge an den wechselnden Farben und Formen der Wasser im spielenden Licht der Sonne. Das Bild verfolgt ihn nach Zürich und fordert hier, wie wir gleich sehen werden, in eigentümlicher Weise von dem Poeten sein Recht auf Gestaltung. Auf der Fahrt von Schaffhausen nach

[1]) Das Nähere darüber in den Briefen (W. A. XII) und Tagebüchern (W. A. II) und in der auf Grund dieses Materials von Eckermann verfaßten „Reise in die Schweiz", W. A. XXXIV 1, S. 203–445. — Wichtiges Material, die Vorbereitung und den Verlauf der Reise betreffend, in den Lesarten der W. A. XXXIV 2, S. 49–265.

Zürich ist unterm 19. September eingetragen: „Der Baum und der Epheu Anlaß zur Elegie.“ Die Elegie ist „Amyntas“.

Bei dieser Dichtung, die Goethe in Zürich an einem schönen Morgen unter den hohen Linden auf dem ehemaligen Burgplatze aufging, müssen wir zunächst haltmachen. Denn sie ist ein Vorklang eigener Art zur „Euphrosyne“. Die Anregung dazu hat er, wie wir eben hörten, aus einer Beobachtung am Wege — ein von Efeu dicht umschlungener Fruchtbaum — empfangen. Dieser Anblick hat in dem Reisenden eine Vorstellung geweckt, hat ihm, wie wir es oft mit ihm erleben, für innere Bezüge und Verwicklungen seines Lebens das Bild gegeben und damit die Möglichkeit, sich jedenfalls für den Augenblick innerlich frei zu machen. Dieser Baum, zärtlich umschlungen von dem rankenden Efeu, wird ihm eigenen Lebens Symbol. Auch er ist umrankt von schmeichelnden Armen, die ihn nicht freigeben, und die er selbst nicht zu lösen wagt, trotzdem gute Freunde und zuweilen auch eine leise Stimme im Innern sagt: Du mußt, wenn du nicht deine beste Lebenskraft darangeben willst; es ist Pflicht gegen dich selbst, dich frei zu machen. Es ist die kleine Freundin, die seit der Heimkehr aus Italien, ihm hausfraulich ins Leben gewachsen ist, deren weiche schmeichelnde Zärtlichkeit ihm süße Lebensgewohnheit geworden ist, die Mutter seines Kindes, die er selbst eben der eigenen Mutter als Tochter ins Haus gebracht hat. Die Geliebte, deren anmutig-harmlose Sinnlichkeit gerade auch aus der Ferne immer wieder ihn lockt in unzähligen holden Erinnerungsbildern, und die doch von seinem Innersten und Eigensten nichts weiß und wissen will. Und die eben deshalb, er weiß es, von Menschen, die ihm innerlich am nächsten stehen, als Parasit geachtet und verachtet wird. Und mit dem sinnlich lieblichen Symbol, das ihm der vom Efeu umschlungene Fruchtbaum an seinem Wege in die Seele getragen, mischt sich die Erinnerung an ein Epigramm der griechischen Anthologie, in dem die vom Weinlaub umkränzte Platane sich des umschlingenden Gefährten freut als eines Symbols der bis zum Tode ausharrenden Liebe der Gattin, und außerdem klingt hinein die Erinnerung an eine Idylle des Theokrit, „Der Cyklop“, die er unlängst im „Archiv der Zeit“ (Dezember 1796) in der Übersetzung gelesen[1]), in der der Dichter seinem Freunde Nikias, dem Arzt, gleich im Eingang beteuert:

> Gegen die Liebe, mein Nikias, wächst kein linderndes Heilkraut,
> Balsam wüßt ich ihr nicht, noch Tränke. Sie weicht nur den Musen,
> Heilend und süß ist die Blume des Lieds.

Aus diesem Wurzelgeflecht wächst an jenem Dezembermorgen in Zürich die Elegie „Amyntas“, und zu dem träumerischen Versenken in dieses Spiegelbild „willig gezwungener Lust“ gibt die Erinnerung an das Spiel der Wasser über den Felsen von Schaffhausen den elementaren Begleitakkord.

[1]) So G. v. Loeper, Goethes Werke mit Einleitungen und Anmerkungen, Berlin 1882, I, S. 430.

Nikias, trefflicher Mann, du Arzt des Leibs und der Seele!
Krank, ich bin es fürwahr; aber dein Mittel iſt hart.
Ach! mir ſchwanden die Kräfte dahin, dem Rate zu folgen;
Ja, und es ſcheinet der Freund ſchon mir ein Gegner zu ſein.
Widerlegen kann ich dich nicht; ich ſage mir alles,
Sage das härtere Wort, das du verſchweigeſt, mir auch.
Aber, ach! das Waſſer entſtürzt der Steile des Felſens
Raſch, und die Welle des Bachs halten Geſänge nicht auf.
Raſ't nicht unaufhaltſam der Sturm? und wälzet die Sonne
Sich, von dem Gipfel des Tags, nicht in die Wellen hinab?
Und ſo ſpricht mir rings die Natur: auch du biſt, Amyntas,
Unter das ſtrenge Geſetz ehrner Gewalten gebeugt.
Runzle die Stirne nicht tiefer, mein Freund, und höre gefällig,
Was mich geſtern ein Baum, dort an dem Bache, gelehrt.
Wenig Äpfel trägt er mir nur, der ſonſt ſo beladne;
Sieh, der Efeu iſt ſchuld, der ihn gewaltig umgibt.
Und ich faßte das Meſſer, das krummgebogene, ſcharfe,
Trennte ſchneidend, und riß Ranke nach Ranken herab;
Aber ich ſchauderte gleich, als, tief erſeufzend und kläglich,
Aus den Wipfeln zu mir liſpelnde Klage ſich goß:
O verletze mich nicht! den treuen Gartengenoſſen,
Dem du, als Knabe, ſo früh, manche Genüſſe verdankt.
O verletze mich nicht! du reißeſt mit dieſem Geflechte,
Das du gewaltig zerſtörſt, grauſam das Leben mir aus.
Hab ich nicht ſelbſt ſie genährt, und ſanft ſie herauf mir erzogen?
Iſt wie mein eigenes Laub nicht mir das ihre verwandt?
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite ſich ſchlingt?
Tauſend Ranken wurzelten an, mit tauſend und tauſend
Faſern ſenket ſie feſt mir in das Leben ſich ein.
Nahrung nimmt ſie von mir; was ich bedürfte, genießt ſie,
Und ſo ſaugt ſie das Mark, ſauget die Seele mir aus.
Nur vergebens nähr ich mich noch; die gewaltige Wurzel
Sendet lebendigen Safts, ach! nur die Hälfte hinauf.
Denn der gefährliche Gaſt, der geliebteſte, maßet behende
Unterweges die Kraft herbſtlicher Früchte ſich an.
Nichts gelangt zur Krone hinauf; die äußerſten Wipfel
Dorren, es dorret der Aſt über dem Bache ſchon hin.
Ja, die Verräterin iſts! ſie ſchmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die ſtrebende Kraft, ſchmeichelt die Hoffnung mir ab.
Sie nur fühl ich, nur ſie, die umſchlingende, freue der Feſſeln,
Freue des tötenden Schmucks, fremder Umlaubung mich nur.
Halte das Meſſer zurück! o Nikias, ſchone den armen,
Der ſich in liebender Luſt, willig gezwungen, verzehrt!
Süß iſt jede Verſchwendung; o, laß mich der ſchönſten genießen!
Wer ſich der Liebe vertraut, hält er ſein Leben zu Rat?

Am 21. iſt er in Stäfa, wo Meyer, der ihm nach Zürich entgegen gekommen, ſchon lange ſeiner wartend, ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hat. Am 28. September bricht er mit dem Freunde zu einer gemeinſamen Wanderung

durch die Urkantone, mit dem Gotthard als Ziel, auf. Die Seele aufgeschlossen zum Schauen und Schaffen. „Herrliche Stoffe zu Idyllen und Elegien und wie die verwandten Dichtarten alle heißen mögen, habe ich schon wieder aufgefunden und einiges schon wirklich gemacht; so wie ich überhaupt noch niemals mit solcher Bequemlichkeit die fremden Gegenstände aufgefaßt und zugleich wieder etwas produciert habe[1]).“

Nach der Heimkehr[2]) von dieser in die Einsamkeit des Hochgebirgs ihn zeitweilig entrückenden Wanderung — nicht während dieser selbst — wird

[1]) An Schiller, Stäfa 25. September 1797. Briefe XII, S. 313.

[2]) Die erste und, merkwürdig genug, einzige Erwähnung des Ereignisses findet sich erst in dem vier Wochen nach Christianens Tod an Böttiger in Weimar geschriebenen Briefe vom 25. Oktober 1797 (XII, S. 343 ff.), der auf der Rückreise in Zürich geschrieben ist. Daß Goethe vor dem Antritt jener Gebirgswanderung, also vor dem 28. September, Kunde von dem am 22. September erfolgten Tod Christianens erhalten haben sollte, ist, worauf schon Düntzer in den Anmerkungen zur Schweizer Reise 1797 seiner Goethe-Ausgabe in Kürschners Nationalliteratur XXIII, S. 163, hingewiesen, ausgeschlossen. Am 25. September bestätigt Goethe von Stäfa aus Schiller den Eingang von dessen am 7. September geschriebenen Briefe und dem ministeriellen Kollegen Voigt desgleichen am 26. den Empfang eines Schriftstücks vom 11. Danach brauchten die Briefe von Weimar resp. Jena nach Stäfa sechzehn bis siebzehn Tage. Ein Brief am 22., dem Todestag, geschrieben, konnte also frühestens am 7. Oktober in seinen Händen sein, das heißt auf dem vorletzten Wandertag des vom Gotthard nach Stäfa Zurückkehrenden. Auf der Wanderung im Hochgebirge selbst aber war er, wie aus den Briefen deutlich hervorgeht (vgl. Schiller an Goethe 30. Oktober 1797), vollkommen außer Verkehr und unerreichbar. Erst in Stäfa, wohin er am Abend des 8. Oktober zurückkehrte und bis zum 21. Oktober rastete, hat er offenbar Schillers Brief vom 22. September zusammen mit einem früheren vom 14./15. September erhalten. Auf beide antwortet er von Stäfa am 14. Oktober! Wohingegen er die von Voigt vom 22. September bis 6. Oktober an ihn gerichteten erst in Zürich vorfand, die dorthin offenbar von Cotta geschickt waren, der während der Reise die Sammelstelle für alle an Goethe aus der Heimat gerichteten Briefe gewesen zu scheint, und die Einläufe dann je nach Anweisung an die von Goethe aufgegebenen Reisestationen weitergab (vgl. Brief an Cotta vom 25. Oktober 1797). Die Antwort an Voigt ergeht am 25. Oktober, das heißt am gleichen Tag, an dem Goethe an Böttiger jenen Brief schreibt, in dem sich die erste Erwähnung von Euphrosynens Tod findet! In einem am gleichen Tage an Christiane Vulpius gerichteten Briefe erwähnt er des von ihrem Bruder zur Totenfeier der Madame Becker verfaßten Gedichtes. Mithin hat die Nachricht von Euphrosynens Tod ihn frühestens bei der Rückkehr nach Stäfa — 8. Oktober — erreicht. Wenn aber in dem erwähnten Brief an Böttiger vom 25. Oktober Goethe selbst sagt, die Nachricht habe ihn „in den formlosen Gebirgen“ überrascht, so erwächst daraus kein unlöslicher Widerspruch mit den eben gegebenen chronologischen Feststellungen. Und man braucht dabei noch gar nicht einmal an eine — bei Goethes Abneigung gegen den Allerweltsschwätzer Böttiger („Freund Ubique“) — an und für sich wohl denkbare absichtliche Irreführung zu denken. Wohl aber scheint der Ausdruck „formloses Gebirge“ zwanglos einer erweiternden Auslegung dahin fähig, daß darunter die ganze Alpenwelt im allgemeinen verstanden wird, die ihm ja auch in Stäfa vor Augen und vor der Tür lag (wie er zum Beispiel am 14. Oktober aus Stäfa an Schiller von „den nahen Gebirgen“ spricht, die ihm „eine gewisse Unruhe gegeben hätten“). Und für diese Deutung könnte wohl auch die Art und der Zusammen-

ihn die Botſchaft vom Tode Chriſtiane Neumanns erreicht haben. Und unter dem friſchen Eindruck entringt ſich ihm in einem nach Weimar gerichteten Briefe[1]) das Bekenntnis: „Sie war mir mehr als in einem Sinne lieb. Wenn ſich manchmal die abgeſtorbene Luſt fürs Theater zu arbeiten wieder in mir regte, ſo hatte ich ſie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten ſich nach ihr und ihren Eigenſchaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres ... Die Nachricht von ihrem Tode hatte ich lange erwartet, ſie überraſchte mich in den formloſen Gebirgen. Liebende haben Thränen und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten, ich wünſchte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge."

Seitdem trug er den Gedanken an dieſe letzte Ehrung der geliebten Toten bauend und geſtaltend in der Seele, bis im Juni 1798 — faſt zur ſelben Zeit wie die „Metamorphoſe der Pflanzen" — „Euphroſyne" im letzten Federſtrich vollendet wurde[2]).

Das Bild, das ſich uns alſo bietet, iſt folgendes: auf der Höhe des Lebens, in einem Zeitpunkt, in dem durch neu erwachte Schöpferluſt und -kraft und durch die Verſetzung in eine ſein Anſchauungs- und Geſtaltungsvermögen ſtark anregende großartige Landſchaft ſein Daſeinsgefühl freudig geſteigert und belebt iſt, erreicht ihn die Nachricht von einem Verluſt, den er zwar ſchon lange als unabwendbar vorausgeſehen, der ihn aber jetzt, wo er Gewißheit iſt, im innerſten Lebenskern trifft und verwundet, denn er fühlt in dieſem Augenblick, daß damit ein Element aus ſeinem Leben ausgeſchaltet iſt, deſſen Daſein nicht zum wenigſten zu jener geſteigerten Lebensfreudigkeit beigetragen hat, die er gerade jetzt ſo dankbar empfindet. Auf dieſe Schmerzempfindung reagiert die Seele des Dichters zunächſt mit einer lebhaften Erneuerung des Glücksgefühls, das er der Lebenden zu danken hat, ein inniger Kontakt iſt auf einmal zwiſchen ihm und der Toten hergeſtellt; die für immer Abgeſchiedene iſt ihm jetzt näher, als ſie es vielleicht im Leben geweſen. Es beginnt eine ſeeliſche Zwieſprache.

In dieſer ſchmerzlich ſüßen Erregung wird die geſtaltende Phantaſie

hang ſprechen, in denen Goethe in den Tages- und Jahresheften zum Jahre 1797 die Beſchäftigung mit einem epiſchen Tellplan, nach der Rückkehr aus dem Hochgebirge als eine „nötige Ableitung und Zerſtreuung" über die Todesnachricht, die ihn „mitten in den Gebirgen" erreicht habe, bezeichnet. Dafür aber, daß Ende Oktober die Dichtung ſelbſt noch nicht über das Stadium der Abſicht und des Wunſches hinaus gediehen war, dafür ſpricht nicht nur die Äußerung Goethes in dem Briefe an Böttiger, „ich wünſchte, daß mir etwas zu ihrem Andenken gelänge", ſondern zwei erhaltene Skizzen, die ſich bei den Papieren der Schweizer Reiſe befinden (W. A. XXXIV, 2, S. 135, 136), die, wie aus dem Zuſammenhang hervorgeht, erſt fixiert worden ſind auf der Fahrt von Zürich nach Tübingen, alſo nach dem 26. Oktober.

[1]) An Böttiger am 25. Oktober 1797, Briefe XII, S. 343 ff.

[2]) Während eines Aufenthaltes in Jena. Tagebuch vom 12. und 13. Juni. Briefe an Chriſtiane Vulpius und an Meyer vom 12. und 15. Juni.

lebendig, sie projiziert die geliebte Gestalt in ihrer seelischen und körperlichen zärtlichen Anmut auf den Hintergrund der majestätisch melancholischen Gebirgswelt, deren dämonischen Zauber er vor kurzem noch aufs neue, als vom Kleinen und Kleinlichen freimachend, lebhaft und wohltätig empfunden. Und aus diesen Eindrücken psychischer und physisch-physikalischer Natur wächst eine schematische Skizze[1]) dichterischer Gestaltung, Ausgangs-, Ruhe- und Zielpunkte andeutend und festlegend:

Abends Schneefelsen	1 ff.[2])
Sonnenblick in den ziehenden Nebel	8 ff.
Rötliche Gestalt	14 ff.
Anrede an sie als Täuschung der Erinnerung	0
Kunst, Natur	0
Antwort als Erscheinung	23
Erinnerung	35
Arthur	45
Frage	57
Antwort	63
Huber[t]	47
Zufriedenheit	64
Kind	85
Du findest mich nicht mehr das Theater belebend	105 ff.
Ich scheide	117
Reich der Proserpina	123
Merkurs Nachricht	143
Bitte, das Bild zu erhalten	109 ff.

Wenn wir diese Skizze mit dem vollendeten Gedicht vergleichen, so sehen wir, daß schon hier die Hauptmomente in derselben Reihenfolge wie in der späteren Ausführung sich der gestaltenden Phantasie, wenn ich so sagen darf, angeboten haben. Auch Hermes als Unterbrecher und Beender der Zwiesprache, ist schon gesehen und gefühlt. Aber die entscheidende Bitte, das Bild zu erhalten, die in dem vollendeten Gedicht ja den Übergang zu der Schilderung des Reiches der Persephoneia gibt, ist hier noch nicht organisch eingeflochten. Sie steht am Schluß der Skizze nur als ein Zielpunkt vermerkt. Und ebenso ist die rührend schwermütige Betrachtung über den Gegensatz der sich nach eigenen Gesetzen immer wieder erneuenden Natur und dem willkürlichen Spiel des Geschicks mit den Lebenskräften und -altern der Menschen (von 69 bis 86) noch nicht empfunden und angedeutet. Während für die Einführung der Erscheinung und das unmittelbar daran sich An-

[1]) Die erste der oben S. 423 und 424, Anmerkung 2 erwähnten Skizzen.
[2]) Die Verszahlen nach der W. A.

ſchließende in dieſer Skizze noch ein anderer nicht ausgeführter Gedankengang „Kunſt, Natur" vorzuſchweben ſcheint.

Die erſte Phaſe der geſtaltenden Tätigkeit iſt, wie ſich aus der eben betrachteten Skizze ergibt, die Einſtellung des Bildes. Wir wiſſen[1]), daß ihn die Nachricht ſelbſt nicht in den Regionen des Hochgebirgs erreicht hat, wohl aber in einem Augenblick, wo die Bilder jener Gebirgswanderung noch durch keinen Wegſtaub des Alltags verwiſcht und getrübt von der Netzhaut ſeines geiſtigen Auges klar und ſcharf umriſſen feſtgehalten, ſeine Gedanken und ſeine Phantaſie beherrſchen und beſchäftigen. Und ſo tritt, als die Todesbotſchaft ihn trifft, ſeine Seele unwillkürlich den Rückweg zu jenen kaum verlaſſenen Regionen der tiefſten Einſamkeit und melancholiſchen Erhabenheit an, in denen eine ſolche Begegnung, ein ſolcher Gruß aus der Geiſterwelt wie die gegebene Staffage — um den banalen, aber hier nicht zu umgehenden Ausdruck zu gebrauchen — erſcheint. Man könnte vielleicht von einer Art maleriſchem Stilgefühl ſprechen, das den Poeten zwingt, ſich dieſen Schauplatz, dieſen Hintergrund zu wählen für die Verſinnlichung dieſes „Geiſtergrußes".

Der landſchaftliche Hintergrund erwächſt und bildet ſich aus einer Reihe von Motiven, die ſeine Seele auf jener Wanderung aufgefangen und wie eine Folge von Skizzenblättern feſtgehalten hat. Aus den Tagebuchaufzeichnungen[2]) der einzelnen Eindrücke und Bilder jener Wanderung erkennt man deutlich, daß es ſich bei der Eingangsſchilderung nicht um die Fixierung einer beſtimmten Örtlichkeit, ſondern um die Kompoſition eines typiſchen Hochgebirgsbildes aus einzelnen hier und da beobachteten und feſtgehaltenen Motiven handelt.

„Liebende haben Tränen und Dichter Rhythmen." Über den Rhythmus, den von den lateiniſchen Elegiendichtern — Ovid an erſter Stelle — übernommenen, aus je einem Hexameter und Pentameter ſich zuſammenſetzenden elegiſchen Vers noch ein Wort. Er iſt nicht nur eine äußere Form, es iſt vielmehr dieſer Rhythmus für Goethe eine Art Leitmotiv. Der elegiſche Vers iſt ihm gewiſſermaßen der Begleitakkord zu den Erinnerungen aus Italien. Wenn jener Rhythmus anklingt, tauchen die Bilder der italieniſchen Reiſe vor ſeiner Seele auf und zugleich der Abſchiedsſchmerz jener Stunden, als er ſchweren Herzens der zweiten Heimat Lebewohl ſagen und die ewige Stadt verlaſſen mußte. Am Schluß der italieniſchen Reiſe heißt es[3]): „Auf eine beſonders feierliche Weiſe ſollte . . . mein Abſchied aus Rom vorbereitet werden; drei Nächte vorher ſtand der volle Mond am klarſten Himmel, und ein Zauber, der ſich dadurch über die ungeheure Stadt verbreitet, ſo oft empfunden, ward nun aufs eindringlichſte fühlbar. Die großen Lichtmaſſen

[1]) Vgl. die chronologiſchen Feſtſtellungen S. 423 und 424, Anmerkung 2.

[2]) Vgl. die Aufzeichnungen vom 29. und 30. September und 1. und 2. Oktober, Tagebücher, W. A. II, S. 164 f., 167 f, 170–173.

[3]) W. A. XXXII, S. 336 f.

klar, wie von einem milden Tag beleuchtet, mit ihren Gegensätzen von tiefen Schatten, durch Reflexe manchmal erhellt, zur Ahnung des Einzelnen, setzen uns in einen Zustand, wie von einer andern, einfachern, größern Welt . . . Alles Massenhafte macht einen eigenen Eindruck zugleich als erhaben und faßlich, und in solchen Umgängen zog ich gleichsam ein unübersehbares Summa summarum meines ganzen Aufenthaltes. Dieses in aufgeregter Seele tief und groß empfunden, erregte eine Stimmung, die ich heroisch-elegisch nennen darf, woraus sich in poetischer Form eine Elegie bilden wollte.“ (Allerdings nicht bildete.)

Und so erklärt es sich, daß dieser Rhythmus auch für die Jahre, in denen er, einsam und vereinsamt in Weimar, das Land der Griechen mit der Seele suchend, der Erinnerung lebt, ihm, wenn er nach innen horcht, was sich da vom Erlebten gestalten will, im Ohr klingt. Der elegische Vers ist (auch nach der Heimkehr) wie ein goldener Schleier, der ihn von der profanen nordischen bürgerlichen Alltagswelt abschließt. Was ihm in den vier Wänden seines Hauses im Zusammensein mit der Geliebten an stillem Glück aufblüht, das klingt wieder in den Doppelversen der römischen Elegien, und auch wo sonst in diesen Jahren sich Innerstes bei ihm aufschließt, gleitet es von selbst in das Bett des elegischen Tonfalls. In dem Augenblick allerdings, wo unter Schillers belebendem aufrüttelnden Einfluß das Gegenwartsgefühl und die Gegenwartsfreude und damit die Schaffenslust wieder auf allen Gebieten sich in ihm zu regen beginnt, werden auch die erstarrten Formen des Reimes bei ihm wieder flüssig und lebendig, in den Balladen, im Prolog zum „Faust“, aber auch da noch behauptet zunächst die Elegie ihr Vorrecht; ihr Rhythmus ist auch sein Begleiter auf der Schweizer Reise. Wir sahen, wie er für die Gestaltung der auf der Fahrt nach Zürich durch den vom Efeu umschlungenen Apfelbaum ihm entgegengewachsenen Anregung sich im „Amyntas“ von selbst darbietet, und auch auf der Wanderung ins Hochgebirge schmiegt das in Uri am 1. Oktober durch den Anblick des ersten Neuschnees auf den Bergen geweckte kleine symbolische Gedicht „Schweizeralpe“ [1]) sich in das elegische Versmaß.

War doch gestern dein Haupt noch so braun wie die Locke der Lieben,
Deren holdes Gebild still aus der Ferne mir winkt.
Silbergrau bezeichnet dir früh der Schnee nun die Gipfel,
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoß.
Jugend, ach! ist dem Alter so nah durchs Leben verbunden,
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

„Euphrosyne“ ist aber auch insofern ein Abschied, als es mit der unmittelbar danach (17./18. Juni) gestalteten „Metamorphose der Pflanzen“ die letzte größere aus der Tiefe aufquellende Dichtung Goethes ist, die im elegischen Rhythmus sich entfaltet. Ein neuer Tag schlägt seine Augen auf zu neuem Tagewerk: „Und über dem Wald kündet der Morgen sich an.“

[1]) W. A. II, S. 137.

Die Elegie gliedert sich in drei Teile, den Vorklang Vers 1—8, die Begegnung 9—146, den Ausklang 147—152.

Der Eingang erinnert uns an eines der tiefsten und für die Erschließung von Goethes Innenleben bedeutsamsten Gedichte, „Die Zueignung", die er als Eingangsakkord vor seine lyrischen Gedichte gesetzt hat:

Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte
Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing,
Daß ich erwacht aus meiner stillen Hütte,
Den Berg hinauf mit frischer Seele ging.

Wie in der Zueignung geht der Leser zunächst eine Strecke Weges mit dem einsamen Wanderer und sieht und lauscht mit seinen Augen und Ohren in die Landschaft hinaus. War es dort Morgenfrühe und Aufbruch zu neuer Wanderung nach erquickender Nachtruhe, so geht hier der Weg in den sinkenden Abend hinein, und die Gedanken sind auf die Hütte gerichtet, in der ihm die Ruhe winkt. Crescendo dort, decrescendo hier. Dort kommendes Licht, hier scheidendes. Und ebenso kontrastiert das Landschaftsbild: in der „Zueignung" die liebliche Anmut des deutschen Mittelgebirges, hier die düstere Majestät der schneebedeckten Häupter der Alpenwelt. Und während dem Morgenwanderer dort bei seinem Aufstieg erst der Nebel den Ausblick in die Weite deckt und entzieht und ihn mit sich selbst in Dämmerung einschließt, ist es hier die Masse des gestaltlosen Hochgebirges selbst, die den Wanderer vom Licht abschließt. Mit drei Strichen das Landschaftsbild, die verglühenden Bergspitzen, das Dunkel des Tals, der brausende Strom: ein Stimmungsakkord, die Sehnsucht des tagesmüden Wanderers „nach dem Ziele des Tages" und, wie ein Vorklang naher Berührung mit dem Geisterreich die Sehnsucht in ein Bild gefaßt, das Bild des holden Gesellen, der gefällig vorauseilt, das Haupt segnend zu kränzen mit dem heiligen Mohn.

„Auch von des höchsten Gebirgs beeisten zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Lange verhüllt schon Nacht das Tal und die Pfade des Wandrers,
Der, am tosenden Strom, auf zu der Hütte sich sehnt,
Zu dem Ziele des Tags, der stillen hirtlichen Wohnung;
Und der göttliche Schlaf eilet gefällig voraus,
Dieser holde Geselle des Reisenden. Daß er auch heute
Segnend, kränze das Haupt mir mit dem heiligen Mohn!"

Und nun — wie in der „Zueignung" — aus Nebeln auftauchend, aus der Landschaft ihm als Lichtbild aufgehend die Erscheinung.

„Aber was leuchtet mir dort vom Felsen glänzend herüber,
Und erhellet den Duft schäumender Ströme so hold?
Strahlt die Sonne vielleicht durch heimliche Spalten und Klüfte?
Denn kein irdischer Glanz ist es, der wandelnde, dort.
Näher wälzt sich die Wolke, sie glüht. Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?"

Hier wie dort ein Augenblick des Schwankens und Zweifelns, ob das, was die äußeren Sinne wahrnehmen, Abglanz der Wirklichkeit, physikalisch natürlich ist. Alle Kräfte der Seele werden wach:

„Ich staune dem Wunder!
Wird der rosige Strahl nicht ein bewegtes Gebild?
Welche Göttin nahet sich mir?“

So viel Berührungspunkte aller Art sich im Vorangehenden zwischen der „Zueignung“ und der „Euphrosyne“ ergeben, ein Moment — abgesehen von dem Gegensatz der Tagesstimmung — trennt beide Gedichte scharf und bedingt vom ersten Augenblick an einen verschiedenen inneren Rhythmus. Die Zueignung ist episch konzipiert, die Elegie dramatisch; und dem entsprechend ist, trotzdem jene auch dramatische Elemente und diese auch epische enthält, der Grundcharakter dort episch, hier dramatisch. Die „Zueignung“ bringt einen breiten epischen Eingangsakkord, der nach der Schilderung der Morgenwanderung, der aufziehenden Nebel und der aus diesen Nebeln hervortretenden Lichtgestalt der göttlichen Erscheinung in den Worten:

Kein schöner Bild sah ich in meinem Leben,
Sie sah mich an und blieb verweilend schweben

ausklingt; dann einen Dialog, dessen einzelne Teile aber stets durch epische Zwischenglieder miteinander verbunden sind:

Kennst du mich nicht, sprach sie mit einem Munde . . .
Ja, rief ich aus, indem ich selig zur Erde nieder sank . . .
Sie lächelte, sie sprach . . .
Verzeih mir, rief ich aus . . .

Auf den Dialog folgen zwei Strophen breiter epischer Schilderung:

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen . . .

Da reckte sie die Hand aus in die Streifen . . .

Diesen angereiht die Ansprache der Lichtgestalt, und die letzte Strophe bringt einen rein lyrischen Schlußakkord. Die Elegie „Euphrosyne“ dagegen beginnt als lyrisch-dramatischer Monolog: auch die Schilderung der Landschaft ist als Gegenwartsbild gefaßt, monologisch formuliert (Vers 1—8). Mit der Frage: „Aber was leuchtet mir dort?“ bekommt jedoch der Monolog einen ausgesprochen dramatischen Charakter, er erhält gewissermaßen eine dialogische Front: ein Zweites tritt auf, etwas Lebendiges, Bewegliches, was unwillkürlich das Selbstgespräch hinüberleitet in die Formen des Zwiegespräches. Aus zweifelnden, tastenden Fragen, die suchend das sich nahende Wunder umspielen und umflattern, wächst die persönliche Anrede (den Übergang bilden:

Welche Göttin nahet sich mir? und welche der Musen
Suchet den treuen Freund, selbst in dem grausen Geklüft?

mit:

Schöne Göttin, enthülle dich mir, und täusche, verschwindend,
Nicht den begeisterten Sinn, nicht das gerührte Gemüt.

Nenne, wenn du es darfst vor einem Sterblichen, deinen
Göttlichen Namen; wo nicht: rege bedeutend mich auf,
Daß ich fühle, welche du seist von den ewigen Töchtern
Zeus, und der Dichter sogleich preise dich würdig im Lied.)

wächst also die persönliche Anrede, an die sich sofort ohne episches Bindeglied die Antwort anreiht, ein Monolog von hundertsiebzehn Versen, das heißt der Teil des Gedichts, um dessentwillen überhaupt die schöpferische Phantasie in Tätigkeit trat, die scène à faire sozusagen. Und diese dramatische Terminologie drängt sich einem auch um deswillen auf die Lippen, weil diese hundertsiebzehn Verse, die Euphrosyne in den Mund gelegt sind, wieder ein in sich gegliedertes Ganzes bilden; eine Reihe von dramatischen Situationen und Szenen. Wie stark das dramatische Element ist, wie stark die dramatische Federkraft jedes einzelnen angeschlagenen Motivs ist, ergibt wieder am schlagendsten ein Vergleich mit der innerlich und äußerlich so verwandten Situation in der Zueignung: „Kennst du mich nicht?" heißt es dort: „Kennst du mich, Guter, nicht mehr?" in der Euphrosyne. Die Erkennung dort vollzieht sich in zwei Strophen, in denen beidemal der Dichter als Erzähler einen epischen Zwischenakkord anschlägt:

„Sprach sie mit einem Munde,
Dem aller Lieb und Treue Ton entfloß" . . .

„Ja, rief ich aus, indem ich selig nieder
Zur Erde sank" . . .

Hier dringt das enthüllende Wort der Erscheinung wie ein beschwingter Pfeil stürmisch ins Herz:

„Kennst du mich, Guter, nicht mehr? Und käme diese Gestalt dir,
Die du doch sonst geliebt, schon als ein fremdes Gebild'?
Zwar der Erde gehör' ich nicht mehr, und trauernd entschwang sich
Schon der schaudernde Geist jugendlich frohem Genuß;
Aber ich hoffte mein Bild noch fest in des Freundes Erinnrung
Eingeschrieben, und noch schön durch die Liebe verklärt."

und die Wirkung ist nicht wie dort eine wortreiche Erwiderung, sondern die im Auge aufblitzende Träne, also nur eine Pantomime, die uns auch nicht episch erzählt wird, sondern als Reflex aus den Worten der Erscheinung uns entgegenblitzt:

„Ja, schon sagt mir gerührt dein Blick, mir sagt es die Träne:
Euphrosyne, sie ist noch von dem Freunde gekannt."

Und noch etwas anderes blitzt aus den ersten Worten auf: was in der „Zueignung" sich begibt, ist wirklich die Begegnung mit einer Gottheit, die gnädig und gütig voll himmlischer Milde sich einem Sterblichen in gesegneter Stunde offenbart; was in der Elegie erlebt wird, ist ein stürmisch schmerzlich süßer letzter Abschied von Mensch zu Mensch. Nicht aus den Regionen des ewigen Lichts schwebt die Erscheinung segen- und friedenspendend herab, aus

dem Schattenreich taucht, von Sehnsucht getrieben, eine arme Seele auf, und was sie bringt, ist auf den bebenden Lippen die eine Bitte, die letzte: Vergiß mich nicht. „Aber du, vergesse mich nicht.“ Dies Wort klang ihm im Ohr, seit er von ihrem Scheiden erfuhr, dies Wort beseelt sich, aus diesem Wort, das der Einsame in seinem Herzen bewegt, blüht das Gedicht auf:

Siehe, die Scheidende zieht durch Wald und grauses Gebirge,
Sucht den wandernden Mann ach in der Ferne noch auf.

Und so wird aus einer Stimmung, die in der Zueignung zum „Faust“ lyrisch gestaltet angedeutet ist:

„Ihr drängt euch zu! Nun gut, so mögt ihr walten,
Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.“

aus Erinnerungsbildern dramatisch, in dramatischen Szenen, das Denkmal errichtet.

Mit den Worten: „Laß mich der Tage gedenken“ beginnt dieser Bau. Ein Einleitungsakkord:

„Laß mich der Tage gedenken, da mich, das Kind, du dem Spiele
Jener täuschenden Kunst reizender Musen geweiht.
Laß mich der Stunde gedenken, und jedes kleineren Umstands.
Ach, wer ruft nicht so gern Unwiederbringliches an!
Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach, wer schätzt ihn genug, diesen vereilenden Wert!
Klein erscheinet es nun, doch ach! nicht kleinlich dem Herzen;
Macht die Liebe, die Kunst jegliches Kleine doch groß.“

gibt die Situation. Jenes „süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage“, lyrisch-elegisch malend, führt hinüber zu dem Erinnerungsbild: Der Knabe Arthur; in scheinbar epischer Erzählung straffster dramatischer Aufbau und dramatische Gliederung:

„Denkst du der Stunde noch wohl, wie, auf dem Brettergerüste
Du mich der höheren Kunst ernstere Stufen geführt?
Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur
Und belebtest in mir britisches Dichtergebild.
Drohtest mit grimmiger Glut den armen Augen, und wandtest
Selbst den tränenden Blick, innig getäuschet, hinweg.
Ach! da warst du so hold und schütztest ein trauriges Leben,
Das die verwegene Flucht endlich dem Knaben entriß.
Freundlich faßtest du mich, den zerschmetterten, trugst mich von dannen,
Und ich heuchelte lang, dir an dem Busen, den Tod.
Endlich schlug die Augen ich auf, und sah dich, in ernste,
Stille Betrachtung versenkt, über den Liebling geneigt.
Kindlich strebt' ich empor, und küßte die Hände dir dankbar,
Reichte zum reinen Kuß dir den gefälligen Mund.“

Es folgt die dramatiſche Szene auf dem Theater:

Fragte: warum, mein Vater, ſo ernſt? und hab ich gefehlet,
O! ſo zeige mir an, wie mir das Beſſre gelingt.
Keine Miene verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
Wiederhol ich ſo gern, wenn du mich leiteſt und lehrſt.
Aber du faßteſt mich ſtark und drückteſt mich feſter im Arme,
Und es ſchauderte mir tief in dem Buſen das Herz.
Nein! mein liebliches Kind, ſo rieſſt du, alles und jedes,
Wie du es heute gezeigt, zeig es auch morgen der Stadt.
Rühre ſie alle, wie mich du gerührt, und es fließen, zum Beifall
Dir von dem trockenſten Aug' herrliche Tränen herab.
Aber am tiefſten trafſt du doch mich, den Freund, der im Arm dich
Hält, den ſelber der Schein früherer Leiche geſchreckt."

Ein Dialog in Frage und Antwort mit kleinen epiſchen, jedoch lyriſch-dramatiſch beſchwingten Zwiſchengliedern, und daran angereiht, den Rahmen des Alltagserlebniſſes ſprengend, der aus eben dieſem Alltagserlebnis geborene große Monolog:

„Himmel und Erde befolgt ewiges, feſtes Geſetz,
Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer
Und dem reichlichen Herbſt traulich der Winter die Hand.
Felſen ſtehen gegründet, es ſtürzt ſich das ewige Waſſer
Aus der bewölkten Kluft, ſchäumend und brauſend hinab.
Fichten grünen ſo fort, und ſelbſt die entlaubten Gebüſche
Hegen, im Winter ſchon, heimliche Knoſpen am Zweig.
Alles entſteht und vergeht nach Geſetz; doch über des Menſchen
Leben, dem köſtlichen Schatz, herrſchet ein ſchwankendes Los.
Nicht dem blühenden nickt der willig ſcheidende Vater,
Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
Nicht der Jüngere ſchließt dem Älteren immer das Auge,
Das ſich willig geſenkt, kräftig dem ſchwächeren zu.
Öfter, ach! verkehrt das Geſchick die Ordnung der Tage;
Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel, umſonſt,
Steht ein beſchädigter Stamm, dem rings zerſchmetterte Zweige
Um die Seiten umher ſtrömende Schloßen geſtreckt."

Eine düſtere prophetiſche Klage über die immanente Tragik des Menſchenlebens im Gegenſatz zu der in ewigen feſten Geſetzen, in ewigem Gleichmaß ſchwingenden Natur.

Ein Zurückgleiten in die als Erinnerung heraufbeſchworene Situation des Augenblicks, ein freundlicher Ausblick in die Zukunft auf harmoniſche Erfüllung aller Hoffnungen.

„Und ſo, liebliches Kind, durchdrang mich die tiefe Betrachtung,
Als du zur Leiche verſtellt über die Arme mir hingſt;
Aber freudig ſeh ich dich mir, in dem Glanze der Jugend,
Vielgeliebtes Geſchöpf, wieder am Herzen belebt.
Springe fröhlich dahin, verſtellter Knabe! Das Mädchen
Wächſt zur Freude der Welt, mir zum Entzücken heran.

Immer strebe so fort, und deine natürlichen Gaben
Bilde, bei jeglichem Schritt steigenden Lebens, die Kunst.
Sei mir lange zur Lust, und eh' mein Auge sich schließet,
Wünsch ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn.“ —

Damit ist die Szene, die Szene des Knaben Arthur geschlossen. In den Versen:

„Also sprachst du, und nie vergaß ich der wichtigen Stunde!
Deutend entwickelt' ich mich an dem erhabenen Wort.
O, wie sprach ich so gerne zum Volk die rührenden Reden,
Die du, voller Gehalt, kindlichen Lippen vertraut!
O, wie bildet' ich mich an deinen Augen, und suchte
Dich im tiefen Gedräng' staunender Hörer heraus“

wird in ein paar mehr andeutenden Linien das Bild der Entwicklung in drei Situationen festgehalten: die am Meister sich bildende Künstlerin, die Sprecherin seiner Prologe, das in der Menge nach der Gestalt des verehrten Meisters suchende Auge der Schülerin. Mit sparsamsten Mitteln, mit lebendigster suggestiver Kraft vor unsre Seele gezaubert das zarteste, innigste, hoffnungsvollste Bild fröhlich aufblühender Kunst und zärtlich kindlicher Neigung! In prägnantesten Momenten festgehalten. Auf einmal jählings zerrissen und zerstört durch das Bewußtsein der trostlosen Gegenwart und der hoffnungslosen Zukunft:

„Doch dort wirst du nun sein, und stehn, und nimmer bewegt sich
Euphrosyne hervor, dir zu erheitern den Blick.
Du vernimmst sie nicht mehr, die Töne des wachsenden Zöglings,
Die du zu liebendem Schmerz frühe, so frühe! gestimmt.“

Und mit diesem Gegenwartsbewußtsein erwacht die Klage. Jetzt erst fallen die Schatten des Todes auf die liebliche Gestalt:

Andere kommen und gehn; es werden dir andre gefallen,
Selbst dem großen Talent drängt sich ein größeres nach.
Aber du, vergesse mich nicht! Wenn eine dir jemals
Sich im verworrnen Geschäft heiter entgegen bewegt,
Deinem Winke sich fügt, an deinem Lächeln sich freuet,
Und am Platze sich nur, den du bestimmtest, gefällt;
Wenn sie Mühe nicht spart, noch Fleiß, wenn tätig der Kräfte,
Selbst bis zur Pforte des Grabs, freudiges Opfer sie bringt;
Guter! dann gedenkest du mein, und rufest auch spät noch:
Euphrosyne, sie ist wieder erstanden vor mir!

Die Angst des Todes, die Angst vor dem Ausgelöschtwerden zittert in jedem Wort, in jedem Bild. Aber du, vergesse mich nicht. Das Stichwort ist da. Laß in der besten, liebsten, mir ähnlichsten Schülerin mein Bild fortleben, dir nahe bleiben. In diesem Wunsch, in diesem Ausblick eine Selbstcharakteristik der Sprechenden von einer unendlichen Zartheit. Aber immer noch ist das Letzte, das Eigentliche nicht gesagt, um dessentwillen sie sich noch

einmal dem Bann des Schattenreichs entriſſen, und während man die Hände zu ſehen glaubt, die aus den Tiefen nach ihr greifen, ſie heimzuholen in die ewige Nacht, ringt ſich wie von fiebernden Lippen:

„Vieles ſagt ich noch gern; doch ach! die Scheidende weilt nicht,
Wie ſie wollte; mich führt ſtreng ein gebietender Gott.
Lebe wohl! ſchon zieht mich's dahin in ſchwankendem Eilen.
Einen Wunſch nur vernimm, freundlich gewähre mir ihn:
Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muſe gewährt einiges Leben dem Tod."

Vielleicht iſt die folgende Begründung:

„Denn geſtaltlos ſchweben umher in Perſephoneias
Reiche, maſſenweiſ', Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt, geſtaltet,
Einzeln, geſellet dem Chor aller Heroen ſich zu.
Freudig tret ich einher, von deinem Liede verkündet,
Und der Göttin Blick weilet gefällig auf mir.
Mild empfängt ſie mich dann, und nennt mich; es winken die hohen
Göttlichen Frauen mich an, immer die nächſten am Thron.
Penelopeia redet zu mir, die treuſte der Weiber,
Auch Euadne, gelehnt auf den geliebten Gemahl.
Jüngere nahen ſich dann, zu früh herunter geſandte,
Und beklagen mit mir unſer gemeines Geſchick.
Wenn Antigone kommt, die ſchweſterlichſte der Seelen,
Und Polyxena, trüb noch von dem bräutlichen Tod,
Seh ich als Schweſtern ſie an und trete würdig zu ihnen;
Denn der tragiſchen Kunſt holde Geſchöpfe ſind ſie.
Bildete doch ein Dichter auch mich; und ſeine Geſänge,
Ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt,"

die für einen Augenblick das Reich der Schatten heraufbeſchwört, in dieſem Moment, wo das unendlich rührende: „Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn" uns im Ohr klingt, wo unſere Seele ganz erfüllt iſt von dem Bilde der einen und der Liebe, die das Bild dieſer einen wieder beſeelt, ein wenig zerſtreuend und ablenkend; aber die letzten Worte: „Und ſeine Geſänge, ja, ſie vollenden an mir, was mir das Leben verſagt", die dieſe tragiſche Szene ſchließen, heben noch einmal wundervoll die befreiende Löſung, die nur der liebende Dichter finden und geben konnte, heraus.

Mit dem letzten Wort, das dem lieblichen Munde entſchwirrt, iſt das innere Erlebnis beſchloſſen, das eigentliche Gedicht beendet, das Drama ausgeſpielt, das mit dem Wort: „Kennſt du mich, Guter, nicht mehr?" anhob. In ſechs Verſen ganz epiſchen Gehalts wird unter das Erlebnis gewiſſermaßen ein Schlußſtrich gemacht:

„Tiefer liegt die Nacht um mich her; die ſtürzenden Waſſer
Brauſen gewaltiger nun neben dem ſchlüpfrigen Pfad,

Unbezwingliche Trauer befällt mich, entkräftender Jammer,
Und ein moosiger Fels stützet den Sinkenden nur.
Wehmut reißt durch die Saiten der Brust; die nächtlichen Tränen
Fließen, und über dem Wald kündet der Morgen sich an.“

Diese letzten Verse, die noch einmal den Stil des Eingangs wieder aufnehmen, als Gegenwartsschilderung dramatisch-lyrisch, leiten wieder ins Leben zurück; während sie scheinbar in der Häufung und Vertiefung der düsteren Farben und wehmutvollen Töne die Tragik der Situation noch steigern, sind sie doch die Brücke, über die die befreite Seele des Dichters dem neuen Leben entgegengeht. Wie im „Faust“: „Die Nacht scheint tief und tiefer einzudringen, allein im Innern leuchtet helles Licht“, wie in der Zueignung: „Wir gehn vereint dem nächsten Tag entgegen“, so hier: „Und über dem Wald kündet der Morgen sich an“.

Haben wir so über den inneren Rhythmus und die Gliederung der Elegie uns Klarheit zu verschaffen gesucht, so ist, abgesehen von Einzelbeobachtungen, das Hauptergebnis dies: der die künstlerische Phantasie befruchtende Urkeim ist der Wunsch, das Herzensbedürfnis, das Gedächtnis der geliebten Gestalt in einem Bilde, in einem Gedicht festzuhalten, zu verewigen, wie es in dem Brief an Böttiger ja ausgesprochen ist: „Liebende haben Tränen, Dichter Rhythmen.“ Dies Gefühl verdichtet sich, gestaltet sich zu einer bestimmten Vorstellung: die Abgeschiedene selbst kommt mit der Bitte: „Laß nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn.“ Sie erscheint ihm. Eine dramatische Situation. Ein letztes Gespräch. In welcher Umgebung.? Die Furcht vor dem unabwendbaren Verlust ist der stille Begleiter des Reisenden gewesen, seit er weiter entfernt ist, ein leiser Unterton, der immer mitschwingt, ohne daß er zu einer bestimmten Vorstellung, einem ausgesprochenen Wort sich gestaltet oder laut wird. In den Tagen, wo die Botschaft zu ihm unterwegs ist, ist er abgeschlossen von aller Welt in der tiefsten Einsamkeit des Hochgebirgs mit sich allein gewesen. Dort hat ihn die Botschaft gesucht, dort hat ihn die Scheidende selbst gesucht, „durch Wald und grauses Gebirge sucht sie den wandernden Mann auch in der Ferne noch auf“. Lebhafteste innerliche Erfassung und Vorstellung des Moments der Begegnung und der umgebenden Natur des landschaftlichen Hintergrundes. Das Bild steht vor seiner Seele, wie es die Skizze schon festhält:

Abend. Schneefelsen
Sonnenblick in den ziehenden Nebel
Rötliche Gestalt
Anrede an sie als Täuschung der Erinnerung
Antwort als Erscheinung

Sie ist da, sie spricht, und mit ihrer Erscheinung, mit ihrer Stimme wacht die Vergangenheit auf; ein Erinnerungsbild vor allem, ein Moment, in dem schon einmal stärkstes Lebens- und Liebesgefühl mit Todesangst und

-ahnung verschlungen war: der Knabe Arthur in seinen Armen, die Frage: „Warum so ernst? Hab ich's nicht recht gemacht?" Das ganze zärtliche Glücksgefühl dieser Stunde, die ganze Lieblichkeit der kindlichen Erscheinung in wechselnden Gestalten. Das alles noch einmal in tiefster Seele empfunden. Aber das ist vorbei; ich gehöre nicht mehr euch, ich gehöre den andern. Sie rufen mich, leb wohl. Vergiß mich nicht.

Das ist die erste Phase der schöpferischen Tätigkeit: die Farbenskizze, die alle Hauptmomente schon festhält. Die Ausführung des Gemäldes bringt für den Eingang die Ausmalung des landschaftlichen Hintergrundes, die Nuancen der Übergänge des Gesprächs, die Herausarbeitung der Konturen und Farben des Erinnerungsbildes und zu dessen Abschluß als etwas Neues die leidenschaftlich-pathetische Apostrophe an die Natur:

> Ach, Natur, wie sicher und groß in allem erscheinst du!
> Himmel und Erde befolgt ewiges, festes Gesetz,
> Jahre folgen auf Jahre, dem Frühlinge reichet der Sommer
> Und dem reichlichen Herbst traulich der Winter die Hand.
> Felsen stehen gegründet, es stürzt sich das ewige Wasser
> Aus der bewölkten Kluft schäumend und brausend hinab.
> Fichten grünen so fort, und selbst die entlaubten Gebüsche
> Hegen, im Winter schon, heimliche Knospen am Zweig.
> Alles entsteht und vergeht nach Gesetz; doch über des Menschen
> Leben, dem köstlichen Schatz, herrschet ein schwankendes Los.
> Nicht dem blühenden nickt der willig scheidende Vater
> Seinem trefflichen Sohn, freundlich vom Rande der Gruft;
> Nicht der Jüngere schließt dem Älteren immer das Auge,
> Das sich willig gesenkt, kräftig dem schwächeren zu.
> Öfter, ach! verkehrt das Geschick die Ordnung der Tage;
> Hilflos klaget ein Greis Kinder und Enkel, umsonst,
> Steht ein beschädigter Stamm, dem rings zerschmetterte Zweige
> Um die Seiten umher strömende Schloßen gestreckt,

geboren aus Empfindungen und Gedankengängen, wie sie ihm gerade der Sommer 1797 mit den Eindrücken der Alpenwelt in die Seele getragen.

Das Reich Persephoneias, in der Skizze nur als Hintergrund angedeutet, wird hier ausgeführt und mit Figuren belebt, und Hermes, der Psychopompos — als Unterbrecher und Trenner schon in der Skizze vorgesehen — wird fertig und rund herausgearbeitet. Hier ist das malerische Element besonders mit Liebe behandelt: aus einer rosig erglühenden Wolke ist ihm die Gestalt Euphrosynens entgegengewachsen: nach dem Wortlaut konnte man zweifeln, ob sie aus der einhüllenden Wolke hervortritt — wie die Erscheinung in der Zueignung — oder ob die Wolke sich zur körperlichen Gestalt verdichtet. Aus der Schilderung des Hermes geht hervor, daß das erstere der Fall war. Im Purpurgewölk, „dem schwebenden immer bewegten" waren beide herangetragen, der Schatten und der Schattengeleiter; jener bleibt zunächst unsichtbar, bis er zum Schluß auch selbst hervortritt und zum Scheiden mahnt. —

Nach allem über Vorgeschichte, Entstehung, rhythmische Gliederung, Aufbau des Gedichts Gesagten bedarf vielleicht noch ein Punkt, wenn nicht der Deutung, so doch der Beleuchtung, der Erläuterung, der Kernpunkt: jenes Erlebnis, das als Erinnerungsbild die Phantasie des Dichters belebt, und das zugleich wie ein Riegel jedem Leser, der nur als harmloser Genießer naht, den Eintritt in das Innerste wehrt.

> Knabe schien ich, ein rührendes Kind, du nanntest mich Arthur
> Und belebtest in mir britisches Dichtergebild.

Ein Leser, der seinen Shakespeare gut kennt, aber auch nur der, wird hier hellhörig werden und an „König Johann“ denken. Und eben diesem, aber auch nur ihm, wird sich mit diesem Namen auch das Verständnis der nun folgenden, für die innere Erfassung des Gedichtes so bedeutungsschweren Situation ergeben, wenngleich auch dieser, um alles zu verstehen, wissen muß, was Goethe als Mitspieler — so scheint es doch den Worten nach — auf der Bühne zu tun hat. Aber letzteres scheint wenigstens einstweilen nebensächlich.

Die kindliche Gestalt des Prinzen Arthur tritt in Shakespeares „König Johann“ eigentlich nur in zwei Szenen hervor, eben den beiden, auf die Goethe in der Elegie anspielt. Trotzdem bildet ihr Schicksal eigentlich den Angelpunkt des Dramas. Der knabenhafte Prätendent, der durch sein Dasein die Ruhe seines Oheims, des Königs Johann, bedroht und dem, ganz auf Liebe gestellt, Haß und Streit zu erregen vom Schicksal bestimmt ist. Er ist der Spielball zwischen den streitenden Parteien. „Ich wollt', ich läge tief in meinem Grab. Ich bin's nicht wert, daß solch ein Lärm entsteht.“ Todesahnung beschattet vom ersten Tritt an seinen Lebensweg. Von seinen Helfern im Stich gelassen, gerät er in die Gewalt seines Todfeindes, seines Oheims König Johann, und dieser gibt ihn in die Hände des Kämmerers Hubert, mit dem geheimen Befehl — in einer meisterhaften Szene — den Knaben — „die Schlang' in meinem Wege“ — zu töten. In der ersten Szene des vierten Akts versucht Hubert, sich seines Auftrags zu entledigen, scheitert aber an der hinreißenden kindlichen Anmut, Güte und Liebenswürdigkeit des Knaben. Diese Szene ist es, die Goethe vor Augen hat, diese und die dritte Szene desselben Aufzugs. In der dritten Szene macht der kleine Prinz einen Fluchtversuch, er springt nach einem kurzen Monolog von der Mauer und stirbt dabei. Hubert, der später dazukommt, hebt tief erschüttert den entseelten Körper auf und trägt ihn weg. Hat man das Bild und die Stimmung dieser beiden Szenen im Sinn und vergegenwärtigt sich, daß Goethe selbst auf der Probe den Hubert spielt, um seinen holden Zögling in den Geist der Rolle und der Situation einzuführen, so steht vor unseren Augen zugleich ein Doppelbild: das rührende Kind, das nur sich selbst zu geben braucht, um die höchste Illusion tragischer Wirklichkeit zu erwecken, und daneben der durch diese Illusion für einen Augenblick aus der Welt der Wirklichkeit entrückte Meister

und Lehrer, der in diesem Moment vorahnend den Schmerz durchlebt, den er Jahre später auf fernen Wanderfahrten durch eine Botschaft von fremder Hand erfahren sollte. Und diese Doppelvorstellung: das Bild des Todes, das er in den Armen hält, und die Gewißheit des Todes, die auf seiner Seele lastet, gibt der scheinbar aus der Stimmung des vergangenen Erlebnisses geborenen, tatsächlich aber erst durch den wirklichen Verlust in ihm geweckten trüben Perspektive der Verse eine tragische Prägnanz sondergleichen, die durch die im Rahmen des Erlebnisses wurzelnde Betrachtung:

Sei mir lange zur Lust, und ehe mein Auge sich schließet,
Wünsch ich dein schönes Talent glücklich vollendet zu sehn,

bis hart an die Grenze des Erträglichen gesteigert wird. —

Wenn ich aber nun nach dem Wort suche, um noch einmal den Gehalt der Dichtung als Menschheitszeugnis und als Kunstwerk, als Erlebnis und als Gestaltung zusammenzufassen und zusammenzuschließen und das, was ich in einzelnen Zügen Ihnen vom werdenden und gewordenen Kunstwerk, aus der Seele und aus dem Leben des Menschen und des Dichters andeutend nahe zu bringen versuchte, noch einmal als Ganzes hell aufleuchten zu lassen, so bin ich diesmal in der zugleich seltsamen und glücklichen Lage, daß ein Dichter dem Erläuterer das letzte Wort vom Mund wegnimmt. Einer, der das, was in Goethes Elegie lebt, nicht nur mit tief empfänglicher Seele in sich aufgenommen, sondern auch diesen Eindruck, dieses Erlebnis wieder selbst zu einem neuen Kunstwerk gestaltet hat, das wie eine lebensbejahende Antwort klingt auf die Totenklage des Dichters der Elegie.

Wer je in Weimar auf den Pfaden Goethes gewandert ist, weiß, daß dort im Grünen ein Denkmal steht, der „Euphrosyne" gewidmet.

Dieses Denkmal ward Phantasieanreger für den Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, der selbst in Weimar oberhalb von Goethes Gartenhaus sich ein Haus gebaut hatte, und dem auf einer stillen einsamen Wanderung auf den Parkwegen an der leise rauschenden Ilm an einem Septembertage des Jahres 1907 noch einmal die lebende Euphrosyne erschienen ist und ihm noch ein letztes Wort[1]) auf die Lippen gelegt hat:

Sterben ist nur eines Tages Enden,
Tod nur Schlaf der niemals wach Gewes'nen,
Nie entschläft, wer einmal wach gelebt.
Wache Seelen haben Sonnenaugen.
Sonnenaugen blicken in das Ew'ge.
Vor dem Ewigen ist kein Vergangnes,
Kein Zukünft'ges, Gestern nicht und Morgen,
Tag und Nacht, kein Stufengang der Zeiten,
Alles Gegenwart und ew'ges Heut.

[1]) „Euphrosyne" von Ernst von Wildenbruch. Letzte Gedichte, 1909, S. 100.

Erinnerungen an den bulgariſchen Hof.

Von

Hermann Freiherrn von Egloffſtein.

„Dank der klugen Politik des Königs Ferdinand iſt eine zuverläſſige Brücke über den Balkan zur Türkei geſchlagen. Und dieſe wird nach dem Kriege der Kultur und dem Frieden dienen.“ So hat unſer leitender Staatsmann in der Reichstagsſitzung vom 9. Dezember 1915 ſchlicht und klar das Eingreifen Bulgariens in den Weltkrieg gekennzeichnet. Der freudige Widerhall, den die Worte des Reichskanzlers überall in Deutſchland hervorgerufen haben, beweiſt, wie herzlich man ſich bei uns über die Erfolge der neuen Waffengefährten freut und wie tief man den Wert der Parteinahme ihres Herrſchers zu unſeren Gunſten empfindet. Dazu hat man freilich allen Grund, denn dieſer Entſchluß, der für uns und unſere Verbündeten ſo ſegensreich geworden iſt, bedeutete für Ferdinand von Bulgarien ein ſehr ernſtes Wagnis und hat ihn aus manchen Gründen ohne Zweifel einen harten Kampf gekoſtet. Mit der dankbaren Verehrung aber, die das deutſche Volk dem König entgegenbringt, iſt in ihm auch der Wunſch erwacht, von ſeinem Lande, deſſen Krieger Schulter an Schulter mit den unſeren kämpfen, ebenſo wie von ihm ſelbſt und ſeinem Hauſe, einem Zweige des deutſchen Fürſtengeſchlechtes der Wettiner, mehr zu erfahren, als man bisher gewußt hat. Dies ſcheint mir nicht mehr als billig, und deshalb habe ich auch das in meinem Zartgefühl als ehemaliger Hausgenoſſe der bulgariſchen Königsfamilie wurzelnde anfängliche Bedenken, weiteren Kreiſen meiner Landsleute von ihr Kunde zu geben, beiſeite geſetzt. Ja, ich bin ſogar zur Überzeugung gelangt, daß ich unter den gegenwärtigen Verhältniſſen meine treue Anhänglichkeit an ſie gar nicht beſſer betätigen könnte, als wenn ich aus meinen perſönlichen Beobachtungen heraus verſuche, an meinem geringen Teile zu ihrem Verſtändnis im deutſchen Volke beizutragen, das am König Ferdinand und den Seinigen ein ſo ſympathiſches Intereſſe nimmt. Das iſt der Zweck der nachfolgenden Erzählung.

Im Sommer 1909 wurde ich während eines Aufenthaltes in der lieblichen Stadt Graz durch die Nachricht überraſcht, der König der Bulgaren wünſche mich kennen zu lernen, da er mich zum Erzieher ſeiner Söhne, der Prinzen Boris und Cyrill, auserſehen habe. Ich leugne nicht, daß ich über dieſe Neuigkeit etwas betreten war und anfangs nur geringe Luſt

hatte, dem Rufe Seiner Majestät Folge zu leisten, wie dankbar ich auch den Beweis gnädigen Vertrauens, der darin lag, zu schätzen wußte. Gegen die Annahme des mir zugedachten Postens ließ sich mehr als ein Einwand erheben. Allzu groß schien mir zunächst der Altersunterschied, der zwischen den Prinzen und mir bestand, schmerzlich war mir ferner der Gedanke, auf meine Geschichtsstudien verzichten zu sollen, endlich aber widerstrebte es mir, mich von neuem meiner Freiheit zu begeben, die ich erst im Jahre vorher nach mehr als zwanzigjährigem Beamten- und Hofdienst erlangt hatte.

Indes fühlte ich mich doch noch zu jung für einen Pensionisten; die Tätigkeit aber, die mir winkte, versprach nicht allein interessant zu werden, sie eröffnete mir zugleich die Aussicht, der deutschen Sache im fremden Land einen wenn auch noch so bescheidenen Dienst zu leisten. Schon um deswillen glaubte ich, sie nicht einfach von der Hand weisen zu dürfen, und reiste deshalb nach Gastein, um mich dem König vorzustellen, der damals dort die Kur brauchte. Auf meine Bitte gestattete mir Seine Majestät, zunächst für einige Wochen zum Besuche nach Bulgarien zu kommen, um die mir fremden Verhältnisse kennen zu lernen und mir dann an Ort und Stelle mein Urteil zu bilden.

Daß ich mich für ein längeres Bleiben entscheiden würde, hielt ich schon, als ich Gastein wieder verließ, für wahrscheinlich nach den huldvollen Zusicherungen des Königs und nicht minder nach dem Eindrucke, den ich von dem ebenfalls anwesenden fünfzehnjährigen Thronfolger Boris bei meinem allerdings nur kurzen Zusammensein mit ihm empfangen hatte.

Ich sah ihn wieder in Euxinograd am Schwarzen Meere, wo die Prinzen und Prinzessinnen unter der Obhut ihrer Stiefmutter, der Königin Eleonora, den Herbst verlebten. Dem munteren, aufgeweckten Wesen der vier Geschwister fiel es nicht schwer, das Herz des Kinderfreundes für sich einzunehmen, und die hohe Verehrung, die ich vom ersten Augenblick an für die edle Persönlichkeit der Königin empfand, verfehlte ebenfalls nicht ihre Wirkung. Als daher auch der König zu Ende Oktober nach Euxinograd kam, war mein Entschluß gereift: ich erklärte mich bereit, sein ehrenvolles Anerbieten anzunehmen. Hierauf begab ich mich nochmals nach Deutschland, um vor der Übersiedlung nach Bulgarien meine Angelegenheiten zu ordnen. Sobald dies geschehen war, kehrte ich dorthin zurück, um mein neues Amt anzutreten.

Die Aufgabe, die es mir stellte, habe ich mit Ernst und Liebe ergriffen. Das Bewußtsein, es an keinem von Beiden fehlen zu lassen, schien mir doppelt wertvoll gegenüber den Schwierigkeiten, mit denen ich von vornherein rechnen mußte, nicht am wenigsten im Hinblick auf einen Charakterzug der Bulgaren, der die natürliche Folge ihrer fünfhundertjährigen Fremdherrschaft ist: auf ihre Abneigung gegen die unter ihnen lebenden Ausländer. Kaum dürfte es

einen geben, der davon unberührt geblieben wäre. Selbst Slawen sind nicht ausgenommen, und mehr als ein Tscheche ist mir begegnet, der in Bulgarien sein österreichisches Herz entdeckt hatte. Als Freund dieses Landes möchte ich das nicht verschweigen und dem Wunsch Ausdruck geben, in dem ich mich einig weiß mit vielen anderen, die es gleichfalls aus eigener Anschauung kennen, und mit den Unbefangenen unter Bulgariens eigenen Söhnen: möge es seinem tapferen und tüchtigen Volke, das wir so dankbar als Vierten in unserem Bunde begrüßt haben, das eben die Fesseln seines bisherigen engbegrenzten Daseins gesprengt und sich zu einer sehr angesehenen Stellung unter Europas Mächten aufgeschwungen hat, zu seinem schönsten Glücke gelingen, jenes Vorurteil zu überwinden!

Außer ihm sprach gegen mich noch die Tatsache, daß ich adlig war, also einem Stande angehörte, der dortzulande schon im fünfzehnten Jahrhundert, bald nach der Eroberung durch die Türken, verschwunden und daher ganz unbekannt ist. Dem Geiste der Gleichheit, der das auf einer Bauerndemokratie beruhende Bulgarien von heute, einen Staat und eine Gesellschaft ohne Vergangenheit, beherrscht, fehlt begreiflicherweise das Verständnis für Denken und Empfinden des in manchen Familienüberlieferungen früherer Zeiten erzogenen und lebenden Edelmannes. Wie allenthalben bei den Demokraten, kommt man ihm auch dort mit einem gewissen Mißtrauen entgegen, da man ihn schon von Natur für hochmütig, anspruchsvoll und beschränkt zu halten geneigt ist.

Dieses Vorurteil kannte ich schon aus dem Verkehr mit bestimmten Kreisen des deutschen Bürgertums, hatte es aber niemals ernst genommen, da ich mir nicht bewußt war, Anlaß dazu gegeben zu haben. In Bulgarien konnte ich mich um so leichter darüber hinwegsetzen, als ich mich über die Aufnahme bei den Mitgliedern des Hofes in Sofia nicht zu beklagen hatte. Von den meisten unter ihnen wurde mir sogar ein sehr freundlicher Empfang bereitet.

Unter ihnen sei zunächst der aus Preußisch-Schlesien stammende, um das Königliche Haus ebenso wie um dessen Umgebung sehr wohlverdiente Leibarzt Dr. Graetzer genannt, ein noch jüngerer, angenehmer und liebenswürdiger Mann von vielseitigen Interessen. Nicht ohne Bedauern erwähne ich ferner die zwei damals noch im Dienste des Königs stehenden Franzosen, den Zeremonienmeister Grafen Clinchamp und den Kabinettssekretär Paul de Chèvremont, die, wie ich annehme, jetzt in den Reihen unserer Feinde kämpfen. Beide waren nicht nur Männer der besten Gesellschaft, sondern auch gesinnungstüchtig und von aufopfernder Pflichttreue; besonders an Chèvremont hatte sich König Ferdinand im Laufe der Jahre sehr gewöhnt und wird den Unermüdlichen oft genug vermissen, denn neben aller Tüchtigkeit im Amte war er zugleich ein „Intellectuel" im besten Sinne des Wortes und besaß obendrein nicht nur ein schönes musikalisches Talent, sondern auch eine dichterische Ader, die sich in seinen fein empfundenen „Sonnets d'Orient" zu erkennen gibt.

Wie dieſen Weſteuropäern, bewahre ich auch zwei einheimiſchen Herren aus der Umgebung des Königs dankbare Anhänglichkeit, dem Chef des Geheimen Kabinetts Dobrowitſch und dem Generaladjutanten Markoff. Die letzteren ſtehen Seiner Majeſtät perſönlich nahe und nehmen nicht allein am Hofe, ſondern auch im politiſchen Leben Bulgariens eine gewichtige Stellung ein.

Strachimir Dobrowitſch entſtammt der bulgariſchen Kolonie in Konſtantinopel, der das junge Königreich mehr als ein politiſches Talent zu verdanken hat. Der Entfaltung des ſeinigen kam der Genius des Ortes, wo er aufgewachſen iſt, ſehr zuſtatten: als Levantiner verrät er ſich nicht allein durch ſeine Gewandtheit und geiſtige Regſamkeit ſowie durch eine außerordentliche, für ſeine Stellung höchſt wertvolle Sprachenkenntnis, ſondern vor allem durch den tiefen Einblick in die verwickelten morgenländiſchen Verhältniſſe. „Nourri dans le serail, j'en connais les détours“: dieſen Vers hätte Racine auch König Ferdinands vielerfahrenem Vertrauten in den Mund legen können, dem behäbigen, unterſetzten Fünfziger mit ſympathiſchem Apoſtelkopf und geiſtvollem Geſichte, das ein leichtergrauter Vollbart einrahmt, während die klugen Augen durch die goldene Brille ſcharf hindurchſehen und auf den Lippen ein feines, verbindliches Lächeln ſpielt. Oft genug war ich genötigt, mich mit irgendeinem Anliegen an ihn zu wenden, und trotz der unausgeſetzt auf ihm laſtenden ernſten Geſchäfte habe ich bei ihm ſtets das gleiche wohlwollende Entgegenkommen gefunden. Im Verkehr bedienten wir uns, brieflich wie mündlich, der deutſchen Sprache, die auch im Hauſe des Kabinettschefs — von ſeinen Kindern und Freunden „Padre“ genannt — viel geſprochen wird, da ſeine liebenswürdige Gattin zwar ebenfalls als Levantinerin geboren, aber deutſch-öſterreichiſcher Abkunft iſt.

Wie Dobrowitſch, beſitzt auch Generalleutnant Markoff, der ſchon als eleganter junger Gardeoffizier dem militäriſchen Gefolge Alexanders von Battenberg angehörte und in das ſeines Nachfolgers gleich bei deſſen Ankunft aufgenommen wurde, das volle Vertrauen des Königs. Nicht deutlicher hätte es dieſer ſeinem klugen, weltläufigen, in langjährigem Dienſte bewährten Generaladjutanten öffentlich beweiſen können, als indem er nach der ſchweren Kriſis von 1913 ihn, der auch durch eine entſchieden militäriſche Haltung und Erſcheinung das bulgariſche Heer würdig vertritt, zum Geſandten in Berlin ernannte. Die auf ihn geſetzten Erwartungen ſind durch das Ergebnis ſeiner bis zum Juni 1915 währenden diplomatiſchen Sendung offenbar glänzend gerechtfertigt worden. Kurz vor ihrem Abſchluſſe hatte ich die Freude, während eines Aufenthaltes in Berlin ihn und ſeine Damen wiederzuſehen. Es war in den Tagen vor dem Bruche mit Italien. Je ſchwerer der Gedanke an ihn und ſeine möglichen Folgen auf den Gemütern laſtete, deſto tröſtlicher war es mir, von der Familie Markoff in dem Bewußtſein ſcheiden zu können, daß wir und unſere Bundesgenoſſen hinſichtlich Bulgariens ohne Sorge ſein dürften. Übrigens hatte ich ſchon bei meiner

ersten Begegnung mit dem General vor mehr als sechs Jahren wahrgenommen, welch einen aufrichtigen Freund Deutschland und die Deutschen in ihm besitzen.

Das Verhalten der genannten und auch anderer Mitglieder des Hofkreises stand durchaus im Einklange mit der Fürsorge, die der König selbst mir unausgesetzt angedeihen ließ. Die gnädigen Aufmerksamkeiten, in denen sie sich kundgab, galten, darüber bin ich mir klar, weniger meiner geringen Person, als dem Andenken meines früheren Fürsten und Herrn, des von Seiner Majestät hochverehrten Großherzogs Carl Alexander von Sachsen. Wenn ich aber in meiner Eigenschaft als dessen einstiger Diener dem Könige von vornherein gut empfohlen war, so bekenne ich gern, daß auch ich in meiner Ansicht über den letzteren durch sein feines Verständnis für die Eigenart jenes wahren Grandseigneurs gleich zuerst stark beeinflußt wurde, denn die, bei denen ich es sonst gefunden habe, sind zwar nicht sehr zahlreich, aber auch niemals Alltagsmenschen gewesen.

Was Ferdinand von Bulgarien zu dem viel älteren Vetter Carl Alexander hinzog, war, abgesehen von dem Zauber, den das Wesen der ritterlichen Fürsten ausströmte, auch das Gefühl der seelischen Verwandtschaft. Tatsächlich läßt sich diese trotz aller Verschiedenheit der Geistesrichtung, der Gemütsart und des Charakters nicht verkennen. Gemeinsam ist ihnen zunächst, neben dem rastlosen und die verschiedensten Gebiete des geistigen Lebens umfassenden Bildungstriebe ein sehr feines, geradezu künstlerisches Empfinden und eine gewisse Neigung, es bei der Beurteilung von Welt und Menschen als Maßstab anzulegen. Beide gleichen sich ferner in einem Zuge des Herzens, der ihr ganzes Wesen durchdringt, in der Pietät.

Für das Denken und Handeln Carl Alexanders war sie eine der wichtigsten Triebfedern: von ihr beflügelt, vollbrachte er das schöne Lebenswerk, das ihn seinen Vorfahren so würdig an die Seite stellt. Wie er, besitzt auch König Ferdinand in seltenem Maße den Sinn für die Pflege großer Überlieferungen; deshalb weiß auch niemand mehr als er die Tätigkeit des Großherzogs und ihre Früchte zu würdigen. Wenn er aber erwägt, was für ein glückliches Los dem Enkel Carl Augusts gefallen, was für eine dankbare Aufgabe ihm in die Wiege gelegt war, so wird er sich beim Vergleiche mit seinem eigenen Dasein trotz aller errungenen Erfolge des Gefühles der Wehmut kaum erwehren können.

Wie mühevoll seine Laufbahn gewesen ist, zeigt vor allem ein Vergleich mit dem Aufstiege mehrerer seiner näheren Verwandten zu stolzer Höhe.

Leicht ist's folgen dem Wagen,
Den Fortuna führt,
Wie der gemächliche Troß
Auf gebesserten Wegen
Hinter des Fürsten Einzug.

Zu denjenigen Prinzen aus dem Hause Koburg, an die man bei dieſen Worten des Dichters denken könnte, iſt Ferdinand nicht zu zählen. Eher paßt auf ſeine Anfänge die nächſte Strophe des goethiſchen Liedes:

Aber abſeits, wer iſt's?
Ins Gebüſch verliert ſich ſein Pfad,
Hinter ihm ſchlagen
Die Sträuche zuſammen,
Das Gras ſteht wieder auf,
Die Öde verſchlingt ihn . . .

Es iſt zu verſtehen, daß ihm der Entſchluß, den bulgariſchen Fürſtenthron zu beſteigen, kaum leicht fallen konnte. Indem der Sechsundzwanzigjährige dem Rufe der Sobranje zu Tirnovo folgte, verzichtete er nicht allein auf eine Fülle äußerer Annehmlichkeiten des Lebens, die ihm nach ſeiner ganzen Gewöhnung als ſelbſtverſtändlich erſchienen: er mußte vor allem ſeinen reichen wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Intereſſen entſagen, die, durch mannigfache Studien wie durch frühzeitige weite Reiſen geweckt und gefördert, dem ſorgenfreien Daſein des jungen Prinzen einen tieferen Gehalt gegeben hatten. Was ihn dafür in Bulgarien erwartete, konnte ihn, wenn er das Schickſal ſeines Vorgängers Alexander und die überaus ungünſtige politiſche Lage des nach außen hin mit ſeinem früheren Beſchützer Rußland verfeindeten, im Inneren durch wilde Parteikämpfe zerriſſenen Landes bedachte, nicht gerade ermutigen, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen. Daß er es dennoch getan, daß er ſeiner bei allem in ihm ſchlummernden Ehrgeize doch zartbeſaiteten Natur dieſes Opfer abgerungen hat, ohne ſich durch das warnende Beiſpiel ſeines Taufpaten Ferdinand Maximilian von Öſterreich, des ſpäteren Kaiſers von Mexiko, abſchrecken zu laſſen, dafür ſind ihm ſeine heutigen Verbündeten um ſo mehr zu Danke verpflichtet, mit ihnen aber Bulgarien, denn was es in dem Menſchenalter ſeit ſeiner Thronbeſteigung geworden iſt, zeigt am beſten ein Blick auf die durch nichtswürdige Herrſcherfamilien zugrunde gerichteten Nachbarländer Serbien und Montenegro.

Wenn ſich jedoch auf dieſem düſteren Hintergrunde das Bild des ferdinandeiſchen Bulgariens vor unſeren Augen in ſo günſtigem Lichte darſtellt, trägt die äußere Erſcheinung ſeines auf den Stock geſtützten, nicht ſelten von Gichtanfällen heimgeſuchten, früh ergrauten Monarchen um ſo ſichtbarere Spuren der Mühen und Sorgen einer faſt dreißigjährigen Regierung. Nicht minder gilt dies vom Weſen des Königs. Anwandlungen von Mißtrauen, Peſſimismus und Bitterkeit habe ich an ihm, deſſen Geiſt ſo hohen Schwunges fähig, deſſen Seele ſo idealen Regungen zugänglich iſt, öfters bemerken können. In ſolchen Fällen bemühte ich mich nach Kräften, ihn zu erheitern und auf andere Gedanken zu bringen.

Gelegenheit, mich mit Seiner Majeſtät zu unterhalten, boten mir vor allem die Frühſtücks- oder Abendtafeln im kleinen Kreiſe, zu denen ich öfters gezogen

wurde. Die bei ihnen geführten Gespräche waren vielfach sehr angeregt, besonders wenn es gelang, sie auf das historisch-genealogische Gebiet hinüberzulenken, das dem Könige nach vielen Richtungen hin sehr wohl vertraut ist. Die Kenntnisse, die er in der Geschichte der fürstlichen Häuser an den Tag legte, mit denen er von seiten seiner beiden Eltern verwandt ist, boten mir reiche Belehrung und ergänzten in willkommener Weise die wertvollen Aufschlüsse, die mir seiner Zeit mein teuerer Großherzog aus dem reichen Schatze seines Wissens erteilt hatte.

Bei dem großen Interesse, mit dem König Ferdinand seinen Stammbaum bis in die höchsten Zweige hinauf verfolgt, war es ihm selbstverständlich von hohem Wert, als ihm im Jahre 1911 ein hervorragender Wiener Genealoge den Nachweis erbrachte, daß er durch das Haus Frankreich, dem seine Mutter, Clementine von Orleans, angehörte, ein unmittelbarer Nachkomme der alten Zaren von Bulgarien ist.

Was von sichtbaren Erinnerungen an diese die Stürme überdauert hat, die im Laufe der Jahrhunderte über das Land dahingebraust sind, erfreut sich, ebenso wie alle sonst noch in Bulgarien vorhandenen Denkmäler der Geschichte und der Kunst beim König einer Pflege, die seinem tiefeindringenden, liebevollen Verständnis für die Volkskunde der Balkanländer und für die Erforschung ihrer Geschichte entspricht.

Den darauf bezüglichen Studien gibt sich auch Königin Eleonora mit Eifer hin, soweit es das dem Dienste Anderer gewidmete Leben der hohen Frau gestattet. Ohne Ihrer Majestät zu schmeicheln, glaube ich sagen zu dürfen, daß sich keine würdigere Persönlichkeit als sie hätte finden können, weder um die Stelle der frühverstorbenen Mutter bei den königlichen Kindern zu vertreten noch um als Landesmutter die zum allgemeinen Besten ins Leben gerufenen Gründungen der tatkräftigen, weitschauenden, opferwilligen Prinzessin Clementine, jener unvergeßlichen Wohltäterin Bulgariens, zu leiten und in ihrem Geiste weiterzubilden. Je würdiger aber das Vorbild ist, das die Königin vom Throne herab den bulgarischen Frauen gibt, desto mehr dürfen wir Deutschen uns dazu Glück wünschen, daß sie eine der Unseren ist, denn ohne ihre Herkunft besonders zu betonen, weiß sie schon allein durch die Einfachheit, den Ernst, die Tüchtigkeit und die Herzensgüte ihres Wesens für ihre Landsleute Hochachtung und Sympathie zu erwecken.

Den Dank des Königshauses hat sie sich in gleichem Maße wie den des Volkes erworben. Was sie diesem in der schweren Zeit seit dem Oktober 1912 gewesen, ist zur Genüge bekannt. Ich selbst habe sie leider nicht mehr mit eigenen Augen bei ihrem damaligen Samariterdienste beobachten können, vermochte mir aber, so wie ich sie kannte, wohl eine Vorstellung davon zu machen. Deshalb war es mir eine Freude, zu hören, daß der König seiner hochsinnigen Gemahlin nach dem zweiten Balkankriege das

für das bulgariſche Heer geſtiftete Tapferkeitskreuz verliehen habe, denn durch keine Auszeichnung hätte ihr ſtilles Heldentum höher als durch dieſe geehrt werden können.

Der furchtbare Kampf, in dem auch die Prinzen ihre Feuertaufe erhalten ſollten, lag ſcheinbar in weiter Ferne, als ich begann, dieſe Beiden, an die ſich ſo große Hoffnungen für die Zukunft Bulgariens und ſeines neubegründeten Herrſcherhauſes knüpfen, meinesteils auf die Lebensaufgabe, die ihrer wartet, vorzubereiten.

Die Anfänge meiner Tätigkeit ſind trotz aller Liebe, die ich in ſie hineinlegte, nicht ganz leicht geweſen. Zöglinge und Erzieher ſtanden ſich noch fremd gegenüber und brauchten Zeit, um ſich aneinander zu gewöhnen. Dem Mißverſtehen, das aus ihrem gezwungenen Verhältnis erwuchs, machte jedoch eine vom König mir auf meine Bitte gewährte Ausſprache glücklich ein Ende. Das Wohlwollen, das Seine Majeſtät mir auch bei dieſem Anlaß erwies, gab mir Mut, an dem begonnenen Werk unverdroſſen weiterzuarbeiten. Ich tat dies gemächlich, nach dem Grundſatze: Eile mit Weile. Wurde ich doch ſchon durch die ganze Atmoſphäre des Orients, die mich umgab, darauf hingewieſen. Im Verkehr mit den Prinzen hielt ich mich etwas zurück und beunruhigte mich nicht darüber, daß ſie den näheren Umgang mit dem Genfer Précepteur Conſtant Schaufelberger, der einige Monate vor mir gekommen war, dem meinigen vorzogen. Um ſo unbedenklicher ließ ich dies geſchehen, als mein jüngerer Kollege, der ſich inzwiſchen durch den vielverſprechenden Roman „L'Éternel Masculin“ als feiner pſychologiſcher Beobachter und eleganter Stiliſt bekannt gemacht hat, manche Eigenſchaften beſaß, auf die ich im Intereſſe der Sache Wert legen mußte. Er war ein guter Sprachlehrer, konnte ferner, was mir ſehr lieb war, unſeren Zöglingen im Fechten Unterricht erteilen und ſtand ihnen auch bei anderen körperlichen Übungen als gewandter Gefährte zur Seite. Endlich lernte ich ihn auch als munteren Geſellſchafter ſowie als verläßlichen und für ſeine Jahre abgeklärten Charakter ſchätzen. Ich begnügte mich deshalb für meine Perſon zunächſt damit, mir Gehorſam zu verſchaffen und mein Anſehen zu wahren. Das gelang mir auch ohne große Mühe, denn die Prinzen waren nicht allein beide höflich, liebenswürdig und gutherzig, ſondern auch, wenn man das an ſich ſchwierige Übergangsſtadium berückſichtigt, in dem ſie ſich damals befanden, immerhin leicht zu lenken. Ich durfte daher hoffen, daß wir uns mit der Zeit näher kommen würden.

Dazu trug vor allem der Geſchichtsunterricht bei, den ich ihnen an mehreren Abenden in der Woche erteilte. Zum Gegenſtande hatte ich die meinen Schülern nur wenig bekannte Zeit von der franzöſiſchen Revolution bis 1871 gewählt. Für dieſe an Inhalt unendlich reiche, aber auch ſehr umfängliche Periode galt es, das Intereſſe der Prinzen zu wecken und lebendig zu er-

halten: eine Aufgabe, die, auch abgesehen von ihrem jugendlichen Alter, nicht allzu einfach war, denn mit einer vom Vater ererbten unleugbaren Begabung für die Naturwissenschaften verbanden sie einen ausgesprochen praktischen Sinn und fühlten sich unwiderstehlich zur Welt der Erfindungen hingezogen. Elektrizität, Maschinenbau, Automobile, Luftschiffahrt und was das Reich der Technik sonst in sich schließt, lag ihnen von Hause aus weit näher, als was ich ihnen zu bieten vermochte. Um so mehr freute ich mich, daß es mir dennoch gelang, sie durch meine Vorträge, die ich sorgfältig ausarbeitete und ihren Jahren anzupassen suchte, dauernd zu fesseln. Dabei durfte ich natürlich den Prinzen, in deren Adern das Blut der beiden letzten französischen Könige mit dem so manches anderen gekrönten Hauptes von hoher geschichtlicher Bedeutung zusammengeflossen ist, auch unangenehme Wahrheiten über ihre Vorfahren und Verwandten nicht ersparen. Daß die gute Absicht, die mich leitete, anerkannt wurde, konnte ich einer Bemerkung des seinen sechzehn Jahren geistig vorausgeeilten Kronprinzen entnehmen.

Durch die Aufmerksamkeit, womit er ebenso wie auch sein Bruder meinen Schilderungen folgte, sah ich mich bewogen, ihnen zu gestatten, sich, während ich erzählte oder vorlas, mit Malen und Zeichnen zu beschäftigen, denn auch dafür waren sie beide, ebenso wie ihre Schwestern, beanlagt. Daß ihnen Gelegenheit geboten werde, ihr Talent in meinen Geschichtsstunden zu pflegen, lag mir schon deshalb am Herzen, weil ihnen sonst, im Hinblick auf den reichlichen Unterricht bei ihren bulgarischen Lehrern, nicht Zeit genug dafür geblieben wäre. Übrigens wußte ich, da ich selbst als Knabe abends am Familientische viel gezeichnet hatte, aus Erfahrung, daß man dabei dem Erzählen oder Vorlesen sehr wohl folgen kann.

Das Gleiche beobachtete ich bei den Prinzen: trotz allem Eifer, mit dem sie Pinsel, Feder oder Bleistift führten, waren sie doch dankbare Zuhörer, in der Art aber, wie sie mir ihre Zufriedenheit kundgaben, lag ein natürliches Empfinden, das mir wohltat und mich innerlich erfreute. Öfters dankten sie mir ausdrücklich für meinen Vortrag; einmal erinnere ich mich sogar, daß sie, als ich geendet hatte, in die Hände klatschten und „Bravo, Baron, merci, Baron“ riefen.

Neben der Weltgeschichte wurde auch der deutsche Aufsatz nicht vernachlässigt, und ebenso suchte ich meine Zöglinge, soweit ihr Alter dies gestattete und die knappe Zeit es zuließ, mit den Meisterwerken unserer Literatur, und zwar im besonderen mit den edelsten unter den Dichtungen Schillers, den lyrischen wie den dramatischen, bekannt zu machen. Mehrere von diesen lasen wir mit verteilten Rollen: so die „Jungfrau von Orleans“ und „Wallensteins Lager“. Großes Gefallen fanden die Prinzen an dem ewig jungen „Soll und Haben“ von Freytag, das ich ihnen unter anderen gediegenen deutschen Romanen vorgelesen habe. Veitel Itzig, Löbel Pinkus und Hirsch Ehrenthal waren ihnen liebe, vertraute Gestalten, und der Aus-

ſpruch des letzteren: „Wiſſen Sie, was Sie ſind? Malhonnête ſind Sie!" wurde gern zitiert. Von den Gedichten unſerer Klaſſiker, die ihnen geläufig waren, hatten ſie ſich einige in Geſtalt gelinder Strafen eingeprägt, die ich hie und da für kleine Vergehen über ſie verhängen mußte. Zu ihnen gehörten auch „Was haſt Du, ſinnende Göttin" von Herder und „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut", Dichterworte, die ſie ebenfalls gern im Munde führten und gegen den vieux féodal — ſo hatten meine erlauchten Schüler mich getauft — bei mehr oder weniger paſſenden Anläſſen geltend machten. Übrigens werden ſie mir das Zeugnis geben, daß ich ihnen kein ſtrenger Richter geweſen bin, ſondern mich gern zur Milde beſtimmen ließ, beſonders wenn mein guter Cyrill als „Sühneprinz" bei mir erſchien und mit etwas ſcheinheiliger Miene mich zu beſänftigen ſuchte, er, dem unſer Kaiſer kürzlich in Niſch zugerufen hat: Junge, Du gefällſt mir. Auch ich konnte dem kleinen Sünder mit den roten Backen und dem netten Bubenkopfe nicht böſe ſein, denn er ſtand vor mir wie der wegen eines Federballes von ſeiner Bonne geſcholtene Knabe auf dem bekannten Bilde von Chardin, jener Perle der Liechtenſtein-Gallerie in Wien, und ich mußte an die charakteriſtiſchen Verſe unter dem danach angefertigten altfranzöſiſchen Kupferſtiche denken:

Malgré le minois hypocrite
Et l'air soumis de cet enfant
Je gagerais qu'il prémédite
De revenir à son volant.

Durfte ich mir auch nach außen hin keine Schwäche anmerken laſſen, ſo gönnte ich ihm wie ſeinem Bruder doch gern jedes Vergnügen und freute mich im ſtillen, daß ſie ſich mit der ihnen angeborenen franzöſiſchen Munterkeit ſo leicht über den Mangel an Altersgenoſſen hinwegſetzten. Da man ihm, ſo wie in Sofia die Dinge lagen, kaum abhelfen konnte, und die Prinzen ſich mithin mehr oder weniger auf ihre Schweſtern angewieſen ſahen, war es noch ein Glück zu nennen, daß ſie wenigſtens in dieſen zwei gleichgeſtimmte Gefährtinnen für ihre freien Stunden beſaßen. Einer der hauptſächlichſten Schauplätze gemeinſamer Beſchäftigungen und Spiele war in der Zeit, wo der Hof ſeinen Sitz in Sofia hatte, der im Oſten der Hauptſtadt gelegene Park von Wrana, wo ſich König Ferdinand aus einem türkiſchen Schiflik ein ſehr anmutiges, fürſtliches Buen Retiro geſchaffen hat. Dort konnten ſeine Kinder reiten, auf ihrer kleinen Eiſenbahn fahren oder ihr Eſelgeſpann lenken, dort arbeiteten ſie während der beſſeren Jahreszeit mit großem Eifer in dem ihnen zur Pflege überlaſſenen kleinen Garten; im Januar aber, wo es auf der Hochebene von Sofia ſehr kalt zu ſein pflegt, liefen ſie unbehelligt von neugierigen Blicken auf ſpiegelglatter Bahn Schlittſchuh. Wie dieſer geſunde, nützliche Sport, bereitete ihnen auch das Tanzen, worin ſie gleichfalls im Winter unterwieſen wurden, großes Vergnügen, ſobald ſie über die erſten

Anfänge hinaus waren. Außer den üblichen Rund- und Gehtänzen übten sie auch Csárdás und Gavotte. Der Tanzmeister, ein zierlicher kleiner Mann, der etwas an den russischen Kaiser erinnerte, ist im Balkankrieg als tapferer Soldat für sein Vaterland gefallen.

Das Verhältnis der Geschwister zueinander hatte sich durch das enge Zusammenleben sehr innig gestaltet, und der gute Einfluß der Schwestern machte sich bei den Brüdern wohltätig geltend. Allerdings kamen mitunter auch Zwistigkeiten in dem kleinen Kreise vor, und gern trat ich für den weiblichen Teil in die Schranken, wenn etwa einer der Brüder in dessen Rechte eingriff und der Hilferuf: „Baron, punissez-le!" an mich erging. Meine Ritterdienste wurden dankbar anerkannt: sie entsprachen der aufrichtigen Zuneigung, die ich für die Prinzessinnen hegte, und dem Interesse, daß sie beide, jede in ihrer Art, mir einflößten: die kräftige, lustige, temperamentvolle Eudoxie ebenso wie die ätherische, stillere, sinnende und sanfte Nadeschda, das Ebenbild ihrer so jung von der Welt geschiedenen Mutter Marie Louise von Bourbon-Parma, deren Leben die Geburt dieses Kindes ein Ende gemacht hat. Jene zeigte sich gern geneigt, auf Scherze und kleine Neckereien einzugehen, bei dieser fühlte man sich, obgleich sie keine Spielverderberin war, nicht dazu ermutigt: ihr Wesen strömte jedoch, wie ernst und zurückhaltend es auch erschien, so viel Güte, so viel kindliche Reinheit des Gemütes aus, daß es darum nicht minder sympathisch wirkte. „Du bist wie eine Blume," diese Worte drängten sich mir auf die Lippen, als ich einmal an ihrem Geburtstag ihre Gesundheit auszubringen hatte. Was ich für sie empfand, glaubte ich nicht besser als mit ihnen ausdrücken zu können.

In der Erscheinung wie im Auftreten ließen die beiden kleinen Damen, obgleich sie ihrem Alter entsprechend noch vergnügt mit Puppen spielten, doch die Prinzessinnen von Geblüt deutlich erkennen. Bei der Älteren traten, soweit ich beobachten konnte, mehr äußere und innere Merkmale des Hauses Koburg zutage, in der Jüngeren überwog entschieden die Art der Bourbons. Erst vor kurzem wurde ich wieder an sie erinnert beim Anblick des von Johann Lampi dem Älteren gemalten anziehenden Porträts der Madame Royale, Tochter Marie Antoinettes und späteren Herzogin von Angoulême, das die Kaiserliche Gemäldegalerie in Wien besitzt, ihre Geschwister aber fand ich dort wieder in anderen Bildern der verschiedenen Enkel Maria Theresias, die ja nicht weniger als vierfach, von väterlicher wie von mütterlicher Seite, die Ahnfrau der bulgarischen Königskinder ist[1]).

Die Charakterbildung dieser Nachkommen der Kaiserin ist natürlich auch von den zwischen ihr und ihnen stehenden Vorfahren aus dem Hause Frankreich mitbestimmt worden, durch die Bourbons und Orleans aber hat sich

[1]) Zwiefach durch Königin Marie Caroline von Neapel und außerdem noch durch Kaiser Leopold den Zweiten sowie durch Herzogin Amalia von Parma.

bei ihnen die französische Sprache eingebürgert, die übrigens auch in dem von der Prinzessin Gasparine von Rohan abstammenden Zweige des fürstlichen Hauses Reuß, dem die Königin angehört, gleichfalls als geistiges Erbteil beim jüngeren Geschlechte fortlebt.

Während sie im engeren Kreise der königlichen Familie vorherrscht, tritt außerhalb desselben das Bulgarische in seine Rechte, daneben wird aber auch viel Deutsch gesprochen. An einem Hofe, wo das fremde Element so stark vertreten ist und ein so internationaler Verkehr besteht, erscheint zugleich mit dem friedlichen Zusammenleben der verschiedenen christlichen Bekenntnisse auch die Gleichberechtigung der Sprachen unumgänglich notwendig. Wie weit König Ferdinand und Königin Eleonora diese berücksichtigen und die einzelnen Sprachen beherrschen, wird jedem aufgefallen sein, der mit dem hohen Paar in Berührung gekommen ist. Der Erstere weiß sich zum Beispiel im Bulgarischen, das er doch verhältnismäßig spät erlernt hat, nach dem Urteile von Kennern geradezu gewählt auszudrücken. Natürlich hat er auch bei seinen Kindern auf eine frühzeitige Aneignung von Sprachen gehalten. Als ich sie kennen lernte, waren sie sämtlich in gleichem Maße des Deutschen, Französischen und Bulgarischen mächtig. Der Kronprinz hatte außerdem Russisch gelernt und mußte, so jung er war, bei bestimmten Gelegenheiten schon wohlgesetzte Trinksprüche auf seinen Paten, den Kaiser Nikolaus, in dieser Sprache halten.

Ihre Kenntnis kam ihm unter anderem während der großen Manöver bei Kiew im Spätsommer 1911 zustatten, denen er als Gast des Zaren beiwohnte. Er kehrte von dort zurück unter dem Eindrucke der Ermordung Stolypins, die er im Theater zu Kiew miterlebt hatte.

Bei seinen Schwestern war das Englische mit besonderer Sorgfalt gepflegt worden. Daß sie es ebenfalls fließend sprechen und schreiben können, ist das Verdienst ihrer deutschen Erzieherin Fräulein Therese Fürholzer, vulgo Miß Terry, die damals bereits seit längerer Zeit den Unterricht und die Erziehung der beiden Königstöchter leitete. Eine Schülerin der bekannten von Salesianerinnen geleiteten Anstalt Zangberg in ihrer bayrischen Heimat, hat sie später eine Reihe von Jahren in England zugebracht und beherrscht in Wort und Schrift die Sprache unserer feindlichen Vettern wie ihre eigene. Neben dem Unterrichte, den sie darin erteilte, widmete sie auch den übrigen Pflichten ihres anstrengenden Berufes eine Gewissenhaftigkeit und selbstvergessene Hingebung, die ich oft bewundert habe.

Dieser einstigen Kollegin, die noch jetzt bei ihren inzwischen herangewachsenen Schülerinnen weilt, stand eine Österreicherin zur Seite, Baronin Hanna Pereira-Arnstein, die jetzt in München lebt. Den beiden in der Geschichte des Altwiener Kunstlebens berühmten Häusern Arnstein und Fries, denen sie entstammt, macht sie durch ihr sympathisches Zeichen- und Maltalent ebenso viel Ehre wie durch ihr Klavierspiel. Im Einklange

mit ihren künstlerischen Fähigkeiten, die den Prinzessinnen reiche Anregung zu geben vermochten, stand ihr harmonisch ausgeglichener, liebenswürdiger Charakter.

Diese beiden Damen ebenso wie meinen jungen Genfer Kollegen sah ich regelmäßig bei unseren Mahlzeiten, die wir zwar nicht immer, aber doch sehr oft mit den königlichen Kindern einnahmen. Zu unseren Tischgenossen zählten außerdem auch einer der Sekretäre und die diensttuenden Adjutanten des Königs. In tägliche Berührung kam ich ferner mit zwei Offizieren, die meinen Zöglingen zugeteilt waren und im Königlichen Palais aus- und eingingen. Der ältere von beiden, Major Nicola Kurtoclieff, der Sohn eines Märtyrers aus dem Befreiungskampfe der Bulgaren vor nunmehr vierzig Jahren, hatte die Prinzen seit ihrer frühen Kindheit betreut und ganz für sie gelebt. Infolgedessen war er mit Personen und Verhältnissen, soweit sie mich angingen, genau vertraut, und bei meiner eigenen Unkenntnis sah ich mich daher in der ersten Zeit ganz auf ihn angewiesen. Daß er mir so freundlich entgegengekommen ist, rechne ich ihm um so höher an, als ich eine gewisse Eifersucht auf den Eindringling und Ausländer selbst einem so rechtschaffenen Manne, wie er war, kaum übel genommen haben würde.

Mit ihm teilte sich in den Dienst bei den Prinzen der Artillerieleutnant Peter Kuyumdjieff, ein hochgewachsener, blonder junger Mann, den man fast für einen Germanen halten konnte. Sein freundlicher Gesichtsausdruck nahm mich von Anfang an für ihn ein, denn er war der Spiegel einer reinen, unverdorbenen Seele, wie ich sie häufig, und nicht nur in Bulgarien, bei Slawen wahrgenommen habe. Die Empfindungen aber, die ich ihm zu erkennen gab, ließ er nicht unerwidert, sondern schloß sich vertrauensvoll an mich, den viel älteren, an und ist mir ein lieber Gefährte auf manchem hübschen Ausfluge und Spaziergange gewesen. Mit ihm habe ich die an Naturschönheiten reiche nähere und weitere Umgegend von Sofia meist im Frühjahre, das ihr günstigster Moment ist, durchwandert, während uns der Herbst am sonnigen Gestade von Eurinograd vereinigte.

Unser Zusammensein war nicht nur angenehm, sondern auch nutzbringend, indem er meinen Dolmetsch bei Begegnungen mit Einheimischen machte und mich in seiner Muttersprache unterwies, während ich ihm die Anfangsgründe der meinigen beibrachte und mir auch hie und da gestattete, sein im ganzen recht geläufiges Französisch zu verbessern.

Ebenso wie ihm selbst, bewahre ich seinem Elternhause, in dem ich öfters verkehrte, ein treues Andenken. In dem glücklichen Familienkreise, den ich dort fand, ist inzwischen eine schmerzliche Lücke entstanden durch den Heldentod des jüngeren Sohnes Asen[1]), der als achtzehnjähriger Fähnrich bei Tschataldscha von einer Granate zerrissen wurde. Der ältere befehligt gegen-

[1]) spr. Asén.

wärtig eine Batterie und hat an den letzten Kämpfen des bulgarischen Heeres sicherlich teilgenommen; mit ihm wird wohl auch der Vater, der selbst ehemaliger Offizier und seinerseits gleichfalls der Sohn eines für Bulgariens Befreiung gestorbenen Helden ist, zu Felde gezogen sein.

Nicht weit vom Hause Kuyumdjieff wohnte ein Lehrer der Prinzen, den diese seines belebten Vortrages wie auch seines liebenswürdigen Charakters wegen gut leiden mochten, der Geograph Dmitri Ilkoff. Seine Verdienste um die Erforschung der Balkanländer, besonders Mazedoniens, werden in den Fachkreisen sehr anerkannt, und da er einen Lehrstuhl an der Kriegsschule innehat, wird sein Unterricht den Offizieren, die ihn genossen haben, in den letzten Feldzügen gewiß von Vorteil gewesen sein. Mir begegnete er mit großer Herzlichkeit, was sich zum Teil daraus erklärte, daß er, einst Hörer der Hochschule Halle an der Saale, gern in Deutschland gelebt hatte und die Leistungen unserer Wissenschaft bewunderte. Seiner Aufforderung zu öfterem Zusammensein bin ich gern nachgekommen und habe auch mit ihm manche genußreiche Stunde verlebt. In seinem Hause, wo mir bei meinen Nachmittagsbesuchen stets die landesübliche, aus türkischem Kaffee, frischem Wasser, Schnäpschen und Sladko (eingekochten Früchten) bestehende Sakuska dargeboten wurde, war ich ebenfalls Zeuge eines sehr glücklichen Familienlebens und fand nicht allein eine dem Fremden wohltuende freundschaftliche Teilnahme, sondern zugleich anregende Unterhaltung und mannigfache Belehrung über die mir unbekannten bulgarischen Verhältnisse. Tief ergreifend, aber auch sehr bezeichnend war, was mir Ilkoff von seinem eigenen, keineswegs vereinzelten Schicksal in den Schreckenstagen des russisch-türkischen Krieges erzählte. Er stammte aus dem Städtchen Drevno im Balkan und war als achtjähriger Knabe von Baschi-Bozuks, die raubend und mordend in sein Elternhaus eindrangen, hinweggeschleppt worden. Auf ihrer eiligen Flucht vor den Russen ließen sie dann den Kleinen hilflos am Wege liegen. So griff ihn ein mitleidiger russischer Militärarzt auf und nahm ihn, ebenso wie ein kleines Mädchen, das gleich ihm geraubt worden war, bei sich auf. Mehrere Jahre verbrachten Dmitri und seine Pflegeschwester zusammen im Hause ihres gemeinsamen Retters, der selbst keine Kinder besaß, doch wurden beide später mit einigen Hundert anderen ebenfalls elternlosen Bulgarenkindern in die Heimat zurückgebracht. Dort fand Dmitri seinen Vater wieder, der außer ihm selbst allein von der ganzen Familie bei jenem Überfalle der Baschi-Bozuks dem Tode entronnen war. Nach dem Traurigen, was er erlebt hatte, ist ihm noch ein friedliches und sorgenfreies Alter zuteil geworden dank der Unterstützung, die ihm der Heimgekehrte — ein guter, aufopfernder Sohn, wie alle mir bekannten Bulgaren, wes Standes sie auch sind — späterhin gewähren konnte.

Nach diesem lieben Freunde möchte ich von den bodenständigen Gelehrten, mit denen ich bekannt wurde, noch den jungen Literarhistoriker Dr. Nicola

Tumparoff erwähnen. Wie Ilkoff, hat auch er in Deutschland studiert und berechtigt zu der Hoffnung, daß er an seinem Teile dazu beitragen wird, das Verständnis für deutsches Geistesleben in seinem Vaterlande zu fördern. Er war mir von seinem Lehrer Erich Schmidt empfohlen worden. Aus dessen Antrieb ist das 1910 erschienene lesenswerte Buch „Goethe und die Legende" hervorgegangen, mit dem Tumparoff in Berlin als Doktor der Philosophie promoviert hat. Sein Inhalt zeugt von großem Fleiß und entschiedener geistiger Reife, die leichte und gewandte stilistische Behandlung des Stoffes aber scheint mir bei einem Ausländer besonderes Lob zu verdienen.

Der Verfasser dieser tüchtigen Arbeit ist mir auch als Mensch im besten Andenken geblieben.

Wenn ich außer einigen Vertretern der Wissenschaft auch viele im Heer und im politischen Leben Bulgariens hervorragende Männer kennen lernte, so wurde mir dazu vor allem bei den Festen im Königlichen Palais zu Sofia Gelegenheit geboten. Zahlreiche Träger der in den letzten Jahren viel genannten Namen sind mir dort begegnet, Manchen von ihnen habe ich in den illustrierten Blättern, wo er abgebildet war, wiedererkannt, so Malinoff, Tontscheff, Radoslawoff, Daneff, Geschoff — welch letzteren ich auch später in Wien getroffen habe — und viele andere. Von Offizieren ist mir deutlich gegenwärtig der lebhafte, fließend Deutsch redende, weltgewandte Oberst Jostoff, ferner Fitscheff, der Generalstabschef aus dem Kriege von 1912—1913, mit dem klugen, bleichen Gesichte, das die Spuren ernster geistiger Arbeit trug; ihm zur Seite die sympathische, viel jüngere Gattin, mit der ich mich erinnere, Quadrille getanzt zu haben. Sehr angenehm und interessant unterhielt ich mich einmal während eines Hofdiners mit dem damaligen Korpskommandanten in Rustschuk, General Radko Dimitrieff. Genauer kann ich mich auf die französisch mit ihm geführten Gespräche nicht mehr besinnen, wohl aber weiß ich noch, daß sie kriegsgeschichtlichen Inhaltes waren und daß das ganze Wesen meines beweglichen, kleinen Tischnachbarn, der sich als genauer Kenner Rußlands offenbarte, mich ungemein fesselte.

An jene persönliche Berührung mit ihm wurde ich erinnert, als er einige Jahre später unter den Helden des Balkankrieges genannt und hoch gepriesen wurde. Um so schlimmer für ihn, daß er so bald danach an seinem Vaterlande zum Verräter geworden ist, er, der sich so gerechten Anspruch auf dessen Dank erworben hatte! —

Während die Bedeutung Radko Dimitrieffs für Bulgarien in den Ereignissen der letzten Jahre wurzelt, wies der Name des Generals Cyrill Boteff, der als „Commandant du Palais" zum militärischen Gefolge des Königs gehörte und häufig bei Hofe mit mir zusammen war, auf einen wichtigen früheren Abschnitt der bulgarischen Geschichte hin. War er doch einer der dreihundert Tapferen, die sich 1876 unter Führung seines älteren Bruders Christo,

des gefeierten Dichters, in Rumänien zusammenschlossen und dann als Arbeiter verkleidet über die Donau setzten, um auf dem heimatlichen Boden das Banner der Freiheit zu entfalten. Ihre Schilderhebung schlug allerdings fehl und endigte mit dem Heldentode Christo Boteffs. Der jüngere Bruder geriet in türkische Gefangenschaft, wurde in Ketten gelegt und hat seine Anteilnahme an dem Aufstande mit jahrelanger, harter Kerkerhaft gebüßt, die indessen, nach der äußeren Erscheinung des stattlichen Mannes zu urteilen, seine Kraft nicht zu brechen vermochte. Als Vertreter des bulgarischen Heeres erschien er mir ebenso würdig wie schätzenswert als Mensch; was mir vor allem von ihm gefiel, war, daß er — auch hierin ein echter Bulgare — seine hochbetagte, leidgeprüfte Mutter zu sich ins Haus nahm und an dem schönen Familienleben, dessen er sich erfreute, mit teilnehmen ließ.

Neben den namhaften Persönlichkeiten aus einheimischen Kreisen traf ich auch vorwiegend bei Hofe mit dem zahlreichen diplomatischen Korps zusammen. Unter dessen damaligen Mitgliedern sind mehrere seither viel genannt worden, am meisten vielleicht der auch als Schriftsteller bekannte französische Gesandte Maurice Paléologue, der gegenwärtig sein Vaterland auf dem wichtigen Botschafterposten in Petersburg vertritt. Persönlich war er ein sehr interessanter, geistvoller und dabei anspruchsloser Mann, besaß in hohem Maße die Gabe der Unterhaltung und zeigte sich besonders, wie dies nach seinem langen Leben im Orient nicht anders zu erwarten war, wohl vertraut mit den dortigen Verhältnissen und Anschauungen. Sehr befreundet war er mit seinem, ebenso wie er selbst, unverheirateten jüngeren deutschen Amtsgenossen, Herrn von Below-Saleske. Sie beruhte vor allem auf der vielseitigen Anregung, die beide Diplomaten einander zu bieten vermochten, denn auch unser damaliger Vertreter war ein Mann von Geist und feiner, umfassender Bildung; damit verband er eine außergewöhnliche Begabung für Musik und Aquarellmalerei. Daß er sich auch sonst in Sofia viele Freunde gemacht hat, verdankte er seinen gewinnenden Umgangsformen und der liebenswürdigen Art, wie er bei sich zu empfangen wußte. Sein neben der russischen, österreichisch-ungarischen und italienischen Gesandtschaft recht bescheidenes Haus war nicht allein sehr wohnlich eingerichtet, sondern trug auch, dank den vielen von ihm hauptsächlich in Indien und Ostasien gesammelten kostbaren und schönen Gegenständen aller Art, den Stempel der Eleganz und des vornehmen Geschmackes. Man fühlte sich dort heimisch, und neben der diplomatischen und der offiziellen bulgarischen Gesellschaft waren auch die Mitglieder der deutschen Kolonie, an ihrer Spitze der um ihr Aufblühen sehr verdiente, seit langen Jahren in Sofia lebende, allgemein beliebte Vertreter der Firma Krupp, Paul Kaufmann, gern zu Gaste beim Gesandten.

Der Ruf eines tapferen, entschlossenen Mannes ging diesem vom Boxeraufstand in Peking her voran, wo er sich bekanntlich durch seinen mit Lebensgefahr verbundenen Besuch auf der französischen Gesandtschaft

am 14. Juli 1900 die Ehrenlegion verdient hatte. Zwölf Jahre später errang er sich dazu noch die Rettungsmedaille, indem er während eines Heimaturlaubes auf dem väterlichen Besitz in Pommern ein Kind vom Tode des Ertrinkens errettete. Daß er außerdem auch als Diplomat an der rechten Stelle war, dafür spricht meines Erachtens das Vertrauen, das der König ihm schenkte, und seine Hochachtung für ihn ebensosehr wie das vor wenigen Monaten zur Tat gewordene Bündnis zwischen Deutschland und Bulgarien, dessen Annäherung an die Mittelmächte offenbar während Belows dreijähriger Amtstätigkeit in Sofia sehr wirksam gefördert worden ist.

Unter den dort beglaubigten auswärtigen Gesandten genoß der russische eine bevorzugte Stellung, die sich aus dem von Bulgariens mächtigem slawischen Bruder angemaßten Protektorat über den jungen Staat ganz von selbst ergab. Sie entsprach vollkommen den äußeren Merkmalen desselben, die dem Fremden, der nach Sofia kommt, sofort in die Augen fallen. Trägt doch eine der schönsten Straßen der bulgarischen Hauptstadt den Namen „Zarbefreier-Boulevard", auf dem Platz aber, den sie durchschneidet, steht vor dem Sobranje-Gebäude das gewaltige Reiterdenkmal, das Bulgarien dem Kaiser Alexander dem Zweiten zum Zeichen seiner Dankbarkeit gesetzt hat. Ihm zu Ehren wurde auch der unweit davon gelegenen neuen, prunkvoll im byzantinischen Stil erbauten Kathedrale der Name seines Schutzpatrons Alexander-Newski gegeben; allerdings ist er vor kurzem, nachdem der auf dem Lande lastende russische Bann glücklich gebrochen war, mit dem der beiden Slawenapostel Cyrillus und Methodius vertauscht worden.

Durch die auswärtigen Vertretungen wurde der Hofkreis noch sehr erweitert, und da er ohnehin schon groß war, sah man sich bei feierlichen Anlässen vor eine recht schwierige Aufgabe gestellt, denn das aus dem Konak des türkischen Paschas in Sofia hervorgegangene Königliche Palais ist trotz wiederholter An- und Umbauten nicht allzu groß und schien oft die Menge der Geladenen kaum fassen zu können. Durch geschickte Anordnungen gelang es jedoch, die bestehenden Schwierigkeiten zu überwinden, und so gingen die Feste in den mit vielen interessanten historischen Bildnissen geschmückten Empfangsräumen würdig und angeregt vonstatten. Was ihnen nach meinem Empfinden ihren eigentlichen Reiz verlieh, war die Art, wie sich der König und die Königin inmitten der bunt zusammengesetzten Gesellschaft bewegten, die Fähigkeit des hohen Paares, mit allen Gästen ohne Unterschied, vom Minister und Diplomaten bis hinab zum bäuerlichen Sobranje-Abgeordneten, der in der kleidsamen Volkstracht bei Hof erschien, auf die nämliche huldvolle Art zu verkehren. In solchen Fällen gab sich König Ferdinand deutlich als Enkel des „causeur séduisant" zu erkennen, wie Viktor Hugo seinen französischen Großvater in einem von ihm entworfenen

anziehenden Charakterbilde bezeichnet [1]). Gleich Louis Philipp, weiß auch er das Gespräch meisterhaft zu beherrschen, und die Redegabe Ferdinands darf, da ihr eine solche Sprachenkenntnis zur Seite steht, ihrer Wirkung um so sicherer sein. Daß der König auch seine Söhne vielfach zu diesen Empfängen heranzog und daran gewöhnte, sich mit Anstand zu langweilen, ist den Prinzen von nicht geringem Nutzen gewesen.

Außer den größeren Festen sind mir auch manche kleinere im Gedächtnisse geblieben. Ganz besonders gern erinnere ich mich der stimmungsvollen Weihnachts- und Silvesterfeier, die in der letzten Stunde des Jahres 1910 die königliche Familie mit dem Hofstaate in einem der größeren Salons vereinigte, während aus dem nahen Ballsaale die gedämpften Klänge des von seinem ausgezeichneten Kapellmeister Macak, einem Böhmen, geleiteten Orchesters der königlichen Garde herübertönten. Unter mehreren hohen lichtstrahlenden Tannenbäumen lag eine Christbescherung ausgebreitet, die von der wohlbekannten fürstlichen Freigebigkeit des Königs und der Königin zeugte; was aber noch mehr war: die einzelnen Geschenke trugen ein sozusagen individuelles Gepräge und ließen die zartfühlende, liebenswürdige Absicht, die ihnen zugrunde lag, deutlich erkennen. Ihr entsprach die Form, in der die erlauchten Spender sie jedem Einzelnen darboten. „Leget Anmut in das Geben": dieser Mahnung, die Goethe im zweiten Teile des Faust durch den Mund der Grazie Aglaia beim Mummenschanz in der kaiserlichen Pfalz ausspricht, hätte es am bulgarischen Königshofe nicht bedurft, weder an jenem Abend noch bei den sonstigen Gelegenheiten, die König Ferdinand und Königin Eleonora wahrnahmen, um anderen Freude zu bereiten. Worin ihre Geschenke auch bestehen mochten, immer war es der Ton, der die Musik machte, der Ausdruck der Herzenshöflichkeit, der den Gaben, ob groß oder klein, ihren eigentlichen Wert verlieh.

Nicht minder gab sie sich kund bei den Beweisen der Fürsorge im täglichen Leben, mit der ich auf Anordnung des Königs vom ersten Tag an umgeben wurde: einer Fürsorge, die sich bis auf die Übersendung neuerschienener Bücher, bis auf den Blumen- und Bilderschmuck in meinen Zimmern erstreckte. Als ich sie zum ersten Male betrat, hatte ich die Freude, in mehreren an den Wänden hängenden Porträten die lieben Züge des Großherzogs Carl Alexander zu erkennen.

Feine Aufmerksamkeiten wie diese, die dazu dienen sollten, dem Fremdling das Dasein fern von der Heimat freundlicher zu gestalten, könnte ich noch viele erwähnen. Als ein Zeichen besonderen Wohlwollens habe ich es empfunden, daß mir die Möglichkeit geboten wurde, Land und Leute, soweit es der Dienst gestattete, etwas kennen zu lernen. Dazu fühlte ich mich in Sofia vielfach angeregt, denn der bedeutende Zusammenfluß von

[1]) Les Misérables, Édition Nelson III, S. 67 ff.

Menschen aus allen Teilen Bulgariens und der jenseits seiner damaligen Grenzen liegenden, von Bulgaren bewohnten Gegenden im Herzen der aufblühenden, volkreichen Stadt wie auch in einigen ihrer äußeren Viertel bot mir manchen Stoff zur Beobachtung. Nicht minder zogen die merkwürdigen frühchristlichen und byzantinischen Kirchen der bulgarischen Hauptstadt mich an: Sankt Sofia, Sankt Georg, die neuhergestellte Kirche der sieben Brüder und endlich die im Südwesten, am Abhange des das Becken von Sofia beherrschenden schneebedeckten Witosch gelegene, von einem bulgarischen Könige des dreizehnten Jahrhunderts erbaute kleine Kirche von Bojana mit ihren Malereien aus jener Zeit, die von den Kennern byzantinischer Kunst mit Recht gewürdigt und bewundert werden. Unter den Denkmalen der Türkenherrschaft ist als bedeutendstes die große, in ein Nationalmuseum umgewandelte, neunkuppelige Moschee stehen geblieben. Während die darin enthaltenen Sammlungen im wesentlichen archäologisch-historischer Natur sind und von Bulgariens Vergangenheit erzählen, bietet das sehr reichhaltige und wohlgeordnete Museum für Volkskunde ein lebensvolles Bild seiner Gegenwart, besonders durch die mannigfaltigen, teilweise sehr kostbaren und malerischen Trachten aus allen Teilen des Königreiches, die es in sich vereinigt.

Von dessen Landschaften sah ich im Laufe der Jahre mehrere recht merkwürdige auf den Wanderungen, deren Ausgangspunkt teils Sofia, teils Eurinograd bildete. Die im Bereiche des Pontus wurden meist in größerer Gesellschaft unternommen, an deren Spitze die Königin sich stellte. Begleitet war die hohe Frau von dem in Varna lebenden, aus Böhmen stammenden, sehr verdienstvollen Altertumsforscher Skorpil, denn er diente, ortskundig wie er war, als Führer beim Besuche von Trümmerstätten griechisch-römischen, thrakischen oder altbulgarischen Ursprunges, deren es in diesen Gegenden nicht wenige gibt. Eine davon krönt weithin sichtbar das nördlich von Eurinograd ins Schwarze Meer vorspringende Kap Kaliakra, das im Bukarester Frieden mit an Rumänien abgetreten worden ist. Sie rührt vom Diadochen Lysimachos her, dem dieses Felsennest als Schatzhaus gedient hat.

Den kleinen Ausflügen innerhalb des Landes war eine sehr interessante Reise vorangegangen, die über seine Grenzen, und zwar nach Konstantinopel, führte. Kurz vor Ostern 1910 begaben sich König Ferdinand und Königin Eleonora dahin, um nach der nicht sehr lange zuvor ausgesprochenen Erklärung Bulgariens zum unabhängigen Königreiche dem Sultan Mehemed dem Fünften ihren offiziellen Besuch abzustatten. Dem Anlaß entsprechend reisten Ihre Majestäten mit großem Gefolge. Sie auf dieser historisch wie politisch bedeutsamen Fahrt zu begleiten, war auch ich vom König aufgefordert und seiner Gemahlin als diensttuender Kammerherr zugeteilt worden.

Mit Freuden folgte ich, während meine Zöglinge und ihre Schwestern die Osterzeit in Philippopel verlebten, dem Rufe meines gnädigen Gönners, den ich allen Grund hatte, als eine hohe Auszeichnung zu betrachten. Kon-

stantinopel war mir schon von einer früheren Reise her bekannt, bei der ich mich in Gesellschaft gleichgestimmter Freunde ungestört dem Zauber dieser Stadt hingegeben hatte, den die Märchenpracht ihrer Lage mit der Sonne des Morgenlandes, der Welt des Islam und den Erinnerungen einer wechselvollen, weltbewegenden Geschichte zu einem so wunderbaren Ganzen vereinigt. Daß ich ihn in gleichem Maße wie damals würde genießen können, darauf hatte ich allerdings von vornherein nicht gerechnet; durch die Verhältnisse aber, unter denen ich diesmal hinkam, sah ich die Aussicht eröffnet, die unsagbar reizvolle fremde Welt, in die sich der Westeuropäer am Bosporus versetzt sieht, beim zweiten Besuche noch von einer anderen, nicht minder eigenartigen Seite als das erste Mal kennen zu lernen. In dieser Erwartung wurde ich nicht getäuscht, vielmehr hinterließen die acht Tage, die ich am Hofe des Sultans zubrachte, in mir eine Fülle merkwürdiger Eindrücke. Ungemein angenehm und anregend gestaltete sich der Verkehr mit den gewandten und mannigfach gebildeten Persönlichkeiten, die unter den türkischen Würdenträgern zu finden waren. Nicht wenige von ihnen sind im Laufe der letzten Jahre oft genannt worden. Die Kenntnis der deutschen Sprache war in diesem Kreise nichts Seltenes und beschränkte sich keineswegs auf die höheren Offiziere, die großenteils in unserem Heere gedient hatten. Als ich zum Beispiel einmal bei der Tafel zwischen Loutfi Bey, dem ersten Kammerherrn des Sultans, und dem Unterrichtsminister saß, konnte ich mich mit beiden in meiner Muttersprache unterhalten, denn der eine wie der andere hatte in Deutschland seine akademische Bildung empfangen und der letztere sogar, gleich mir, in München den Doktor gemacht.

Unter den erwähnten Herren fehlte es nicht an solchen, die um ihrer fortschrittlichen Richtung willen vom Sultan Abd-ül-Hamid verdächtigt, verfolgt und verbannt worden waren, durch seine Absetzung jedoch und den Sieg des Jungtürkentums, dem sie angehörten, bei Hofe Macht und Ansehen erlangt hatten.

Die Spuren des im April 1909 Entthronten konnte man noch oft genug wahrnehmen, da der dem bulgarischen Hof eingeräumte Meraſſim-Kiosk, den er für den Besuch des deutschen Kaiserpaares im Herbst 1898 hatte errichten lassen, zu dem weitläufigen Gebäudekomplex des vom Sultan bis zuletzt bewohnten, an einen großen schattigen Park anschließenden Yildiz-Palastes gehört.

Während dieser auf einer Anhöhe gelegen ist und einen Überblick über einen großen Teil der Stadt wie der heiteren Meeresgestade, der europäischen und der kleinasiatischen, gewährt, wird der von Mehemed dem Fünften bewohnte durch seine Größe, seine prächtige Bauart im Stile der italienischen Renaissance und seine blendend weiße Farbe in die Augen fallende Palast Dolma Bagtsché fast unmittelbar von den Wellen des Bosporus bespült, in denen seine lange Front sich spiegelt. Hier gab der Großherr dem König

Ferdinand und der Königin Eleonora am 22. März 1910 eine Abendtafel, zu der auch das diplomatische Korps mit seinen Damen geladen war. An dessen Spitze stand als Doyen der hochangesehene deutsche Botschafter Freiherr von Marschall, der schon, rein äußerlich betrachtet, durch seine imponierende, an Bismarck gemahnende Gestalt als würdiger Vertreter unseres Reiches erschien.

Nach aufgehobener Tafel versäumte ich nicht, mich durch den Oberzeremonienmeister dem Sultan, einem ältlichen, kleinen Herrn von ehrwürdigem Aussehen, vorstellen zu lassen und ihm meinen Dank für den mir verliehenen Orden darzubringen. Seine Majestät nahm ihn mit huldvollem Händedruck entgegen und stellte mich seinerseits dem Thronfolger Jussuf Izzedin vor, der jüngst wegen eines unheilbaren Leidens freiwillig in den Tod gegangen ist. Daß es schon damals weit vorgeschritten war, verriet die ungesunde gelbliche Gesichtsfarbe des Prinzen und sein im Gegensatze zu der heiteren und jovialen Art des Sultans melancholisch-leidender Ausdruck.

Das Bankett in Dolma Bagtsché, bei dem ich das ebenso kostbare wie gediegene kaiserliche Vermeil-Tafelgerät zu bewundern Gelegenheit hatte, bildete gewissermaßen den Höhepunkt der zu Ehren des bulgarischen Königspaares veranstalteten offiziellen Feste. An sie schloß sich noch eine auf mehrere Tage verteilte Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Konstantinopel an. Sie den hohen Gästen genau zu zeigen, waren ihre gründlichsten Kenner, Männer wie Professor Uspenskij, der Direktor des russischen kunsthistorischen Institutes, sein Sekretär Feodor Schmidt und andere, ausersehen worden; infolgedessen gestalteten sich die ihnen gewidmeten Stunden sehr interessant und lehrreich.

Auch hier konnte ich das feine Verständnis beobachten, das der König und die Königin für die byzantinische wie für die mohammedanische Kunst an den Tag legten. Was mich zugleich als ein menschlicher Zug angenehm berührte, war, daß der erstere auch einige seiner persönlichen Diener an diesen Fahrten teilnehmen ließ. Ich erinnere mich, wie der König die einfachen Leute, die in einem eigenen Wagen der übrigen Gesellschaft folgten, in der Hagia Sophia zu sich heranrief, um sie auf die grandiosen Verhältnisse sowie auf schöne und bemerkenswerte Einzelheiten des unvergleichlichen Bauwerkes Kaiser Justinians aufmerksam zu machen.

Ebenso wie damals fand ich den König ganz in seinem Element, voll Wißbegier und Interesse, trotz körperlicher Leiden, als ich ihn zu Pfingsten 1911 in einige Sammlungen Wiens, unter anderem auch in die dem größeren Publikum nicht zugängliche Privatbibliothek des Kaisers, die sogenannte K. und K. Familien-Fideikommißbibliothek, begleitete, die vor einigen Jahren in dem geräumigen zweiten Stockwerke der an der Ringstraße gelegenen neuen Hofburg untergebracht worden ist. Das Bemühen ihres Vorstandes Dr. Franz Schnürer und ihres Kustos Dr. Rudolf Payer von Thurn, meines lang-

jährigen treuen Freundes, die ihrer Obhut anvertrauten Schätze dem König ins rechte Licht zu rücken, war vom besten Erfolge gekrönt, denn ihrer ganzen Natur nach mußten diese in ihm manche verwandte Saite berühren. Zählt doch zu ihnen beispielsweise eine überaus kostbare Reliquie aus dem Zeitalter unserer klassischen Literatur, die im Auftrage Kaiser Ferdinands des Ersten erworbene Materialiensammlung der „Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" von Lavater, die eine lange Reihe von inhaltsreichen Bänden füllt. Schier unübersehbar ist ferner die Fülle der alphabetisch geordneten historischen Bildnisse in Kupferstich und Steindruck; ebenso umfangreich wie wertvoll außerdem die Sammlung von Aquarellen aus der Altwiener Schule, darunter die in ihrer Art vollendeten, für König Ferdinand als Botaniker besonders interessanten Blumenmalereien. Ihr eigentliches Gepräge geben jedoch der Bibliothek neben ihren Bücherschätzen die in ihr vereinigten Familienandenken aus dem Kaiserlichen Hause: Büsten, Möbel, Bildnisse, Porzellanvasen und -tassen, Handschriften und vieles andere, darunter Gegenstände, die ein Stück Geschichte darstellen, wie der offene Mahagonischreibtisch des Kaisers Franz samt der dazu gehörigen Ausstattung: alles nüchtern, prosaisch und bürgerlich-einfach wie sein einstiger Eigentümer. Etwa aus derselben Zeit stammt ein ansprechendes Miniaturbild des zwanzigjährigen Herzogs von Reichstadt, auf dessen Knien ein kleines Mädchen und ein kleiner Knabe, beide blondgelockt, sich gegenübersitzen: das erstere fein und zart, der letztere rund und pausbäckig. Es sind zwei andere Enkelkinder des Kaisers Franz, Prinzessin Caroline von Salerno, die spätere Herzogin von Aumale, und der jetzige Kaiser Franz Josef. Von ihm hat die Bibliothek auch die Schulhefte aufbewahrt, die über seine Kindheit ein vielsagendes Zeugnis ablegen, denn sie geben immerhin eine Ahnung von den für die Erziehung des greisen Monarchen maßgebenden Grundsätzen, sie lassen insbesondere erkennen, welch hohes Gewicht auf eine vielseitige sprachliche Ausbildung des künftigen Herrschers, auf die frühzeitige Erlernung des Französischen, Magyarischen, Tschechischen und, wenn ich mich recht erinnere, auch des Italienischen neben dem Unterricht in den alten Sprachen, gelegt worden ist.

Von den vorhandenen Büsten betrachtete König Ferdinand mit besonderem Interesse die lebensgroße, in Wachs ausgeführte und offenbar sehr ähnliche seines Urgroßvaters Ferdinands des Ersten, Königs beider Sizilien, Schwiegersohnes der Maria Theresia und Schwiegervaters Louis Philipps, dessen scharfgeschnittene Züge, wie in vielen anderen seiner Nachkommen, so auch in ihm wiederzufinden sind.

Beim Besuche der Fideikommiß-Bibliothek hatten auch die in Wien anwesenden Prinzen den König begleiten dürfen, und zwar auf meine Bitte, denn ich hielt es für meine Pflicht, ihnen, die mit der Zeit sehr erfreulich herangereift waren, wo ich nur konnte, Anregung zu verschaffen sowie zur

Bildung ihres Geschmackes und zur Erweiterung ihres Gesichtskreises beizutragen. In ihrem Interesse war es mir deshalb sehr lieb, daß die königliche Familie sich im Herbst 1911 für einige Zeit in Ebenthal nördlich von Wien, am Rande des Marchfeldes, niederließ. Der Aufenthalt in diesem Schlosse des Hauses Koburg-Kohary, das als früherer Witwensitz der Prinzessin Clementine ihren Nachkommen so teuer ist, ermöglichte mir nicht allein einen Ausflug mit den Prinzen nach der südwestlich davon gelegenen Burg Kreuzenstein, der berühmten Schöpfung des mit dem bulgarischen Königspaare befreundeten großen Kunstkenners und Sammlers Grafen Hanns Wilczek; vor allem bot mir die Nähe Ebenthals von Wien willkommene Gelegenheit, nach und nach die wichtigsten unter seinen reichen und gehaltvollen Museen, vor allem die des Erzhauses, meinen Zöglingen zu zeigen. Bei ihrer nahen Verwandtschaft mit diesem lag es mir ferner auch am Herzen, sie in das von ihrer Ahnfrau, der großen Kaiserin, gegründete K. und K. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu führen, wo sie mit eigenen Augen die dort verwahrten, jedem Schüler ihres Alters aus dem Unterrichte bekannten, für die deutsche Geschichte wie für die ihrer österreichischen Vorfahren hochwichtigen Urkunden betrachten konnten: die goldene Bulle, den von Kaiser Ferdinand dem Zweiten zerschnittenen Majestätsbrief, die pragmatische Sanktion und viele andere.

Den Fahrten nach Wien schlossen sich öfters auch die Prinzessinnen an und zeigten sich beim Besuche der Sammlungen nicht minder empfänglich als ihre Brüder.

Die beiden letzteren begleitete ich, zugleich mit dem Major Kurtoclieff, in der zweiten Hälfte des Monats Oktober noch auf kurze Zeit nach Koburg, der deutschen Heimat ihres Geschlechtes. Unterwegs wurde in Nürnberg Halt gemacht, und ich durfte auf einem größeren Morgenspaziergange meinen Schutzbefohlenen einen Überblick über die altehrwürdige Reichsstadt, den Stolz und die Freude unseres Vaterlandes, geben.

Der Zweck ihres Besuches in Koburg war, der Enthüllung des Denkmales eines berühmten Mitgliedes des Herzogshauses, des siegreichen kaiserlichen Heerführers Prinzen Friedrich Josias, im Auftrage des Königs beizuwohnen. Vom herzoglichen Paare wurden sie mit wahrhaft verwandtschaftlicher Güte empfangen und genötigt, noch einige Tage über die Feier hinaus im Familienkreise zuzubringen, denn es war ihnen nicht schwer gefallen, sich die Herzen der deutschen Verwandten zu gewinnen. Nur ungern trennte man sich am 30. Oktober voneinander. Eine Woche später durfte ich in Euxinograd mündlich Seiner Majestät über den günstigen Verlauf der Reise nach Deutschland berichten.

Die Zeit, die ich hierauf noch mit der königlichen Familie dort verlebte, war, wie im Herbste 1909 und 1910, so auch dieses Jahr sehr vom Wetter begünstigt, und nach der trüben Herbststimmung, bei der ich Deutschland ver-

laſſen hatte, erſchien mir das Meer, über dem Tag für Tag der tiefblaue Himmel des Orients ſich wölbte, doppelt ſchön, vor allem gegen Abend, wenn die Sonne hinter den Bergen im Weſten unterging und die weite Waſſerfläche regungslos, in wechſelndem Farbenſpiele, vor mir ausgebreitet lag. Bei ihrem Anblick fühlte ich mich unwillkürlich daran gemahnt, daß auch mein Leben einer Wende ſich näherte, die dem Abend eines ſonnigen Tages glich, daß ich den durch die Erinnerung an das klaſſiſche Altertum geweihten, vom König Ferdinand in einen blühenden Garten verwandelten Strand des Pontus, den ich als im wahren Sinne gaſtlich — Euxeinos — liebgewonnen hatte, bald würde verlaſſen müſſen, um ihn vielleicht nie wiederzuſehen.

Nur wenige Monate trennten mich noch von dem achtzehnten Geburtstage des Kronprinzen Boris, an dem er großjährig erklärt werden ſollte. Dieſen Augenblick wollte ich benutzen, um von meinem Amte zurückzutreten. Mehrere Gründe wirkten zuſammen, meinen Entſchluß zur Reife zu bringen. Den Ausſchlag unter ihnen gab die Erwägung, daß der Thronfolger, wenn er das mündige Alter erreicht haben würde, zunächſt eine ſorgfältige militäriſche Ausbildung erhalten müſſe. In dem Sinne hatte ich mich ſchon lange vorher, als mich der König um meine Anſicht fragte, geäußert und gleichzeitig gebeten, mich zu dieſem Zeitpunkt in Gnaden zu entlaſſen.

Ich bekenne, daß mir jetzt, wo er näher und näher rückte, der Gedanke an die Trennung von den Prinzen ſchwer auf die Seele fiel, denn wir hatten uns mit der Zeit ſehr ineinander eingelebt, und ich darf ſagen: im täglichen Zuſammenſein mit ihnen wie mit ihren liebreizenden Schweſtern war ich, der Fünfzigjährige, wieder jung geworden. Indeſſen verhehlte ich mir nicht, daß durch den Eintritt meines älteren Zöglings in das Heer ſich mein Wirkungskreis notwendig verengern würde, und wenn ich mir gleich zutraute, auch weiterhin beiden Jünglingen noch von Nutzen zu ſein, ſo war doch bei längerem Bleiben, wenigſtens fürs erſte, auf eine meiner Zeit und Kraft entſprechende Tätigkeit nicht zu rechnen. Dahingegen hoffte ich, dieſe in der Fortſetzung meiner wiſſenſchaftlichen Arbeiten zu finden; um ſie wieder aufzunehmen, beſchloß ich, nach Deutſchland zurückzukehren. Als künftigen Wohnort faßte ich eine Stadt meiner fränkiſchen Heimat ins Auge, zu der mein Herz mich ſtets gezogen hatte.

Vor meinem Scheiden von Bulgarien war es mir noch vergönnt, an dem Feſte der Mündigerklärung meines Prinzen, vom 2. bis 4. Februar 1912, teilzunehmen. Seiner Bedeutung gemäß trug es offiziellen Charakter und führte eine ganze Reihe von hochſtehenden, teilweiſe fürſtlichen Vertretern der verſchiedenſten Staaten in Sofia zuſammen: einen Großfürſten, einen Erzherzog und einen preußiſchen Prinzen als Abgeſandte der drei Kaiſermächte, zu denen ſich die Thronerben von Rumänien, Serbien, Griechenland und Montenegro, ſowie eine Reihe außerordentlicher Miſſionen geſellten, die ſich aus hohen Hof- und Staatswürdenträgern zuſammenſetzten. Im Namen des Hauſes Sachſen-Koburg-Gotha war Prinz Philipp, der von ſeinen

Neffen und Nichten dankbar verehrte ältere Bruder des Königs, mit seinem Sohne, dem Prinzen Leopold, erschienen.

Im Beisein der fremden Gäste fand am Vormittage des 2. Februars zunächst ein Tedeum in der alten Kathedrale statt, auf dieses aber folgte vor der großen Kriegsschule der mit einer glänzenden Parade verbundene Fahneneid des jungen Prinzen, eine Feier, die von dessen treuem Religionslehrer und Seelsorger, dem Bischof Wassilij von Rustschuk, in der üblichen Form würdig vollzogen wurde. Nachdem dies geschehen, bekleidete der König seinen Sohn mit den Insignien des neugestifteten Cyrillus- und Methodiusordens.

Daß der Hofleitung auch bei diesem Fest überaus schwierige Aufgaben oblagen, läßt sich denken. Sie wurden jedoch durch die umsichtige und aufopfernde Tätigkeit der beteiligten Personen in bewundernswürdiger Weise gelöst.

Einige Tage danach lud mich der König ein, der Eröffnung der eben vollendeten Bahnstrecke von Zareva Livada nach Gabrovo tief im Innern des Landes beizuwohnen, einer Abzweigung der im Bau begriffenen zukunftsreichen Linie, die den Weg von dem Hauptstrome Bulgariens, der Donau, nach Thrazien und dem Ägäischen Meere so wesentlich abzukürzen bestimmt ist. Auf den Anschluß Gabrovos an jene legten die Bewohner dieser aufstrebenden, gewerbfleißigen Balkanstadt, die ihrer Tuchwebereien wegen das bulgarische Manchester genannt wird, natürlich hohes Gewicht, und groß war daher ihre Freude, als am 10. Februar 1912 bei heiterem Frühlingswetter der König, mit dem Kronprinzen auf der Lokomotive stehend, selbst seinen Hofzug von Zareva Livada in das Hochtal am Nordabhange des Schipka hinauf und in den neuen Bahnhof von Gabrovo hineinführte. Der Jubel der ihn erwartenden dichtgedrängten Menge hatte, naiv und unverfälscht, wie er sich äußerte, etwas sehr Wohltuendes. Er wiederholte sich beim Empfange des Königs, der Königin und des Kronprinzen im städtischen Kasino und bei der darauffolgenden Rundfahrt durch die in ihrer nationalen Eigenart recht interessante und auch für das Wiedererwachen des geistigen Lebens der Bulgaren im neunzehnten Jahrhundert bedeutsame Landstadt an beiden Ufern der Jantra, die als reißender Gebirgsbach vom Schipka herabkommt, zwischen mächtigen Felsblöcken talabwärts schießt und dann oberhalb von Rustschuk in die Donau mündet.

Ein originelles Erzeugnis dieser Gegend des Landes wurde dem König beim Abschied überreicht in Gestalt eines erst wenige Tage alten sehr niedlichen, in einem Körbchen warm und weich gebetteten Bären. Im nahen Gebirge war er von einem Bauern aus einer Höhle genommen worden, aus der dieser die Bärin hatte herauskommen sehen. Das in so freundlicher Absicht dargebotene Geschenk nahm der Landesherr gnädig in Empfang und übergab den Neugeborenen in Sofia seinem Jägermeister Kurzius, einem aus Koburg stammenden langjährigen treuen Diener, dem Leiter des dortigen zoologischen Gartens, einer Schöpfung, der, in gleichem Maße wie dem daran

grenzenden botanischen Garten und dem naturwissenschaftlichen Museum König Ferdinands, der Stempel seiner Persönlichkeit deutlich aufgeprägt ist.

Im Laufe des Nachmittages wurde die Rückfahrt angetreten. Während derselben grüßte ich vorübereilend noch einmal die Krönungsstadt Tirnovo, die ich bei einem früheren Besuche genauer kennen gelernt hatte: unter Bulgariens Städten die ehrwürdigste durch die in Kirchen, Klöstern und weltlichen Bauten enthaltenen geschichtlichen Erinnerungen, zugleich aber ihrer Lage nach die schönste, denn sie erhebt sich stolz auf einem steil abfallenden, von der Jantra hufeisenförmig umflossenen, scharf vorspringenden Felsen, an dem die auf Pfählen erbauten Häuser des tiefer gelegenen Stadtteils wie Schwalbennester hängen. Ein Tunnel, der ihn durchbricht, hat dem Eisenbahnverkehr unter der Stadt hindurch die Wege geebnet.

Kaum drei Tage nach diesem Ausfluge fuhr ich wieder in einem königlichen Sonderzuge von dannen, diesmal aber gen Nordwesten über die serbische Grenze, dem Abendland entgegen. Vorher empfingen der König und die Königin mich noch in Abschiedsaudienz. Ich durfte Ihren Majestäten in dem Bewußtsein vor die Augen treten, mich redlich und auch nicht umsonst bemüht zu haben, das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen und mir ihre Zufriedenheit zu erwerben. Sie wurde mir jedoch von Beiden auf eine Weise kundgegeben, die weit über mein Verdienst hinausging und mich geradezu beschämte. Auch darin erblickte ich die Gesinnungen des hohen Paares wieder, die ich während der letzten Jahre so oft erfahren hatte, und bewegten Herzens schied ich vom bulgarischen Hofe, der Stätte einer zwar nicht langen, aber sehr angenehmen und — darüber brauchte ich mir keine Sorgen zu machen — auch nicht erfolglosen Tätigkeit.

Wenn ich mich in seiner Atmosphäre wohl befunden hatte, so fühlte ich mich dafür auch der Palaisintendanz und ihren Organen zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Nicht an letzter Stelle gebührte er dem mir zugeteilten Diener Apostol Toscheff. Er hatte ein gewisses Anrecht auf diesen Vornamen, denn seinem ganzen Wesen nach erschien der treue, zuverlässige und aufmerksame, bei aller Herzensbildung aber auch geweckte und intelligente Mensch als ein sehr ehrenwerter und tüchtiger Vertreter — um nicht zu sagen Apostel — seines Volkstums. Wie fast alle wehrfähigen Männer seines Landes, wird wohl auch er jetzt im Felde stehen. Die Mühen und Leiden des Balkankrieges hat der alte Knabe elf Monate lang getragen. Als ich nach dessen Beendigung durch Freundeshand ein kleines Geschenk an ihn gelangen ließ, nahm er es, wie ich erfuhr, mit den seine Gesinnungen gegen mich kennzeichnenden Worten in Empfang: „Der gute Baron, ich war immer sehr zufrieden mit ihm."

Übrigens fand ich auch sonst unter der Hofdienerschaft nicht wenige brave Leute, an die ich mich gern und mitunter in Heiterkeit erinnere. Zu ihnen gehören auch die auf bulgarisch Straschare genannten stattlichen und soldatisch strammen Palais-Gendarmen, die mir viele Gefälligkeiten erwiesen haben.

Von ihren Segenswünschen und ihrem freundlichen „Sbogom, Gospodin Baron“ begleitet, verließ ich am Abend des 13. Februar das königliche Palais. Während der darauffolgenden langen Bahnfahrt verlebte ich noch frohe Stunden mit meinen lieben Prinzen. Einer längeren Unterredung mit dem Könige setzte die Ankunft in Wien ein Ziel. Von hier aus reiste Seine Majestät nach Koburg weiter, um, wie fast in jedem Jahre, den Todestag der Prinzessin Clementine dort zu verleben. Seine Söhne, die bald danach ebenfalls Wien verließen, geleitete ich noch zum Südbahnhofe, wo sie den Riviera-Expreßzug bestiegen, um von Nizza aus eine Mittelmeerreise anzutreten, die der Arzt dem Prinzen Boris zur Stärkung seiner Gesundheit für den bevorstehenden Heeresdienst empfohlen hatte. Ich selbst blieb zunächst noch in der Kaiserstadt, um den Druck einer eben vollendeten historischen Arbeit zu überwachen. Nach deren Erscheinen begab ich mich an die Adria; in Triest bestieg ich, um einen längst gefaßten Vorsatz auszuführen, ein Schiff, das mich in Gesellschaft zweier Freunde nach Griechenland führte. Gegen Mitte Mai 1912 kehrte ich nach Deutschland zurück.

Dort hoffte ich früher oder später meine bisherigen Schüler wiederzusehen, da der Plan bestand, sie mit der Zeit eine deutsche Hochschule besuchen zu lassen. Ich hatte ihn eifrig befürwortet und würde mich gefreut haben, wenn sie in unserem Vaterlande ihre geistige Bildung hätten vertiefen und vollenden, zugleich aber auch einige heitere Jugendeindrücke in sich aufnehmen können.

Das war ihnen zwar infolge der Ereignisse der letzten Jahre nicht vergönnt, vom deutschen Wesen aber sind sie unterdessen doch nicht unberührt geblieben. Seit mehreren Monaten nehmen sie teil an der Waffenbrüderschaft, zu der die eherne Notwendigkeit das bulgarische Heer mit dem unsrigen zusammengeschlossen hat, und sie waren auch zugegen, als am 18. Januar dieses Jahres das Bündnis Bulgariens mit Deutschland von den Beherrschern beider Reiche in der Vaterstadt Konstantins des Großen feierlich besiegelt worden ist. Möge diese glückverheißende Gemeinschaft ihren Segen auch an König Ferdinands Söhnen erweisen!

Literariſche Rundſchau.

Vom Preußentum.

Bei der beſonderen Bedeutung, die Preußen in und für Deutſchland hat, iſt es natürlich, daß jetzt, wo wir Deutſchen mitten im gigantiſchen Ringen uns intenſiver als ſonſt auf die Wurzeln unſers Seins beſinnen, mancher auch der ſpezifiſchen Sonderart des Preußentums nachgeht, um es in ſeiner charakteriſtiſchen Eigenart zu erfaſſen und ſeinen Anteil am Aufbau des gemeinſamen Vaterlandes und der gemeinſamen Kultur — ſeinen Beitrag zum „Deutſchtum" — feſtzuſtellen. Wundern könnte man ſich höchſtens darüber, daß die Zahl derer, die ſich mit dieſer Frage beſchäftigen, nicht größer iſt.

Gern greift man zu der kleinen Schrift von Max Fiſcher[1]), die einem in Ausſicht ſtellt, den größten preußiſchen und klaſſiſchen patriotiſchen Dichter als den „Dichter des Preußentums" zu ſchildern, erwartungsvoll beginnt man zu leſen — und ſieht ſich enttäuſcht. Denn man findet zwar einen warm und flott geſchriebenen Eſſay, man erfährt Belehrung durch eine neue und günſtigere Beleuchtung von Kleiſts Freund Adam Müller (Fiſcher ſtellt ein eigenes Buch über Adam Müller in Ausſicht, in dem er ſein Verhältnis zu Kleiſt in alle Details verfolgen will), aber über die Hauptſache, welche Kräfte denn Kleiſts Dichtung ſeinem Preußentum verdankt, wieſo er der „Dichter des Preußentums" ſei, erhält man nur dürftige Andeutungen. Gelegentlich iſt von der preußiſchen Straffheit ſeines Stils die Rede, ohne daß aber der Verſuch gemacht würde, dieſen Stil ſachlich zu charakteriſieren; und den Leitgedanken ſeines Meiſterwerkes, des „Prinzen von Homburg", findet er — allerdings nach dem Vorgang eines angeſehenen Literarhiſtorikers — gar in der Doppelforderung, daß einerſeits der Staat von dem Individuum Unterordnung fordern, daß aber andererſeits der Staat für die Individualität reichere Bewegungsfreiheit gewähren müſſe. Die ganze Sache kommt alſo auf ein Kompromiß hinaus, Unterordnung und Bewegungsfreiheit, Gehorſam gegen das Geſetz und Ungehorſam wechſeln ſich ab, wie's trifft, bald ſo, bald ſo — prinziplos. Das aber wäre ein Kleiſt, ohne den charakteriſtiſchen Zug der „nordiſchen Schärfe", die Goethe an ihm ſo fremdartig empfand, ohne den Zug zum Bohren und Grübeln, das ſich nicht zur Ruhe gibt, bis es die Erſcheinungen auf ihr letztes Prinzip zurückgeführt hat — ein Kleiſt alſo ohne Preußentum. Das Wort des Kurfürſten: „Ich will, daß dem Geſetz Gehorſam ſei", alſo die unbedingte Geltung des „Geſetzes", hinter dem freilich das moraliſche Geſetz in ſeiner abſoluten Erhabenheit ſteht, iſt deutlich als Leitmotiv der Dichtung zu erkennen.

[1]) Max Fiſcher, Heinrich von Kleiſt, der Dichter des Preußentums. Zweites bis fünftes Tauſend. 79 Seiten. 80 Pfennige. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottaſche Buchhandlung. 1916. Dieſe Schrift iſt in der „Deutſchen Rundſchau" zwar bereits beſprochen; die Wichtigkeit aber, die Kleiſts „Prinzen von Homburg" für die Erfaſſung deſſen, was reines Preußentum iſt, zukommt, wird es rechtfertigen, wenn ſie hier noch einmal unter einem beſtimmten Geſichtspunkt betrachtet wird.

Tiefer greifen die Schriften von Lucia Dora Froſt[1]) und von Moeller van den Bruck[2]), die ſich ex officio mit dem Weſen des Preußentums befaſſen.

Für die Auffaſſung von Lucia Dora Froſt iſt vielleicht kein Satz ſo charakteriſtiſch als dieſer (S. 37): „Die Vorſtellungen von vorwärts und rückwärts ſind heute im allgemeinen noch ſonderbar verkehrt. Die Revolution, die nur ein verhängnisvoller Rückfall war, gilt als Inbegriff und Symbol des Fortſchritts, und Preußen, in deſſen gelaſſener Raſtloſigkeit am meiſten vom Inhalt und Geiſt der kommenden Jahrhunderte iſt, gilt als das große Hemmnis und als Hort alles Vergangenen.“ So zeichnet ſie denn den preußiſchen Staat, den Friedrich der Große zur klaſſiſchen Vollendung brachte und auf ſeine Nachfolger vererbte, nicht als den ſeelenloſen Mechanismus, als der er nicht ſelten angegriffen iſt, ſondern als eine dynamiſche Maſchine, in der alle Volks- und Landeskräfte zuſammengefaßt und dadurch zu einer Kraft geſteigert ſind, die über die natürliche Leiſtungsfähigkeit weit hinausgeht. Mit der Durchführung dieſes Syſtems wurde Preußen der typiſche Staat einer neuen Zeit.

Aus dieſem Syſtem ergeben ſich die andern charakteriſtiſchen Kennzeichen Preußens mit innerer Notwendigkeit. Die dynamiſche Maſchine bedarf zu ihrem ſichern Arbeiten der Lenkung durch einen überlegenen Willen; daher iſt Preußen ſeinem Weſen nach monarchiſch; der Monarch iſt das Gehirn des Staates. Die Arbeit der Maſchine, das heißt die diſziplinierte Anſpannung im Dienſt des Landes, iſt auf den „Ruhm“ und die Leiſtungsfähigkeit, nicht auf das Glück des Staates gerichtet. Das Können des einzelnen Arbeiters wächſt mit der Differenzierung der Arbeit; daher läßt Friedrich jeden Stand in ſeiner Art und erhebt ihn zur Reinheit ſeiner Art; er verfährt wie ein Züchter, der Arten, die er vorfindet, zu Raſſen raffiniert. So benutzt Friedrich die Trennung der Stände zu einer Steigerung ihrer Leiſtungsfähigkeit; er züchtet aus dem herriſchen Adel den preußiſchen Offizier, aus dem Bürger den Mann, dem ausſchließlich die Vermehrung der Produktion — in Erwerb wie in Wiſſenſchaft — obliegt, kurz, er entwickelt jeden Stand bis zur Einſeitigkeit ins Spezifiſche und Abſolute.

Aus dieſer Organiſation des Staates ergibt ſich für Gegenwart und Zukunft: will das Volk in Preußen beſtimmenden Einfluß auf die Politik gewinnen, ſo muß es ſelbſt die Königsaufgaben Preußens übernehmen. „Das Recht auf Politik iſt die Pflicht zu königlicher Geſinnung.“

Und jetzt? Iſt Preußens Aufgabe mit der Gründung des Deutſchen Reichs erfüllt? Kann das Preußentum abdanken?

Keineswegs. Iſt auch Preußen lange Zeit abſichtlich in den Hintergrund getreten, wurde ſchon auf der Schule „ſtreng eingeprägt, ſich niemals als preußiſch, immer als deutſch zu bezeichnen“, ſo hat es doch auch in Zukunft noch eine wichtige Miſſion im Innern wie nach außen. Im Innern hat es die Aufgabe, den deutſchen Geiſt von der Neigung zur Verſchwommenheit und Uferloſigkeit zu befreien, ihn zu Tätigkeit mit bewußter Zielbeſchränkung zu konkretiſieren. Nach außen iſt Preußen, weil keine andere Macht dazu kräftig genug iſt, berufen, die Entwicklung der Weltgeſchichte in eine neue Phaſe überzuführen dadurch, daß es die engliſche Übermacht — in dieſem und vielleicht in künftigen Kriegen — bricht und damit den Gedanken vom europäiſchen Gleichgewicht, der praktiſch nur darauf

[1]) Preußiſche Prägung. (Sammlung von Schriften zur Zeitgeſchichte Nr. 4.) 77 Seiten. 1 Mark. Berlin, Verlag S. Fiſcher. 1915.

[2]) Der Preußiſche Stil. Mit 34 Tafeln. 184 Seiten. 7 Mark. München, R. Piper und Co. 1916.

hinauskommt, daß England je und je einen Kriegsbrand in Europa entfesselt und die Staaten so weit schwächt, daß sie keine Gefahr mehr werden können, ein für allemal aus der Welt schafft. Ist es ihm gelungen, die kulturhemmende Macht Englands zu zertrümmern, so wird es nicht danach streben, als Englands Erbe die Weltherrschaft anzutreten, es wird vielmehr eine Politik der Förderung treiben, wird mit allen aufsteigenden Nationen zusammenwirken und in völliger Selbstlosigkeit „Kontinente aufarbeiten". Denn „wie sein König der erste Diener des Staates war, so will es der erste Diener der Menschheit sein" — eine Bestimmung der politischen Zukunftsaufgabe, von der mir allerdings nicht ganz sicher ist, ob in ihrem positiven Teil nicht ein Rückfall aus preußischer Zielbeschränkung in deutsche Zerflossenheit vorliegt. Im ganzen aber kann man die Schrift nicht aus der Hand legen, ohne der Verfasserin für die Durchleuchtung des Problems, für den Nachweis der inneren Struktur des spröden preußischen Wesens aufrichtig dankbar zu sein.

Während Lucia Dora Frost das Preußentum seinem politischen Wesen nach betrachtet, prüft Moeller van den Bruck seine Bedeutung für die Kunst. Und das Motto, das er seinem Buch voranstellt: „Preußen ist die größte kolonisatorische Tat des Deutschtums, wie Deutschland die größte politische Tat des Preußentums sein wird," weist von vornherein darauf hin, daß er Preußen auch auf dem Gebiet der deutschen Kunst die Führung zuschreibt.

Das wirkt im ersten Augenblick verblüffend. Was hat das verhältnismäßig junge, aus Dürftigkeit erwachsene Preußen dem an künstlerischer Vergangenheit so reichen Deutschland zu bieten? Oder soll gar mancherlei Parvenümäßiges und Protzenhaftes des neuen Berlin als Muster für das übrige Deutschland aufgestellt werden?

Aber gern folgt man dem kundigen Führer durch die Jahrhunderte (nur die vielleicht etwas phantastischen Ausführungen über die angebliche vorslawische und vorgermanische Urbevölkerung der Fennen würde man nicht vermissen) und läßt sich von ihm zeigen, wie preußische Nüchternheit und Sachlichkeit, preußische Grundsätzlichkeit, die alle Dinge nicht auf die Tradition, sondern auf die ratio stellt, auch der Kunst ihren eigentümlichen Stempel aufdrücken. Über Nehring und Schlüter, das Potsdam des Soldatenkönigs und seines großen Sohnes, über den früh verstorbenen und früh vergessenen Hugenottenenkel Gilly, Schinkel und Schadow werden wir geführt und sehen, wie ein spezifisch preußischer Stil sich ausbildet. Dann aber kommt die Katastrophe: das Deutsche Reich wird gegründet, „da wurde Preußen das Opfer von Deutschland". Preußens Entpreußung begann. „Berlin, das einst gewiß nicht die schönste, aber die strengste, die männlichste und eine der vornehmsten Städte Deutschlands gewesen war, sollte die wesentlich häßlichste Stadt werden, die es gibt."

Aber nicht in Trostlosigkeit endet Moellers Buch. Hat das Preußentum einen eigenen Stil hervorgebracht, der verloren gegangen ist, so ist es nur nötig, sich auf sich selbst zu besinnen und an die Arbeit der Früheren anzuknüpfen. Und schon sind Künstler am Werk, die wieder Stil haben, preußischen Stil: Messel, Peter Behrens, Ludwig Hofmann. Behrens' monumentaler Entwurf zum Volkshaus in Lübeck ist die letzte der beigegebenen Tafeln.

Eine Vorstellung von der Art dieses Buches können am besten vielleicht seine Schlußsätze vermitteln: „Der preußische Stil ist der einzige Stil, bei dem wir wieder anknüpfen können: der einzige zugleich, der von Preußen nach Deutschland hinüberwirken kann. Er ist es, weil er nicht an seine Form gebunden ist, sondern an das Gesetz, auf dem alle Formung beruht. Er ist es, weil er nicht ein Stil

von Motiven ist, die sich von Reißbrett zu Reißbrett abzeichnen lassen, sondern die steinerne Sichtbarkeit eines der Architektur eingeborenen Geistes, die sich aus der Natur der Länder und ihrer Menschen überall anders und doch sich selbst gleich ergibt. Er ist es, weil er ganz sachlich ist . . . Nun kann er künstlerisch unter uns das Werk einer ähnlichen Einigung auf sich nehmen, wie die Tat war, die uns politisch von Preußen aus zur Einheit von Deutschland führte: kann das Beispiel, das in ihm liegt, uns von der Stilverwirrung befreien, die über uns kam, seitdem wir uns in Deutschland wie in Preußen damit begnügten, Stile statt Stil zu suchen."

Was mich an beiden Büchern besonders berührt und getroffen, ja betroffen gemacht hat, ist, daß sie, obwohl sie sich auf ganz verschiedenen Gebieten bewegen, doch übereinstimmend den Finger darauf legen, daß in den Jahren von 1870 bis 1914 das Preußentum nicht bloß zurückgetreten, sondern in Gefahr gewesen sei, sich selbst zu verlieren. Und wenn ich jetzt diese Zeit rückblickend überschaue, so vermag ich keinen Widerspruch dagegen zu erheben. Tatsächlich blieb es in dieser Zeit gänzlich dem Zufall überlassen, ob ein Preuße entdeckte, daß er — Preuße sei und was er an seinem Preußentum für eine Aufgabe habe. Und da er nicht von vornherein angehalten wurde, zu erwerben, was er von den Vätern ererbt hatte, ging es ihm häufig verloren.

Manche Erscheinungen des deutschen Lebens im neuen Reich lassen sich aus dieser Verwahrlosung des preußischen Erbes erklären.

Von direkten Entartungserscheinungen soll hier nicht die Rede sein.

Uns fehlte im neuen Reich ein einheitlicher Lebensstil. Der war auch von vornherein nicht möglich, da sich bisher sozusagen zwei verschiedene Lebensstile nebeneinander entwickelt hatten, der preußische und der deutsche. Moeller beschreibt sie sehr glücklich, wenn er an einer Stelle sagt (S. 134, 135): „Große deutsche Menschen sind immer romantisch verschwendende Menschen, mit dem Leuchten von Lachen und Kindlichkeit und Unbewußtheit über dem Antlitz; preußische Menschen dagegen sind immer stoisch verhaltene Menschen, mit den Maßen von Schicksal und Bewußtheit in jeder Bewegung." Diese beiden haben, soviel ich sehe, bisher eine wirkliche Synthese noch nicht gefunden.

Dagegen hat sich ein neuer Typus von Menschen entwickelt, den ich den neudeutschen nennen möchte; schwer zu beschreiben, weil in seinen Äußerungen vielgestaltig: auch von bedeutender Leistung, dabei weltgewandt, liebenswürdig, doch mehr mit Bewußtsein als aus dem Herzen; man weiß, die Menschen lassen sich so leichter behandeln, man ist Diplomat, nach unten wie nach oben; nicht unempfänglich für Gunst von oben; dabei aus Überzeugung moralisch-pathetisch, und darauf bedacht, ähnliche Gesinnungstüchtigkeit in den weitesten Kreisen des Volkes zu erziehen.

Vielleicht ist es gestattet, zwei bekannte Heerführer der Gegenwart, beide in Preußen geboren, als Repräsentanten des preußischen und des neudeutschen Typus zu betrachten. Von beiden liegen charakteristische Äußerungen vor, darunter solche an die Jugend, in denen die Lebenshaltung des Betreffenden immer besonders deutlich sich kundgibt.

Der eine schrieb an einen Volksschullehrer, der ihm die Grüße seiner Schüler übermittelt hatte: „Ihnen und Ihren Schülern danke ich herzlich für die mir in jugendlicher Begeisterung gesandten willkommenen Glückwünsche. Machen Sie den Jungens klar, daß es die Aufgabe der deutschen Jugend von heute sein wird, die sittlichen und religiösen Kräfte im Volke lebendig zu erhalten, welche ihr die Not, aber auch die Größe ihres gegenwärtigen Erlebens als das Geheimnis der Unbesiegbarkeit eines Volkes offenbaren. Gott befohlen!"

Der andere antwortete Tertianern, die ihm eine begeisterte Huldigung gesandt hatten[1]):

Für freundlichen Gruß von der Tertiabank
Sag ich aus dem Felde Euch freundlichen Dank.
Jetzt aber denkt lieber nicht weiter an mich!
Dann wird's um Deutschland sicherlich
Am besten stehn, tut jedermann
Das Seine, ohne viel zu schnacken.
Packt Ihr Eure Vokabeln an,
Ich will die Russen packen!

Der eine also benutzt die Gelegenheit zu einer Belehrung über die religiösen und sittlichen Kräfte und will, daß der betreffende Lehrer eine entsprechende pädagogische Belehrung an seine kleinen Schüler, Volksschüler, richtet; der andere weist sie auf sich selbst, auf ihre eigene Tätigkeit zurück: laßt mich in Ruhe, lernt eure Vokabeln! Der eine will durch — gewiß sehr schöne — Worte belehren, der andere will Kräfte in Bewegung setzen. Der andere ist natürlich Hindenburg, der eine — ein anderer Feldherr.

Gewiß, entsetzlich nüchtern, in einem solchen Augenblick die Tertianer an ihre lateinischen Vokabeln zu erinnern! Aber echt preußisch. Es ist nur die Weisheit des alten Fritz von der spezifisch einseitigen Ausbildung der Berufe bis zur Virtuosität auf die Pädagogik übertragen: bist du Schüler, so sei es ganz; die Bewältigung alles dessen, was dir zu tun obliegt, und zwar die Bewältigung bis zur Präzision, erfordert und entwickelt so viel moralische Kraft, daß durch diese nüchterne Tätigkeit mehr für das Vaterland geleistet wird als durch besondere pädagogische Unterweisung über die Bedeutung der moralischen Kraft; die in der Jugend erworbene moralische Kraft stellt der Erwachsene dann als selbstverständlich auch in den Dienst des Staates. In den einfachen, anspruchslosen Worten Hindenburgs steckt sehr viel mehr pädagogische Weisheit als in den pathetisch-neudeutschen des andern. Der deutschen Pädagogik der Gegenwart täte ein Hindenburg not.

Mir scheint, die Verehrung, die Hindenburg in ganz Deutschland genießt, beruht nicht nur auf seinen Russensiegen, sie beruht auch darauf, daß in ihm ein Menschentyp, den wir im neuen Reich schon fast verloren zu haben fürchten mußten: der altpreußische Menschentyp, wieder in die Erscheinung getreten ist.

Ein Sichbesinnen und ein Wiedereinlenken in die Bahnen des Preußentums könnte nur heilsam sein.

Übrigens ist in einem Punkt das Preußentum unangetastet geblieben — der Sache nach, seinen Namen hat es allerdings dabei verloren. Denn wenn heute die Fähigkeit zur Organisation (zu organisieren und sich in eine Organisation einzufügen) als eine deutsche Fähigkeit gerühmt und auch von den Gegnern anerkannt wird, so liegt es für jeden, der den Dingen auf den Grund geht, auf der Hand, daß diese Fähigkeit den von Haus aus jeder Organisation abgeneigten Deutschen erst durch Preußen, das seinem Wesen nach Organisation ist, anerzogen ist.

Vom Preußentum kann nicht gesprochen werden, ohne daß Friedrichs des Großen gedacht wird. Bei den beiden letzten Schriften ist das ganz selbstverständlich, aber auch der Autor, der über Heinrich von Kleist schreibt, kann es nicht, ohne sich an der „ragenden Gestalt" des großen Königs zu orientieren. Denn er ist mit seinem Staat zur Einheit verschmolzen und hat ihm den Stempel seines Geistes auf-

[1]) Zitiert nach dem „Berliner Tageblatt", Nr. 424, vom 20. August 1915, zuerst mitgeteilt von dem „Düsseldorfer Generalanzeiger".

gedrückt. Wer sich mit dem Preußentum beschäftigt, wird notwendig auf Friedrich den Großen geführt, und wer sich mit Friedrich dem Großen beschäftigt, wird ebenso notwendig auf das Preußentum geführt.

Aus dieser Situation heraus, also mit innerer Notwendigkeit, sind zwei Bücher entstanden, die sich beide das Ziel setzen, Friedrich den Großen den Deutschen der Gegenwart nahe zu bringen; das eine bietet eine Auswahl seiner Gedichte [1]), das andere eine Auswahl seiner Werke in Prosa [2]).

Es ist nicht ganz leicht, die richtige Stellung zu dem Schriftsteller Friedrich zu finden. Liest man zum Beispiel seine „Briefe über die Liebe zum Vaterlande", veröffentlicht 1779, so kann man nicht finden, daß seiner schriftstellerischen Leistung ein Vorrang vor den deutschen Autoren zukommt, die vor ihm — Zimmermann, Abbt, Sonnenfels — das damals neue und beliebte Thema behandelten: man findet sich bei den Erörterungen der Herren Anapistemon und Philopatros — denn natürlich müssen die Briefwechsler antikisierende Namen tragen — sogar von einem leisen Hauch langer Weile berührt. Und dennoch, plötzlich fühlt man sich gefesselt. „Ich führe eine eingezogene Lebensart," liest man bei Philopatros, „ich bin von vielen Schwachheiten geplagt und von dem Geräusch der großen Welt entfernt; das Lesen hat meinen Geist unvermerkt auf die Seite der Betrachtungen gelenkt; mein lustiges Wesen ist verschwunden, und der ernste Verstand hat dessen Stelle eingenommen," und so fort — da hat man, nur wenig verhüllt, eine Selbstcharakteristik des großen Königs, der in tief innerer Einsamkeit „von dem Geräusch der großen Welt entfernt" sein Leben im Dienste des Staates führt. Hier spricht er selbst.

Ebenso ist es mit seinen Gedichten. Nicht um ihrer selbst willen lesen wir sie, aber um ihres Verfassers willen sind sie uns wertvoll; sie lehren uns sein Herz kennen:

Gelassen blickt der Weise auf den Tod —

ja, er lebte in seinen Kriegen auf vertrautem Fuß mit dem Tode. Sie zeigen uns, wie er auch die schwersten Schläge überwand, aufrechterhalten durch römischen Stoizismus und preußisches Pflichtbewußtsein:

Ich bin ein Mensch, ich weiß, zum Leid geboren,
Und standhaft muß ich deine Strenge dulden.
Und du, mein Volk, das liebend ich umfange,
Das zu beglücken mich die Pflicht gelehrt,
Wie trifft dein kläglich drohend Schicksal mich
Im tiefsten Herzen als mein eigen Leid.
Wie gern entsagt' ich meiner Würde Glanz!
Doch für dein Heil will ich mein Blut verspritzen.
Ja, ja, mein Blut ist dein, und freudig will
Für's Vaterland ich meine Tage opfern.
Ich schirmt' es lange, und will kühn mein Heer,
Den Schimpf zu tilgen, jetzt zur Rache führen,
Dem Tode trotzend auf der Bresche stehn,
Will siegen oder unter Trümmern sinken.

(Gedichtet nach der Niederlage von Kolin.)

[1]) Friedrichs des Großen Gedichte, vornehmlich aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges, ausgewählt und verdeutscht von Ferdinand Fehling. 56 Seiten. 1 Mark. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung. 1914.

[2]) Die Werke Friedrichs des Großen, für die Gegenwart herausgegeben und übertragen von Albert Ritter. Mit Bildern von Adolf von Menzel. Zwei Bände. 558 und 573 Seiten. 10 Mark. Berlin, Wilhelm Borngräber. 1915.

Hier ſpricht ſich auch ſein freudiger Stolz auf ſeine tapferen Truppen aus, die beſten Europas:

Der Römertugend darf ſich kühn vergleichen
Der Geiſt, der unſer Heer belebt.

Er konnte ſtolz darauf ſein; iſt er ſelbſt es doch geweſen, der ſeine Preußen mit Bewußtſein zu den Römern des Nordens herangebildet und ihnen jenen heroiſchen Geiſt eingehaucht hat, der den Soldaten ſeines Vaters trotz allen Drills noch fehlte[1]).

Beide Produkte — die Abhandlung und die Gedichte — laſſen uns übereinſtimmend einen Zug erkennen, der für ſein Weſen (und für das Weſen des Preußentums) konſtitutiv iſt: ſo ſehr Friedrich der Aufklärung angehörte, in dem entſcheidenden Punkt der perſönlichen Lebensauffaſſung ſteht er in ſchroffem Gegenſatz zu den übrigen Aufklärern; ſie ſind eudämoniſtiſch geſinnt, er verzichtet auf perſönliches Glück; Pflichterfüllung, Leiſtung und ſtete Arbeit für andere iſt ſein Leitſtern; nicht Epikur, ſondern Stoizismus und chriſtliche Ethik, die der Verächter chriſtlicher Dogmen ſtets aufs höchſte ſchätzte, ſind — in eigentümlicher Verſchmelzung — ſeine Lehr- und Lebensmeiſter.

Als Schriftſteller iſt Friedrich kein Klaſſiker, aber er iſt ein Klaſſiker der Tat, und ſeine Schriften dienen dazu, ihn uns als ſolchen verſtehen zu lehren. Die Abhandlungen und Dichtungen zeigen den Menſchen, die politiſchen, militäriſchen und regentenmäßigen Schriften zeigen ſein Werk. Sie, die dasjenige aus ſeiner Feder ſind, was dauernden Wert hat, füllen den größten Teil der vorliegenden Bände. Ihr Wert liegt in ihrem ſachlichen Gehalt, nicht in der ſchriftſtelleriſchen Leiſtung. Der Fachmann hat in ihnen das Wort. Aus der neueren Zeit ſind ſeinen Werken an die Seite zu ſtellen Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" auf der einen, Moltkes allerdings gleichfalls nicht ſehr bekannte Darſtellung des Krieges 1870—1871.

Daß gerade dieſe Werke ausgeſprochen ſachlichen Charakters jetzt in einer billigen Ausgabe weiten Kreiſen zugänglich gemacht werden (mit Verkürzungen) wird man als ein günſtiges Symptom des deutſchen Geiſteslebens begrüßen dürfen: der Deutſche fängt an, den großen König in ſeiner Einſamkeit aufzuſuchen und mit ihm in geiſtige Beziehung zu treten.

Auch das kann für die Erneuerung des Preußentums in dem oben angedeuteten Sinn nur förderlich ſein.

Gottfried Fittbogen.

[1]) Nebenbei ſei hingewieſen auf Band 24 von Voigtländers Quellenbüchern, der „Preußiſches Soldatenleben in der Fridericianiſchen Zeit" nach zeitgenöſſiſchen Quellen bequem zugänglich macht. (117 Seiten, 1 Mark.)

Schwediſche Stimmen zum Weltkrieg. Überſetzt und mit einem Vorwort verſehen von Dr. Friedrich Stieve. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Die bekannte Kundgebung der ſchwediſchen Aktiviſten liegt hier in gekürzter deutſcher Überſetzung vor — ein Dokument ſcharfen politiſchen Denkens und unerbittlichen Erkennens der politiſchen Wirklichkeit! Es geht der Phraſe in jeder Form unnachſichtig zuleibe, mag ſie nun auf politiſchem oder kulturellem Gebiete ſich breit machen. So betrachtet einer der Autoren den „Weltkrieg als Kulturkampf" und weiſt nach, was hinter dem Schlagwort „für Demokratie und Freiheit gegen den Völker unterdrückenden Militarismus" an wirklichen Kräften ſteht, weiſt nach, daß Frankreich ſeit Carnots Volksheeren der Gründer und hervorragendſte Repräſentant des modernen Militarismus iſt und auch in der Staatsverwaltung das Prinzip der Subordination einhält wie kaum ein zweiter Staat, weiſt nach, daß in keinem Lande die Politik ſo undemokratiſch gelenkt

wird, wie in dem oligarchischen England, und kein Land so wenig das Recht hat, gerade als Vertreter der kleinen Nationen aufzutreten. Diese Betrachtungen werden aber nicht im Tone moralischer Entrüstung angestellt, sondern in der ruhigen Erkenntnis der herben Wirklichkeit, die nun einmal nicht anders sein kann, in gerechter Würdigung der großen politischen Kräfte, die allen jetzt kämpfenden Mächten zur Verfügung stehen. In einem anderen Absatz hat eine andere Hand sicher und klar die Linien von Schwedens außenpolitischen Beziehungen zu Papier gebracht: das Schicksal, das Schwedens harrt, seit Finnland in Rußland einverleibt wird; die Notwendigkeit, gegen diese heranrückende östliche Übermacht Bundesgenossen zu haben; warum England und Frankreich diese Bundesgenossen nicht sein können (bittere Erfahrungen der „lyrischen" skandinavischen Politik mit diesen Westmächten); warum nur Deutschland als ein solcher Bundesgenosse in Betracht kommt. Ob es sich aber zu dieser Bundesgenossenschaft hergibt, wenn nicht auch Schweden seinerseits als Deutschlands Bundesgenosse sich betätigt? „Ein zukünftiger Vormarsch Rußlands gegen Narvik kann jedoch nicht als eine gegen Deutschland gerichtete Maßregel angesehen werden. Militärisch betrachtet dürfte es dieser Macht zum mindesten gleichgültig sein, ob sich am Ende des Weltkrieges Nordskandinavien in schwedisch-norwegischem oder in russischem Besitz befindet ... Es ist natürlich für Deutschland weniger unangenehm als für England, wenn in Nordnorwegen ein Kriegshafen angelegt und eine" — russische — „Flotte dort stationiert wird" ... „Deutschland hat sowohl moralisch wie taktisch vollen Grund, in Zukunft ein schwedisches ‚non possumus' mit denselben Worten zu beantworten, wenn die Zeit der Friedensverhandlungen herannaht." Den Unterbau zu dieser zwingenden Schlußfolgerung errichtet der gleiche Verfasser mit einer unumstößlichen Darstellung der Eintreisungspolitik (in deren Rahmen er die Loslösung Norwegens von Schweden überzeugend als einen Akt der englischen Staatskunst schildert) — eine Darstellung, wie sie erschöpfender und treffender von neutraler Seite wohl nirgends erschienen ist (außer von M. P. C. Valter). Eingeleitet wird das Buch durch zwei nicht minder großzügige Darlegungen anderer Verfasser, die Schwedens Stellung und Aufgaben innerhalb Europas und innerhalb des Skandinaviertums beleuchten — überall die klare Erkenntnis, daß Rußland der gefährliche, stetig vordringende Feind gegen Schweden ist! — und klingt aus mit dem Wunsche, daß das schwedische Volk aufhören müsse, Gefühlspolitik für diesen oder jenen Kriegführenden zu treiben, und beginnen, die Notwendigkeiten einer schwedischen Realpolitik zu erkennen, damit das Land durch rechtzeitige politische Stellungnahme Sicherheit gewinne „vor der rücksichtslosen Gewalt", die sich schon bis dicht an seine Grenzen herangeschoben hat. Der Schwung des Ganzen reißt den Leser über vereinzelte Unebenheiten der Übersetzung hinweg (vielleicht nur Druckfehler). Auf S. 52 stände für „Dybböl" wohl besser das den Deutschen alleinverständliche „Düppel" und für das oft verwendete „außerpolitisch" besser das weniger zweideutige „außenpolitisch". *evs.*

Der Kaisergedanke. Von Alfons Paquet. 200 S. Frankfurt a. M., Rütten und Loening. 1915.

Sieben Aufsätze vereinigt der Verfasser in dem vorliegenden Buch, von denen vier bereits vor dem Kriege entstanden sind: der Kaisergedanke, die Frage nach dem Sinn, die Kirchen im Morgenland, der große Gedanke der Missionen. Dazu kommen drei neue: das neue Deutschland, Christus Antichristus, Worte der Engel. Gleich so vielen Deutschen sieht auch Paquet in dem Weltkriege nicht nur einen Kampf um die politische Macht, aus dem die Einheit Europas entweder durch ein führendes oder durch ein zertrümmertes Deutschland hervorgehen werde, sondern auch einen Kampf um die Totalität der geistig-sittlichen Kultur. Denn wenn er mit der Vernichtung Deutschlands geendigt hätte, dann wäre auch die Zeit der Erhebung vor hundert Jahren, d. h. der klassische Idealismus in den Abgrund gerissen worden, gerade jener Wesensinhalt, der unsere Kultur von der unserer Gegner im letzten Grunde unterscheidet. So wagt Paquet den Satz hinzustellen: „Es handelt sich um den Krieg des Sittlichen im Wesen der Deutschen gegen das Amoralische im Wesen ihrer Widersacher." Freilich dieses neue Sittliche muß erst geboren werden: „Deutschland trägt gewiß einen neuen Menschen in seinem Schoß," darum erleben wir allein den Krieg tragisch. Die höchste Spitze dieses neuen Menschen sieht Paquet in dem „imperator pacificus", in der Verwirklichung des Kaisergedankens, des Imperiums als eines sittlichen, nicht politischen Universalreiches Europas von den Fluten des Ozeans bis zu seiner Ostgrenze, der Linie von Danzig bis Triest, die den nahen Orient als das umstrittene Gebiet im Westen beschließt, während im fernen Ostasien ein neues Imperium sich erhebt; als drittes gesellt sich dazu Amerika. Aber neben diesem Kaisergedanken steht ein zweiter, der Christusgedanke. Ausgehend

in erster Linie von den christlichen Sekten, wird er alle Konfessionen erfassen und umgestalten, ohne ihnen ihre Besonderheit zu nehmen. Erst dann wird die Mission ihre rechte Gestalt annehmen, wenn die christlichen Völker, im Gefühl der Beschämung ihrer Schuld, Ordnung und Gerechtigkeit unter sich in einem Maße hergestellt haben, wie es vorher nicht der Fall war. So bedeutet der Weltkrieg eine Katastrophe, die zum Guten führen muß. Das Ganze eine Zukunftshoffnung, der man wohl zustimmen möchte, aber dem hohen Idealismus fehlt die realistische Grundlage, der Wirklichkeitssinn, und nur auf einer sachlichen Vereinigung beider, die in den schöpferischen Naturen Gestalt gewinnt, wird sich die zukünftige geistige und politische Konsolidierung Europas vollziehen können. *uz.*

Vom gesicherten und ungesicherten Leben. Ernste Plaudereien von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel und Cie. 1915.

Als ich den Titel las, berührte es mich wie ein elektrischer Funke; war da eine Sicherung durchgebrannt, gab es etwa Kurzschluß, Feuersgefahr oder andere zündende Überraschungen? Nichts von alledem; die Schlüsse, die Georg Hermann zieht, gehören zu den langatmigen, ungefährlichen, gesicherten, aus denen keine einzige wahre Flamme uns entgegenschlägt. Es sind bloß dialektische Kunststücke, ungelöste Widersprüche, an den Haaren herbeigezogene Vergleiche, auf den Kopf gestellte Behauptungen, die sich zu keiner philosophisch-ästhetischen Erkenntnis durchgerungen haben. Man denkt unwillkürlich dabei an Kegelkugeln, die durch die Bahn sausen, ohne das aufrechte Spiel umzuwerfen. Und Spiel ist alles in diesen ernsten Plaudereien, freilich kein Spiel für Kinder, für welche das Beste gerade gut genug sein soll, sondern ein Spiel für erwachsene, moderne, internationale Menschen, die ohne Hermann nicht wissen würden, warum sie auf der Welt sind. Die Dichtkunst, gerade so wie die Geschichte, hat ihr Janushaupt, sie schaut vorwärts und rückwärts ins Leben. So sehr sich nun auch Hermann gegen diese Rückblicke sträubt, so eifrig er dem modernen Naturalismus das Wort redet, die alten Vorbilder beiseiteschiebt und sogar von der Sprache behauptet, sie müsse mindestens alle dreißig Jahre neu belebert werden, denn es wäre „unglaublich, wie farblos, klanglos, trivial, inhaltlos und unwahr Worte vom längeren Gebrauch würden"!!!, so wählt er doch gerade, sich selbst zum Trotz, die altmodischsten Stoffe und malt uns Biedermeierbilder in höchst sentimentaler Jean Paulscher Manier. Und das Publikum, dem er in seinen ernsten Plaudereien den Naturalismus erpreist, als wäre es ein vom Himmel gefallener Stern, läßt sich die ganz entgegengesetzten Jean Paulschen Reminiszenzen gern gefallen, freut sich daran, ohne zu bemerken, daß es nachgemachte Edelsteine sind. — Hermann fehlt eben der historische Sinn. Vor allem fehlt ihm der Sinn für Tradition; darum stellt er eine internationale Literatur über eine nationale. Schriftsteller ohne Tradition sind wie Blumen ohne Stengel; ein jeder kann sie mit einer Stecknadel ins Knopfloch stecken, oder auf Draht ziehen, sie duften nicht und welken schnell. *Bo.*

Die Heilige. Erinnerungen der Agnes Günther. Von Karl Josef Friedrich. Gotha, F. A. Perthes, A.-G. 1915.

„Die Heilige und ihr Narr" — ein Buch, dessen Mängel auch dem Einfachsten zum Bewußtsein kommen und dessen Zauber auf gleichgestimmte Seelen so mächtig wirkt, daß es eine Gemeinde um sich gesammelt hat. Von der Verfasserin, Agnes Günther, wußte man nur, was eine kurze Notiz mitteilte. Mit einer geringfügigen, demselben Ideenkreis angehörenden Ausnahme[1]) blieb ihr erstes auch ihr letztes Buch. Während sie noch mit Revision des Textes beschäftigt war, entführte sie der Tod in das Traumland, das sie mit der Wirklichkeit verwebt hatte. Auch das erschien so natürlich, daß man es nicht zu beklagen wagte: wer seine innerste Seele zu enthüllen vermochte, hatte der Welt kaum mehr besseres zu sagen. Um so lebhafter machte sich der Wunsch geltend, über die äußeren Lebenslose Agnes Günthers Genaueres zu erfahren, und in dieser Erwartung griff man zur Schrift Friedrichs. Die erste durch sie hervorgerufene Enttäuschung betrifft das mit seiner Unterschrift gezeichnete Bild der Dichterin. Man kann nur hoffen, daß das in demselben bekundete Unvermögen auch jede Ähnlichkeit mit dem Original ausschließt, das man sich anders gedacht hat und zu dessen Wiedererweckung jede Photographie mit Dank entgegengenommen würde. Ähnlich steht es mit dem Inhalt der Schrift. Er erzählt von den jugendlichen Visionen seiner Heiligen, von Gesichten, in denen Seelen aus Vergangenheit und Zukunft mit der übrigen sich verbanden und längst Gelittenes noch einmal durchleben ließen „in der Freundschaft der Geister". Vom Erlebten nur nebenbei, „von sehr wilden Jungen," den übrigen, wie wir vermuten? Die

[1]) Agnes Günther: „Die Hexe, die eine Heilige war."

phantastische Welt, in die er mit ihr sich versenkt, geht an der Prosa des Alltags vorüber und verirrt sich in Stilübungen wie Seite 28: „Du Heitre, ich sehe dich noch, du tratst in die Stube, und auf einmal war Sonne im Zimmer. Du wiesest schmerzlich einen zerrissenen Strumpf in die Höhe und ließest dich seufzend auf einen Stuhl nieder, wo du sorglich zu stopfen begannst, aber dabei sprachst du ein Frühlingsgedicht usw." Hier gleitet das Mystische ins Komische; ungleich derjenigen, die es wagen durfte, den Ton ungestraft anzuschlagen, versagt er bloßer Nachahmung und schlägt um in leeres Pathos: „So war die Geliebte, daß nur das Ansehn ihrer Hände uns hinriß in Anbetung, wir wagten kaum den Blick zu ihrer Stirn zu erheben, denn von ihrer Stirn fiel leuchtend unsre Vernichtung usw. usw." Was würde Agnes Günther über solche Huldigungen denken? Ihr Wert wird sie überdauern, aber auch sie wäre zum Ausruf berechtigt: Gott schütze mich vor meinen Freunden. *βμ.*

Heinrich Schön jun. Roman von Georg Hermann. Berlin, Egon Fleischel und Cie. 1915.

Merkwürdig, wie die Romane Georg Hermanns kleinen deutschen Hoftheatern gleichen, an denen stets dieselben alten Schauspieler in den verschiedensten Rollen Verwendung finden. Auch in Heinrich Schön jun. grüßen uns alte Bekannte, die mit Havelwasser getauften Geberts; nur daß die Hauptrolle diesmal dem Manne zufällt, statt, wie in Jettchen Gebert, der unglückseligen Biedermeierheldin! Das stilvolle Wort scheint für Hermann erfunden zu sein; ich bin mir nur noch nicht klar darüber, ob er mehr Bieder oder mehr Meier ist, hoffe jedoch, daß eine Fortsetzung Heinrich Schöns, die vielleicht „Frau Antonie Schön" heißt, mich darüber aufklären wird. Hermann tut sich selbst unrecht, wenn er in seinen sehr offenherzigen „Ernsten Plaudereien" behauptet, daß ihm nie so elend, so ausgepumpt, so hoffnungslos zumute sei als nach Vollendung eines Buches; dies kann schon deshalb nicht stimmen, weil er sich sofort vom gleichen Stoffe, den er augenscheinlich auf Lager hat, einen zweiten und dritten Roman zurechtschneidert. Die Seiden- und Samtmanufaktur liegt ihm besonders gut; gleich wie die Dynastie Gebert in Berlin, so handelt auch die Dynastie Schön in Potsdam mit diesen schimmernden, gleißenden, weichen und verführerischen Dingen, und man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn sogar himmelblaue Seidenschals, graue durchsichtige Florkücher, grüne Atlasgürtel und gelbe Samtbordüren sich in die Naturschilderungen einschleichen, als wäre die Gegend eine Modenauslage im Warenhause. Vielleicht hat das soweit Berechtigung, als jeder Autor die Natur aus seinem Gesichtswinkel ansieht; was aber keine Berechtigung hat, das ist die mechanische Weberei der Charaktere, die er uns als Menschen von Fleisch und Blut, Geist und Herz vorzuführen wagt. Das Haus der Schöns in Potsdam, in dem sich die Don-Carlos-Tragödie nach berühmtem Muster abspielt — denn Heinrich Schön liebt seine junge, reizende Stiefmutter Antonie Schön, geborene Arnstein, deren Perlmutterteint und Kolibrigefieder (figürlich gesprochen) es ihm angetan haben, und da er nebenbei mit dem blonden, blauäugigen Geheimratstöchterlein Hannchen von Mühlensiefen verlobt ist und außerdem sich noch unnötigerweise in die Netze eines Fischermädchens verstrickt hat, so geht er an diesen drei verschiedenen Lieben ziemlich unmotiviert und ohne das Bewußtsein seiner selbst wiedererlangt zu haben zugrunde: das Haus der Schöns, wie gesagt, mit seinen seidenen Tapeten, seinen Moderateurlampen, den königlichen Porzellantassen und -tellern, den silbernen Armleuchtern und Salzfässern, den steifbeinigen Kanapees und gebauchten Kommoden mag echt sein, seine Bewohner und Gäste sind es nicht. Wie die Rüben Rübezahls, mit denen der verliebte Berggeist der entführten Prinzessin aufwartete und die nach wenigen Stunden Leben zu dem zusammenschrumpften, was sie vorher waren, seelenlose Küchengewächse, so welken und verdorren uns die Gestalten unter den Händen, der naturalistischen Darstellungsweise, auf die der Autor sich soviel einbildet, zum Trotz. Etwas mehr Genauigkeit könnte man vom Naturalismus schon verlangen; daß ganz bekannte Bücher dreißig und mehr Jahre vordatiert werden, nimmt einen wunder, und daß ein Gardeleutnant in Potsdam im Jahre 1844 Gedichte à la Herwegh macht, ist auch nicht wahrscheinlich; aber bei dem systematischen Durcheinanderschütteln von Gedanken und Begebenheiten — man schaut unwillkürlich nach der Decke, ob da etwa ein Ventilator den Staub aufwirbelt — können solche Sachen vorkommen. — Hermann nimmt sich heraus, von Schiller zu behaupten, seine Dichtung sei Literatur, hergestellt auf kaltem Wege. „Der allein besitzt die Musen, der sie trägt im warmen Busen," möchte man ihm antworten. Gerade was historische Pietät anlangt, könnte er von unserem edelsten Dichter lernen. Nur macht man es sich als literarischer Parvenu bequemer. Erinnerungen sind eben ein Privilegium edler Naturen, gemeine Menschen haben bloß eine Vergangenheit. *βσ.*

Taſchenbuch für Bücherfreunde. Herausgegeben von Rudolf Greinz. Leipzig, Verlag L. Staackmann.

Dieſe in zweiter Folge erſchienene Ausleſe aus den neueſten Werken der Autoren des gleichen Verlags ſetzt ſich zum Zweck, Tauſenden über Schmerz und Sorge hinwegzuhelfen und ihnen Freude und Zuverſicht zu bringen in ſchwerer Zeit, nach der bekannten Erfahrung, daß ein gutes Buch ein guter Freund iſt. Unterſcheidungen zu treffen oder an einzelnem Kritik zu üben, iſt durch die Art des Gebotenen ausgeſchloſſen. Nur ſoviel ſei geſagt, daß der Zweck, angenehm zu zerſtreuen, durch die Epiſode aus der Geſchichte eines verbummelten Studenten zum Beiſpiel, die Rudolf Haas humorvoll erzählt, ungleich beſſer erreicht wird, als durch Th. H. Mayers finſtere Novelle „Expreßzug Wien—Nizza". In dieſen Tagen überbietet die Wirklichkeit die Schreckbilder der Phantaſie. Wenn wir Muße haben, in ihr Reich zu flüchten, ſind wir doppelt dankbar für etwas Sonnenſchein. *Fl.*

Menſchen von geſtern. Ein Berliner Roman von Kurt Münzer. Dritte Auflage. München, Georg Müller.

In einem reizenden Luſtſpiel Guſtav von Moſers und Kadelburgs tut eine Gutsbeſitzerin den klaſſiſchen Ausruf über Berlin: „Gott ſei Dank, keine Spur von Ozon!" Über den Berliner Roman Kurt Münzers möchte man ausrufen: „Gott ſei Dank, keine Spur von Naivität!" Nur die Großſtadt iſt imſtande, ſolche Großſtadtpflanzen zu zeitigen, wenn ſie nämlich wirklich das iſt, was der Autor aus ihr machen will, ein überbeiztes Treibhaus für künſtliche, abnorme und giftige Gewächſe. Wir dürfen jedoch annehmen, Berlin bringe auch noch anderes hervor, in reſtloſer Arbeit, in unentwegtem Fleiß, in fortſchreitender Kultur ſtreue es den fruchtbringenden Samen aus übers ganze, große deutſche Vaterland. Dieſen deutſchen Samen vermißt man in den „Menſchen von geſtern", die uns anmuten faſt wie ein franzöſiſcher Sittenroman in einer deutſchen Überſetzung. Die Frauen beſonders erinnern an die eleganten, kapriziöſen, nichtswürdigen Heroinen eines Henri Bernſtein, nur macht ſich die Pariſer Frivolität auf einer Pariſer Bühne entſchieden beſſer. Nicht einmal Anna Tobien, die Gattin des berühmten Chirurgen und Charitéprofeſſors Tobien, um deren Seelenzuſtände ſich die ganze Handlung dreht, iſt deutſch; in ihrer kalten Leidenſchaftlichkeit hat ſie etwas Ibſenſches, etwas wie die Frau vom Meer. Ihr Schrei nach dem Kinde wirkt abſtoßend, abſtoßender freilich noch das wilde Sichauflehnen der ſchönen Schweſter Helene d'Arville gegen ein unerbittliches Naturgeſetz. Salomos Weisheit, Salomos Schwert allein könnte Ordnung ſchaffen in dieſen verirrten und verwirrten Weiberherzen, die den Kompaß verloren haben. Und die Männer ſind ſo wenig intereſſant, vom verführeriſchen, ewig blumenſpendenden, blumennickenden Pariſer Architekten Gaſton d'Arville, dem nüchternen, pflichtgewohnten, an allen Blumen des Daſeins achtlos vorübergehenden Profeſſor, Geheimrat, ſpäter Exzellenz von Tobien, dem Zyniker Alexander Leyden, der ſich in Hamletſche Falten drapiert, die Frauen haßt und an ihnen verblutet, dem ruſſiſchen Arzt und Schwärmer Steinberg, dem wir die Genialität nicht recht glauben wollen, bis auf den Schwächling Thomas, Annas und Helenens Bruder, der ein unſchuldiges Mädchen liebt und es doch zugrunde gehen läßt, ſtehen ſie alle da ohne innere Notwendigkeit, nicht Menſchen von geſtern, nur Schatten. Das Herzblut des Dichters, womit er ſeine Geſchöpfe belebt, haben ſie nicht getrunken. Es tut einem nicht einmal leid, daß die eiſernen Fäuſte des Krieges in dieſe Sippe fahren und all der Schmerz, die Luſt zerſtiebt. Möchten die Menſchen von morgen nichts, aber auch nichts mit dieſen Masken von geſtern gemein haben. *Bo.*

Moltke. Ein Lebensbild für das deutſche Volk. Von A. v. Janſon. 251 S. Berlin-Wien, Ullſtein und Co. 1915.

Moltke. Von Franz Carl Endres. Aus Natur und Geiſteswelt, Band 415. 94 S. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1913.

Beide Lebensbeſchreibungen des größten deutſchen Feldherrn im neunzehnten Jahrhundert wollen grundſätzlich dem Kriegshiſtoriker nichts Neues, keine neuen Unterſuchungen bieten, ſondern ſich aufbauend auf dem geſamten Quellenmaterial und den bisherigen kritiſchen Darſtellungen, Leben und Taten Moltkes den weiten gebildeten Volksklaſſen nahe bringen. Sie erfüllen ihren Zweck vortrefflich. Immer wieder bewundert der Leſer jene vollendete Harmonie zwiſchen einer ſtarken realiſtiſchen Auffaſſung der Verhältniſſe, dem ſtarken Wirklichkeitsſinne, und dem ſittlichen Idealismus, der die Dinge ſeinem Willen einzuordnen, den Zwecken des Vaterlandes dienſtbar zu machen verſteht. Durch

diese Einheit gewinnen seine Anschauungen über die Strategie den Eindruck des absolut Überzeugenden, des inmitten der geschichtlichen Welt Stehenden, des Lebendigen. So stark nach Moltkes Persönlichkeit das Leben eine Idee war, so fremd blieb ihm allezeit doch das Phantastische, das rein Theoretische. Er gehört damit in die Reihe des klassischen Idealismus, übersetzt ihn, noch stärker als Clausewitz, auf das Gebiet der Kriegswissenschaft. Aber er ist auch als Mensch, als Deutscher durchaus ein bewußter Verkündiger jener größten Zeit unseres Geisteslebens; ein geschichtlicher Zusammenhang, der bei Janson namentlich in seinen Schlußkapiteln erfolgreich zum Ausdruck kommt. Darin steht Moltke in völligem Gegensatz zu Bismarck, in dem die gigantische Leidenschaft des persönlichen Eigenbewußtseins das geschichtlich Gegebene zurückdrängt. Durch jene höchste Verbindung des Beruflichen und des Menschlichen gehört Moltke zu den Erziehern des deutschen Volkes, zu seinem unvergänglichen Besitz, den es sich in den schweren Tagen der Entscheidung von neuem erwerben muß. *ux.*

Richard Wagner. Sein Leben und Schaffen. Von Gustav Ernest. VIII und 537 S. 8°. Berlin, Georg Bondi. 1915.

Über die lauliche und charakterlose Haltung der achten Sammlung von Herders Briefen zur Beförderung der Humanität äußerten sich Goethe wie Schiller ziemlich absprechend, und Goethe sprach hierbei den allgemeinen Grundsatz aus: „Wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Teilnahme, mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht wert ist." Diese Maxime hat Gustav Ernest seinem Buche als richtunggebenden Leitsatz vorangestellt. Man kann sie gelten lassen, denn liebevolle Teilnahme und Enthusiasmus zeichnen die Darstellung in hohem Maße aus, Parteilichkeit wäre aber nur insofern zu bemerken, als der Enthusiasmus überhaupt in gewissem Sinne parteiisch ist, sonst hat sich der Verfasser gerade bemüht, Wagner möglichst unbefangen anzuschauen und ihn, soweit das jetzt schon möglich ist, in geschichtlicher Perspektive zu sehen. Es gibt Leute, die einem neuen Werk über einen bekannten Künstler nur dann Berechtigung zuerkennen, wenn es auch neue Tatsachen bringt, wenn es in diesem Fall zum Beispiel bewiese, daß Wagner nicht 1813, sondern 1814 geboren wäre, oder daß er am 30. Mai 1859 zum Morgenkaffee nicht den gewohnten Zwieback, sondern Weißbrot mit Pflaumenmus gegessen hätte. Für solche Materialanbeter ist Ernests Buch nicht geschrieben, denn es beackert nicht Wagners viel durchpflügtes Leben aufs neue, um irgendein vergessenes Krümchen beizubringen, es ist neu in ganz anderer Art: es ist neu wie jedes Werk, in dem ein Künstlergeist Menschen und Dinge mit warmer Liebe sich zu eigen gemacht und das also Erkannte und Erworbene in selbständiger Weise dargestellt hat. Denn selbständig und mit dem Griff einer kräftigen Persönlichkeit wird hier das Problem Wagner angefaßt. Sein menschliches und künstlerisches Wesen verschmelzen in eins. Ernest geht nicht so vor, daß er erst das Leben erzählt und dann die Kunstwerke bespricht und auf die Schriften hindeutet, sondern er schildert uns, wie Wagner in jedem Lebensabschnitt beschaffen war, in welchen Umständen er lebte, welches seine Anschauungen waren, und welche Werke er aus ihnen heraus geschaffen hat. So zieht alles in lebendigem Fluß an uns vorüber; wir erleben gewissermaßen die Wandlungen Wagners mit und dringen bis zu den Wurzeln seines Kunstschaffens vor. Ein besonderes Verdienst hat sich Ernest dadurch erworben, daß er ausführlich auf Wagners Schriften eingeht, sie zergliedert und ihren wesentlichen Inhalt angibt — eine ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe, der sich die meisten Wagner-Biographen bisher entzogen haben. Ein besseres volkstümliches Buch zur Einführung in Richard Wagner als dieses gibt es bis jetzt nicht. Wer an seiner Hand Wagners Werke studiert, wird einen Schatz an künstlerischer Einsicht gewinnen, und daneben wird er die Persönlichkeit Wagners verstehen lernen, die mannigfachen Widersprüche seines Charakters werden sich ihm in der Einheit einer großen Menschenerscheinung auflösen, und vielleicht keimt dann aus solchem Verstehen auch Liebe auf. Das wäre das schönste Ergebnis, das der Autor sich wünschen könnte. *xp.*

Louis Ferdinand, Prinz von Preußen. Von Elisabeth Wintzer. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1915.

Dieses Buch, als Musikerbiographie erschienen, gibt mit wenigen, treffenden Strichen ein Bild des reichbegabten Künstlers und Helden, den man unter die fürstlichen Romantiker rechnen muß, ohne ihm jedoch ein positives Erfassen der großen Weltereignisse absprechen zu können. Auf der Schwelle des neunzehnten Jahrhunderts steht der in Vorzügen und Fehlern durch und durch moderne Mann, der geniale und vor-

urteilslose Freund Beethovens und der Rahel, und mit den leuchtenden Augen, die an seinen Oheim Friedrich den Großen gemahnen, schaut er prophetisch in Deutschlands Zukunft. Wie er als Komponist das gewählte Thema symphonisch zu verarbeiten pflegte und in seinen Trios und Quintetten die Saiteninstrumente dem Klavier, das er meisterhaft beherrschte, unterzuordnen verstand, so gingen auch seine politischen Träume dahin, Preußens dominierende Stimme im Weltenkonzert nicht verhallen zu lassen. Er hoffte auf nichts Geringeres, als auf das jetzt Tatsache gewordene Bündnis Preußens mit Österreich, eine Erhebung ganz Deutschlands gegen den gemeinsamen Feind. Er durfte es nicht erleben. Mit einer schrillen Dissonanz zerrissen die künstlerischen Harmonien dieser Feuerseele; das Schicksal, das den Menschen erhebt, indem es den Menschen zermalmt, ließ ihn bei Saalfeld zu früh den Heldentod finden; aber die ritterliche Gestalt des Vielgeliebten lebt fort in der Geschichte. *pg.*

Richard Wagner und der heilige deutsche Krieg. Von Professor Dr. R. Sternfeld. Oldenburg, Gerhard Stalling.

Ein Wagner-Buch Richard Sternfelds, des bekannten feinsinnigen Wagner-Forschers, wird immer als eine willkommene Gabe begrüßt werden. Der Verfasser wollte uns in seiner von echtester Begeisterung getragenen Arbeit Wagner als Deutschen schildern und hat aus den Dichtungen und Schriften des Meisters alles beigebracht, was diesem Zweck dienen kann. Wie harte Worte Wagner bisweilen auch für sein Vaterland hatte, geliebt hat er es doch mit allen Fasern seines Herzens. Sein Groll über die mannigfachen Enttäuschungen, die es ihm bereitet, war nur der Ausfluß der hochgespannten Erwartungen, die er von ihm hegte, Erwartungen, für deren Berechtigung er selbst mit seinem selbstlosen Idealismus, seiner zielsicheren Ausdauer, seiner opferfreudigen Kampfeslust der schlagendste Beweis ist. Wie aus dem aktuellsten Zeitempfinden herausgeschrieben erscheinen die Worte, in welchen König Heinrich im „Lohengrin" sein Volk zum Kampf gegen die Scharen, die von Osten her sein Reich bedrohen, aufruft, wie ein Symbol echten Deutschtums das Siegfriedschwert, vor dem freudloser Besitzdünkel ebensogut wie feige Hinterlist vergehen müssen. So ist das an Anregungen überreiche Buch doppelt dankenswert in einer Zeit, in der deutsches Wesen der schwersten Probe, die es in seiner langen, wechselnden Geschichte zu bestehen hatte, unterworfen ist. Jenes tiefempfundene Mahnwort Wagners im Entwurf zum „Wieland der Schmied": „O einzig herrliches Volk! Schmiede deine Flügel und schwinge dich auf!" ist bereits zur Wahrheit geworden, und voller Zuversicht dürfen wir der Erfüllung der Prophezeiung Lohengrins entgegensehen: „Nach Deutschland sollen noch in fernsten Tagen des Ostens Horden siegreich niemals zieh'n!" *ei.*

Afrikanische Köpfe. Charakterskizzen aus der neueren Geschichte Afrikas von Carl Peters. Männer und Völker. Berlin-Wien, Ullstein und Co. 1915.

Es sind vielgenannte, zumeist aber nur wenig bekannte Charaktere, deren Wesen und Werden und deren Bedeutung für die politische und wirtschaftliche Erschließung Afrikas uns hier in kurzen, aber sehr anschaulichen und eindrucksvollen Skizzen dargestellt wird: Paul Krüger, der schlichte, bibelgläubige Bauer und berechnende Staatsmann, Cecil Rhodes, der Imperialist und Minenspekulant, Kaiser Menelik der Zweite, der Negerdespot, der mit größtem Eifer und Geschick sein Volk zu europäisieren gesucht hat, Emin Pascha, der jüdisch-deutsche Gelehrte und der Kaufmann auf dem Königsthrone. Sie alle sind merkwürdig zusammengesetzte Naturen und doch nicht problematisch im Goetheschen Sinne, sondern wie Bronze markant und aus einem Guß: sich selbst und ihrem Werk genug. Kein Berufenerer als der Schriftsteller und Eroberer Carl Peters hätte sich an die schwierige psychologische Aufgabe wagen können, sie uns in ihrem Denken und Handeln nahezubringen. Von seinen auf den Weltkrieg bezüglichen Bemerkungen verdient die folgende besondere Beachtung: „Menelik besaß hunderttausend Soldaten außer einer starken Reserve. Die Italiener haben diese Waffe 1896 bei Adua zu spüren bekommen, und es ist sehr wunderbar, daß die kaiserlich deutsche Regierung nicht versucht, sich diese Beihilfe jetzt für den gegenwärtigen Weltkrieg zu sichern. Ich glaube, Abessinien würde, falls es auf unsere Seite treten würde, den Krieg um Ägypten und den Sudan entscheiden können. Sehr wohl würde ein geschickter Unterhändler es fertig bringen, diese Kraftmasse gegen die Italiener bei Massauah und die Briten in Berbera und im Sudan in Bewegung zu setzen." *ew.*

Literarische Neuigkeiten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Februar zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abert. — Johann Joseph Abert (1832—1915). Sein Leben und seine Werke. Mit einer Reihe bisher unveröffentlichter Briefe von Dichtern und Musikern und einem Exkurs über die große französische Oper. Von Hermann Abert. Mit zwei Bildnissen. 216 S. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1916.

Abraham. — Abraham a Sancta Clara. Ausgewählt und eingeleitet von Richard von Kralik. 88 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Avenarius. — Das Bild als Verleumder. Beispiele und Bemerkungen zur Technik der Völker-Verhetzung. Von Ferdinand Avenarius. Mit 72 Abbildungen. 78 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Bataillonskommandeur. — Mit unsern Mörsern gegen Ost und West. Aus dem Kriegstagebuch eines Bataillonskommandeurs. Mit 9 Abbildungen. 116 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1916.

Benz. — Blätter für deutsche Art und Kunst. Herausgegeben von Richard Benz. Zweites Heft. 81 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Bezzel. — Bismarck und das deutsche Gemüt. Von Oberkonsistorial-Präsident D. Dr. von Bezzel. 26 S. München, Paul Müller. 1916.

Bischoff. — Die unsichtbare Kirche. Ein Grundgebot deutscher Zukunft. Von Diedrich Bischoff. 112 S. Leipzig, Bruno Zechel. 1916

Blei. — Über Wedekind, Sternheim und das Theater. Fünfzehn Kapitel. Von Franz Blei. 131 S. Leipzig, Kurt Wolff. 1915.

Blunck. — Sturm überm Land. Gedichte der Kriegszeit. Von Hans Fr. Blunck. 83 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Braun. — Beethoven im Gespräch. Mit einem Nachwort von Felix Braun. 104 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Briefe. — Briefe aus dem Felde 1914/1915. Für das deutsche Volk im Auftrage der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Museum zu Berlin herausgegeben von Professor Dr. O. Pniower u. a. 798 S. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. 1916.

Brockhaus. — Deutsche städtische Kunst und ihr Sinn. Von Heinrich Brockhaus. Mit 111 Abbildungen. 222 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1916.

Bröger. — Kamerad, als wir marschiert. Kriegsgedichte. Von Karl Bröger. 47 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Claſſen. — Die deutsche Familie und der Krieg. Von Walther Claſſen. 15 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Conrad. — Unser Conrad. Ein Lebensbild, dargestellt von einem Österreicher. Mit vielen Tafeln und Bildern. 116 S. Wien, Hugo Heller und Cie. 1916.

Delbrück. — Göttliche Vorsehung oder Zufall im gegenwärtigen Kriege? Betrachtung von Kurt Delbrück, Pfarrer an der Paul-Gerhardt-Kirche in Berlin-Schöneberg. 37 S. Halle (Saale), Richard Mühlmann (Max Grosse). 1915.

Diercks. — Hie Allah! Das Erwachen des Islam. Von Dr. G. Diercks. 80 S. Berlin, Karl Curtius. 1914.

Doerkes. — Das Ende des Dreibundes. Nach diplomatischen Aktenstücken und Quellen. Von Dr. Wilhelm M. Doerkes-Boppard. 142 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1916.

Eckſtein. — Comenius und die Böhmischen Brüder. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Eckstein. 79 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Eidam. — Der Weltkrieg 1914—15, für die Bürgerschule und die Oberklassen der Volksschule zusammengestellt von Konrad Eidam, Bürgerschuldirektor. 19 S. Prag, A. Haase. 1915.

Feldbücher. — Deutsche Feld- und Heimat-Bücher. Herausgegeben vom Rhein.-Mainischen Verband für Volksbildung. Band 1. Mathematik im Kriege. Von Dr. P. Riebesell. 40 S. Band 2. Physik im Kriege. Von Dr. Fr. Gagelmann. 32 S. Band 5. Natur und Krieg. Von W. Henze und Fr. Gagelmann. 46 S. Band 6. Freund und Feind in der Geschichte. Von Prof. Dr. Paul Collischonn. 37 S. Band 8. Die Entstehung des Weltkrieges. Von Hanns Altmann. 44 S. Band 9. Das deutsche Heer. Von Franz Carl Endres. 38 S. Band 10. Die Mobilmachung des Geldes. Von Prof. Dr. Paul Arndt. 46 S. Band 14. Die Kriegsfürsorge. Von A. Liebrecht. 37 S. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Floericke. — Bulgarien und die Bulgaren. Von Dr. Kurt Floericke. Mit 1 Übersichtskarte und 26 Abbildungen. 92 S. Stuttgart, Franch'sche Verlagshandlung. O. J.

Friedrich. — Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, „der Landsknecht". Bilder aus Alt-Österreich. Ausgewählt und eingeleitet von Helene Bettelheim-Gabillon. 72 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Fulda. — Deutsche Kultur und Ausländerei. Von Ludwig Fulda. 32 S. Leipzig, S. Hirzel. 1916.

Gomoll. — Im Kampf gegen Rußland. Von Wilhelm Conrad Gomoll, Kriegsberichterstatter des Gr. Hauptquartiers Ost. 179 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1916.

Gürtler. — Unsere Handelsbilanz 1909—1913 in systematischer Warengruppierung. Berechnet und mit einer Einleitung versehen von Dr Alfred Gürtler, Professor der Statistik an der k. k. Karl-Franzens-Universität in Graz. 102 S. Graz, Leuschner und Lubensky's Universitäts-Buchhandlung. 1916.

Hagen. — Geschichte und Bedeutung des Helgolandvertrages. Von Dr. Maximilian von Hagen in Berlin. 60 S. München, F. Bruckmann A.-G. 1916.

Hauff. — Die unterseeische Schiffahrt, erfunden und ausgeführt von Wilhelm Bauer. In geschichtlicher und technischer Hinsicht auf Grund authentischer Urkunden und Belege dargestellt und mit Andeutungen über weitere Erfindungen Bauers versehen von Ludwig Hauff. 78 S. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. 1915

Helfferich. — Kriegsfinanzen. Zweiter Teil. Reichstagsreden am 20. August und 14. Dezember 1915. Von Dr. Karl Helfferich, Staatssekretär des Reichsschatzamts. (Der Deutsche Krieg, Heft 69.) 49 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Heynen. — Diltheys Psychologie des dichterischen Schaffens. Von Walter Heynen. 53 S. Halle a. S., Max Niemeyer. 1916.

Hirsch. — Die eiserne Front im Westen. Aus der Mappe eines Kriegsberichterstatters im deutschen Großen Hauptquartier. Von Julius Hirsch. 154 S. Leipzig, Hesse und Becker Verlag. 1916.

Hirschfeld. — Kriegspsychologisches. Von Dr. Magnus Hirschfeld in Berlin. 32 S. Bonn, A. Marcus u. E. Webers Verlag. 1916.

Irresberger. — Das Deutsch-Österreichisch-Ungarische Wirtschafts- und Zollbündnis. Eine Studie, mit besonderer Berücksichtigung des österreichisch-ungarischen Standpunktes. Von Ingenieur Carl Irresberger, Gießereidirektor a. D. 39 S. Berlin, Julius Springer. 1916.

Jäckh. — Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft. Von Ernst Jäckh. (Der Deutsche Krieg, Heft 24.) 30 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Jacobstötter. — David. Ein Schauspiel aus großer Zeit in fünf Aufzügen. Von Ludwig Jacobstötter. 118 S. Hamburg, Gustav Schloeßmann (Gustav Fich). 1916.

Jocham. — Theodor Körner, der schwarze Jäger. Ein Appell an meine Kameraden im Feld. Von Magnus Jocham. Mit Körners Bildnis. 96 S. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Krane. — Der Friedensfürst. Neue Christus-Erzählungen von Anna Freiin von Krane. 152 S. Köln, J. P. Bachem. O. J.

Kriegsberichte. — Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 11. Die Argonnenkämpfe. Heft 12. Die Schlacht von La Bassée und Arras. Heft 13. Die Kämpfe in Serbien und östlich von Wilna. Heft 14. Der Durchbruch bei Prasznysz. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Krug. — Der deutsche Militarismus und Englands Schuld am Kriege. Von G. Krug von Nidda, Wirkl. Geh. Rat, Darmstadt. 60 S. Berlin, Carl Heymanns Verlag. 1916.

Literarische Neuigkeiten

Krutina. — Der Flieger. Ein dramatisches Gedicht. Von Edwin Krutina. 45 S. Berlin, Felix Lehmann Verlag G. m. b. H. 1915.

Külpe. — Die deutsch-lettischen Beziehungen in den baltischen Provinzen. Ein Wort der Aufklärung von einem Balten. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. O. Külpe. 68 S. Leipzig, S. Hirzel. 1916.

Lersch. — Herz! Aufglühe dein Blut. Gedichte im Kriege. Von Heinrich Lersch. 116 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Linzen. — Marie Schlichtegroll. Roman von Karl Linzen. 667 S. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1915.

Littmann. — Tschakydschy. Ein türkischer Räuberhauptmann der Gegenwart. Von Enno Littmann, ord. Professor an der Universität Göttingen. 73 S. Berlin, Karl Curtius. 1915.

Lucka. — Grenzen der Seele. Von Emil Lucka. 430 S. Berlin, Schuster und Loeffler. 1916.

Ludwig. — Die Fahrten der Goeben und der Breslau. Von Emil Ludwig. Mit 18 Abbildungen. 104 S. Berlin, S. Fischer. 1916.

Lüthgen. — Belgische Baudenkmäler. Von Eugen Lüthgen. Mit 96 Vollbildern. 96 S. Leipzig, Insel-Verlag. 1915.

Marck. — Deutsche Staatsgesinnung. Von Siegfried Marck. 72 S. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1916.

Marcks. — Der Imperialismus und der Weltkrieg. Vortrag, gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 9. Oktober 1915. Von Prof. Erich Marcks in München. Leipzig, B. G. Teubner. 1916.

Mendheim. — Dichterbiographien. Band 19: Emanuel Geibel. Von Max Mendheim. Mit Emanuel Geibels Bildnis. 100 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Michaelis. — Aus dem deutschen Osten. Von Dr. Paul Michaelis. 122 S. Berlin, Georg Reimer. 1916.

Michel. — Auf der Südostbastion unseres Reiches. Von Robert Michel. 74 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Molden. — Radetzky. Sein Leben und sein Wirken. Nach Briefen, Berichten und autobiographischen Skizzen zusammengestellt von Ernst Molden. 77 S. Leipzig, Insel-Verlag. O. J.

Offizierpensionsgesetz. — Offizierpensionsgesetz vom 31. Mai 1906, nebst Ausführungsbestimmungen des Bundesrats und des Kriegsministeriums sowie Pensionstabellen usw. 56 S. Oldenburg, Gerhard Stalling. O. J.

Partsch. — Der östliche Kriegsschauplatz. Von Dr. J. Partsch, ord. Professor der Geographie an der Universität Leipzig. 120 S. (Die Kriegsschauplätze. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner, Heft 3.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Pastor. — Conrad von Hötzendorf. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen von Ludwig von Pastor, k. k. Hofrat, Professor der Geschichte an der Universität zu Innsbruck. Mit Conrads Bildnis und Schriftprobe. 103 S. Wien, B. Herder Verlag. 1916.

Pastor. — Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. Von Ludwig von Pastor. Mit 102 Abbildungen und einem Plan. 135 S. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Paull. — Die neue Familie. Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem. Von Dr. med. H. Paull, Arzt und Stadt-Schularzt in Karlsruhe i. B. (Der Deutsche Krieg, Heft 70.) 29 S. Stuttgart u. Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1916.

Pfau. — Russisches. Erlebnisse und Eindrücke aus elfmonatiger Gefangenschaft 1914/15. Von Max Pfau. 143 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1915.

Philippson. — Der französisch-belgische Kriegsschauplatz. Von Dr. A. Philippson, ord. Professor der Geographie an der Universität Bonn a. Rh. 92 S. (Die Kriegsschauplätze. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner, Heft 2.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1916.

Reich. — Das Buch Michael, mit Kriegsaufsätzen, Tagebuchblättern, Gedichten und Zeichnungen aus Deutschlands Schulen. Herausgegeben aus den Archiven und mit Unterstützung des Zentralinstitutes für Erziehung und Unterricht von Prof. Hermann Reich, Dozent an der Universität Berlin. 328 S. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1916.

Reismann. — Noch eine Hamlet-Erklärung, aber einzig aus den Worten der Dichtung. Von H. Reismann. 51 S. Münster i. W., Heinrich Schöningh. 1914.

Retzbach. — Der Boykott. Eine sozial-ethische Untersuchung von Anton Retzbach, Doktor der Staatswissenschaften, Domkustos in Freiburg i. Br. 143 S. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagshandlung. 1916.

Révai. — Das Endziel des Weltkrieges. Englands Ausschaltung aus Europa. Von Maurus Révai, ehem. ungar. Reichstagsabgeordneter. 168 S. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. 1916.

Reventlow. — Deutschlands auswärtige Politik. 1888—1914. Von Graf Ernst zu Reventlow. Dritte, vollständig neubearbeitete Auflage. 480 S. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1916.

Roeder. — Urkunden zur Religion des alten Ägypten. Übersetzt und eingeleitet von Günther Roeder. 332 S. Jena, Eugen Diederichs. 1915.

Rudolph. — Das Leben nach dem Tode. Neue wissenschaftliche Entdeckungen der okkulten Forschung. Der leidenden Menschheit gewidmet von Hermann Rudolph. Zweite, erweiterte Auflage. 58 S. Leipzig, Theosophischer Kultur-Verlag. 1916.

Schäfer. — Deutsch-türkische Freundschaft. Von Dr. Carl Anton Schäfer. (Der Deutsche Krieg, Heft 13.) 43 S. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1914.

Schmökel. — Die Leute von Kluckendorf. Von Hermann Schmökel. Illustrationen von Joh. Holtz. 112 S. Potsdam, Stiftungsverlag. O. J.

Schremmer. — Der Krieg im Bilde. Von Wilhelm Schremmer, Breslau, und Richard Rothe, Wien. 58 S. Prag, A. Haase. 1916.

Schultze. — Rußlands Feindschaft gegen die Volksbildung und ihre Wirkungen auf Staat, Volk und Kultur. Von Dr. Ernst Schultze. 150 S. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1916.

Schulze. — Unter See. U-Boots-Bilder. Von Professor Dr. Franz Schulze, Direktor der Seefahrts-Schule in Lübeck. 64 S. Kassel, Max Brunnemann. O. J.

Seidlitz. — Das erste Jahr des Kulturkrieges. Von Woldemar von Seidlitz. 16 S. München, Georg D. W. Callwey. O. J.

Siösteen. — Das moderne Belgien. Von Gustav Siösteen. Mit 148 Textillustrationen und 19 Vollbildern. 402 S. Berlin, Hermann Paetel. 1909.

Sophokles. — Dramen des Sophokles. Übertragen von Walther Amelung. Erster Band. 257 S. Jena, Eugen Diederichs. 1916.

Spranger. — Die Idee einer Hochschule für Frauen und die Frauenbewegung. Von Eduard Spranger, ord. Professor der Philosophie und Pädagogik an der Universität Leipzig. 76 S. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung. 1916.

Steinhausen. — Wilhelm Steinhausen. Acht farbige Wiedergaben seiner Werke. Mit einer Einleitung des Künstlers. Leipzig, E. A. Seemann. O. J.

Stieler. — Karl Stielers Werke. Fünf Teile in einem Bande. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Quenzel. 176 S. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Stona. — Die Heidelerche und andere heitere Geschichten. Von Maria Stona. 109 S. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Storm. — Theodor Storm. Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Gertrud Storm. 196 S. Braunschweig, George Westermann. 1915.

Streiff. — Dramatische und neue lyrische Dichtung. Von Caspar Willy Streiff. 118 S. Basel, Selbstverlag des Verfassers. 1915.

Für die Redaktion verantwortlich: Hellmuth Soltau, Berlin-Zehlendorf.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.166

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY